Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe.

Herausgegeben

von

Adolf Schmidt,

ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Jena.

Mit der Fortsetzung

von

Eduard Arnd.

Dritte vermehrte Auflage.

Elfter Band.

Neuere Geschichte III.

Leipzig,

Verlag von Duncker und Humblot.

1869.

Inhalt des elften Bandes.

Neuere Geschichte. Zweiter Zeitraum.

Das Zeitalter der Religionskriege.

Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Abschluß des Westphälischen Friedens (1555—1648).

Sechster Abschnitt. Neben- und Nachspiele des dreißigjährigen Krieges in Süd- und Westeuropa.

Neuere Geschichte. Dritter Zeitraum.

Das Zeitalter der englischen Revolution und der Eroberungskriege Ludwig's XIV., Karl's XII. und Peter's I.

Vom Westphälischen Frieden bis zum Ausgang des Nordischen Krieges (1648—1721).

Erster Abschnitt. Revolution und Restauration in England (bis 1660).

Zweiter Abschnitt. Ludwig XIV. und die zweite englische Revolution; West- und Südeuropa bis zum Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges.

Neuere Geschichte.

Zweiter Zeitraum.

Das Zeitalter der Religionskriege.

Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Abschluß des Westphälischen Friedens (1555—1648).

Sechster Abschnitt.

Neben- und Nachspiele des dreißigjährigen Krieges in Süd- und Westeuropa.

1. Die spanische Monarchie unter Philipp IV.

Der beginnende Verfall der spanischen Macht, von Philipp II. vorbereitet, hatte sich unter seinem Nachfolger noch deutlicher offenbart. Als Philipp IV. den Thron bestieg, hofften alle Bewohner des weiten Reiches, die Spanier, Portugiesen, Neapolitaner, Sicilianer, Mailänder und Belgier, wenn auch nicht auf Wiederherstellung und Achtung ihrer politischen Freiheiten und Rechte, so doch auf ein einsichtigeres Regiment, auf die Erhebung des gesunkenen Wohlstandes und bessere Förderung ihrer materiellen Interessen. Das erste Geschäft des neuen, erst sechszehn Jahre zählenden Herrschers war in der That die Entfernung der Günstlinge seines Vaters, des Herzogs von Uzeda, der ihn bisher tyrannisirt hatte, und Rodrigo Calderon's; aber nicht um selbst die Regierung zu verwalten, sondern nur um dieselbe in die Hände neuer Favoriten zu legen. „Es ist besser, daß meine Minister irren als ich selber," pflegte er zu sagen. Nur die äußere Würde des Regenten strebte er der spanischen Weise gemäß zu behaupten. Er lachte niemals, sondern zeigte sich stets streng und ernst, und sprach oft ganze Wochen lang keine Silbe; denn selbst Gespräche zu führen dünkte ihm einem Könige von Spanien

und Indien unangemessen. Doch zeigte er sonst Vergnügen an der Jagd und Theilnahme für Dichtkunst und Musik. Sein vollstes Vertrauen besaß zuerst sein ehemaliger Erzieher Balthasar von Zuniga, der indeß bald in der königlichen Gunst von seinem Neffen, Gaspar Gusman Grafen von Olivarez, überflügelt wurde. Schon im April 1622 erhielt dieser den Titel eines Herzogs, und der nach zwei Jahren erfolgte Tod seines Oheims machte ihn zum alleinigen Lenker aller Angelegenheiten.

Olivarez war ein Mann von schönem Aeußeren und sicherem Benehmen, von großer Thätigkeit und Nüchternheit in seiner Lebensweise, und wenn er auch einen unersättlichen Ehrgeiz besaß, so zeigte er sich doch weder habgierig noch geldsüchtig, und hinterließ nach zweiundzwanzigjähriger Staatsverwaltung weniger Vermögen, als er im Beginn derselben besessen hatte. Um aber Spanien von den Uebeln, an denen es krankte, zu heilen, hätte es einer tieferen und umfassenderen Einsicht und größerer Kräfte bedurft, als diesem Manne verliehen war. Zwar erging unter dem 10. August 1624 eine königliche Verordnung, welche die übermäßige Zahl der Beamten der Rechtspflege und Verwaltung auf ein Drittel heruntersetzte, den für die Provinzen verderblichen Aufenthalt der Großen in der Hauptstadt beschränkte und die Auswanderung bei Strafe der Confiscation untersagte; allein die Ursachen der Uebelstände lagen tiefer. Es waren die Verschwendung des Hofes, der Verfall des Handels, das Stocken der Gewerbe, die Untüchtigkeit der Verwaltung und die für die Armeen und Flotten nöthigen Summen. Da Olivarez einerseits die Theilnahme am dreißigjährigen Kriege, die man bereits von Philipp III. überkommen, nicht aufgeben zu dürfen glaubte, um die Macht des Habsburgischen Hauses nicht sinken zu lassen, und andrerseits in Beziehung auf die inneren Verhältnisse dem verderblichen leider in Spanien schon früh eingeschlagenen Wege der Handelssperren, der Ausfuhr- und Einfuhrverbote und anderen mehr oder minder niederdrückenden statt aufhelfenden Maßregeln sich hingab: so mußte der Zustand des Landes immer trauriger sich gestalten und die Klagen über Steuerdruck, Entvölkerung und Verödung von Jahr zu Jahr steigen. Die Thätigkeit der Einwohner erlahmte unter den künstlichen Hemmungen und Schranken immer mehr; um die kleinste Unternehmung zu bewerkstelligen, mußten neue Anleihen gemacht oder Krongüter verkauft werden, und doch wurde niemals so viel zusammengebracht, um große und entscheidende Schläge ausführen zu können. Das herrschende Finanz- und Regierungssystem verstrickte sich immer tiefer in die seltsamsten Irrwege der Bevormundung. Um die Waaren im Innern billiger zu haben, war schon längst die Aus-

fuhr von Tuch, Leder, Wolle, Getreide und Vieh verboten; sogar der Handel im Lande mit den beiden letzteren Producten ward untersagt. Im Jahre 1643 erging eine Verordnung gegen die Anwendung von Gold, Silber oder Vergoldung zur Zierde von Meubeln, Geräthen, Waffen, Geschirren und Kleidern; ebenso wenig sollten dergleichen Sachen außer Landes verkauft werden. Die Stoffe sowohl als die Länge und Breite der Kleider wurden auf das Genaueste vorgeschrieben. Familienväter, die ein Einkommen von zwei bis fünfhunderttausend Maravedis besaßen, durften ihre Töchter nur mit dem fünften Theil dieser Summe ausstatten. Jeder Fremde, vorausgesetzt, daß er katholischen Glaubens sei, konnte sich in Spanien niederlassen, aber nur in einer Entfernung von 20 Meilen von jedem Seehafen. Frauen, die sich vor dem achtzehnten Jahre verheiratheten, waren auf vier Jahre von allen Steuern befreit.

Gleich mit Philipp's Thronbesteigung begann der Krieg gegen die noch immer als aufständisch betrachteten Niederlande; während andrerseits der spanische Gouverneur von Mailand, Gomez Suarez, Herzog von Feria, angewiesen ward, den Aufstand der Veltliner (Valtelliner) gegen Graubündten, dem sie unterthan waren, zu unterstützen, um durch jene Landschaft eine freie Verbindung mit Tyrol und den österreichischen Staaten zu erhalten. Im Herbst drangen der Herzog von der einen und der Erzherzog Leopold von Oesterreich von der andern Seite ins Bündnerland, verwüsteten es weit und breit, und zwangen die Republik, das Veltlin an Spanien und Engadin an Oesterreich abzutreten (1622). Diese neue Verstärkung der Habsburgischen Macht auf den Grenzen Italien's weckte aber die Eifersucht Frankreich's, Savoyen's und Venedig's; sie schlossen ein Bündniß zur Zurückstellung des Engadin und Veltlin an Graubündten (1623), worauf im folgenden Jahr der Marquis de Coeuvres mit einer französischen Armee durch das Gebiet von Bern, das ihm den Durchzug gestattete, in die eroberten Landschaften einbrach und dieselben befreite. Obgleich nun auch die Spanier von Deutschland aus Verstärkungen unter dem Befehl des Grafen Pappenheim erhielten, bestätigte der 1626 zu Monzon in Aragonien geschlossene Friede doch den Graubündtnern ihre Besitzungen in dem Umfange, den sie vor dem Jahre 1617, als der Aufstand der Veltliner ausbrach, gehabt hatten. Danach erhielten die spanischen Truppen in Italien Beschäftigung durch den mantuanischen Erbfolgekrieg (1627—1631), dessen bereits Erwähnung geschehen ist, und im Jahre 1633 führte der Herzog von Feria dem Kaiser 12,000 Mann nach Deutschland zu Hülfe, auf

welchem Zuge er zu München starb (1634). Sein Nachfolger wurde Diego de Gusman. Ein zweites Corps, das Philipp's Bruder Ferdinand nach den Niederlanden führte, nahm unter Weges an der Schlacht bei Nördlingen Theil. Als Richelieu, durch Oxenstierna und die Verluste, welche die Schweden in Deutschland erlitten hatten, bewogen, der Krone Spanien von Neuem den Krieg erklärte, konnte er in Oberitalien auf die Hülfe des Herzogs von Savoyen, Victor Amadeus, sowie auf den durch Frankreich's Mitwirkung eingesetzten Herzog Karl I. von Mantua und Odoardo I. von Parma zählen; dagegen erklärte sich der Herzog von Modena für Spanien. Der Herzog von Rohan, welcher Rochelle so tapfer gegen die königlichen Truppen vertheidigt, danach aber Verzeihung und Aussöhnung mit dem Hofe erhalten hatte, führte 1635 dreizehntausend Franzosen über Basel und St. Gallen nach Italien, und schlug die den Spaniern aus Tyrol zu Hülfe ziehenden Oesterreicher zuerst bei Tirano, an den Ufern der Adda, und zum zweiten Mal am 31. October bei Mazzo. Am 30. November besiegte er auch ein spanisches Heer unter Serbelloni bei Morbegno. Indessen Rohan auf diese Weise von Norden her in das Mailändische eindrang, hatte der Marschall von Crequi, der mit zehntausend Mann zum Heere des Herzogs von Savoyen gestoßen war, das Gebiet von Mailand von Westen her angegriffen und Valenza belagert; allein er wurde genöthigt, mit Zurücklassung seines Geschützes die Unternehmung aufzugeben. Im Jahre 1636 machte Spanien großartige Zurüstungen, den Schauplatz des Krieges nach Frankreich zu verlegen; in die Picardie und in Burgund brachen zu gleicher Zeit starke Heeresabtheilungen ein, eine Flotte bemächtigte sich der lerinischen Inseln an der Küste der Provence, und im September drang ein viertes spanisches Corps über die Pyrenäen nach Guienne vor. Das Schicksal der von den Niederlanden und Deutschland aus vorrückenden Truppen haben wir bereits erzählt; auch im Süden konnten die Spanier nur die Stadt Soroa behaupten. In Italien war Diego de Gusman in Parma eingefallen. Das Land dieses Bundesgenossen zu befreien, ging Crequi über den Tessino. Bei Tornavento traf er auf die Spanier und zwang sie nach einem funfzehnstündigen erbitterten Gefecht zum Rückzuge, den sie indeß ohne Verlust bewerkstelligten. Im folgenden Jahre zwangen sie den Herzog Odoardo von Parma durch wiederholte Einfälle, seiner Verbindung mit Frankreich zu entsagen; wogegen die Franzosen nicht nur unter Marschall Schomberg die Spanier ganz aus Guienne trieben, nachdem sie die einrückenden Verstärkungen geschlagen hatten, sondern auch unter dem Grafen Har-

court die lerinischen Inseln wiedereroberten, und einen Versuch auf Sardinien machten, der aber mißlang. Glücklichere Erfolge begleiteten die spanischen Waffen in Italien; der Marschall Crequi fiel bei Breme, und gegen seinen Nachfolger, den Cardinal de la Valette, eroberte Gusman Vercelli. Noch bedeutendere Vortheile bereiteten ihnen die Todesfälle Victors Amadeus von Savoyen und Karl's von Mantua. In beiden Ländern folgten unmündige Söhne; und wenn nun gleich die Franzosen die Gemahlin Victors, Christine, welche die Regentschaft führte und neutral bleiben wollte, zur Erneuerung der früheren Allianz mit Frankreich zwangen, so schloß sich doch Maria Gonzaga von Mantua, Karl's Gemahlin, eng an Spanien an. Ueberdies aber erhob sich auch in Savoyen bald eine bedeutende Partei gegen Frankreich. Der junge Herzog Franz Hyacinth folgte seinem Vater schon im October 1638 im Tode, und wegen der Vormundschaft über dessen jüngeren Bruder Karl Emanuel II., der erst vier Jahre zählte, entstanden Streitigkeiten zwischen der Herzogin Christine und den Brüdern ihres verstorbenen Gatten, den Prinzen Thomas und Moritz. Um ihre Ansprüche durchzusetzen, verbanden sich diese mit dem Statthalter von Mailand, während Christine sich fester an Frankreich anschloß. Im Herbst des Jahres 1638 und im folgenden Frühjahr eroberten die Prinzen mit spanischer Hülfe fast das ganze Land, bis der Graf Harcourt das Commando über die französischen Truppen erhielt und am 29. April 1640 den Marchese Leganes, der die Spanier befehligte, bei Casale schlug und den Prinzen Thomas nöthigte, Turin zu übergeben.

Der Krieg in den Niederlanden beschränkte sich, wie auch in früheren Zeiten, größten Theils auf Belagerungen. Noch befehligte hier der berühmte Spinola, der sein erstes Auftreten auf diesem Schauplatze vor zwanzig Jahren mit der Einnahme Ostende's bezeichnet hatte. Er eroberte Jülich (1622), welches Moritz von Oranien im Jahre 1610 besetzt hatte, und Breda (1624), nachdem die Belagerung von Bergen op Zoom durch die unerwartete Diversion Ernst's von Mansfeld und Christian's von Braunschweig hatte aufgegeben werden müssen. Im folgenden Jahre starb Prinz Moritz, dem in den letzten Zeiten keine Waffenthat mehr hatte glücken wollen; sein Bruder Friedrich Heinrich trat als Statthalter von Holland, Seeland, Geldern und Oberyssel und als Lenker des Krieges gegen Spanien in seine Stelle. Obgleich das Bündniß, das die Generalstaaten um diese Zeit mit Richelieu abschlossen, und eine Unterstützung von 6000 Mann, die Jakob von England sandte, den Holländern das Uebergewicht zuzusichern schien, konnten sie

doch auch in den nächsten Jahren nicht viel ausrichten, bis der Admiral Peter Hein i. J. 1628 die spanische Silberflotte in der Bai von Matanzas wegnahm. Dieses Ereigniß mußte bei dem sonstigen zerrütteten Zustande ihrer Finanzen die Thätigkeit der Spanier vor der Hand ganz lähmen, während es den Holländern reiche Mittel zur Verfügung stellte. Friedrich Heinrich beschloß deshalb, mit vierundzwanzigtausend Mann Fußvolk und viertausend Reitern die Belagerung der wichtigen Festung Herzogenbusch zu unternehmen, und ließ sich von derselben weder durch die Angriffe Heinrich's von dem Berge, der an Spinola's Stelle das Commando der spanischen Truppen übernommen hatte, noch durch das Vordringen eines starken kaiserlichen Heeres unter Montecuculi auf Amsterdam zurückschrecken. Am 14. September 1629 ergab sich Herzogenbusch. Ebenso nachtheilig für Spanien als der Verlust dieser Stadt war der Fall von Wesel, dessen sich Spinola aus der jülich-clevischen Erbschaft bemächtigt hatte, wegen des Rheinübergangs. Schon am 19. August hatte der Hauptmann Huygens von Emmerich aus diesen Platz überrumpelt und eingenommen. Diese Unfälle wieder auszugleichen, machte die Erzherzogin Isabelle, die Tochter Philipp's II., die seit dem Tode ihres Gemahls Albrecht's von Oesterreich (1621) die Regierung der spanischen Niederlande allein führte, große Anstrengungen; auf einer starken Anzahl kleiner Schiffe wurde zu Antwerpen ein zahlreiches Heer eingeschifft, das unter dem Schutz der Kriegsflotte gelandet werden sollte. Aber die holländische Seemacht griff diese Expedition im Fahrwasser des Slaak, eines Armes der Schelde, am 12. September 1631 an und vernichtete sie nach einem hartnäckigen Gefecht. Die Spanier verloren 35 Fregatten und viele Transportschiffe, 126 Geschütze und fünftausend Mann an Gefangenen. Wenige Tage nach diesem Siege über die Spanier schlug Gustav Adolf die Streitkräfte des Kaisers und der Liga in den Ebenen von Leipzig. Auch die folgenden Unternehmungen der Holländer waren glücklich. Prinz Heinrich eroberte Venlo und eröffnete die Belagerung von Mastricht. Diese Stadt zu retten, brachten die spanischen Befehlshaber, der Marquis de Santa Croce und Don Gonzalez de Cordova, achtunddreißigtausend Mann zusammen, und Pappenheim, der nach der Schlacht bei Leipzig in Niedersachsen neue Werbeplätze eröffnet hatte, erhielt Befehl, seine Mannschaften zuerst zur Mitwirkung beim Entsatz Mastricht's zu verwenden. Er erschien mit sechszehntausend Kriegsleuten und wagte einen Angriff auf die Verschanzungen, mit denen Prinz Heinrich seine Belagerungswerke umgeben hatte. Trotz seiner Tapferkeit ward er, zum Theil aus Mangel an Unterstützung von

Seiten der spanischen Generale, zurückgeworfen (18. Aug. 1632), und zog mißvergnügt quer durch Norddeutschland nach Merseburg, um sich in diesen Gegenden mit Wallenstein zu vereinigen. Am 16. November starb er den Heldentod in der Schlacht bei Lützen. Schon am sechsten Tage nach Pappenheim's Abzug wurde Mastricht übergeben.

Nach so schweren Verlusten beschloß die Erzherzogin Unterhandlungen mit den Generalstaaten zu eröffnen, die sich dem Frieden nicht abgeneigt zeigten; aber Richelieu's gewandte Staatskunst wußte diese seinen Entwürfen hinderliche Annäherung zu unterbrechen, und Isabellen's Tod, der am 2. December 1633 erfolgte und von den Belgiern tief betrauert ward, benahm vollends alle Aussicht auf Beendigung des Krieges. Die Verwaltung der spanischen Niederlande erhielt Philipp's IV. Bruder, Ferdinand, der im November 1634 in Brüssel eintraf, nachdem er am 6. September der Schlacht bei Nördlingen beigewohnt hatte. Durch den in Folge dieser Schlacht eingetretenen Umschwung der Dinge sah sich Richelieu zu thätigerer Unterstützung Schweden's veranlaßt. Er schloß deshalb ein enges Bündniß mit den Niederlanden, erklärte Spanien den Krieg, und ließ ein starkes Heer zu den Truppen des Prinzen Heinrich stoßen (1635). Aber der Cardinal-Infant — dies war der übliche Titel Ferdinand's — kämpfte dessenungeachtet zur See und zu Lande so glücklich, daß er im folgenden Jahre tief in Frankreich eindringen konnte. Eine Unternehmung auf Dünkirchen (1637) wußte er ebenfalls zu verhindern, und wenn die Verbündeten in diesem Jahre auch Breda wieder eroberten, so konnte Ferdinand den Gewinn von Venlo dafür in die Wage legen. Mit demselben Erfolg und Nachdruck führte er den Krieg trotz der ihm überlegenen feindlichen Streitkräfte fort, und ein Versuch der Holländer auf Antwerpen wurde mit großem Verluste derselben zurückgeschlagen. Dagegen erlitt wiederum eine große spanische Flotte unter Antonio de Oquendo, die zwölftausend Mann zu einer Landung in Flandern bestimmter Truppen an Bord hatte, im Canal eine entschiedene Niederlage durch die von Martin Harpertszoon Tromp geführte Seemacht der Generalstaaten; Oquendo verlor nach einem vierstündigen Gefecht vierzig Schiffe und viertausendfünfhundert Gefangene.

2. Empörungen gegen Philipp IV. in Catalonien, Portugal, Sicilien und Italien.

Nachdem die Einfälle der Spanier in Guienne in den Jahren 1636 und 1637 vereitelt worden waren, beschloß der Cardinal Richelieu in diesen Gegenden zur Offensive überzugehen. Im Juli 1638 führte der junge Prinz Condé ein ansehnliches Heer über die Bidassoa, nahm Irun und eröffnete die Belagerung von Fuentarabia von der Landseite, während eine französische Flotte den Platz von der See her blokirte. Die spanischen Galeeren, die zur Befreiung des Hafens herbeieilten, wurden geschlagen und zum Theil in Brand gesteckt; allein diese Vortheile blieben erfolglos, da der Admiral von Castilien vierzehn Tage später den Prinzen mit großem Verlust aus seinen Belagerungswerken jagte. Ein zweiter Einfall, der im folgenden Sommer in die Grafschaft Roussillon unternommen wurde, lief noch unglücklicher ab. Dennoch schien der Stand der Dinge in diesen Landschaften durch ein unerwartetes Ereigniß plötzlich eine für Frankreich höchst günstige Wendung zu nehmen. Schon in den vorangegangenen Jahren hatten die Stände Catalonien's erhöhte Forderungen an Geld und Mannschaft, wie sie der an so verschiedenen Orten zu führende Krieg nöthig machte, zurückgewiesen und auch, gleich anderen Provinzen, den großartig gedachten Plan des Herzogs von Olivarez, alle Länder der spanischen Krone mit Auslöschung der localen und territorialen Rechte und Eigenthümlichkeiten in ein nach gleichen Gesetzen und Grundsätzen zu verwaltendes Staatsganze umzuschaffen, mit entschiedenem Unwillen abgelehnt. Als nun bei dem Vordringen der Franzosen in Roussillon neue Abgaben gefordert wurden und zahlreiche Truppen ihre Winterquartiere in Catalonien erhielten, weil diese Gegenden dem Kriegsschauplatz zunächst lagen, stieg die Unzufriedenheit der Einwohner in dem Maße, daß dem Minister heftige Beschwerden überreicht wurden. Olivarez äußerte sich darüber in einem Briefe an den Vicekönig jener Provinz, Santa Colonna, in folgender Art: „Kein Fürst in Europa hat Unterthanen wie die Catalonier. Sie wollen zwar einen König haben, aber ihm nicht dienen, selbst wenn es auf ihre eigene Erhaltung ankommt. Besitzt ein Herrscher nicht die Gewalt, in seinem Lande zu befehlen, was er will, oder darf er nicht einmal das thun, was für das Wohl seiner Unterthanen nöthig ist? Soll der König die Catalonier vertheidigen, ohne daß sie daran Theil nehmen? Soll die Kriegsmacht anderer Provinzen die Feinde aus Catalonien jagen

und dann nicht einmal im Winter dort bleiben dürfen? Ein Recht solcher Art kann nicht vorhanden sein; das höchste und erste Gesetz eines Staates bleibt sein Wohlsein und seine Erhaltung"*). Santa Colonna erwiederte: die Armuth in den Dörfern sei in der That auf eine solche Höhe gestiegen, daß es den Bauern selbst nach den Berichten der Befehlshaber unmöglich sei, die Truppen zu ernähren. Auch beharrten die Stände dabei, daß die Art, nach welcher die Soldaten mit der Last völliger Verpflegung eingelagert seien, der Freiheit des Landes widerspreche. Da befahl Olivarez, dem die Zurückziehung der Truppen unthunlich, ja verderblich erschien, die Leiter der Opposition, Paul Claris, Franz Tamarit und Franz Vargas, zu verhaften. Durch diese Maßregel wurden die Leidenschaften noch stärker aufgeregt; es kam zu Gefechten zwischen den Landleuten und Soldaten; endlich begab sich ein Haufe der Empörer nach Barcelona, und befreite die drei Gefangenen (22. Mai 1640). Noch größere Unordnungen fanden daselbst einige Wochen später statt, indem die Aufrührer das Zeughaus wegnahmen, an den Palast des Vicekönigs Feuer legten, und diesen selbst erschossen. Als Olivarez hierauf Anstalt machte, die durch die Provinz zerstreuten Truppen zu sammeln und zu verstärken, um den Aufstand mit Gewalt zu unterdrücken, setzten die Catalonier sämmtliche Behörden ab, übertrugen die Regierung einem Rathe von sechsunddreißig Personen, und wandten sich um Hülfe nach Frankreich. Sie erhielten zuerst nur fünftausend Mann, weil Richelieu sie erst in ärgere Noth gerathen lassen wollte, damit sie sich ihm dann auf alle Bedingungen in die Arme werfen sollten. So geschah es in der That; als die Insurgenten von den Königlichen trotz des Hülfscorps zurückgedrängt und geschlagen wurden, erwählten die versammelten Stände den König Ludwig XIII. zum Grafen von Barcelona (23. Jan. 1641). Durch neue Abtheilungen französischer Truppen verstärkt, unternahmen die Rebellen hierauf die Belagerung der wichtigen Festung Taragona, während eine französische Flotte, dreißig Schiffe stark, von Sourdis, dem Erzbischof von Bordeaux, befehligt, den Hafen dieser Stadt einschloß. Einundvierzig spanische Segel, welche die Blokade sprengen wollten, wurden geschlagen, worauf die Hungersnoth innerhalb der Mauern den höchsten Grad erreichte. Doch nahte bereits zur Versorgung oder Befreiung der Belagerten eine zweite Flotte, die größten Theils in den neapolitanischen Häfen ausgerüstet worden war. Der Erzbischof ging derselben kühn entgegen, obschon sie doppelt so stark

*) Raumer, Geschichte Europa's, V. S. 459.

als die seinige war, mußte sich aber, nachdem er einen ganzen Tag hindurch muthig gekämpft (10. Aug.), zum Rückzug entschließen, worauf das Landheer ebenfalls die Belagerung aufgab. Auch in der Grafschaft Roussillon hielten sich die Spanier, obgleich von ihren Hülfsquellen abgeschnitten und von überlegenen französischen Streitkräften gedrängt, noch zwei Jahre lang. Aber selbst nachdem die festen Plätze dieses Landes, unter denen Perpignan der bedeutendste, gefallen waren und die Franzosen den Rücken frei hatten, fanden sie in Catalonien solchen Widerstand von Seiten der königlichen Truppen, daß sie nicht über die Grenzen dieser Provinz vordringen konnten. Der Krieg wurde mit abwechselndem Glücke geführt, bis es dem Marschall Karl von Schomberg 1648 gelang, bis an den Ebro vorzudringen und Tortosa zu erobern. Dagegen vermehrte sich aber die schon seit einiger Zeit vorhandene Unzufriedenheit der Catalonier mit der französischen Herrschaft, so daß die Spanier bald darauf von dieser Stimmung unterstützt jene Festung sowie einen großen Theil der empörten Provinz wieder einnehmen konnten (1650). Da das französische Cabinet durch die Unruhen, die Condé's Ehrgeiz damals im Inneren Frankreich's hervorrief, verhindert war die nöthigen Verstärkungen zu senden: so eröffneten die Spanier im folgenden Feldzuge die Belagerung Barcelona's von der Land- und Seeseite, und erzwangen die Uebergabe nach vierzehnmonatlicher hartnäckiger Vertheidigung. Mit dem Fall der Hauptstadt war die Wiederunterwerfung der Provinz entschieden.

Einen ganz anderen Ausgang nahmen die Bewegungen, die um die gleiche Zeit in Portugal ausgebrochen waren. Mit den übrigen Ländern Spanien's theilte dieses Reich die unerträgliche Last der Steuern, hatte aber zugleich die Unterdrückung seiner Nationalität, den Verlust seiner Colonien, der Quellen seines Handels und seines Reichthums, zu beklagen, und den Stolz sowie die Willkür der spanischen Statthalter und Beamten, welche Portugal als eine eroberte Provinz betrachteten, zu ertragen. Ohne Zusammenberufung und Befragung der Stände wurden neue Abgaben auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse gelegt, und die Alcavala, obgleich man Zeit und Gelegenheit genug gehabt, ihre Verderblichkeit für ein handelndes Land einzusehen, auch in Portugal eingeführt. Die Aemter des Staats und der Kirche wurden an die Meistbietenden verkauft, über zweitausend Geschütze und dreihundert Schiffe waren nach und nach aus dem Lande gebracht worden. Indeß hatte das Haus Braganza, das in männlicher Linie von Alfons, dem natürlichen Sohne König Johann's des Unechten von Portugal, und

in weiblicher von Katharina, der Tochter des jüngsten Sohnes König Emanuel's, abstammte, die Hoffnung nicht aufgegeben, dereinst den portugiesischen Thron zu besteigen. Herzog Johann von Braganza, der Enkel des Mitbewerbers Philipp's II., besaß an liegenden Gütern fast den dritten Theil des Königreichs. Zwar ging von ihm die Verschwörung nicht aus, die sich jetzt zum Sturz der spanischen Tyrannei bildete; als ihm aber die Absichten der Verbundenen mitgetheilt wurden, sicherte er ihnen seine Mitwirkung zu. Auf großen Widerstand war nicht zu rechnen, da wegen des Aufstandes in Catalonien fast alle Truppen weggezogen waren. Am Morgen des 1. December 1640 wurden die Wachen in Lissabon von einigen hundert Menschen überfallen und mit leichter Mühe entwaffnet, die spanischen Zeichen abgerissen, und der Herzog Johann von Braganza zum Könige ausgerufen. Nur drei Personen kamen ums Leben. In wenigen Tagen folgte das ganze Land, sowie die Colonien, dieser Erhebung des vaterländischen Gefühles in der Hauptstadt, und die zusammenberufenen Reichsstände, die aus acht Bischöfen und Erzbischöfen, neunundzwanzig Häuptern adeliger Familien und den Deputirten von vierunddreißig Städten und Landschaften bestanden, erklärten am 28. Juni 1641 Johann IV. für den rechtmäßigen Inhaber des Thrones, die Succession der spanischen Könige seit Heinrich's Absterben für Usurpation und Anmaßung. Die ersten Maßregeln des neuen Herrschers betrafen die Bildung eines Heeres und einer Flotte und den Abschluß eines Bündnisses mit Frankreich, an welche Macht sich sämmtliche antispanische Interessen Europa's anschlossen. Ludwig XIII. versprach eine Hülfsflotte von vierzig Kriegsschiffen. Doch schien man kaum fremder Unterstützung zu bedürfen, da die Spanier, auf allen Seiten im Kriege, nur unbedeutende Abtheilungen gegen Portugal ins Feld stellen konnten. Ohne Mühe behauptete Johann sechszehn Jahre den Thron. Er starb am 16. November 1656.

Die Aufstände in Catalonien und Portugal sowie das Unglück, welches die spanischen Waffen zur Zeit ihres Ausbruchs in Italien traf, machten in Philipp's IV. Gemüth Zweifel gegen Olivarez' Verwaltung rege. Hierdurch ermuthigt, verbanden sich dessen Gegner, an ihrer Spitze die Königin Elisabeth, die Tochter Heinrich's IV. von Frankreich, und der Marchese Grana, der kaiserliche Gesandte in Madrid, zu seinem Sturze. Die erstere wünschte selbst zu herrschen; der zweite glaubte, daß Spanien, von kräftigeren Händen geleitet, auch seinem Hofe nachdrücklichere Hülfe leisten würde. Lange Zeit widerstand Philipp ihren vereinten Bemühungen, bis er endlich am 17. Januar 1643 in die Ent-

lassung des Ministers willigte. Sein Nachfolger wurde Don Luis de Haro. Obgleich milder und wohlwollender als Olivarez, mußte auch er einsehen, daß die Heilung der Uebel, an denen Spanien krankte, seine Kräfte übersteige, und die unter seiner Verwaltung ausbrechende Empörung Neapel's zeigte deutlich, daß es nicht Olivarez' Maßregeln allein gewesen waren, welche Catalonien und Portugal unter die Waffen gebracht hatten.

Neapel und Sicilien befanden sich in keinem bessern Zustande als Spanien selbst, wurden aber um so weniger mit außerordentlichen Anforderungen verschont, als man hier auf den geringsten Widerstand rechnen zu dürfen glaubte. Der Statthalter Emanuel de Gusman, der Neapel von 1631 bis 1637 verwaltete, hatte während dieser sechs Jahre vierundvierzig Millionen Ducaten an außerordentlichen Steuern erpreßt und vierundfunfzigtausend Menschen nebst achttausend Pferden für die spanischen Armeen ausgehoben. Dazu kamen die Bedrückungen und der Unterschleif der Einnehmer und Steuerpächter, die, größten Theils Fremde und Kaufleute, die Abgabenerhebung als Geldspeculation betrieben. In Sicilien erreichte die Noth durch einen Mißwachs im Jahre 1646 den höchsten Grad. Als dem ungeachtet noch Steuern von den nothwendigsten Lebensbedürfnissen gezahlt werden sollten, brach der Pöbel von Palermo am 20. Mai 1647 los, öffnete die Gefängnisse und zwang den Vicekönig, Marquis de los Veles, die Auflagen für Oel, Salz und Mehl, Fleisch und Fische abzuschaffen. Da indeß auch dieß die Empörten nicht beruhigte, rief Veles den Adel zu Hülfe, der für seine Besitzungen und Güter besorgt war; allein das Volk stürmte unter der Führung Giuseppe da Lesi's, eines Golddrahtziehers, das Zeughaus und trieb Alle, die sich für die spanische Regierung bewaffnet hatten, aus der Stadt (15. August). Dennoch gewann diese bald wieder die Oberhand, da Giuseppe unter den Händen des Pöbels, dessen Unordnungen er steuern wollte, nach wenigen Tagen seinen Tod fand.

Bei weitem gefährlicher drohte der Aufstand zu werden, der in Neapel ausbrach. Hier hatte der Vicekönig, Don Rodrigo Ponce de Leon Herzog von Arcos, am 3. Januar 1647 ein Edict publicirt, das ebenfalls Abgaben von Getreide und Früchten zu zahlen gebot, und ließ dieselben streng eintreiben, trotz der augenscheinlichen Unzufriedenheit, die sie namentlich unter den ärmeren Klassen des Volkes erregten. Am 7. Juli, als die Bewohner Neapel's zur Feier eines Marienfestes zahlreich in den Straßen versammelt waren, entstand auf dem Markte Streit, ob der Käufer oder der Verkäufer verpflichtet sei, die Steuer zu bezah=

len. Der herbeigeholte städtische Beamte entschied gegen die fremden Verkäufer. Da gerieth ein Mann aus Puzzuoli, der Feigen zu Markte gebracht hatte, in heftigen Zorn, daß ihnen auf diese Weise nach allen Kosten nicht das geringste vom Verkauf ihrer Waaren übrig bleiben solle. „Gott giebt Ueberfluß," rief er aus, „aber die Beamten machen Theuerung! Da ich doch nichts davon habe, mögen Alle essen!" Mit diesen Worten stieß er seinen Korb um. Sogleich sammelte sich ein Schwarm barfüßiger Jungen, und ein Verwandter jenes Verkäufers, Tommaso Aniello oder, wie ihn das Volk nannte, Masaniello, ein kühner Fischer aus Amalfi, dessen Frau schon früher einmal von den Zollbeamten beim Mehlkaufe mißhandelt worden war, sagte: „eßt, Kinder, eßt! dann wollen wir die Steuern abschaffen." Bald wuchs der Haufe bis zu viertausend Köpfen an und begann die Zollhäuser in der Stadt zu plündern und niederzureißen. Dann wurden die Gefängnisse erbrochen, und unter dem Rufe: „es lebe der König! nieder mit der schlechten Regierung!" zogen alle vor den Palast des Vicekönigs und verlangten die Zurücknahme des letzten Steueredicts. Auf den Balcon heraustretend, suchte der Herzog die Unruhigen durch Versprechungen für den Augenblick zu besänftigen, da ihm nur einige hundert Soldaten zu Gebot standen, und gedachte sodann in das feste Castel nuovo, welches an den Hafen stößt, zu flüchten, wo er vor der Wuth des Pöbels in Sicherheit war. Aber das Volk erkannte ihn auf dem Wege dorthin, riß ihn aus dem Wagen, und zerrte ihn in die nahe Kirche des heiligen Franz von Paula, um seine Versprechungen eidlich zu bekräftigen, als der Erzbischof Filomarino herzukam, die Tobenden beruhigte und ihnen eine Urkunde vom Vicekönig über die Abschaffung sämmtlicher Steuern verhieß. Nun benutzte der Letztere die Nacht, um sich in das Castell zu retten, und überließ die Stadt den Rebellen.

Der Fischer von Amalfi übte nun eine unbeschränkte Herrschaft. Viele Häuser der Beamten und anderer dem Volke verhaßten Personen wurden geplündert, zerstört oder verbrannt; aber Alles ward mit Ordnung und Ruhe vollführt; zu stehlen enthielt sich auch der Aermste. Noch höher stieg Masaniello's Ansehen, als die von verschiedenen Seiten zur Unterstützung des Statthalters heranziehenden Truppen unter seiner Führung vom Pöbel zurückgeschlagen wurden. Auf dem Platze Toledo saß er alle Tage zu Gericht, Verdächtige und wirkliche Verbrecher wurden mit gleicher Strenge bestraft, und die Todesurtheile, die er häufig aussprach, wurden auf der Stelle von einem Haufen Bewaffneter vollzogen. Alles leistete unbedingten Gehorsam; „wie ein Fischer (Petrus)

Rom vom Satan errettet habe, so rettete jetzt, hieß es, ein zweiter Fischer Neapel vom Untergange." Die Banditen und Räuber, die haufenweise in die Stadt kamen, um an den Vortheilen der Anarchie Theil zu nehmen, wurden ergriffen und hingerichtet, oder nach heftigen Gefechten aus den Thoren getrieben. Am 10. Juli erließ Masaniello folgende Verfügung: „Im Namen des allergetreuesten Volkes und der allergetreuesten Stadt Neapel und aller derer, die hier den Oberbefehl führen, durch die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und seiner allerheiligsten Mutter Maria, immerdar Jungfrau, wird einem jeden, wes Standes und Gewerbes er auch sei, bei Todesstrafe verboten, Verkäufern von Lebensmitteln oder anderen Handelsleuten weder bei Tage noch bei Nacht irgend ein Leides zu thun, so daß alle frei und ungestört Waaren einbringen und die Einwohner sicher in ihren Häusern und Buden leben können. Bei gleicher Todesstrafe wird den Hauptleuten der Stadtviertel befohlen, ihre Mannschaft zu jedem Auftrage in Bereitschaft zu halten und dieselbe nirgend herumstreifen zu lassen. Nicht minder werden als Rebellen gegen das allergetreueste Volk betrachtet alle diejenigen, welche durch Feuer oder auf andere Weise Häuser beschädigen. Gegeben zu Neapel in unserer Residenz zu Santa Maria del Carmine." Am folgenden Tage überreichte der Erzbischof Filomarino an demselben Orte seinem Versprechen gemäß dem Masaniello die den Steuererlaß bewilligende Urkunde, und unterhandelte mit ihm über die vom Volke begehrte Auslieferung des Originalbriefes, wodurch Karl V. einst der Stadt Neapel viele Rechte und Exemtionen ertheilt hatte, sowie über Zusicherung einer völligen Amnestie für alles Geschehene. Da geschah es, daß mehrere vom Vicekönig oder dessen Anhängern gedungene Meuchelmörder in die Karmeliterkirche eindrangen und sechs Schüsse auf Masaniello abfeuerten, jedoch ohne ihn zu verletzen. Das wüthende Volk zerriß die Banditen. Trotz dieser Störung setzte der Erzbischof die Unterhandlungen wegen einer förmlichen Capitulation zwischen dem Volk und dem Vicekönig fort, zu deren Abschluß sich Masaniello am 12. Juli, von mehr als hunderttausend Menschen begleitet, selbst zum Herzog von Arcos begab. Er ritt einen schönen Zelter und hatte auf Anrathen des Erzbischofs ein Kleid von Silberstoff angelegt. Ehe er in den Palast trat, befahl er dem Volke, dem Könige von Spanien ein Hoch zu bringen, und erklärte, daß er arm geboren sei und arm sterben wolle, daß er nichts aus Ehrgeiz gethan, noch sich gegen seinen Herrn habe auflehnen, sondern nur das gedrückte Volk habe befreien wollen. Sollte er innerhalb einer Stunde nicht zurückkehren, so möchten seine Freunde seinen Tod

rächen. Als er den Vicekönig erblickte, der ihm entgegenkam, warf er sich nieder; aber jener richtete ihn auf und umarmte ihn. Da sich die Unterredung in die Länge zog, erhob die argwöhnische Menge draußen ein wildes Geschrei, worauf Masaniello ans Fenster trat und seinen Finger an den Mund legte. Dieses Zeichen genügte, die Aufgeregten in das tiefste Schweigen zu versetzen. Der Inhalt des Vertrages war, daß nicht mehr Abgaben als zur Zeit Karl's V. erhoben, und Abgeordnete des Volkes und der Stadtobrigkeit bei der Einführung neuer Steuern gehört werden sollten. Bis zur Ankunft der königlichen Bestätigung dürfe das Volk unter Waffen bleiben, und auch künftig sie wieder ergreifen, falls die Bestimmungen des Vertrags verletzt würden.

Von diesem Augenblick an, nachdem man Alles beruhigt und billig geordnet glaubte, schien Masaniello, der sich schon seit dem ersten Mordanfall argwöhnischer und grausamer als zuvor gezeigt hatte, das Bewußtsein seiner Stellung nicht nur, sondern auch den gewöhnlichen Verstand zu verlieren, sei es, daß er vom Schwindel der erstiegenen Höhe erfaßt ward, sei es, daß die ungewohnten geistigen Anstrengungen und Aufregungen oder der zu häufig und in zu großer Menge genossene Wein seinen Blick trübten; Andere beschuldigten seine Gegner unter dem Volke oder die Spanier der Vergiftung. Im Stillen arbeitete der Vicekönig mit allen möglichen Mitteln die Anhänger Masaniello's auf seine Seite zu ziehen, und als bei diesem Spuren offenbaren Wahnsinns hervortraten, bedachte das Volk sich nicht, den „von Gott Gezeichneten" zu verlassen. Diese Veränderung entging dem Fischer in lichteren Augenblicken nicht; noch einmal berief er die Einwohner Neapel's am 16. Juli zur Versammlung in die Kirche del Carmine und begann von seinen Verdiensten zu sprechen; aber was das erste Mal mißlungen war, konnte jetzt zu Ende geführt werden. Ausgesandte des Vicekönigs erreichten und tödteten den Demagogen im Carmeliterkloster, und die Menge jubelte dem Vicekönig entgegen, als er sich nach der That in den Straßen zeigte. Neun Tage hatte Masaniello geherrscht. Allein noch in der Nacht sammelten sich seine treuesten Anhänger und beschlossen den Befreier des Vaterlandes zu rächen. Mit dem dämmernden Morgen wurden die Häuser aller derer, die sich in der letzten Zeit dem Ermordeten feindlich gezeigt hatten, geplündert, der Leichnam Masaniello's, der in den Stadtgraben geworfen worden war, herausgeholt, gesalbt und mit Blumen geschmückt. Nachdem man dem Todten eine Lorbeerkrone aufs Haupt gesetzt, einen Feldherrnstab und ein Schwert zur Seite gelegt hatte, begleiteten fünfhundert Priester und vierzigtausend Bewaffnete

den Trauerzug in die Kirche del Carmine, wo Masaniello beigesetzt wurde.

Dieser Vorfall zeigte deutlich, daß die auffätzige Stimmung des Volkes durch die Wegräumung Masaniello's noch nicht beseitigt sei; aber dennoch glaubte der Vicekönig die Bestimmungen des Vertrages verletzen zu können. So erhob sich die Empörung von Neuem; die wüthenden Haufen ermordeten alle Spanier, deren sie habhaft werden konnten, und zwangen den Herzog zum zweiten Mal in das Castel nuovo zu flüchten, wo er diesmal von den Rebellen belagert wurde. Um einen Anführer zu haben, nöthigten sie den Fürsten von Massa an die Stelle des Ermordeten zu treten. Auch in den benachbarten Städten folgte das Volk dem von Neapel gegebenen Beispiele, und auf dem Lande erhoben sich die Bauern gegen den Adel, der es mit dem Vicekönig hielt. Man faßte sogar den Entschluß alle Spanier aus dem Lande zu treiben. In dieser Absicht wurde dem Herzog von Arcos am 7. September eine neue Capitulation abgedrungen, in der festgesetzt war, daß nur Eingeborne zu Aemtern gelangen sollten. So war die Lage der Dinge, als Don Juan d'Austria, natürlicher Sohn Philipp's IV., mit einer spanischen Flotte zur Herstellung der Ordnung im Hafen von Neapel erschien. Die Häupter des Volks hatten die besten Erwartungen von dem jungen Fürsten, der erst siebzehn Jahre zählte, aber Arcos wollte die Empörer seine Rache fühlen lassen und wußte ihn zu strengen Maßregeln zu bewegen. So verlangte er vor allem Andern die Auslieferung der Waffen, und als sie verweigert wurde, begann die Flotte plötzlich die Beschießung der Stadt, wobei sie von dem Feuer der drei von den Spaniern besetzten Castelle, des Castel nuovo, del Uovo und S. Elmo, unterstützt wurde. Zu gleicher Zeit drangen die königlichen Truppen von allen Seiten vor. Aber Verzweiflung erhöhte und stählte den Muth der Empörer und nach einem zweitägigen Kampf in den Straßen mußten die Spanier aller Orten weichen. Nach diesen Vorfällen, welche die Leidenschaft des Volkes aufs Höchste entzündet hatten, wurde der Fürst von Massa, der in Verdacht geheimer Verbindungen mit den Spaniern gekommen war, am 22. October ermordet, und ein Büchsenmacher Gennaro Annese an seine Stelle gesetzt. Zugleich beschlossen die Empörer auswärtige Hülfe zu suchen und sich zu dem Ende an König Ludwig XIV. zu wenden. Das Schreiben, das an diesen abging, lautete: „Das allergetreueste Volk von Neapel und dessen Obrigkeit bittet Ew. Majestät mit blutigen Thränen, daß sie uns allergnädigst die Frucht ihrer Milde genießen lasse, mit ihrer Flotte der unglücklichen Stadt zu Hülfe komme und zugleich die des

Feindes verbrenne. Durch Gottes Gnade ist der spanische Stolz und ein Angriff von 60,000 Kugeln zurückgetrieben und die Flotte beträchtlich durch eine Kanone beschädigt worden, welche unser Oberhaupt acht Tage lang ununterbrochen abfeuerte. Wir verbeugen uns auf das Tiefste und küssen Ihre königlichen Kleider"*). Ehe von Seiten Frankreich's eine bestimmte Antwort ertheilt wurde, fanden Deputirte des neapolitanischen Volkes in Rom einen Sprößling ihrer alten Könige aus dem Hause Anjou, den Herzog Heinrich von Guise, der sich dort zufällig aufhielt. Er hatte früher wegen aufrührerischer Verbindungen aus Frankreich entweichen müssen, nachher aber Erlaubniß zur Rückkehr erhalten. Nach einigen Unterhandlungen mit der „königlichen Republik Neapel" schiffte sich der Herzog in freudiger Hoffnung, einen Thron zu erkämpfen, nach jener Stadt ein, und gelangte glücklich durch die spanischen Schiffe in den Hafen (15. Nov.). Er ward mit Jubelgeschrei empfangen und zum Generalissimus der Armee des Volkes erklärt. Gennaro nöthigte ihn zum Zeichen ihrer Eintracht seine Wohnung im Carmeliter-Kloster zu theilen, wo es nach den Berichten eines Augenzeugen wie in einer Räuberhöhle aussah. Theils durch das Verhältniß zu diesem Haupte des Volkes, theils durch gänzlichen Mangel an Geld und anderen Mitteln, theils endlich durch den Argwohn Mazarin's, Guise möchte für sich allein, nicht aber für Frankreich thätig sein wollen, war des Letztern Stellung und Aufgabe ungemein schwierig. Zuvörderst suchte er dem Mangel an Lebensmitteln abzuhelfen, woran die Stadt litt, da der bewaffnete Adel, von spanischen Truppen unterstützt, seit längerer Zeit vom Lande, wie die Flotte von der See her, die Zufuhr sperrte. Die ersten Unternehmungen Guise's wurden von glücklichen Erfolgen begleitet. Er schlug die Königlichen an einigen Punkten, nahm Aversa und in Neapel selbst die am Meere gelegene Vorstadt Chiaja. Am 18. December zeigte sich eine französische Flotte, welche die spanische leicht hätte vernichten können; allein da Mazarin ihren Befehlshaber angewiesen hatte, die Rebellen nur so weit zu unterstützen, daß die Spanier Beschäftigung fänden und von ihrem Kriege gegen Frankreich möglichst abgezogen würden, nicht aber die Plane Guise's zu seiner eigenen Erhebung zu fördern, so segelte dieselbe nach einigen für die Spanier verlustvollen Gefechten und mit Hinterlassung einiger Munition für das Volk nach Toulon zurück. Inzwischen wurde der Herzog von Arcos nach Spanien zurückgerufen, was auf die Neapolitaner einen so günstigen Eindruck

*) Raumer, Geschichte Europa's, Thl. V. S. 494.

machte, daß Don Juan mit mehreren angesehenen Häuptern der Aufrührer geheime Unterhandlungen eröffnen konnte, die schnelleren Fortgang erhielten, als ein allgemeiner Angriff Guise's auf die von den Spaniern besetzten Castelle und Posten am 12. Februar 1648 mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen wurde und die Hungersnoth in der Stadt auf eine bedenkliche Höhe stieg. Wie nun bald darauf der Herzog mit 8000 Mann aus der Stadt zog, um den Spaniern die Insel Nisida zu entreißen, wagten diese in der Nacht des 5. April einen Sturm auf die Stadt, der in Folge der angeknüpften Einverständnisse — Gennaro Annese selbst war gewonnen — leicht gelang. Guise sah sich verrathen als er zurückkehrte, und ward auf der Flucht nach Rom von einer Abtheilung der Truppen des Adels gefangen und nach Gaeta geführt, von wo er erst nach langer Haft durch Vermittelung des französischen Hofes befreit wurde. So war der Aufstand Neapel's nach neun Monaten beendet, das Volk freute sich des hergestellten Friedens, den Juan den Häuptern des Volks auf billige Bedingungen zugesichert hatte; und wirklich wurde den dringendsten Forderungen insofern abgeholfen, als zwar die directen Steuern erhöht, von den indirecten aber die auf Früchte und Getreide gelegten ganz, die übrigen zur Hälfte aufgehoben wurden. Dagegen mußte Gennaro Annese mit vielen Anderen den Tod erleiden.

---

3. Philipp's IV. Ausgang.

Während aller dieser Unruhen im Innern war der Krieg gegen die Generalstaaten und gegen Frankreich in den Niederlanden und in Oberitalien sowie zur See fortgeführt worden; aber die Wage des Kampfes, die sich bisher meist im Gleichgewicht erhalten hatte, neigte sich mehr und mehr zum Vortheile Frankreich's, wenn gleich auch dieser Staat durch mannichfache Zerwürfnisse in seinen Unternehmungen nach außen gehemmt wurde. Im Jahre 1640 eroberten die französischen Truppen Arras nach zweimonatlicher Belagerung, bei welcher der Herzog von Enghien, nachher Prinz Condé, damals neunzehn Jahre alt, seine ersten Waffenthaten verrichtete. Empfindlicher als dieser Verlust war für Spanien der Tod des Cardinal-Infanten (9. Nov. 1642), der durch Francisco de Melos nur sehr ungenügend ersetzt wurde. Gleich im nächsten Feldzug brachte ihm der Herzog von Enghien bei Rocroi (19. Mai 1643)

eine verderbliche Niederlage bei, die den Kern des spanischen Fußvolks vernichtete. Nach diesem Siege konnten die Franzosen weit in Hennegau und Flandern vordringen; nach und nach fielen Gravelingen, Lens, Orchies, Courtray, Dünkirchen und andere wichtige Orte in ihre Hände. Diese Unglücksfälle brachten das spanische Cabinet zu dem Entschlusse, Unterhandlungen mit den Generalstaaten zu eröffnen, die ihrer Seits Frankreich's allzu hoch anwachsende Macht nicht ohne Besorgniß sehen konnten und in ihm für den Fall einer französischen Eroberung der spanischen Niederlande einen viel gefährlicheren Nachbar zu fürchten hatten. Die Anträge Spanien's fanden deshalb leicht Gehör; auch hatte Prinz Friedrich Heinrich schon seit mehreren Jahren aus den eben angeführten Gründen im Felde nur unbedeutende Entwürfe und diese ohne Nachdruck verfolgt. Während beide Theile zu Münster ihre Bedingungen und Zugeständnisse vorlegten und gegen einander abwogen, und nachdem die wichtigsten Punkte bereits festgestellt waren (1646), bot der spanische Hof noch einmal alle Kräfte auf, die Franzosen aus Belgien zu treiben; und in der That begleitete die Unternehmungen des Erzherzogs Leopold, des Bruders Kaiser Ferdinand's III., dessen Händen die Leitung des Kriegs anvertraut worden war, ein günstiger Erfolg, weil sie mit Geschick und Nachdruck ausgeführt wurden. Mehrere der verlorenen Plätze wurden zurückerobert, und der am 30. Januar 1648 zu Münster wirklich unterzeichnete Friede mit den Generalstaaten, in welchem Philipp IV. die gesammten Stände der vereinigten Niederlande für frei und souverain erkannte, auf jeden Anspruch an die Oberherrschaft verzichtete, und den zur Zeit des Abschlusses vorhandenen Besitzstand in Europa, Asien, Afrika und Amerika zusicherte, erhöhte die Hoffnungen der spanischen Regierung, dem nunmehr vereinzelten Frankreich seine Vortheile in kurzer Zeit wieder abringen zu können, zumal da die Unruhen der Fronde bereits das Innere des feindlichen Staates zerrissen. Der Erzherzog eroberte Courtray und Ypern und wollte nach der Einnahme von Lens in Frankreich eindringen, als er auf der Ebene der letzteren Stadt eine Niederlage durch den Prinzen Condé erlitt, die ihm siebentausend Gefangene nebst der ganzen Artillerie kostete und allen günstigen Aussichten ein Ende machte (20. Aug. 1648). Aber auch durch diesen Verlust ließ sich Don Luis de Haro nicht zum Abschluß der Unterhandlungen bestimmen, welche mit Frankreich ebenfalls seit einigen Jahren zu Münster betrieben wurden, weil Mazarin, trotz des lauten Verlangens aller Franzosen nach Frieden, auf den Besitz von Lothringen bestand, dessen Herzog, Spanien's Verbündeter, schon vor vierzehn Jahren von Richelieu

aus seinem Lande getrieben worden war; während Kaiser und Reich, wie wir sahen, bei den Friedensverhandlungen sich nicht entblödeten, den Herzog von Lothringen der Willkür und Anmaßung des französischen Cabinets preis zu geben, stand Spanien entschlossen für ihn ein.

So ging denn der Krieg fort. Bei Frankreich's damaliger Schwäche konnte der Erzherzog zunächst wieder einige Vortheile erkämpfen, und da Turenne, der sich nach der Verhaftung des Prinzen Condé (s. unten) gegen den Hof erklärt hatte, mit einigen Truppen zum spanischen Heere stieß, drang dasselbe bis Vincennes vor, wurde aber durch ein unglückliches Treffen bei Rethel (15. Dec. 1650) zum Rückzuge genöthigt. Im Jahre 1652 eroberte der Erzherzog Gravelingen und belagerte Dünkirchen, während der General Fuensaldagna mit fünfundzwanzigtausend Mann in die Champagne eindrang, um den Prinzen von Condé, der in offener Empörung gegen den Hof war, zu unterstützen; allein er kam bereits zu spät und konnte nichts weiter thun, als den schon Ueberwundenen mit dem Rest seiner Truppen aufnehmen. Trotz dieser Vereinigung nöthigte Turenne, der wieder mit Mazarin versöhnt war und die königlichen Truppen befehligte, die Spanier ihre Winterquartiere außerhalb der französischen Grenzen zu nehmen. Indeß gelang es dem Erzherzoge, der inzwischen Dünkirchen eingenommen hatte, den nächsten Feldzug wieder in Frankreich zu führen und bis über die Somme vorzubringen; allein als die Truppen Philipp's im folgenden Jahre die Belagerung des wichtigen Arras eröffneten, wurden sie hier in ihren Linien von Turenne angegriffen und geschlagen (25. August 1654). Die Niederlage würde vollständig gewesen sein, wenn nicht der Prinz von Condé, der im spanischen Heer befehligte, an der Spitze der Cavallerie die Franzosen aufgehalten und den Rückzug mit Tapferkeit und Gewandtheit gedeckt hätte. Ersatz für diesen Unfall gab erst das Treffen, welches Don Juan d'Austria und der Prinz von Condé am 16. Juli 1656 dem Marschall de La Ferté bei Valenciennes lieferten. Sie vernichteten seine Infanterie, zersprengten die Cavallerie und nahmen ihn selbst mit sämmtlicher Artillerie und dem Feldgeräth gefangen. Auch das von Turenne bedrängte Cambray rettete Condé, indem er sich durch einen kühnen Marsch mit fünftausend Reitern in die Stadt warf (1657); als er aber im folgenden Jahre wider seinen Willen mit Don Juan zum Entsatz des belagerten Dünkirchen heranrücken mußte, ging ihm Turenne in den Dünen entgegen und erfocht einen seiner glänzendsten Siege (14. Juni 1658), der die Uebergabe der Stadt zur Folge hatte.

In Italien war es den Franzosen gelungen, die Herzogin von Savoyen mit ihren Schwägern, den Prinzen Thomas und Moritz, zu versöhnen. Beide erhielten Statthalterschaften und traten in die Dienste Frankreich's. Ohne diesen Beistand waren die Spanier zu schwach, ihre Eroberungen in Piemont zu behaupten, ja sie verloren sogar im Mailändischen Tortona (1642). Die nächsten Jahre verflossen ohne bedeutende Ereignisse, außer daß der Uebertritt des Herzogs von Modena auf die Seite Frankreich's die Kräfte dieses Staates in Italien zu verstärken schien. Indeß sah sich der Herzog schon nach zwei Jahren in Folge einiger Verluste gegen die spanischen Truppen gezwungen, dieser Verbindung wieder zu entsagen. Bald darauf gewannen die Spanier auch den Herzog Karl II. von Mantua, der bisher mit den Franzosen verbündet gewesen war, indem sie ihm Casale in Montferrat, welches der Marquis von Caracena im Jahre 1652 eroberte, überließen. Die Franzosen hatten diesen Platz schon im mantuanischen Erbfolgekrieg besetzt und seitdem gegen wiederholte Angriffe behauptet. Mit abwechselndem Glück ging der Kampf fort, bis Turenne's Sieg in den Dünen und der Verlust von Dünkirchen, sowie beinahe ganz Flandern's, am 7. Mai 1659 einen Waffenstillstand herbeiführten, um Berathungen über eine Ausgleichung zu eröffnen. Schon am 4. Juni wurden die Friedenspräliminarien unterzeichnet, auf deren Grund dann am 7. November der Pyrenäische Friede zum Abschluß kam.

Die Verluste Spanien's waren nicht sehr bedeutend. Nur in den Niederlanden mußten der größte Theil von Artois und einige flandrische Landschaften abgetreten werden. In Italien blieb Alles im vorigen Besitzstande; der Herzog Karl von Lothringen aber wurde in der That wieder in sein Land eingesetzt. So trifft Mazarin der Vorwurf, den Krieg unnützer Weise zehn Jahre verlängert zu haben, da Spanien auf dem Congreß zu Münster von freien Stücken sogar vortheilhaftere Bedingungen angeboten hatte, wofern sich Frankreich nur in Beziehung auf Lothringen nachgiebiger zeige. Dagegen trägt Don Luis de Haro den Ruhm davon, daß er durch seine Rührigkeit, trotz aller inneren Aufstände und trotz der Schwäche seiner Mittel, dem Feinde hinreichende Streitkräfte entgegenzustellen wußte, um ihn doch niemals in den Niederlanden zu einem entschiedenen Uebergewicht gelangen zu lassen. Bei weitem traurigere Folgen aber als jene Abtretungen an Land und Leuten hatte freilich die lange nachdauernde Erschöpfung, die der fast vierzigjährige Krieg in allen spanischen Provinzen zurückließ. Und dennoch

wurde diesen auch jetzt noch nicht einmal die Segnung des Friedens zu Theil, da das Cabinet, nunmehr seines gefährlichsten Gegners entledigt, die Unterwerfung Portugal's vorzunehmen beschloß.

Hier war auf Johann IV. dessen dreizehnjähriger Sohn Alfons VI. gefolgt. Dieser hatte von jeher sehr schwache geistige Anlagen gezeigt, so daß er nicht einmal schreiben und lesen lernte, und wurde ein ausschweifender, verschwenderischer und leidenschaftlicher Jüngling. Anfangs führte seine Mutter mit Einsicht und Thätigkeit die Regierung, bis der junge König durch die Genossen seines wüsten Treibens gegen dieselbe aufgereizt wurde. Im Jahre 1662 mußte sie ihm die Staatssiegel übergeben. Da er indeß in seinem neunzehnten Jahre nicht besser im Stande war zu herrschen als im dreizehnten, ernannte er den Grafen von Castel-melhor zum ersten Minister und vertraute ihm die Leitung aller Angelegenheiten an. Dieser bemühte sich mit rühmlichem Eifer den unsittlichen Wandel des Königs vor den Augen des Volks zu verbergen und ihn selbst durch eine angemessene Vermählung von seinen Ausschweifungen zurückzuhalten. Die Prinzessin Maria Franciska Elisabeth von Nemours nahm den Antrag einer Verbindung mit Alfons VI. an (1666); aber kaum hatte sie ihren Gemahl und den Hof kennen gelernt, als sie sich mit dem Infanten Pedro, dem jüngeren Bruder Alfons' VI., verband, um selbst an die Spitze des Staats zu treten. Beide verlangten die Entlassung Castel-melhor's, die Berufung der Reichsstände und die Mitregierung für sich selber. Da diese Forderungen zurückgewiesen wurden, verließ Maria den Palast, erklärte ihre Ehe für nichtig und trug auf die Auslieferung ihres Heirathsguts an, um nach Frankreich zurückzukehren, wie sie vorgab und vielleicht auch wirklich beabsichtigte. Indeß zog Peter mit seinen Anhängern und anderen Mißvergnügten am 23. Nov. 1667 nach dem Palast, nahm den König, von der Stimmung des Volks unterstützt, gefangen und zwang ihn, die Regierung niederzulegen. Die gleich darauf versammelten Cortes bestätigten diese Absetzung. Peter nahm den Titel eines Regenten von Portugal an, und nachdem der päpstliche Legat die Scheidung Maria's von Alfons ausgesprochen hatte, heirathete diese den neuen Herrscher, während der entthronte König als Staatsgefangener nach einer der Azorischen Inseln gebracht wurde. Nach einigen Jahren, als nichts mehr zu fürchten war, erlaubte man ihm die Rückkehr und räumte ihm ein kleines Landhaus zu Cintra in der Nähe von Lissabon ein, wo er seine Zeit in stumpfsinniger Muße verbrachte; er starb 1683, und nunmehr nahm der Regent als Peter II. den Königstitel an.

Inzwischen hatten die Spanier alle durch den Frieden verfügbar gewordenen Truppen zusammengezogen und den Krieg mit vielem Nachdruck betrieben. Aber die Königin-Mutter, die damals noch am Ruder war, leistete kräftigen Widerstand. Mazarin, dem viel daran lag, die spanische Herrschaft nicht wieder über Portugal ausgedehnt zu sehen, sandte insgeheim den Portugiesen nicht nur Hülfe aller Art, obgleich er sich in einem Artikel des Pyrenäischen Friedens zum Gegentheil verpflichtet hatte, sondern auch in dem Marschall Friedrich von Schomberg einen tüchtigen Feldherrn. Karl II. von England gab ebenfalls eine Hülfsflotte und einige tausend Mann Landtruppen. Im Jahre 1663 drang Don Juan, der das spanische Heer befehligte, weit in Portugal ein und nahm Evora; aber Schomberg schlug ihn am 8. Juni bei Almexial. Ein zweiter Sieg der Portugiesen (17. Juni 1665) bei Villa-Viçosa vernichtete vollends alle Hoffnungen des spanischen Cabinets, die Portugiesen wieder seiner Herrschaft zu unterwerfen. Da Schomberg überdies im nächsten Jahre tief in Andalusien vorrückte und große Verheerungen anrichtete, so kam endlich unter Peter's Regentschaft der Friede von Lissabon zu Stande (13. Febr. 1668), worin Portugal als unabhängiges Reich anerkannt ward.

Als Philipp IV. die Nachricht von der Schlacht bei Villa-Viçosa erhalten, hatte er ausgerufen: es ist Gottes Wille! und war bewußtlos den Umstehenden in die Arme gesunken. Den Abschluß des Friedens erlebte er nicht mehr; denn er starb, nachdem er seit jenem Vorfall drei Monate krank gewesen, am 17. September 1665 im einundsechszigsten Jahre seines Alters. Auf dem Todbette stiftete er 100,000 Seelmessen für seine Ruhe, und fügte hinzu, daß diese, im Fall er selbst ihrer nicht bedürfe, seinem Vater und seiner Mutter und den Seelen der gebliebenen Krieger zu Gute kommen sollten. Don Luis de Haro war seinem Könige schon 1661 nach achtzehnjähriger Staatsverwaltung vorangegangen. Die fortdauernden Kriegsstürme hatten seine Aufmerksamkeit nicht ganz vom Inneren ablenken können, er hatte den Ackerbau hier und da gehoben und sonst in den Handelsbeziehungen gethan, was in seinen Kräften stand, ohne jedoch durch so vereinzelte Mittel den Verfall des Reiches aufhalten zu können.

1. Italien in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Die großen Erfolge, die der Katholicismus durch friedliche Bekehrung und Waffengewalt bis gegen das Jahr 1630 davontrug, fallen unter die Pontificate Paul's V., Gregor's XV. und Urban's VIII. Paul V. regierte die Kirche und seinen Staat, der 1592 durch das Herzogthum Ferrara vergrößert worden war, seit 1605 in dem strengen Sinn, der sich in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts wieder in der Curie geltend gemacht hatte. Auf das Eifrigste suchte er auch die Gerechtsame des heiligen Stuhles gegen die Regierungen der einzelnen Länder festzuhalten, und gerieth dadurch besonders in Italien in mannichfache Händel. Vor allen setzte die Republik Venedig ihm einen kräftigen Widerstand entgegen, der theoretisch durch die Lehre ihres Staatsconsultors in kanonischen Rechtssachen, des Mönches Paul Sarpi, „daß die fürstliche Gewalt unmittelbar von Gott stamme, und dieser Geistliche wie Weltliche unterworfen seien" unterstützt wurde*); wogegen die Jesuiten mit der Behauptung auftraten, „daß die Priesterschaft keinen weltlichen Oberen anzuerkennen habe, und daß es thöricht sein würde, wenn das Schaf den Hirten richten solle." Da der Papst nicht daran denken durfte, seine Forderungen mit Waffengewalt geltend zu machen, ohne eine bedenkliche Spaltung in der katholischen Welt hervorzurufen, mußte er sich am Ende mit einigen Zugeständnissen von Seiten Venedig's begnügen. Bei einer feierlichen Procession, welche Paul auf die Nachricht vom Siege am weißen Berge veranstaltete, ward er vom Schlage befallen und starb bald darauf (28. Januar 1621). Nach ihm bestieg der Cardinal Alexander Ludovisio von Bologna, schon von Alter und Krankheit gebeugt, als Gregor XV. den heiligen Stuhl. Aber was ihm selber an Geist und Kühnheit abging, ersetzte sein Neffe Ludovico Ludovisio, der mit aller Entschiedenheit, wie sie die damalige

*) Paul Sarpi war 1552 in Venedig geboren. Er trieb mit Eifer und Erfolg mathematische, chemische und physische Studien, und stand mit den ersten Männern der Republik in Verbindung. Während der Streitigkeiten mit dem Papst ward er am 5. Oct. 1607, als er eines Abends in sein Kloster zurückkehrte, von fünf Meuchelmördern angefallen, die ihm funfzehn Dolchstiche beibrachten. Er blieb für todt auf dem Platze liegen. Dennoch genas er und schrieb die Geschichte dieses Zwistes der Republik mit Paul V. Erst später wurde sein am meisten berühmtes Werk, die Geschichte des Tridentiner Conciliums, publicirt, an welchem er fast sein ganzes Leben hindurch gearbeitet haben soll.

Lage der Dinge nöthig machte, in die Ereignisse eingriff. Er war von den Jesuiten erzogen und sah in der Ausbreitung des Katholicismus das einzige Heil, wenn auch sonst sein Sinn von der Welt und ihren Gütern nicht allzu entfernt war. Dem Kaiser wurden die Subsidien, die er zum Kriege gegen die Lutherischen schon von Paul erhalten, weiter gezahlt, ja sogar erhöht; Spanien zu eifriger Kriegführung angetrieben; auch erhielt vornehmlich durch die Bemühungen Gregor's Maximilian von Baiern die pfälzische Kur; den Streit zwischen Frankreich und Spanien über die Besetzung des Veltlins suchte die Curie auf jede Weise zu beseitigen, weil man wohl einsah, daß aus solcher Zwietracht Gefahren für den Katholicismus selbst erwachsen könnten. Schon im dritten Jahre seines Pontificats starb Gregor (8. Juli 1623); aber die Hoffnung Ludovico's, nach dem Tode des Oheims die päpstliche Krone selber zu tragen, ging nicht in Erfüllung.

Vielmehr folgte der Cardinal Maffeo Barberino, aus florentinischem Geschlecht, unter dem Namen Urban VIII. Glänzende Siege über die Evangelischen in Frankreich und Deutschland bezeichneten auch den Anfang seiner Laufbahn. Das Restitutionsedict sollte nach Urban's Meinung deren Folgen für das letztere Reich auf alle Zukunft hinaus feststellen; durch unaufhörliches Betreiben brachte er den Kaiser Ferdinand endlich zur Publication desselben. Auch für England's Bezwingung hegte er Plane, hoffte Spanien und Frankreich zu einem gemeinschaftlichen Angriff gegen dasselbe zu vereinigen, und jenes Reich auf diese Weise in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Trotzdem war er entschlossen, nicht so fest an Spanien zu halten wie seine Vorgänger, sondern auch als weltlicher Fürst selbständig aufzutreten. Den Kirchenstaat vergrößerte er durch eine bedeutende Erwerbung, die des Herzogthums Urbino. Die Stadt Urbino hatte Kaiser Friedrich II. den Montefeltri verliehen; nach dem Aussterben dieses Hauses war Montefeltre wie Urbino an die della Rovere gekommen. Die Oberherrlichkeit des Reiches wurde indeß von den Päpsten bestritten. Der letzte Herzog Franz Maria II. hatte keine Erben, und Urban wußte ihn zu der Erklärung zu bringen, daß Alles, was er besitze, ein Lehen des apostolischen Stuhles sei. So kam dieser beim Tode des Herzogs ohne große Schwierigkeit in den Besitz. Aber auch nach einer solchen Verstärkung konnte der Papst nicht daran denken, auf eigene Hand eine freiere Stellung gegen Spanien, das im Norden und Süden Italien's übermächtig herrschte, zu behaupten; er mußte sich zu diesem Ende dem französischen Cabinet nähern. Demnach begünstigte er die Thronfolge des Herzogs von Ne=

vers in Mantua, und als der Krieg von Seiten Spanien's eröffnet wurde, schrieb er an Ludwig XIII.: „er möge seine Truppen ins Feld rücken lassen, selbst ehe Rochelle genommen sei; es werde dies ebenso gottgefällig sein als die Vernichtung jenes Bollwerks der Hugenotten. Sobald Ludwig nur auf dem Wege sei und sich für die Freiheit Italien's erkläre, werde auch er ein Heer zusammenbringen und sich mit dem Könige vereinigen"*). Die Erfolge der Schweden in Deutschland erfüllten ihn sogar mit heimlicher Freude, sofern sie zur Schwächung der Habsburgischen Macht beitrugen und die drohenden Maßregeln, die der Kaiser gegen Italien ergreifen wollte, für immer abwendeten. Ferdinand beklagte sich laut, daß der Papst ihn im Stich lasse, nachdem er ihn zum Restitutionsedict vermocht, daß er die Verbindung der Franzosen mit den ketzerischen Schweden nicht durch seine Amtsgewalt hintertreibe. Nicht eher entschloß sich Urban von seiner selbstsüchtigen Politik abzulassen, bis Bernhard von Weimar die Pässe Tyrol's einnahm, und ganz Deutschland den Waffen des Lutherthums zu erliegen schien. Aber es war zu spät, der Protestantismus konnte nicht mehr überwältigt werden. Dennoch widersetzte sich Urban nunmehr mit Hartnäckigkeit Allem, was einer Ausgleichung ähnlich sah; den Prager Frieden suchte er auf jede Weise zu hintertreiben. Eine so eigensinnige, auf keine Machtmittel basirte Politik des heiligen Stuhles mußte denselben immer mehr den lebendigen Interessen entfremden und in eine luftige Höhe stellen, die ohne wirksame Verbindung mit den unter ihr vorgehenden Ereignissen blieb. Es kümmerte daher auch Niemanden, als Urban's Nachfolger Innocenz X. (1644—1655), der zur spanischen Partei zurückgetreten war, gegen den westphälischen Frieden feierlich protestirte; und die Abwendung der geistigen Entwickelung der Völker von den unmittelbar religiösen Dingen vermehrte dann noch das Nachtheilige in der Lage der römischen Curie.

Auch in der Verwaltung der Kirche waren die alten, nur auf einige Zeit zurückgedrängten Uebel wiedergekehrt. Nepoten leiteten die Geschäfte und bereicherten sich mit den Einkünften des heiligen Stuhles. Schulden wurden auf Schulden gehäuft, Egoismus und Genußsucht traten von Neuem hervor. Ueber die Ernennung zu kirchlichen Aemtern wurden die früheren Klagen wieder gehört. Wenn auch in Frankreich die Verleihung der Pfründen meist den Königen zustand, und in Deutschland die größeren Capitel ihre Selbständigkeit behaupteten: so stand den

*) Ranke, die röm. Päpste, 4. Aufl. Bd. II. S. 540

Päpsten doch in Spanien noch die Vergebung der unteren, in Italien die Besetzung aller Kirchenämter zu. Diese Rechte wurden nun wieder ohne Rücksicht auf Würdigkeit der Personen zu Gelderwerb und Erpressung benutzt; die Mitglieder der Curie erhielten drei, vier und mehrere der reichsten Pfründen zu gleicher Zeit. Hierzu kam ein neuer Mißbrauch, indem selbst die Stellen, die man anderweitig vergabt, zum Vortheil eines Begünstigten mit Pensionen belastet wurden. Dies traf die Bisthümer wie die Pfarrcien, so daß die Inhaber der bedeutendsten Stellen oft nur ein dürftiges Auskommen behielten. Der Bischof von Urbino klagte, daß seine Einkünfte jährlich nicht mehr als sechszig Scudi betrügen; und im Jahre 1667 wurden in Neapel 28 Bischöfe und Erzbischöfe entsetzt, weil sie die ihnen aufgelegten Pensionen nicht bezahlten. Während auf diese Weise Günstlinge und Unfähige sich in die Kirchenämter theilten und der Dienst des göttlichen Wortes in die unwürdigsten Hände gerathen mußte, verfielen auch die Klöster und Congregationen, die so viel zur Wiedererhebung des Katholicismus beigetragen hatten. Innocenz dem X. schien es nöthig, den Eintritt in die Orden zu beschränken, weil er sie bereits für überflüssig ansah. Im Jahre 1649 verbot er, Novizen in irgend ein Kloster aufzunehmen, bis das Einkommen berechnet und danach die Zahl der Personen bestimmt sei, die von demselben leben könnten; und drei Jahre darauf wurde eine zweite Bulle publicirt (15. Oct. 1652), die alle kleinen Convente, in denen die Clausur nicht beobachtet und die Officien nicht gehalten werden könnten, ganz aufhob, weil man „das Unkraut sondern müsse von dem Weizen." Noch mehr. Als Innocenz des X. Nachfolger, Alexander VII., von den Venetianern um Unterstützung gegen die Türken gebeten ward, schlug er selbst, das Oberhaupt der Kirche ihnen vor, zu dem Ende die sämmtlichen Klöster einiger Orden in ihrem Lande einzuziehen; ja er bestand darauf, und setzte es durch, weil er bedacht sei „wie ein Gärtner die unnützen Zweige von dem Weinstock abzuschneiden." Paul V. war nicht der einzige Papst, der mit den Regierungen über die gegenseitigen Rechte in Streitigkeiten kam; aber seine Nachfolger fanden um so größeren Widerspruch, je mehr sich indeß der kirchliche Sinn verloren hatte. Besonders klagte der römische Hof über willkürliche Beschränkung der kirchlichen Jurisdiction; allein in den meisten Fällen ohne Erfolg. So waren denn nicht bloß die Plane auf eine allgemeine Herstellung des Katholicismus gescheitert: auch den Thronen seiner eigenen Bekenner gegenüber gerieth der Papst in Nachtheil; in sich selbst beginnt die Kirche von Neuem zu zerfallen, und der heilige Stuhl darf fortan nicht mehr auf neue Er-

werbung und Erhebung denken, er sucht sich nur so gut als möglich zu vertheidigen.

Das Großherzogthum Toscana wurde von Cosmus II. (1608 bis 1621) und Ferdinand II. (bis 1670) im Ganzen ruhig und glücklich regiert. Unter dem Letzteren verlor indeß der gewinnreiche Handel von Florenz sehr bedeutend durch die größere Thätigkeit der Holländer und Engländer, und das Land erlitt einigen Schaden durch mehrjährigen Mißwachs. Größeren verhütete Ferdinand, indem er allen Anforderungen Frankreich's widerstand, sich mit ihm gegen Spanien zu verbinden. Am Hofe dauerten nicht bloß die Pracht und der Luxus fort, welche die Mediceer in Europa berühmt gemacht hatten, sondern auch jene frühere Unterstützung der Wissenschaften und Künste, wodurch der erste Cosmus, der Vater des Vaterlandes, sich noch heut ein dankbares Andenken erhalten hat.

Ein minder friedliches Loos als den Landschaften des Kirchenstaats und Toscana's war dem oberen Italien beschieden. Karl Emanuel, genannt der Große, Sohn und Nachfolger Emanuel Philibert's, vergrößerte Savoyen durch die Erwerbung der Markgrafschaft Saluzzo, deren Herrscherhaus schon früher ausgestorben war, und befriedigte die Ansprüche, welche Frankreich auf dieses Besitzthum erhob, durch die Abtretung einiger ihm minder wohlgelegenen Landstriche am Rhone, namentlich der Landschaften Bresse, Bugey, Valromey und Gex (17. Januar 1601). Ein Versuch, die verlorenen Hoheitsrechte über die Stadt Genf mit Waffengewalt wieder herzustellen, schlug fehl. Schon hatte sich Karl Emanuel mit 2000 Mann unter dem Schutz einer dunkeln Nacht (vom 11. zum 12. Dec. 1602) leise den Mauern genähert, schon waren mehrere hundert Kriegsleute glücklich hinüber, als die Bürger aus dem Schlafe erwachend herbeieilten, die Eingedrungenen hinaustrieben oder von den Mauern herabstürzten und die Gefangenen, als Räuber die in tiefem Frieden ihre Stadt überfallen, aufhängen ließen. Nach dieser schimpflichen „Genfer Escalade" hielt der Herzog lange Zeit Ruhe. Endlich aber gerieth er in Krieg mit Spanien, als er alte Rechte auf Montferrat gegen Mantua geltend machen wollte (1612). Nach fünfjährigen Kämpfen mußte er Frieden schließen (26. Sept. 1617), ohne einen Fuß breit Landes gewonnen zu haben. Während des Krieges hatte er, um die Unterstützung der deutschen Union zu erlangen, die Aufnahme in dieselbe nachgesucht; dies Begehr war freilich abgelehnt, aber die Unterstützung durch Moritz von Hessen und durch Ernst von Mansfeld gewährt worden. Als dann 1618 der böhmische Aufruhr

ausbrach, schürte der Herzog auf das eifrigste den Krieg in Deutschland gegen das Haus Habsburg an, war der Union und dem Kurfürsten von der Pfalz gegenüber zu den äußersten eigenen Kraftanstrengungen erbötig, und hoffte auf diesem Wege für sich selbst bald die Kaiserkrone bald die Krone von Böhmen, oder vielmehr beide, zu erwerben; dagegen sollte der Pfälzer den Elsaß, Ungarn und noch einen Theil von Oesterreich erhalten*). Nachdem jene ausschweifenden Hoffnungen 1619 gescheitert waren, begnügte sich Karl mit dem Nächsten und Kleinsten, mit der Einmischung in die Veltliner Händel, und mit der Erneuerung seiner Ansprüche auf Montferrat beim Ausbruch des mantuanischen Erbfolgekrieges. Da ihm von spanischer Seite die Hälfte des Montferrat's versprochen wurde, verband er sich ohne Bedenken wieder mit dieser Macht gegen Frankreich. Indeß starb er noch während des Krieges, nachdem er in Folge der Niederlage bei Susa die Spanier verlassen, bald darauf aber wieder zu ihrer Partei zurückgekehrt war, im achtundsechszigsten Jahre seines Alters und im funfzigsten seiner Regierung (26. Juli 1630). Sein Nachfolger Victor Amadeus I. gewann im Frieden von Chierasco Trino und einige andere Gebiete von Montferrat. Von der Theilnahme Savoyen's an dem großen Kriege Frankreich's gegen Spanien ist schon die Rede gewesen, sowie von den Streitigkeiten, die nach des Herzogs Tode (1637) über die Vormundschaft Karl Emanuel's II. zwischen der verwitweten Herzogin und ihren Schwägern ausbrachen. Nach einundzwanzigjähriger Verwüstung, da es fast immer der Schauplatz des Kampfes gewesen, erhielt Savoyen im Pyrenäischen Frieden dennoch nur die Bestätigung dessen, was ihm der Vertrag von Chierasco zugesichert hatte.

Mit Spanien und Savoyen theilte Venedig die Herrschaft von Oberitalien. Gegen das Uebergewicht des ersteren Staates hielt sich die Republik in natürlicher Opposition, und der glückliche Widerstand gegen die Forderungen Papst Paul's V. vermehrte Muth und Meinung von der vorhandenen Kraft. Als Karl Emanuel von Savoyen 1612 in Krieg mit Spanien gerieth, zahlte ihm die Republik ansehnliche Hülfsgelder. Zu derselben Zeit kam Venedig selbst mit dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark in einen Kampf, worin dieser von Neapel und Mailand aus unterstützt wurde. Schon seit funfzig Jahren hatten Flüchtlinge und Ausgewanderte aus Dalmatien, Bosnien und andern

---

*) Erdmannsdörffer, Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen (1862). S. 95 ff., 149 ff.

slavischen den Türken unterworfenen Landschaften sich an der Küste des adriatischen Meeres festgesetzt, und beunruhigten die zunächst gelegenen osmanischen Provinzen durch Räubereien zur See und zu Lande. Die Pforte forderte von den Venetianern, als Beherrschern des adriatischen Meeres, sie sollten diesem Unwesen steuern, das überdies auch die Schifffahrt der Republik beeinträchtigte. Allein der Erzherzog nahm die Uskoken, wie jene Schaaren genannt wurden, in seinen Schutz, weil sie den österreichischen Heeren in den Türkenkriegen gute Dienste leisteten. Darauf blokirten venetianische Galeeren die von den Uskoken bewohnte Küste, Landtruppen brachen in Friaul ein (Febr. 1616), eroberten einige Orte, belagerten Gradiska und blieben gegen Ferdinand's Heer im Vortheil. Im folgenden Jahre wurde zu gleicher Zeit zwischen Spanien und Savoyen und zwischen Venedig und dem Erzherzog Friede geschlossen, wonach sich der Letztere verpflichtete, die Fahrzeuge der Uskoken zu verbrennen und alle Ruhestörer in das Innere seines Landes bringen zu lassen, wogegen die Republik ihre Eroberungen aufgab. Zahlreiche Söldner, die sich nach dem Friedensschluß entlassen und dienstlos in Venedig aufhielten, sowie die Gesinnungen des Vicekönigs von Neapel, des Herzogs von Ossuna, der trotz der friedlichen Absichten seines Hofes der Republik auf jede Weise zu schaden bedacht war, gaben damals einigen französischen Officieren im Dienste Venedig's Veranlassung zu dem Complotte, sich der Stadt zu bemächtigen, dieselbe zu plündern und den Spaniern zu übergeben. Allein ehe die Sache zur Reife gedeihen konnte, erhielt der Rath der Zehn Anzeige. Er ließ die Verschworenen einziehen und die Rädelsführer hinrichten (Mai 1618). Dieser in seinen Einzelheiten höchst verwickelte und geheimnißvolle Vorfall*) konnte die feindselige Stimmung Venedig's gegen Spanien nur steigern; dennoch dachte die Republik nicht daran, offen und kühn die Waffen in der Hand aufzutreten, wie ehemals. Zwar war man noch immer reich, mächtig und gut bewaffnet; aber man fühlte sich doch im Stillen den großen Mächten nicht mehr gewachsen, und begnügte sich deshalb mit Bündnissen und Demonstrationen; nur erhalten wollten die Venetianer, was einst glorreichere Zeiten ihrem Staate verschafft hatten. Als der Herzog von Feria das Veltlin besetzte, als der mantuanische Krieg ausbrach, schloß sich die Republik an Frankreich an; dem Herzog Karl von Nevers gab sie nach und nach über vierzehntausend Krieger, die er in seine Hauptstadt legte, achtzehntausend andere rückten zum Entsatz heran; aber Gallas

*) S. Ranke, Die Verschwörung gegen Venedig im J. 1618.

zog ihnen mit streitgeübten deutschen Haufen entgegen und schlug sie bei Valezzo. Darauf folgte die Erstürmung der Stadt. Weiter nahm Venedig wie das übrige Italien, mit Ausnahme Sardinien's und des Mailändischen, keinen Theil am dreißigjährigen Kriege; es ließ die Weltgeschicke von Anderen auskämpfen. Man ersparte sich dergestalt die Verheerungen, welche Deutschland's Wohlstand vernichteten, seine Einwohner zu Hunderttausenden hinrafften und die Denkmale seiner Vorzeit zerstörten. Während aber in Deutschland durch eben diesen Kampf und in Folge desselben neue Kräfte hervorgerufen wurden zum Ersatz des Verlorenen und zur Erzeugung neuer Entwickelungen, erschlaffte Italien in der tiefen Ruhe nur desto mehr, und zeigte sich in der Folgezeit noch weniger im Stande als früherhin, den Ansprüchen und Kräften der Fremden zu widerstehen.

---

5. Die vereinigten Niederlande.

Nach der Abwerfung des spanischen Jochs war die höchste Gewalt in den freien niederländischen Provinzen an die Generalstaaten gekommen. In die Versammlung derselben sandte jede Provinz gewöhnlich sechs bis sieben Abgeordnete, und obgleich die Länder an Ausdehnung, Wohlstand und Reichthum sehr verschieden waren, führte jedes doch nur eine Stimme. Der Vorsitz wechselte von einer Woche zur andern, die Deputirten waren mit genauen Instructionen von den sie abordnenden Provinzialständen versehen und erhielten ihre Vollmacht auf drei oder sechs Jahr oder auch auf Lebenszeit. Der Statthalter wie alle Kriegsleute waren von den Generalstaaten ausgeschlossen. Wichtige Beschlüsse, z. B. über Krieg und Frieden, neue Steuern, Bündnisse, Abänderung der Grundgesetze, erforderten Einstimmigkeit aller Provinzen. Wie die Versammlung auf diese Weise die gemeinsame Regierung leitete, empfing sie auch die fremden Gesandten.

Für die Vollziehung ihrer Beschlüsse sorgte der Statthalter, welcher von den Provinzen gewählt wurde. Ihm zur Seite stand der hohe Rath, der zugleich die Rechte der Generalstaaten verwaltete, wenn diese nicht versammelt waren; er schied sich in drei Collegien, für Polizei, Finanzen und Marinesachen. Ein höchstes Gericht besaßen die vereinigten Lande nicht. Der Statthalter führte die Verwaltung des Kriegswesens, wie er Oberanführer der Land- und Seemacht war und die Officiere er-

nannte. Die Verfassung der einzelnen Provinzen, sowie der Einfluß des Statthalters auf dieselben, war sehr verschieden. Gewöhnlich theilten sich Adel und Städte in die Souveränetätsrechte; nur in Gröningen und Friesland sendeten auch die nichtadeligen Besitzer eines Grundeigenthums von gewisser Größe Abgeordnete zu den Landtagen; in Utrecht hatte die Geistlichkeit ebenfalls Sitz und Stimme in den Provinzialständen. Bei weitem am mächtigsten unter den verbundenen Landschaften war Holland, das über die Hälfte zu allen gemeinsamen Ausgaben beisteuerte. Viermal im Jahre trat hier der Landtag zusammen; er bestand aus den berechtigten Edelleuten, die aber alle nur eine Curiatstimme führten, und sechsunddreißig Abgeordneten von achtzehn Städten mit ebenso viel Stimmen. Den Vorsitz hatte hier der Anwalt von Holland oder, wie er später genannt wurde, der Rathspensionar, welchen die Städte dieser Provinz gewöhnlich auf fünf Jahre wählten. Derselbe Beamte leitete auch die Angelegenheiten im Rathe von Holland, dem die Verwaltung der Provinz oblag, und fehlte niemals unter den Deputirten Holland's zu den Generalstaaten, sowie er auch stets Sitz und Stimme in dem Finanz-, Polizei- und Marinerathe der vereinigten Provinzen hatte; er war nach dem Statthalter der erste Beamte der Niederlande.

Den großen Einfluß des Mannes, der am Ende des sechszehnten und im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts (1586—1619) diese Stelle bekleidete, Johanns von Oldenbarneveld, haben wir schon bei der Erhebung des Prinzen Moritz von Oranien gegen den Grafen Leicester und bei dem Abschluß des Waffenstillstandes mit Spanien gegen den Willen des Statthalters kennen gelernt. Die Stellung, welche der Rathspensionar bald darnach in den kirchlichen Angelegenheiten des jungen Freistaates einnahm, gab Moritz von Oranien Gelegenheit seinem Haß gegen diesen Mann, der seine auf größeres Ansehen, vielleicht auf Oberherrschaft in den Provinzen gerichteten Plane durchkreuzt hatte und fortwährend hinderte, Nachdruck und Geltung zu verschaffen. Zu Leiden war damals zwischen zwei Professoren der Theologie, Jakob Hermannszoon oder Arminius und Franz Gomarus, der Zwist über die Lehre von den göttlichen Rathschlüssen und dem freien Willen des Menschen, der seit jenem Streite zwischen Augustinus und Pelagius in der christlichen Kirche von Zeit zu Zeit immer wieder hervorgetreten ist, von Neuem mit Heftigkeit ausgebrochen. Gomarus wollte das Augustinische Dogma Calvin's von der Gnadenwahl in seiner ganzen Strenge aufrecht erhalten wissen; „es sei," behauptete er, „durch einen ewigen gött-

lichen Rathschluß bestimmt, welche Menschen selig und welche verdammt werden sollten; Gott ziehe daher seine Auserwählten durch die wunderbarsten Mittel zur Besserung, und lasse Andere in ihren Sünden." Arminius dagegen konnte sich in seinem Gewissen nicht bei einer Lehre beruhigen, welche Gott, wie er es ansah, zum Urheber der Sünde machte, und lehrte daher: „Gott schenke Allen, die ihre Sünden bereuten und ihre Hoffnung auf Christum setzten, Vergebung und das ewige Leben; er wolle, daß Alle zur Seligkeit gelangten." Der Streit verbreitete sich bald durch die Schüler jener Männer im ganzen Lande; doch hatte die erstere Lehre, als die von Calvin und Beza bestätigte, bei weitem die meisten Anhänger. Auf allen Kanzeln hörte man vom Rathschlusse Gottes predigen, und in allen Bierhäusern darüber streiten. Dazu kam, daß die Arminianer dem Staate größere Rechte über die Kirchenverwaltung und über die Lehre einräumten als ihre Gegner, welche die Selbständigkeit der presbyterianischen Kirche streng aufrecht erhalten wissen wollten. Da Oldenbarneveld auf Seiten der Arminianer stand, erklärte Moritz sich öffentlich und entschieden für die Gomaristen, obwohl er an dem Grunde des Streits gar kein Interesse nahm und einmal äußerte, er wisse nichts von der Prädestination, ob sie grau oder blau sei. Arminius starb schon 1609; aber der von ihm angeregte Zwist überlebte ihn. Im folgenden Jahre übergaben seine Anhänger als der schwächere Theil den Staaten von Holland, der einzigen Provinz, in der sie einigermaßen zahlreich waren, eine Vorstellung (Remonstrantie), und baten, daß man sie in einer freien und rechtmäßigen Synode hören, und wenn keine Vereinigung möglich wäre, ihren Gegnern wenigstens Stillschweigen auflegen möchte. Dagegen überreichten die Gomaristen eine Contraremonstrantie, worin sie Jene Mameluken und Teufel nannten, und sie mit den Kananitern verglichen, die Gott zu vertilgen befohlen, und mit den Baalspfaffen, die Elias geschlachtet habe. Seitdem nannte man die beiden Parteien Remonstranten und Contraremonstranten. Auf den Rath Oldenbarneveld's und des Pensionars (Anwalt) der Stadt Rotterdam Hugo de Groot, gewöhnlich Hugo Grotius genannt, erließen die Staaten von Holland im Januar 1614 ein Edict, worin sie den Predigern befahlen, den Streit über die Vorherbestimmung auf keine Weise mehr unter das Volk zu bringen und sich mit einander in Liebe und Einigkeit auszugleichen. Die Remonstranten unterwarfen sich dieser billigen Verordnung sogleich; nicht aber die Contraremonstranten, welche laut klagten, daß hierdurch das Predigen der Wahrheit verboten sei, und an eine allgemeine Versammlung der niederländischen Geistlichkeit appellir-

ten. Amsterdam, die mächtigste Stadt des Landes, erklärte sich gegen die Arminianer, und der Pöbel störte die Versammlungen und den Gottesdienst derselben trotz aller Gegenbemühungen Hugo de Groot's. Auch andere Orte folgten diesem Beispiel; die Gomaristen bemächtigten sich gewaltsam der Kirchen und vertrieben die Remonstranten. Da die Arminianer auf diese Weise ihre Sicherheit, hie und da sogar ihr Leben bedroht sahen, wußten sie es bei den holländischen Ständen durchzusetzen, daß diese den Magistraten erlaubten, zum Schutze der Bedrohten eigene Stadtwachen, Waardgelders genannt, anzunehmen (4. August 1617). Doch widersprachen die Gomaristisch gesinnten Städte Holland's diesem Beschlusse und der Statthalter, als Befehlshaber der Kriegsmacht, betrachtete ihn als einen Eingriff in seine Rechte und als eine Beschränkung seines Ansehens. Zunächst gelang es ihm, trotz Oldenbarneveld's Widerspruch, durch die Stimmen der Provinzen Seeland, Geldern, Friesland und Gröningen in den Generalstaaten die Berufung einer Nationalsynode nach Dordrecht beschließen zu lassen; dann bereiste er mehrere holländische Städte, um diese für sich zu gewinnen. Seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg; auch die Provinz Oberyssel erklärte sich für ihn. In Utrecht, einem bedeutenden Stützpunkte der remonstrantischen Partei, änderte er eigenmächtig die Verfassung, so daß an die Stelle jährlich erwählter lebenslängliche Stadtbeamte traten, und dankte dann die auch hier errichteten Waardgelders ab, obgleich die Stände von Holland zwei Gesandte, die Pensionare von Leiden und Rotterdam, Hogerbeets und de Groot, nach Utrecht gesandt hatten, diese Aufhebung zu hindern. Hierdurch war die Stärke der remonstrantischen Partei auf wenige holländische Städte, Rotterdam, Leiden, Alkmar, Gouda und Hoorn, beschränkt, und Moritz glaubte bei dieser Lage der Dinge den religiösen Haß der Gomaristen gegen ihre kirchlichen Widersacher zur Ausübung eines politischen Streiches benutzen zu können. Am 28. August 1618 erhielt der Rathspensionar, der sich bei der Versammlung der Generalstaaten im Haag befand, eine Warnung von zwei Freunden, daß man damit umginge ihn zu verhaften. Er dankte ihnen und sagte: „es sind böse Menschen"; zog es aber dennoch vor, seinen Amtspflichten gemäß zu bleiben als furchtsam zu entfliehen. Als er sich am folgenden Morgen in die Sitzung begab, wurde er in ein Seitenzimmer gerufen, unter dem Vorwande, daß ihn der Prinz zu sprechen wünsche. Den Eingetretenen verhaftete die Leibwache des Statthalters; dasselbe Schicksal traf de Groot und Hogerbeets. Auch der Secretär der Utrechter Stände, Ledenberg, wurde eingezogen. Moritz wagte diese kecken Schritte ohne das

Wissen der Generalstaaten, nur im geheimen Einverständniß mit einigen Mitgliedern von seiner Partei. Große Unzufriedenheit im Lande war die Folge dieses willkürlichen Verfahrens; am lautesten klagten die remonstrantisch gesinnten Städte Holland's über das Schicksal ihrer Verfechter; Rotterdam und Leiden behaupteten, daß ihre Pensionare nur in ihrem Auftrag gehandelt, und nur von ihnen gerichtet werden könnten; ebenso protestirten die Stände von Holland gegen die Verhaftung des Rathspensionars. Moritz machte jedoch dieser Widersetzlichkeit sehr bald ein Ende, indem er schnell entschlossen mit einem Haufen Kriegsvolk die Provinz Holland durchzog, alle remonstrantisch gesinnten Magistrate absetzte, und seinen Absichten günstige Leute ans Ruder brachte. Hiernach mußte auch die Opposition der holländischen Stände von selbst aufhören, da diese meist aus städtischen Abgeordneten zusammengesetzt waren. Sie gaben die Rechte ihrer Provinz auf und überließen den Generalstaaten das Loos der Gefangenen. Auch hier besaß der Prinz nunmehr das entschiedenste Uebergewicht; er brachte es dahin, daß eine Commission von vierundzwanzig Männern, zum Theil aus persönlichen Feinden der Angeklagten bestehend, beauftragt wurde, einen Proceß gegen Oldenbarneveld, Grotius, Hogerbeets und Ledenberg wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Versuche zur Trennung der vereinigten Niederlande zu eröffnen. Ledenberg brachte sich selbst ums Leben, da man ihm mit der Folter drohte; Oldenbarneveld ward von den parteiischen Richtern, welche ihn schuldig finden wollten, zum Tode durch das Schwert verurtheilt, „weil er behauptet, es stehe jeder Provinz allein zu, in ihrem Gebiete in Kirchensachen Einrichtungen zu treffen, weil er Gottes Kirche durch Beförderung irrgläubiger Lehrer sehr betrübt, weil er eine Verschwörung der remonstrantisch gesinnten Städte in Holland zu Stande gebracht, eigenmächtig die Werbung von Kriegsvolk veranlaßt, Geschenke von fremden Mächten angenommen und den Prinzen Moritz verläumdet habe." Der alte Rathspensionar verschmähte es um Gnade zu bitten. Am Abend vor seiner Hinrichtung schrieb er an seine Familie: „Sehr liebe geliebte Hausfrau, Kinder, Schwiegersöhne und Enkel! Ich grüße euch insgesammt sehr freundlich. In dieser Stunde empfange ich eine sehr schwere und traurige Zeitung, daß ich alter Mann für alle meine Dienste, die ich dem Vaterlande so viele Jahre lang treu und redlich erwiesen (da ich seiner prinzlichen Excellenz mit wahrer Liebe alle guten Dienste, die mein Amt und Beruf zuließen, demüthig geleistet, vielen Leuten aller Art Freundschaft bewiesen, und meines Wissens Niemand Unrecht gethan habe), mich vorbereiten muß morgen zu sterben. Ich tröste

mich in Gott dem Herrn, der ein Kenner der Herzen ist und alle Menschen richtet, und bitte euch, dasselbe zu thun. Ich habe meinen Herren, den Ständen von Holland, fromm und treu gedient und gerathen, um sie vor allem Aufruhr und Blutvergießen zu bewahren, womit sie so lange bedroht wurden; und ebenso habe ich mich bemüht, daß in den Städten dieser Provinz jeder möge beschirmt und Niemand beschädigt werden. Lebt mit einander in Liebe und Friede, und bittet Gott den Allmächtigen für mich, daß er uns alle gnädiglich in seinen heiligen Schutz nehme. Aus meiner Kammer der Betrübniß den 12. Mai 1619." Dieselbe Ruhe des reinen Gewissens begleitete den Edlen am folgenden Morgen auf seinem letzten Gange. „Männer," sprach er zu dem versammelten Volk, „glaubt nicht, daß ich ein Landesverräther bin! Ich habe aufrichtig und fromm als ein guter Patriot gehandelt und so will ich sterben." So endete der zweiundsiebzigjährige Greis, der neben den Oraniern das Meiste zur Befreiung der Niederlande beigetragen hatte. Hogerbeets und de Groot wurden von derselben Commission zu ewigem Gefängniß und zur Confiscation ihrer Güter verurtheilt. Nach zwei Jahren gelang es aber dem Letzteren, vom Schlosse zu Lövestein, wo er gefangen saß, zu entkommen. Seine Gemahlin Maria, die Tochter des Bürgermeisters van Reigersberg zu Veer in Seeland, die ihrem Manne hierher gefolgt war, kam nämlich auf den Gedanken, da er öfter Kisten mit Büchern erhielt und wieder fortschickte, ihn in einer solchen heraustragen zu lassen. Anfangs hatte der Commandant den Inhalt derselben stets untersucht, allmählig aber in dieser Vorsicht nachgelassen; und so wurde Grotius eines Tages glücklich nach Gorcum zu befreundeten Leuten geschafft, die ihn verkleidet über die Grenze brachten*). Hogerbeets wurde 1626 aus dem Gefängniß entlassen, starb aber kurz darauf.

Inzwischen war die Kirchenversammlung zu Dordrecht am 13. No=

*) Grotius ging nach Frankreich, wo er sein berühmtes Buch de jure belli ac pacis herausgab, welches die Grundlage des neueren Staats- und Völkerrechts geworden ist, sowie eine Apologie seines Benehmens während der Arminianischen Streitigkeiten Gustav Adolf von Schweden wollte ihn in seine Dienste ziehen, starb aber darüber; jedoch beschied ihn Oxenstierna im Jahre 1634 nach Frankfurt a. M., besprach sich mit ihm und sendete ihn als schwedischen Gesandten nach Paris, in welcher Würde er zehn Jahre blieb, immer zugleich mit mannichfaltigen gelehrten Arbeiten beschäftigt. Als er sodann von der Königin Christina nach Schweden gerufen ward, wollten ihm der Hof und das Klima nicht gefallen. Auf seiner Rückreise starb er zu Rostock 1645. Außer den angeführten Werken hat er die alte Litteratur, die Theologie, die Geschichte und die Philosophie mit Geist und Ruhm bearbeitet.

vember 1618 eröffnet worden. Außer der niederländischen Geistlichkeit waren Abgeordnete der englischen Kirche und einiger deutschen und schweizerischen Gemeinden, die zur reformirten Lehre hielten, erschienen; im Ganzen zählte man neunundachtzig Personen. Die Remonstranten waren in den Niederlanden schon größten Theils bei den Wahlen der Deputirten ausgeschlossen worden, und die Synode erklärte alsbald, daß diese nicht als Stimmberechtigte, sondern als Beschuldigte erscheinen müßten. Zu diesem Endzweck wurden an funfzehn Mitglieder jener Partei vorgefordert, die sich indeß, an ihrer Spitze der gelehrte Episcopius, der Nachfolger des Arminius zu Leiden, würdig und gründlich vertheidigten. Im Allgemeinen führten sie an, daß keine protestantische Synode Ansprüche auf ausschließliche Geltung und Unfehlbarkeit zu machen habe, falls ihre Beschlüsse nicht mit noch größerem Rechte verworfen werden sollten, wie die Tridentinischen von Seiten der Lutheraner und der Calvinisten. Um die Disputationen abzukürzen, wurde den Berufenen am 19. Januar 1619 eröffnet, daß sie heimgehen könnten; man würde ihre Lehre genugsam aus ihren Schriften beurtheilen können. So kam denn bald die Verurtheilung der Arminianer als Schismatiker und Neuerer zu Stande, und alle remonstrantischen Prediger wurden ihrer Stellen für verlustig erklärt. Am 9. Mai wurde die Synode mit der hundertvierundfunfzigsten Sitzung geschlossen, und der glückliche Ausgang durch ein großes Fest bezeichnet; worauf sich die inländischen Geistlichen noch einige Zeit mit der Abfassung einer Kirchenordnung beschäftigten. In Folge der Dordrechter Entscheidungen wurden nicht bloß die Arminianischen Geistlichen entfernt, sondern auch die dieser Partei anhängenden Lehrer der Leidener Universität abgesetzt, alle Remonstranten auch der geringsten Aemter entkleidet, und die Widerspenstigkeit, welche Rotterdam, Gouda und Hoorn zeigten, durch einquartiertes Kriegsvolk beseitigt.

Die äußeren Verhältnisse der Niederlande sowie die Ereignisse des wieder begonnenen Krieges mit Spanien haben ihre Darstellung bereits früher gefunden. Besonders dem erneuten Kampfe hatte es der Prinz Moritz zu danken, daß viele Bestrebungen wider ihn und seine Partei, wie er sie durch sein Verfahren gegen Oldenbarneveld und die Remonstranten hervorgerufen hatte, nach außen hin abgelenkt wurden. Als Moritz im Jahre 1625 starb, folgte ihm sein Bruder Friedrich Heinrich in der Statthalterschaft, da er keine Söhne hinterließ. Heinrich zeigte sich im Ganzen milder und versöhnlicher, und die Maßregeln gegen die Remonstranten wurden unter seiner Verwaltung nicht mehr mit der

vorigen Härte aufrecht erhalten. Auch Heinrich erlebte den Abschluß des Friedens nicht; er starb 1647, nachdem er schon früher seinem einzigen Sohne Wilhelm die Nachfolge in der Statthalterschaft hatte zusichern lassen.

Der westphälische Friede erkannte die Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande nach mehr als sechszigjährigem Kampfe an. Ueberdies behielten sie beträchtliche Stücke von ihren Eroberungen in Brabant, Flandern und im Limburgischen, die fortan unter dem Namen der Generalitätslande als Domänen der Verbindung betrachtet wurden; ja Spanien bewilligte ihnen das Recht, die Schelde nach Gefallen zu schließen. Die Kräfte und Mittel, den langen Krieg zu führen und auszuhalten, waren dem kleinen Küstenlande aus seinem ausgebreiteten Handel und einer muthig ausdauernden Betriebsamkeit erwachsen, in welcher es kein Volk in Europa seinen fleißigen und sparsamen Bewohnern zuvorthat.

Um das Bild des holländischen Lebens vollständig zu übersehen, wird es nöthig sein, einige Blicke auf die Schifffahrt und die Colonien zu werfen. Schon lange hatten die holländischen Städte einen beträchtlichen Handel mit dem Osten und Westen Europa's betrieben, der meistentheils in Frachtschifffahrt bestand. Er vermehrte sich bedeutend, als die Umgestaltung der inneren Verhältnisse Deutschland's und der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges die Rivalität der Hansestädte vernichtete. Seines Orts ist erwähnt worden, wie die Niederländer selbständig den Weg nach Ostindien suchten und fanden, wie die ostindische Compagnie bald in den Besitz großer Reichthümer gelangte, und die Festsetzung der Holländer auf verschiedenen Punkten die bisherigen Verhältnisse der Colonien gänzlich umgestaltete. Im Jahre 1599 hatte Stephan van der Hagen die erste Verbindung mit den Einwohnern von Amboina in den Molukken angeknüpft, sich den ausschließlichen Handel mit Gewürznelken von ihnen versprechen lassen, und ein Fort daselbst gegen die Portugiesen errichtet. Weitere Fortschritte der Holländer in den portugiesischen und spanischen Besitzungen zu verhindern, wurde im Jahre 1601 eine Flotte von dreißig Schiffen auf Befehl Philipp's III. ausgerüstet. Aber mit fünf Schiffen wagte Wolfert Hermannszoon den Kampf gegen diese Uebermacht in der Nähe von Bantam, beschädigte die feindliche Seemacht und schloß dann festere Bündnisse auf Java, Banda und Ternate, wobei ihm der Haß der Einwohner gegen die Portugiesen bedeutend zu Statten kam. Auch der Beherrscher von Ceilon wünschte die Hülfe der Holländer in dem Kriege, den er gegen die Portugiesen

begonnen hatte; ja die Kühnheit der ersteren ging so weit, Goa und Ormus, die alten Hauptsitze der portugiesischen Niederlassungen, anzugreifen. Die ostindische Compagnie ließ darauf Colonien und Festungen auf den molukkischen Inseln anlegen, und konnte den ostindischen Handel nach einiger Zeit schon durch die jährliche Absendung von vierzig großen Schiffen betreiben. Weniger bedeutend war der westindische Verkehr; doch entdeckte Hudson weiter nordwärts die Mündung des nach ihm benannten Flusses, an welchem bald mehrere niederländische Colonien angelegt wurden. Ungleich wichtiger war die Anknüpfung des Verkehrs mit Japan, wo die Holländer freundlich empfangen wurden. Da die Wahrnehmung und Beaufsichtigung so vieler Beziehungen eines Mittelpunktes zu bedürfen schien, ward im Jahre 1610 zuerst ein Generalgouverneur nach Indien geschickt. Er nahm seine Residenz zu Bantam auf Java, von wo dieselbe jedoch 1619, in Folge häufiger Feindseligkeiten mit den Eingebornen, nach dem neu gegründeten Batavia an der Nordküste verlegt wurde. Allmählig wurden die Portugiesen ganz aus den molukkischen und sundischen Inseln verdrängt; auf Ceilon blieb ihnen nur Colombo, das sie jedoch 1656 ebenfalls verloren. Schon 1641 eroberten die Holländer Malacca, 1657 und in den folgenden Jahren Tutocoryn, Negapatnam, Cochin und Cananor, wodurch der ganze dortige Pfefferhandel in ihre Hände gelangte. Hierauf kam endlich der Friede zwischen den Niederlanden und Portugal zu Stande.

Das große Aufblühen der ostindischen Compagnie hatte inzwischen zu dem Entschlusse geführt, auch den westindischen Handel einer ähnlichen privilegirten Gesellschaft zu übergeben. Gleich nach dem Wiederausbruch des Krieges mit Spanien war sie errichtet worden und hatte ihr Augenmerk zuerst auf Brasilien gewendet. Im Jahre 1624 nahm der Admiral Jakob Willekens die damalige Hauptstadt S. Salvador; aber diese Eroberung ging bald an eine große spanische Flotte verloren. Nach einigen andern vereinzelten Unternehmungen gelang es den Holländern seit der 1629 erfolgten Einnahme Olinda's in Pernambuco sich in Brasilien immer fester zu setzen. Recife bei Olinda wurde ihr Hauptwaffenplatz; und als endlich den Erpressungen und Grausamkeiten, womit niederländischer Seits gegen die Portugiesen verfahren worden war, Einhalt geschah, unterwarfen sich die Capitanerien von Pernambuco, Paraiba und Rio Grande, so daß Johann Moritz von Nassau, ein Vetter des Statthalters Friedrich Heinrich, der als Generalgouverneur im Jahre 1636 in Brasilien anlangte, ein blühendes Reich fand, dessen See- und Landmacht über sechszigtausend Mann betrug. Dennoch

gelang es ihm nicht, S. Salvador zu erobern, wenn er auch sonst nach allen Seiten hin bedeutende Fortschritte machte. Als Portugal endlich das spanische Joch abschüttelte, beeilte sich Johann IV. mit den Niederländern einen Stillstand zu schließen, um weiteren Verlusten in den Colonien vorzubeugen. Die bisherigen Eroberungen sollten den Holländern bleiben. Da indeß Johann Moritz aus kleinlichen Gründen abberufen ward (1643) und die Kaufleute, in deren Hände das Regiment der eroberten Landschaften kam, durch niedrigen Geiz, gewinnsüchtige Habgier und schmählichen Uebermuth die Portugiesen aufbrachten: so kam es zu einer Empörung der Unterdrückten unter Don Juan de Vieira, wobei diese von ihrem Heimathlande zuerst heimlich, dann öffentlich unterstützt wurden und allmählig die Oberhand gewannen. Der Krieg wurde mit großer Erbitterung und Grausamkeit geführt, doch mit immer entschiedenerem Nachtheil für die holländischen Truppen, die auf die festen Plätze beschränkt waren, und denen der Geiz der Compagnie auch die nöthigsten Bedürfnisse nur in schlechtem oder mangelhaftem Zustande aus Europa zukommen ließ. Nach einer äußerst tapferen Vertheidigung wurde Recife am 23. Januar 1654 den Portugiesen übergeben, und der Fall dieses Platzes zog den Verlust aller noch übrigen holländischen Besitzungen in Amerika nach sich. Erst 1622 wurde der Friede abgeschlossen. So hatten die Niederländer durch unverständige Maßregeln, Habsucht und Selbstsucht, den Besitz der reichsten und wichtigsten Erwerbungen verscherzt, deren Ertrag in den ersten Jahren auf den ungeheuersten Gewinn für die Zukunft hatte schließen lassen. In Europa war der Friedenszustand zwischen Portugal und den Niederlanden bis ins Jahr 1658 ungestört geblieben, wo die Holländer angefangen hatten die feindlichen Küsten zu blokiren.

Dieselben Uebelstände, welche die Verluste in Brasilien verursacht hatten, zeigten sich auch bald in den übrigen Niederlassungen. Die Einwohner wurden nach und nach unterworfen und mit großer Härte zur Gewinnung der Landesproducte angehalten; mit habgieriger Angst wachte die Compagnie über die Aufrechthaltung ihres Monopols. Eine eigentliche Besetzung der Colonien durch Holländer fand nicht Statt, da man sich weder durch Ueberfluß an Menschen noch durch andere Gründe genöthigt sah, das Vaterland in großer Anzahl zu verlassen; nur das Cap der guten Hoffnung, das 1651 von den Holländern in Besitz genommen worden und vorzüglich als Station für die nach Ostindien segelnden Schiffe von Wichtigkeit war, wurde als eine Ackerbaucolonie angesehen

und behandelt; auch auf einigen der Molukkeninseln mußten Pflanzer angesiedelt werden, da man durch zu große Härte und übermäßig auferlegte Dienste die Eingebornen ganz ausgerottet hatte. Doch zeichnete sich die Verwaltung der holländischen Colonien vor der der spanischen und portugiesischen durch bessere Ordnung und strengere Aufsicht über die Beamten, durch gänzliches Verbot des Handels für die Angestellten und durch eine den Verdiensten angemessene Beförderung derselben von den niedrigsten zu den höchsten Plätzen aus. Uebrigens flossen den Holländern ihre Reichthümer nicht allein aus den Colonien zu. Auch der Ausfuhrhandel aus den Ostseehäfen, aus Rußland durch das weiße Meer war sehr bedeutend; 1624 konnte man eine eigene Kammer zur Direction des Levantinischen Verkehrs errichten; und die Heringsfischerei wie der Wallfischfang in den nördlichen Gewässern warfen einen ungemeinen Gewinn ab. Im Jahre 1640 sandte die einzige Stadt Enkhuizen mehr als 400 Schiffe auf den Heringsfang. Im Innern des Landes gelang es durch Entwässerung und Eindeichung viele Seen auszutrocknen und bedeutende Landstrecken zu gewinnen; Manufacturen in Wolle, Hanf, Leinen und Papier wurden in Menge und mit großer Leichtigkeit angelegt, da die unermeßlich sich anhäufenden Capitalien die nöthigen Mittel im Ueberfluß darboten. Das Bewußtsein dieser Tüchtigkeit in Handel und Wandel, die Ueberzeugung, daß auf diesem Wege, der die Freiheit gebracht habe, zum Heile des Staats wie zum Wohlbefinden der Einzelnen, fortgeschritten werden müsse, schlug um die Mitte des Jahrhunderts immer tiefere Wurzeln in den Gemüthern der Niederländer, zumal da um dieselbe Zeit jene Abwendung der geistigen Richtung Europa's vom Religiösen erfolgte, deren wir früher Erwähnung gethan haben. Es begann ein Streben nach merkantilen und commerciellen Zwecken, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte; und Holland's Beispiel trug ohnstreitig am meisten dazu bei, auch die übrigen Staaten Europa's in diese Bahnen zu reißen. Fabriken und Colonien galten seitdem als einzige Quelle des Nationalreichthums, den man außerdem durch Eingangszölle oder Einfuhrverbote heben zu können vermeinte; und diese Ansichten erzeugten allmählig einerseits ein umfassendes System von drückenden Finanzmaßregeln und Besteuerungskünsten, von dem sich manche Staaten bis auf den heutigen Tag noch nicht wieder befreit haben, andererseits eine engherzige, kalt verständige, kaufmännisch rechnende und speculirende Politik, die allen höheren Interessen immer entfremdeter wurde und kein Bewußtsein darüber hatte, daß die Staaten

noch zu anderen Zwecken bestimmt seien, als ihre Seelen und Quadratmeilen zu zählen und die Summe ihrer jährlichen Ausfuhren zu vergrößern.

Unmittelbar nach dem Abschluß des westphälischen Friedens brachen neue Zwistigkeiten im Innern der Vereinigung über die Abdankung des Kriegsvolkes aus, welches Prinz Wilhem II. in stärkerer Anzahl beibehalten wissen wollte, als die Stände von Holland. Die Generalstaaten waren auf der Seite des Statthalters; dennoch entließen die Holländer eigenmächtig neunundzwanzig Fahnen, welche von ihnen bezahlt wurden. Vergebens bereiste der Prinz die Städte dieser Provinz, um sie zu andern Beschlüssen zu bringen; der Streit, ob die Souveränetät bei den Generalstaaten oder bei den Provinzialständen sei, der schon bei Gelegenheit der remonstrantischen Unruhen zur Sprache gekommen war, brach mit neuer Heftigkeit aus, und Wilhelm entschloß sich, wie früher sein Oheim Moritz, zu einem Gewaltstreich. Er ließ sechs Mitglieder der holländischen Stände im Haag verhaften und nach Lövestein abführen und sandte Truppen ab, um an demselben Tage Amsterdam zu besetzen, von welcher Stadt der Widerstand vornehmlich ausging. Allein so gut die Vorbereitungen getroffen waren, mißglückte dieser Plan dennoch, indem sich die ersten Reiter verirrten, und so die Nachricht von heranziehenden Truppen in die Stadt gelangte. Als dieselben nun herbeikamen, fanden sie die Thore wohl verwahrt und die Mauern besetzt; ja als der Prinz am folgenden Morgen selbst erschien, waren bereits die Schleusen geöffnet, mittelst deren die niedrige Umgegend Amsterdam's unter Wasser gesetzt werden kann. So mußte er die Vermittelung dieser Angelegenheiten den Generalstaaten überlassen, die es denn auch bald dahin brachten, daß die holländischen Stände, um weiteren militärischen Maßregeln zu entgehen, das Recht der Truppenhaltung und Abdankung für alle Zeiten den Generalstaaten überließen. Noch in demselben Jahre (1650) starb Wilhelm II., im dritten seiner Statthalterschaft und im vierundzwanzigsten seines Lebens, ein feuriger, kühner und leidenschaftlicher Mann. Erst acht Tage nach seinem Tode gebar seine Gemahlin einen Knaben, der nachher Wilhelm Heinrich genannt wurde. Diesen günstigen Augenblick glaubten die Provinzialstände, besonders Holland's, benutzen zu müssen, um ihre Rechte für immer gegen Beeinträchtigungen sicher zu stellen. Die Gefangenen von Lövestein wurden losgelassen, und eine allgemeine Versammlung in Vorschlag gebracht, um die Regierungsform der Verbindung zu berathen und festzustellen. Am 18. Januar 1651 trat dieselbe wirklich im Haag zusammen, und faßte

den Beschluß, um allen Eingriffen in das aristokratische Regiment der Stände zuvorzukommen, für die Zukunft keinen Statthalter mehr zu erwählen.

---

6. Frankreich unter der Regentschaft Maria's von Medici.

(1610 — 1617.)

Heinrich's IV. ältester Sohn, Ludwig, zählte kaum neun Jahre beim Tode des Vaters. Gleich am Tage nach der Ermordung ihres Gemahls begab sich Maria von Medici ins Parlament, und ließ sich von diesem mit Uebergehung der Prinzen von Geblüt, der Nachkommen Ludwig Condé's, die Regentschaft übertragen. Um die Ansprüche der Großen und der Religionsparteien, die Heinrich's weise Regierung im Gleichgewicht erhalten hatte, zu befriedigen, nahm sie Männer von allen Farben in großer Anzahl in den Staatsrath auf, war aber dabei entschlossen, wie ihre Vorgängerin Katharina von Medici, die Angelegenheiten des Reiches nach eigenem Willen zu lenken. In den Verhältnissen Frankreich's zu den auswärtigen Mächten schlug sie den entgegengesetzten Weg von dem bisher befolgten ein, die Richtung gegen Oesterreich und Spanien wurde aufgegeben; im Innern hatte sie die Absicht, die Rechte der Protestanten zu beschränken. Um Freunde und Anhänger zu gewinnen, streute Maria die unter Heinrich IV. gesammelten Schätze mit vollen Händen aus; alle Maßregeln der vorigen Regierung wurden untergraben oder geradezu zurückgenommen, so daß der wackere Sully, der Schöpfer und Begründer der meisten Einrichtungen Heinrich's IV., welcher der Königin als Reformirter verhaßt war, schon im Januar 1611, durch allerlei wider ihn in Bewegung gesetzte Ränke gereizt, seine Entlassung begehrte und erhielt. Nachdem mit ihm die letzte Stütze des bessern Sinnes gefallen war, überließ sich Maria gänzlich ihren Vertrauten, den Botschaftern Spanien's und des heiligen Stuhles, dem Jesuiten Cotton, und dem Italiener Concini. Dieser, der Sohn eines florentinischen Edelmannes, war in Begleitung der Königin nach Frankreich gekommen und hatte hier auf deren Wunsch ihre Milchschwester Leonore Galigai geheirathet. Er war ein körperlich schöner so wie geistig gewandter Mann, und da die Königin eines solchen bedurfte, stieg sein Einfluß täglich höher: er wurde nach der Reihe zum Marquis von

Ancre, zum Gouverneur von Amiens, zum Großstallmeister und im Jahre 1614 zum Marschall von Frankreich ernannt.

Diese Begünstigung eines Emporkömmlings, die maßlose Verschwendung und Verschleuderung der Staatsgelder an ihn und andere Günstlinge, die jährliche Vermehrung der ohnehin von Heinrich nicht ganz getilgten Schuldenlast, wozu die willkürlichsten Hemmungen des Rechtsganges kamen, erregten sowohl unter den zurückgesetzten Prinzen und anderen minder begünstigten Großen, wie unter dem gedrückten Volke, eine laute Unzufriedenheit, welche die Königin durch das Versprechen der Zusammenberufung der Reichsstände beschwichtigen zu müssen glaubte.

Nachdem der junge Dauphin sein vierzehntes Jahr erreicht hatte, wurde er, einem Gesetze Karl's V. gemäß, in einer feierlichen Sitzung des Parlaments für mündig erklärt, worauf er selbst seine Mutter in eingelernten Worten bat, die Regierung auch fernerhin zu führen (2. Oct. 1614). Hierauf wurden am 27. October die Reichsstände eröffnet. Es waren 140 Geistliche, 132 Adelige, und 192 Abgeordnete des dritten Standes, deren große Mehrzahl dem Beamtenthum angehörte. Sie rathschlagten getrennt in drei Sälen des Augustinerklosters zu Paris; jeder Stand zerfiel nach den zwölf Provinzen, in welche Heinrich IV. das Reich getheilt hatte, in zwölf Abtheilungen mit zwölf Stimmen; die Mehrheit derselben entschied für jeden Stand insbesondere, in den Abtheilungen die Mehrheit der einzelnen Stimmen. Eine Hauptfrage betraf die Beibehaltung oder Abschaffung der Verkäuflichkeit der Beamtenstellen. Schon Karl V. hatte Aemter verpachtet; später war man hierin weiter gegangen, und Franz I. hatte Stellen und Einkünfte bereits in großer Anzahl verkauft. Unter Heinrich IV. wurden sie durch Einführung der Paulette sogar erblich; doch war die Auflegung dieser Steuer damals nur auf neun Jahre bewilligt worden, welche Frist jetzt zu Ende lief. Obgleich Adel und Geistlichkeit auf die Abschaffung drangen, scheiterte diese dennoch an dem Widerspruch des dritten Standes, dessen Repräsentanten eben größten Theils selbst Inhaber erkaufter Stellen waren, und an der Unlösbarkeit der Frage, wie man den hierdurch entstehenden Ausfall in den Finanzen decken sollte. So wurde denn auch späterhin, trotz verschiedener Versuche der Aufhebung, diese Verfassung des Beamtenstandes beibehalten, bis auf die Zeiten der Revolution. Die Anträge der Versammlung auf Beschränkung der die Einnahmen weit überschreitenden Ausgaben, auf Einziehung der hohen an Unwürdige und Geschäftslose vom Hofe bezahlten Jahrgelder, setzte die

Königin nicht in Vollzug; und dem Verlangen der beiden ersten Stände auf Einführung der Beschlüsse des Tridentiner Concils und Zurückstellung des reformirten Kirchenguts in Bearn setzten die unter dem dritten Stand befindlichen Hugenotten heftigen Widerspruch entgegen. Die Königin, der die Uneinigkeit der Versammlung erwünscht kam, löste dieselbe auf, ohne daß die vom Volke, dessen Unzufriedenheit täglich höher stieg, auf die Reichsstände gesetzten Hoffnungen im Geringsten befriedigt worden wären. Seitdem ist in hundertvierundsiebzig Jahren kein Reichstag in Frankreich mehr berufen worden.

Wenn dergestalt die Krone im Sinne uneingeschränkten Gebahrens beflissen war, die Rechte der Stände nicht zur Anwendung kommen zu lassen, so fühlten sich nun ihrerseits die Parlamente immer mehr berufen, den Schutz gegen Willkür und Gewalt zu übernehmen. Wir lernten schon die Entstehung sowie die Vermehrung dieser Gerichtshöfe kennen, ihre Anzahl stieg nach der der Gouvernements allmählig bis auf zwölf. Vor Allem war es das Pariser Parlament, als der ehemalige höchste Lehnshof des Königs und des Reichs, in welchem bei Anklagen hoher Barone auch noch die königlichen Prinzen und die Pairs von Frankreich saßen, das mit größerem oder geringerem Erfolg diese Vertretung der Stände durchzuführen suchte. Anlaß dazu gab namentlich die Gewohnheit, den Parlamenten die neuen Gesetze und Verordnungen vorzulegen, um dieselben zu registriren, da sie als oberste Rechtsbehörden vornehmlich über deren Ausführung zu wachen hatten. Hierbei fanden sich nun die Parlamente nicht selten veranlaßt, gegen den Inhalt der Vorlagen selbst Einspruch zu erheben und die Registrirung demgemäß zu beanstanden; die unteren Beamten und Behörden aber hielten sich natürlich durch keine Bestimmung für gebunden, die ihre Vorgesetzten noch nicht in die Gesetzregister eingetragen hatten. Dagegen behaupteten die Könige, es hange nur von ihrem guten Willen ab, die Einreden (remontrances) der Parlamente anzunehmen oder zurückzuweisen, und zwangen die Räthe gewöhnlich durch persönliches Erscheinen in ihren Sälen (lit de justice) die Gesetze ohne Weiteres einzutragen. Aber auch abgesehen von derartigen Anlässen, hielten die Parlamente sich für berechtigt, in dringenden Fällen über öffentliche Angelegenheiten selbständig mitzusprechen. So übergab das Pariser Parlament, gleich nach Auflösung der Reichsstände, am 22. Mai 1615 der Königin eine Vorstellung, die mit stolzem Selbstbewußtsein die Gelüste nach „absoluter Gewalt" bekämpfte, die ganze Lage des Staates einschneidend kritisirte, und hauptsächlich gegen die Mißbräuche der Finanzverwaltung gerichtet war; Maria, erbittert durch den

Tadel ihrer Regentschaft, „der glücklichsten, die Frankreich je gesehen," wie sie sich ausdrückte, befahl zwar den Abgeordneten, sich niemals wieder dergleichen herauszunehmen, widrigenfalls der König die Schuldigen zu strafen wissen werde; jedoch ohne die Opposition des Parlamentes zu brechen*).

Ein noch nachdrücklicherer Widerstand drohte dem Hofe aus der Aufregung der Protestanten, als Maria durch die Vermählung Ludwig's XIII. mit der Tochter König Philipp's III. von Spanien, Anna, ihre Absichten gegen sie auf das Deutlichste an den Tag legte; mit ihnen vereinigten sich die unzufriedenen Großen, an deren Spitze der junge Heinrich Condé, Sohn des 1588 gestorbenen Prinzen gleiches Namens und Enkel Ludwig Condé's, stand. Man rüstete und begann schon die Feindseligkeiten von beiden Seiten, als der Hof zu seinem gewöhnlichen Mittel griff und den Prinzen durch Geld zu gewinnen wußte. Er erhielt 1,500,000 Livres und den Vorsitz im königlichen Rath, worauf der Friede zu Loudun (3. Mai 1616) geschlossen ward, der den Hugenotten einige Vortheile zusicherte; doch wurden diese nachher nicht verwirklicht, und der Vertrag führte daher nur neue Zwistigkeiten und Bewaffnungen herbei.

Inzwischen zog sich ein gefährliches Ungewitter unmittelbar über dem Haupte der Königin und ihrer Vertrauten zusammen. Der Gesellschafter Ludwig's und Gefährte seiner kindlichen Spiele, Albert de Luynes, früher Page Heinrich's IV., hatte sich dessen ausschließende Gunst zu erwerben gewußt. Den Uebermuth, womit Concini und seine Frau den jungen Herrscher behandelten, die unwürdige Vernachlässigung, die er von seiner Mutter erfuhr, und die Eifersucht, mit der sie ihn von allen Geschäften fern hielt, benutzte der Vertraute, der selbst nach d'Ancre's Macht lüstern war, des Königs Gemüth gegen diesen und Maria immer mehr einzunehmen. Er sprach von Planen, die der Marschall gegen ihn im Schilde führe, von Vergiftung und anderen Dingen, so daß Ludwig endlich in die Verhaftung d'Ancre's und dessen Ermordung im Fall der Widersetzlichkeit willigte. Als der Marschall am 24. April 1617 gegen zehn Uhr Morgens in den Louvre kam, wurde das große Thor hinter ihm geschlossen, und der Befehlshaber der königlichen Leibwache, Vitry, trat mit den Worten auf ihn zu: „Ich verhafte Euch im Namen des Königs!" In demselben Augenblicke wurde Concini durch drei Pistolenschüsse, welche die Begleiter Vitry's abfeuerten, niedergestreckt. Auf

*) **Martin, hist. de France, 4. éd., T. XI. (1860). p. 89 f.**

den Ruf der Mörder „es lebe der König!" erschien dieser am Fenster und sprach: „Ich danke euch, zu dieser Stunde bin ich König. Ruft die alten Diener meines Vaters; nach ihrem Rathe will ich regieren." Welchen Grad die Wuth eines gedrückten Volks erreichen kann, wenn es seiner Tyrannen endlich mächtig wird, sah man auch hier. Man hatte d'Ancre's Leichnam still in der Kirche St. Germain begraben; aber der Pöbel erfuhr nicht sobald den Begräbnißort, als er in großen Schaaren hinstürmte, den Körper herausriß, durch die Straßen schleppte, an den Galgen hängte, den er selbst erbaut, dann das Herz ausriß, das Fleisch in Stücke schnitt, Alles in einem großen Feuer verbrannte, und endlich Asche und Knochen in die Seine warf.

Gleich nach dem Morde des Marschalls ließ Ludwig seiner Mutter sagen, sie möge auf ihrem Zimmer bleiben, er werde fortan für die Geschäfte sorgen. Ihre Leibgarde wurde entwaffnet, sie selbst streng bewacht. Vergebens wünschte sie ihren Sohn zu sprechen; man deutete ihr vielmehr an, daß sie den Hof verlassen und sich auf ihre Besitzungen begeben solle. Mit verbissenem Schmerz entschloß sie sich endlich nach Blois zu gehen, und nahm am Tage der Abreise die Abschiedsbesuche des Hofes mit ziemlicher Fassung an. Auch der König erschien, mit seinem Bruder Gaston von Orleans und dem Herrn von Luynes, und sagte ihr einige kalte Worte. Sie hatte gehofft, ihn noch bei dieser Gelegenheit zu rühren und umzustimmen; da er sich aber auf nichts einließ, und sogar ihrer Umarmung durch eine schnelle Verbeugung auswich, stürzten ihr die Thränen der Verzweiflung von den Wangen, und weinend stieg sie in den Wagen (3. Mai 1617), der sie in Begleitung einiger Damen, von einer starken Bedeckung umgeben, nach Blois führte. Ludwig sah ihre Abreise vom Balcon des Louvre herab mit seiner Gemahlin an, aß sehr heiter zu Mittag, und jagte dann im Gehölz von Vincennes. Gegen Concini's Frau mußte das Parlament ein Verfahren eröffnen, in Folge dessen sie als der Verletzung himmlischer und irdischer Majestät schuldig und als Hexe zum Tode verurtheilt wurde, obgleich man nichts wider sie zu beweisen vermochte. Mit Festigkeit hatte sie Rede gestanden und ihre Sache wohl vertheidigt, mit ähnlicher Standhaftigkeit benahm sie sich bei der Hinrichtung; ihr Leichnam wurde verbrannt.

7. Unruhen unter Ludwig XIII. bis auf Richelieu's Emporkommen.
(1617—1624.)

Durch den Sturz der Königin und den Fall der Concini wurde die Lage Frankreich's wenig verbessert. Ludwig, dessen Geburt einst seinem großen Vater Freudenthränen entlockt hatte, war schwach an Körper und Geist, und fühlte selbst das Bedürfniß, von Andern regiert zu werden; der träge Gang seiner Gedanken stand ganz still, sobald er nicht von lebhafteren Köpfen unaufhörlich angestoßen ward. So erlangte Luynes mit den Gütern bald auch den Einfluß des Marschalls auf die Regierung, nur daß er im Ganzen noch unfähiger war als jener. Nicht blos die Kenntniß, sondern auch die zu Staatsgeschäften nöthige Gewandtheit mangelte ihm.

Gleich nach der Ermordung d'Ancre's hatte der König eine Bekanntmachung erlassen, in der er sagte, daß er um der Unzufriedenheit seiner Unterthanen ein Ende zu machen und dem Aufruhr vorzubeugen, selbst die Regierung angetreten habe; der Marschall wäre zur Untersuchung gezogen worden, wenn er nicht durch Widersetzlichkeit seinen Tod herbeigeführt hätte *). Danach berief er zur Abhülfe der Beschwerden eine Versammlung der Notabeln des Reiches, aus mehreren Geistlichen, Edelleuten, hohen Steuerbeamten und Parlamentspräsidenten bestehend, nach Rouen, auf welcher indeß eben so wenig ausgerichtet wurde, als auf der Ständeversammlung seiner Mutter. Der Gang der Ereignisse unter der Regentschaft wiederholte sich unter dem Könige; der Adel, der mit dem Marschall unzufrieden gewesen war, weil dieser ihn von allem Einfluß auf die Angelegenheiten ausgeschlossen hatte, betrachtete Luynes aus demselben Grunde bereits mit nicht minderem Hasse. Hierauf baute die unruhige Königin-Mutter einen Plan, um wieder an das Ruder zu gelangen. Sie setzte sich mit mehreren Unzufriedenen heimlich in Verbindung, obgleich sie streng beobachtet wurde, und fand, daß sie am meisten auf den mächtigen Herzog von Epernon rechnen könne, der Gouverneur von Angoumois und Saintonge war und reiche Landschaften in Guienne besaß. Zunächst kam es darauf an, der Gewalt des Königs zu entfliehen. In der Nacht vom 22. zum 23. Februar 1619 stieg die Königin mit Hülfe ihres Stallmeisters auf einer Leiter aus dem Fenster ihres Zimmers im Schlosse von Blois hinab,

---

*) Raumer, Geschichte Europa's, Bd. IV. S. 44.

und eilte nach Angouleme in den Schutz des Herzogs. So gesichert, trug sie ihre Beschwerden dem Könige vor, wandte sich an die Statthalter der übrigen Provinzen und an die unzufriedenen Edelleute, suchte den König von Spanien zu gewinnen, und ließ durch den Herzog von Epernon Werbungen und Bewaffnungen anstellen, um ihre Plane nöthigen Falls mit Gewalt durchzusetzen. Nicht ohne Unruhe sah Luynes den Keim eines Bürgerkriegs sich entwickeln; deshalb, und nachdem ein Versuch die Königin von Epernon zu trennen mißlungen war, beschloß er mit ihr zu unterhandeln und sich zu diesem Zwecke des Bischofs von Luçon zu bedienen.

Armand Jean war der dritte Sohn des Franz du Plessis, des Herrn von Richelieu im Lande Poitou. Er war zu Paris am 5. September 1585 geboren, und früh schon trat in dem rastlos thätigen Knaben das Bestreben hervor, sich weit über seines Gleichen emporzuschwingen. Anfangs als jüngerer Sohn zum Kriegsdienste bestimmt, war er der erste in allen Leibesübungen gewesen; als ihm aber Heinrich IV., nachdem sein zweiter Bruder ins Kloster gegangen, die Aussicht auf dessen Bisthum Luçon gab, legte er sich mit dem größten Eifer auf theologische Studien, und bewirkte es durch seine vorzügliche Geschicklichkeit, daß er schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahre in Rom die bischöfliche Weihe erhielt. Aber nicht zufrieden mit dieser ungewöhnlichen Begünstigung, richtete er sogleich den Blick nach größeren Höhen. Auf der Ständeversammlung von 1614 ward er der Königin und dem Marschall d'Ancre bekannt, worauf er bald von diesem zum Staatsrath und im Jahre 1616 sogar zum Staatssecretär befördert wurde. Nach dem Sturz des Günstlings verlor er natürlich seine Stelle. Er begleitete die Königin in ihre Verbannung nach Blois, ward aber, weil man seinen Verstand und sein Urtheil fürchtete, auf Luynes' Betreiben von hier nach Avignon verbannt. Jetzt wünschte der neue Günstling selbst sich des Einflusses Richelieu's auf die Königin bedienen zu können, und der Letztere zeigte keine Abneigung gegen ein Geschäft, welches ihn über beide Parteien stellte. Durch seine Vermittelung ward denn auch wirklich am 30. April 1619 ein Vergleich zwischen dem Könige und seiner Mutter zu Stande gebracht, wonach die Letztere das Gouvernement von Anjou sammt der Stadt Angers und volle Verzeihung für alle ihre Anhänger erhielt.

So waren nun zwei Höfe in Frankreich, der königliche in Paris und der der Königin-Mutter in Angers. Da diese in den ihr gemachten Zugeständnissen nur den Anfang größeren Gelingens sah, andrerseits

aber die Unzufriedenheit des Adels mit dem Günstlinge fortdauerte und sogar in Folge einiger zum Vortheil von Luynes' Freunden und Verwandten unternommener Veränderungen in der Besetzung der Gouvernements stieg: so konnte der Ausbruch neuer Mißhelligkeiten nicht ausbleiben. Ehe ein Jahr verging, sammelten Epernon und der Herzog von Mayenne, Gouverneur von Guienne, Truppen gegen Luynes und den König. Der ganze Adel der Normandie, der Bretagne, von Maine, Anjou, Guienne und Gascogne erklärte sich für die Königin. Bei dieser Stärke seiner Gegner glaubte Luynes mit Recht durch bloße Unterhandlungen ohne den Nachdruck der Waffen nichts durchsetzen zu können. An der Spitze von achttausend Mann Fußvolk und einiger Reiterei brach er mit dem Könige schnell gegen die Normandie auf, nahm Rouen, Caen, Dieppe, und wendete sich dann gegen die Bretagne, wo sein Vorrücken von ähnlichen Erfolgen begleitet wurde. „Eine Partei, die aus losen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, sagt Richelieu in seinen Memoiren über diese Ereignisse, und keinen andern Mittelpunkt hat als Unzufriedenheit mit der Regierung, die Aenderungen will, aber ohne recht zu wissen welche, wird der rechtmäßigen Regierung gegenüber wenig Kraft und Bestand zeigen." In diesem Sinne rieth er der Königin, der er seit dem letzten Vertrage wieder eifrig zur Seite stand, dringend, sich mit Ludwig zu versöhnen. Auch Luynes durfte die Gegenpartei nicht aufs Aeußerste treiben und hatte namentlich den Anschluß der Hugenotten an die Mißvergnügten zu fürchten, so daß er die Vorschläge Maria's nicht zurückwies, obgleich er schon bis in die Nähe von Angers vorgedrungen war. So kam am 10. August 1620 ein neuer Vertrag zu Stande, in Folge dessen die Königin gegen die Erlaubniß der Rückkehr an den Hof sich von den Mißvergnügten lossagte. Außerdem erhielt sie die Zusage, daß der König für den Bischof von Luçon in Rom um den Cardinalshut anhalten und dessen Nichte, ein Fräulein von Pontcourlai, mit einem Neffen des nunmehrigen Herzogs von Luynes vermählen wolle, zur dauernden Versöhnung beider Parteien. Der König umarmte hierauf seine Mutter zu Brissac mit großem Schein von Zärtlichkeit; alle Mißvergnügten, welche binnen acht Tagen die Waffen niederlegten, erhielten Verzeihung.

So war die Ruhe des Reichs wiederhergestellt und die Königin am Ziel ihrer Entwürfe; aber die Entscheidung darüber, ob sie oder Luynes größeren Einfluß auf den König und den Gang der Geschäfte erlangen werde, ward durch Begebnisse anderer Art aufgehalten. Wie in Deutschland, so hatte auch in Frankreich von der Mitte des sechszehn-

ten Jahrhunderts an eine innere Sammlung und eine Reaction des Katholicismus begonnen; nachdem sich dieselbe in blutigen Bürgerkriegen entladen, war sie auch durch Heinrich's IV. Thronbesteigung nicht beseitigt oder gehemmt worden. Dieser trug vielmehr, obgleich durch die protestantische Partei emporgekommen, mittelst einer besseren und würdigen Besetzung der Kirchenstellen, wie sie gemäß dem Concordat von 1516 in der Hand des Königs lag, sehr bedeutend zur Hebung des Katholicismus bei. Die Kirche selbst war mit eifrigen Reformen in ihrem Innern beschäftigt; die Benedictiner, Dominicaner, Franziscaner traten zu neuen Congregationen zusammen; die ersteren übernahmen es ganz besonders sich der Erziehung und dem Unterricht des Adels wie der Geistlichen zu widmen, und ihren daneben betriebenen Studien haben wir die wichtigsten und umfassendsten Werke namentlich für die Geschichte Frankreich's zu danken. Vincenz von Paula stiftete eine Vereinigung von Geistlichen zu Missionen unter den Landpfarrern und dem Landvolke; Peter von Berulle gründete ein Institut zur Bildung von Geistlichen für den Kirchendienst, ohne weitere Gelübde von den Mitgliedern zu fordern; für den ersten Unterricht der Kinder brachte Romillon eine Verbindung zu Stande. Ein ähnlicher Geist der Sorge für Erziehung, Unterricht, Krankenpflege, Wohlthätigkeit, für eigene Befestigung und Erbauung im Glauben lebte in den Congregationen der Frauen und vermehrte dieselben*). Diese Regeneration des Katholicismus hatte bedeutende Rückwirkungen; schon begannen die Reformirten über Abtrünnige zu klagen. Gleich nach dem Tode Heinrich's IV. war von einigen katholischen Eiferern die völlige Unterdrückung der Protestanten in Vorschlag gebracht, von den Vernünftigen und Gemäßigten aber noch die Bestätigung des Edicts von Nantes durchgesetzt worden. Die Zurückstellung des Kirchenguts in Bearn, das von Heinrich IV., ehe er den Thron Frankreich's bestieg, eingezogen worden war, schon auf der Reichsversammlung von 1614 in Antrag gebracht, führte zu neuen Streitigkeiten, als Luynes dieselbe 1617 durch ein Edict anbefahl. Nach der Versöhnung des Königs mit Maria von Medici, und während man noch mit den Reformirten unterhandelte, ließ Papst Paul V. ernstlich darauf dringen, den günstigen Augenblick zu einer großen Unternehmung gegen die übermächtigen Ketzer zu benutzen. Es hatten diese damals in Frankreich über siebenhundert Kirchsprengel inne, viertausend Adelige hielten sich zu ihnen, zweihundert befestigte Orte waren in ihren Händen. Man rechnete, daß

*) Ranke, die röm. Päpste, 4. Aufl. Th. II. S. 426 ff.

sie gegen fünfundzwanzigtausend Bewaffnete ins Feld stellen könnten. Zur Wahrnehmung ihrer gemeinsamen Interessen hielten sie von Zeit zu Zeit Versammlungen, welche die verschiedenen reformirten Landschaften und Kirchspiele durch Abgeordnete beschickten; diejenige, die im Herbst 1620 zu La Rochelle zusammentrat, beschäftigte sich mit der schon länger vorbereiteten Eintheilung und Organisation ihrer Länder in sieben Kreise, und ernannte Befehlshaber für die Mannschaften derselben; wie denn überhaupt die Reformirten seit längerer Zeit einen festen, für sich abgeschlossenen Staat in Frankreich bildeten. Allein trotz dieser Achtung gebietenden Macht wagte man es jetzt wirklich, die eingezogenen Kirchengüter in Bearn den Katholiken mit Gewalt zurückzugeben und ihnen die Hauptkirche des Landes in Pau wieder zu eröffnen, zur selben Zeit als die Böhmen in der Schlacht am weißen Berge unterlagen; ja im folgenden Jahre beschloß Luynes, der sich deshalb mit der Würde des Connetable von Frankreich bekleiden ließ, offenen Krieg gegen die Reformirten zu erheben. In den nördlichen Provinzen wurden diese mit leichter Mühe entwaffnet, weil sie hier in unverhältnißmäßiger Minderzahl waren; ihre Hauptstärke war im Süden von der Loire bis zu den Pyrenäen. Der König selbst, mit dem erlesensten Theile des französischen Adels, begleitete die Truppen, welche etwa funfzehntausend Mann stark einige Plätze, Saumur, St. Jean d'Angely, Clerac und andere, eroberten. Vor Montauban scheiterten Luynes' Anstrengungen, und bei der Belagerung von Monheur fiel der Günstling in ein Fieber, welches seinem Leben im dreiundvierzigsten Jahre ein Ende machte (14. Dec. 1621). Selbst der König war seiner in der letzten Zeit überdrüßig geworden, und hatte seine Anmaßungen nur mit Unwillen ertragen. Im Felde hatte er noch einmal soviel Gepäck als Ludwig mit sich geführt, und in den Quartieren wurde immer zuerst für ihn gesorgt. In seinen letzten Augenblicken mußte der Günstling noch empfinden, wie wenig ein bloß äußeres Ansehen ohne innere Würdigkeit vermag; denn seine Diener und Genossen erwarteten nicht einmal seinen Tod, um ihn zu verlassen; in den beiden letzten Tagen seiner Krankheit war sein Zimmer leer, die Thüren standen offen, und Niemand bekümmerte sich um ihn. Ja als sein Leichnam nach Maille in Touraine, dem Hauptort seines kleinen sogenannten Herzogthums, abgeführt ward, sah man nicht selten, anstatt betender Geistlichen, die ihn hätten begleiten sollen, einige Diener auf seinem Sarge Karten spielen.

Nunmehr stand die Königin Mutter wieder allein neben und über ihrem Sohne. Allein sie benahm sich mit größerer Mäßigung als zur

Zeit ihrer Regentschaft; ein Verdienst, welches weniger ihr selbst als den ausgezeichneten Geistesgaben ihres nunmehrigen Günstlings, des Cardinals von Richelieu, beizumessen ist. Indeß ging der Krieg gegen die Reformirten fort, zu dem die katholische Geistlichkeit eine sehr bedeutende Summe hergegeben hatte; aber die tapfere Gegenwehr derselben zwang den König am 19. October 1622 zu einem Frieden, dessen wesentlicher Inhalt die Bestätigung des Edicts von Nantes war. Die Reformirten behielten die ihnen durch die früheren Bestimmungen zugestandene eigene Gerichtsbarkeit und eigene Beamten; nur sollten sie in Zukunft ohne königliche Bewilligung keine allgemeinen Versammlungen über politische Angelegenheiten halten dürfen. Die Leitung der Geschäfte des katholischen Frankreich's hatte nach Luynes' Fall zunächst der Finanzminister Vieuville übernommen, mit mehreren andern Ministern und Räthen, welche sämmtlich noch von jenem ernannt worden waren. Um diese zu verdrängen, suchte die Königin, nachdem sie selbst Zutritt zu den Berathungen erhalten hatte, auch ihren Vertrauten in den Staatsrath zu bringen, und setzte diese Absicht endlich nach zweijährigen Bemühungen durch, trotz des Widerstrebens des Königs, der wie die Uebrigen den überlegenen Geist Richelieu's fürchtete. Am 26. April 1624 ward dieser in den Staatsrath unter der Bedingung aufgenommen, daß er seine Meinung sage, wenn er dazu aufgefordert werde, ohne sich in die nähere Verhandlung der Geschäfte zu mischen. Kaum aber hatte der gewandte Mann hier Fuß gefaßt, als auch nach einem halben Jahre Vieuville schon gestürzt und er selbst an die Spitze der Regierung gestellt war. Jener hatte auf dringendes Anliegen der Königin-Mutter die Aufnahme Richelieu's in den Staatsrath in der Hoffnung befördert, immer noch die Superiorität behaupten und den Cardinal, dergestalt durch Dankbarkeit an ihn gefesselt, als Mittel für seine Zwecke brauchen zu können. Hierin und über seine eigenen Talente hatte er sich getäuscht, obwohl er sonst ein redlicher Mann war, so daß auch die gegen ihn angestellte Untersuchung ihn keiner Unterschleife im Finanzwesen überführen konnte.

8. Richelieu's Staatsverwaltung.

(1624 – 1642.)

„Als ich die Geschäfte übernahm," schreibt Richelieu, „benahmen sich die Großen, als wären sie keine Unterthanen, und die Befehlshaber in den Landschaften, als wären sie unabhängige Herren. Jeder maß seine Verdienste nach seiner Kühnheit, Niemand begnügte sich mit dem, was ihm zukam. Auswärtige Verhältnisse und Bündnisse wurden vernachlässigt, das öffentliche Wohl überall dem persönlichen Vortheil nachgesetzt und die königliche Gewalt verachtet." So verhielt es sich in der That; nun war aber auch in Richelieu der Mann erschienen, der diesen großen, das Reich mit innerer Auflösung bedrohenden Uebeln nachdrücklich entgegen zu arbeiten verstand. Ein neuer Geist war der Regierung eingehaucht, seitdem Ludwig sich ganz seiner Leitung überließ und die Zügel der Herrschaft völlig in seine Hände legte. Zunächst traten die Wirkungen dieser Veränderung in der äußeren Politik hervor, die sich bisher so schwach gezeigt, und in dem Grade unter spanischem Einflusse gestanden hatte, daß französische Vermittelung, wie früher erwähnt, 1620 den Ulmer Waffenstillstand zwischen Kaiser Ferdinand und der Union herbeigeführt hatte. Richelieu nahm sofort die Politik Heinrich's IV. wieder auf, um die Habsburgische Macht in Oesterreich und Spanien zu vermindern. Die Holländer wie die deutschen Kriegsfürsten Mansfeld und Christian von Braunschweig erhielten Subsidien; und schon im November 1624 brachte er einen Vermählungsvertrag zwischen der Schwester Ludwig's, Henriette Maria, und dem Prinzen von Wales, dem nachmaligen Könige Karl I., zu Stande; Spanien zwang er 1626 nach einigen Feindseligkeiten zu einem Vergleich, wodurch es das Veltlin aufgab. Den mantuanischen Erbfolgestreit, bei welchem Ludwig und Richelieu selber im Felde erschienen, endete der Friede von Chierasco 1631 in der Art, daß der Kaiser und der König von Spanien den Karl von Nevers als Herzog von Mantua anerkannten, und Savoyen die wichtige Festung Pignerol an Frankreich abtreten mußte. Von Richelieu's Verbindung mit Schweden, seiner Theilnahme am dreißigjährigen Kriege, die zuerst nur in Subsidien bestand, dann aber durch eigene Heere am Rhein, in den Niederlanden, in den Pyrenäen und in Italien kräftiger eingriff, ist bereits genugsam die Rede gewesen. Die Früchte aller dieser Saaten erntete er selber freilich noch nicht.

Im Innern verließ Richelieu mit der Uebernahme der Geschäfte

seine Stellung als Parteimann und faßte einzig und allein das Ganze des Staates ins Auge. In der Verfolgung der hierauf bezüglichen Zwecke konnte es nicht fehlen, daß er die vielen unberechtigten Interessen, die unter der früheren schlaffen Verwaltung hervorgetreten und befriedigt worden waren, verletzte und sich zahlreiche leidenschaftliche Feinde machte. Am Hofe fühlte sich der Bruder und muthmaßliche Nachfolger des Königs, Gaston von Anjou, obgleich er damals erst achtzehn Jahre alt war, durch den Minister herabgesetzt und von dem vermeintlich ihm gebührenden Einfluß ausgeschlossen. Als daher Maria von Medici und der Cardinal wünschten, daß er sich mit der Prinzessin von Montpensier, aus dem Hause Guise, vermählen möchte, glaubte er hierin nicht ganz mit Unrecht eine Maßregel zu sehen, um ihn des Ansehens, das für ihn aus der Ehe mit einer auswärtigen Fürstin hervorgehen würde, ein für alle Mal zu berauben. Durch seine ehrgeizigen Günstlinge wurde sein Argwohn immer höher gesteigert. Von geheimen Planen zu seiner Erhebung auf den Thron und von einer zu diesem Zweck angeknüpften Verbindung des Prinzen mit Spanien und anderen Mächten unterrichtet, ließ Richelieu dessen Erzieher und Vertrauten, den Marschall von Ornano, verhaften. Wie diese durchgreifende Maßregel die Anhänger Anjou's einerseits mit Furcht erfüllen mußte, trieb sie dieselben andererseits auch zur Schnelligkeit im Handeln und zur Rache an. Man beschloß, unter dem Vorwande einer Jagd den Cardinal auf seinem Landgute Fleury zu besuchen, um entweder sich seiner zu bemächtigen und ihn nach der Bretagne zu entführen, deren Gouverneur, Cesar von Vendome, im Einverständnisse war, oder um ihn mit vorgehaltenen Dolchen zu entehrenden Versprechungen zu zwingen, wo nicht gar zu tödten. Der Graf von Chalais, ein leidenschaftlicher junger Mann, der den Plan entworfen hatte, suchte auch den Commandeur von Valençay ins Geheimniß zu ziehen; allein dieser entdeckte das Vorhaben dem Cardinal. Die Jäger fanden unvermuthet das Schloß zu Fleury mit starken Wachen besetzt, und gleich darauf wurden auf königlichen Befehl der Graf von Chalais, der Herzog von Vendome und dessen Bruder, der Großprior von Bourbon, beide natürliche Söhne Heinrich's IV. und der schönen Gabriele d'Estrées, gefangen gesetzt. Dem Grafen von Chalais ward, mit grober Verletzung der Gesetze, der Proceß vor einem außerordentlichen Gerichte gemacht, welches ihn zum Tode verurtheilte. Er sollte zu Nantes, wo er gefangen saß, enthauptet werden. Seine Freunde bestachen den Scharfrichter dieser Stadt, daß er sich wie zufällig entfernte. Allein das Urtheil sollte an demselben Tage, da es dem

Marschall angekündigt wurde, auch vollzogen werden. In der Verlegenheit trug man jetzt zweien Verbrechern, denen man dafür Begnadigung versprach, das Amt des Scharfrichters auf, und dies machte den Tod des Grafen sehr schmerzlich; denn er erhielt einige zwanzig Hiebe, ehe der Kopf herunter fiel. Ornano war bereits im Gefängniß gestorben; die beiden Vendome, deren königliches Blut man nicht vergießen wollte, blieben in enger Haft. Selbst die Gemahlin Ludwig's, Anna von Oesterreich, wie die spanische Prinzessin als Tochter Margareta's von Oesterreich in Frankreich genannt wurde, die der Mitwissenschaft beschuldigt war, durfte sich nicht aus dem Louvre entfernen und ward vom Könige mit der größten Mißachtung behandelt. Der Herzog von Anjou, ein eben so großer Schwächling als der König, hatte sich in das Mißlingen des Planes leicht gefügt, auch ohne Gewissensbisse die gefährlichen Absichten seiner Genossen den Richtern offen dargelegt, und hierauf eine Erklärung unterzeichnet, worin er seine bösen Entwürfe eingestand und Besserung gelobte. Danach mußte er in die Heirath mit der Prinzessin von Montpensier willigen, wurde aber dafür so freigebig bedacht, daß er die Herzogthümer Orleans und Chartres, die Grafschaft Blois und außerdem noch 660,000 Livres jährlicher Einkünfte erhielt. Am 5. August 1626 wurde die Vermählung Gaston's gefeiert; er hieß von jetzt an, in Folge jener Dotation, Herzog von Orleans.

Nach dem Sturz der feindlichen Hofpartei schien Richelieu's Ansehn für immer befestigt, da er sich überdieß im vollkommensten Einverständniß mit der Königin-Mutter befand. Er beschloß, diesen Augenblick zur gänzlichen Entwaffnung der Partei, die seit hundert Jahren zu so vielen Unruhen Anlaß oder Vorwand gegeben, d. i. der Reformirten zu benutzen, um sie nicht länger als einen Staat im Staate mit eigenen Heeren, Festungen und Steuern fortbestehen zu lassen. Den Frieden, der 1622 geschlossen worden, hatte man von Seiten des Hofes so wenig wie die früheren ernstlich gehalten. An vielen Orten wurde der protestantische Gottesdienst gehindert, die Reformirten sollten ihre religiösen Lieder und Psalmen nicht mehr öffentlich singen; man machte Versuche, die Wahl der Magistrate in den reformirten Städten in die Hände des Königs zu bringen. Dazu kam die innere Schwächung der Calvinisten durch den Erfolg der katholischen Missionen. Die Jesuiten hatten in Lyon, Aix, Pau neue Sitze ihres Ordens gegründet, die Capuziner bekehrten zahlreiche Abgefallene in Poitou und Languedoc, der Franciscaner Villele führte die ganze Stadt Foix in den Schooß der katholischen Kirche zurück; selbst angesehene Männer traten über, andere

ließen sich durch Geschenke und Ehrenstellen vom Hofe gewinnen; und daß dergestalt allmählig in der Mehrzahl der reformirten Städte die Einwohnerschaft sich wieder theilweise zum Katholicismus bekannte, mußte deren Widerstandsfähigkeit ungemein vermindern, wenn nicht ganz aufheben. Schon 1625 hatten die Protestanten aufs Neue die Waffen ergriffen, um sich gegen die vielfachen Unbilden zu schützen und weiteren Verlusten vorzubeugen, und hatten dadurch Richelieu's Plane gegen Oesterreich und Spanien gestört. Es war ein heftiger, aber kurzer Kampf geführt worden; denn die Kunde von dem mit Spanien abgeschlossenen Vertrage zwang die Reformirten schon im April 1626 zum Frieden, da sie beim Beginn des Krieges auf die Beschäftigung der katholischen Streitkräfte Frankreich's durch jene Macht gehofft hatten. Aehnlichen Störungen vorzubeugen, setzte Richelieu jetzt alle Kräfte gegen sie in Bewegung. Er näherte sich zu diesem Zwecke sogar dem Könige von Spanien wieder, und schloß mit ihm ein Bündniß gegen England, um die Reformirten der Hülfe dieser Macht zu berauben. Selbst die Holländer gaben Schiffe gegen ihre Glaubensgenossen, da Frankreich nur eine unbedeutende und ungeübte Seemacht hatte, mehrere Hauptfestungen der Reformirten aber an der Küste lagen. Dagegen traten die Anführer der Reformirten, Rohan und Soubise, mit England in Verbindung und begannen im Frühjahre 1627 ihre Werbungen. In Languedoc eröffnete hierauf der Prinz von Condé den Krieg von Seiten des Hofes; die Belagerung von La Rochelle, des Hauptwaffenplatzes der Reformirten, wollte Richelieu selber leiten. Im Sommer setzten sich die Truppen in Marsch, die der König in Person begleitete. Man eroberte mehrere kleinere Plätze, und wandte sich hierauf gegen La Rochelle, wobei sich der Cardinal ebenso gewandt und thätig in kriegerischen als früher in politischen Dingen zeigte. Inzwischen war der Herzog von Buckingham, der neben dem Könige Karl von England eine ähnliche Stelle einnahm, wie Richelieu neben Ludwig XIII., bereits mit einer mächtigen Flotte auf der Insel Rhe in der Nähe von La Rochelle gelandet, und hatte dieselbe bis auf das Fort St. Martin erobert. Die erste Aufgabe war, diesen Punkt zu retten und die Engländer aus ihrer wichtigen Stellung zu vertreiben. Das Gelingen der hierauf bezüglichen Unternehmungen war vor Allem Richelieu's Anstalten zuzuschreiben. In der Nacht zum 8. October brachen 35 französische Schiffe durch die Hafensperre, verstärkten und verproviantirten das Fort; bald nachher gelang es dem Marschall Heinrich von Schomberg, sich mit einem zahlreichen Corps auf der Insel festzusetzen, wodurch Buckingham zur Aufhebung

der Belagerung und zum Rückzuge auf die Flotte genöthigt wurde, wobei er über 2000 Mann verlor.

Darauf wurde La Rochelle durch ungeheure Verschanzungen von der Landseite eingeschlossen. Denn die Stadt schien durch Lage und Festungswerke so unüberwindlich, daß man kein anderes Mittel sah, als die Besatzung auszuhungern. Um auch von der Seeseite her die Zufuhr zu sperren, ließ Richelieu quer durch den 740 Toisen breiten Canal, der von der Stadt nach dem Hafen führte, einen festen Damm ziehen, der als ein Meisterstück der Wasserbaukunst bewundert und vor seiner Vollendung für unmöglich gehalten wurde. Bald verzweifelten die Rocheller selbst an ihrer Rettung; denn eine zweite englische Flotte, die am 11. Mai 1628 vor dem Hafen erschien, kehrte wieder um, da sie die gewaltigen Anstalten der Belagerer gesehen hatte; und als Buckingham, der den Krieg gegen Frankreich vornehmlich betrieben hatte, das Commando derselben übernehmen wollte, um sie zum zweiten Mal gegen den Feind zu führen, ward er am 23. Aug. zu Portsmouth von einem fanatischen Puritaner ermordet. Schon im März war die Hungersnoth in der Stadt so hoch gestiegen, daß die Herzogin von Rohan und ihre Tochter nichts als Pferdefleisch und höchstens drei oder vier Unzen Brod täglich zu sich nahmen; zu Ende Juni lebte die Hälfte der Einwohner nur noch von Hülsenfrüchten, Kräutern und Schalthieren, und auch diese Nahrungsmittel schwanden mehr und mehr, um immer widerlicheren Platz zu machen; aber die Prediger ermahnten das Volk zur Standhaftigkeit im Glauben und zum Tode der Märtyrer. Den höchsten Heldenmuth bewies Johann Guiton, ein Mann von kleinem Körper, aber entschlossener Seele. Man hatte ihn einmüthig gebeten, das Amt des Maire zu übernehmen. Nur sträubend hatte er es endlich angenommen (4. März 1628), mit den Worten: „Weil ihrs denn haben wollt, so will ich Maire sein, aber mit dem Beding, daß es mir erlaubt sei, dem Ersten, der von Uebergabe spricht, den Dolch in die Brust zu stoßen. Mir selbst soll man dies thun, sobald ich dazu geneigt werden sollte.“ Er behielt diese Standhaftigkeit bis ans Ende. Als der Mangel schon sehr hoch gestiegen war, zeigte ihm Jemand einen matt vorüberschleichenden, vom Hunger ganz abgezehrten Menschen. Guiton antwortete: „Und das befremdet Sie? Es wird uns Beiden eben so gehen, wenn wir keine Hülfe bekommen.“ Ein Anderer sagte ihm, es stürben so viele Leute Hungers, daß bald Niemand mehr da sein würde. „Nur immerhin,“ sagte Guiton, „wenn nur Einer zum Thorsperren übrig bleibt.“ Von Zeit zu Zeit hoffte die

Stadt immer noch wieder auf Entsatz durch die Engländer; allein obgleich wirklich noch einmal, am 30. September, hundertundvierzig englische Schiffe anlangten, so verursachten doch widrige Winde, Nachlässigkeiten des Befehlshabers Grafen von Lindsay, und schlechter Wille der englischen Führer überhaupt, daß die ganze Flotte, nachdem sie die französische zwei Tage lang (3. u. 4. Oct.) beschossen hatte, unverrichteter Sache wieder absegelte. Nachdem dieser letzte Hoffnungsschimmer verblichen, sandten die Bürger Abgeordnete ins königliche Lager, das von Krankheiten und Seuchen ebenfalls heimgesucht ward. Da Richelieu Sicherheit des Lebens und Eigenthums sowie freie Religionsübung versprach, so ergaben sich endlich die wenigen Menschen, die der Hunger nach einer vierzehnmonatlichen Einschließung noch übrig gelassen hatte. Die Besatzung, die bis auf vierundsechszig Franzosen und neunzig Engländer herabgeschmolzen war, erhielt freien Abzug, die Officiere mit ihren Waffen, die Gemeinen mit weißen Stäben. Kraftlos wie Schatten wankten sie zum Thore hinaus. Am 30. October 1628 zog die französische Leibwache ein. Am Thore fand man den braven Guiton, der die Schlüssel mit einer kurzen Anrede überreichte; worauf ihm der Marschall von Schomberg ankündigte, daß sein Amt und alle Freiheiten der Stadt aufgehoben wären. Zur Verhütung der Plünderung waren die strengsten Befehle gegeben. Dagegen fielen die Einwohner die einziehenden Soldaten an, um ihnen das an ihren Bandelieren hangende Brod zu entreißen; und diese, durch den traurigen Anblick gerührt, wehrten sich nicht, sondern gaben es freiwillig hin. Der König konnte erst am 1. November seinen Einzug halten, weil die Stadt so voller Pestluft und Unreinigkeit war, daß man zwei Tage brauchte, um sie zu säubern. Man rechnet funfzehntausend, Andere sogar fünfundzwanzigtausend Menschen, die dem Hunger und den übrigen Leiden der Belagerung erlegen waren. Von diesen lagen viele noch unbegraben in ihren Häusern, viele auf den Kirchhöfen, wohin sie sich wenige Stunden vor ihrem Ende selbst geschleppt hatten, um wenigstens auf geweihter Erde den Geist auszuhauchen. Nach der Entfernung des Königs wurden die Festungswerke geschleift, selbst die Stadtmauer niedergerissen, und die Stadt aller Privilegien beraubt.

Im folgenden Jahre (28. Juni 1629) ward mit den Reformirten im ganzen Reiche ein Friede geschlossen, dem gemäß die Befestigungen aller Sicherheitsplätze zerstört wurden; doch erfolgten sonst keine Bestrafungen, der Herzog von Rohan erhielt sogar für sich und seine Anhänger

unbedingte Verzeihung. Die Hauptsache war, daß der Partei alle ihr durch das Edict von Nantes eingeräumten religiösen Rechte gelassen wurden; nur als ein eigener politischer Körper sollten die Reformirten nicht länger bestehen. Diese Erfolge Richelieu's fielen in dieselbe Zeit, da auch in Deutschland Kaiser Ferdinand alle Widerstandsversuche der Protestanten zu Boden geschlagen und den Gipfel seiner Macht bestiegen hatte; aber statt sich zu begnügen, den Ungehorsamen die Mittel zum Widerstande zu nehmen, wie es der Cardinal in Frankreich that, wollte Ferdinand II. den Protestantismus selbst in seinen Erblanden wie im Reiche mit gewaltsamen Maßregeln ausrotten.

In demselben Maße als Richelieu's Ansehn durch den Erfolg seiner Unternehmungen stieg, hatte sich die Gunst seiner vormaligen Beschützerin, der Königin-Mutter, von ihm abgewendet; besonders da sie verschiedene Male genöthigt worden war, in der Berathung über die Angelegenheiten des Staats sich seiner überlegenen Einsicht unterzuordnen. Zum Ausbruch kam diese Feindschaft zuerst bei Gelegenheit des mantuanischen Erbfolgestreits, als Richelieu wiederum gegen Spanien auftreten wollte; eine Politik, die den lang genährten Ansichten und Wünschen Maria's von Medici auf das Bestimmteste widersprach. Der König vermittelte zwar eine Versöhnung, Richelieu schrieb der Königin-Mutter einen demüthigen Brief und überreichte ihr denselben in knieender Stellung. Doch war die Versöhnung keine innerliche. Als Ludwig 1630 zu Lyon in eine schwere Krankheit fiel und Maria ihn pflegte, benutzte sie das wiederaufglimmende Wohlwollen des Königs, um ihm das Versprechen abzulocken, den Cardinal von allen Geschäften zu entfernen; nur könne dies, fügte Ludwig hinzu, ohne Nachtheil des Staats erst nach Beendigung der italienischen Händel geschehen. Dennoch zögerte der König auch nach dieser Frist mit der Erfüllung seiner Zusage, und Richelieu, von den Umtrieben Maria's unterrichtet, ließ ihn wohlweislich nicht aus den Augen. Da stellte sich die Königin-Mutter krank, um eine ungestörte Zusammenkunft mit ihrem Sohne zu erlangen. In der That verfehlte dieser nicht, ihr seinen Besuch abzustatten (10. Nov. 1630), und jetzt drang sie mit allen Waffen weiblicher Beredtsamkeit auf ihn ein. Schon schwankte der König, als auf einmal Richelieu hereintrat, der eine Kammerfrau bestochen hatte. ihm eine Seitenthür zu öffnen. „Sie hier, Cardinal?" rief Maria erschrocken. — „Sie sprachen also von mir?" fragte dieser. Die Königin wollte es anfangs leugnen, dann aber brach sie in die Worte aus: „Nun ja, wir sprachen von Ihnen, als von dem un-

dankbarsten und schlechtesten Menschen." In diesem Tone überschüttete sie ihn mit einer Fluth von Vorwürfen, und bat den König dringend um seine Verweisung. Der Cardinal betheuerte unter Thränen die Redlichkeit seiner Absichten; aber da der Zorn Maria's nicht zu erweichen war, bat er den König, der sich wie auf der Folter befand, daß er ihm erlauben möge, den Hof zu verlassen und sich in die Einsamkeit zu begeben, um daselbst lebenslang das Unglück zu beweinen, die Gnade der Königin-Mutter verloren zu haben. Ludwig war geneigt ihn zu behalten, und redete selbst zu seinen Gunsten; allein Maria bestand auf ihr Begehren, und fragte ihn wiederholt, ob er seiner Mutter einen Diener vorziehen wolle? Um sich aus dieser peinigenden Lage zu ziehen, sagte der König endlich: es sei spät, er müsse nach seinem Jagdschlosse Versailles; er entfernte sich, ohne eine bestimmte Antwort zu geben. Unter Weges am andern Tage beklagte er sich gegen seinen Begleiter, den Herzog von St. Simon, über die Intriguen seiner Mutter; worauf dieser sich in Lobeserhebungen über den Cardinal erging, gegen den er große Verbindlichkeiten hatte, und der König stimmte ihm bei. Inzwischen traf Richelieu alle Anstalten zur schleunigen Abreise von Paris. Denn Jedermann glaubte bereits an seinen Sturz und drängte sich glückwünschend um die Königin-Mutter, die schon von den Herrlichkeiten einer neuen Regentschaft träumte. Aber sie sollte schnell enttäuscht werden. St. Simon hatte dem Cardinal La Valette, einem Freunde Richelieu's, von den Aeußerungen des Königs Nachricht gegeben; Beide eilten auf der Stelle nach Versailles, Richelieu erhielt Zutritt, stürzte zu den Füßen des Monarchen, dankte für die ihm erwiesene Huld, und nannte ihn den besten Fürsten, der in der Welt sei. „Und ich, versetzte Ludwig, habe an euch den treuesten und ergebensten Diener, den man finden mag. Ich bin Zeuge von der Ehrfurcht und Dankbarkeit gewesen, die ihr jederzeit für die Königin, meine Mutter, gehabt. Hättet ihr eure Schuldigkeit gegen sie aus der Acht gelassen, so würde ich die Hand von euch abgezogen haben; allein ich weiß, daß sie ohne Noth über euch klagt. Sie hat sich von einer Partei einnehmen lassen, die ich schon werde zu trennen wissen. Fahret fort mir so zu dienen, wie ihr bisher gethan habt, so will ich euch gegen alle feindseligen Ränke beschützen." Der Cardinal betheuerte, daß er sich lieber entfernen als zu der geringsten Uneinigkeit zwischen dem König und seiner Mutter Anlaß geben wolle; aber Ludwig befahl ihm zu bleiben, versicherte ihn wiederholt seines Schutzes und sagte ihm, daß er künftig seine Wohnung im Schlosse nehmen solle. So triumphirte

noch am Abend des 11. November Richelieu ihm selbst unerwartet in Versailles, während ihrerseits Maria von Medici und ihr Anhang ob ihres eingebildeten Sieges in Paris triumphirten*).

Durch den Ausgang dieses Tages, den die Franzosen wegen seiner Täuschungen la journée des dupes genannt haben, wurde Maria von Medici zugleich erschreckt und erbittert. Obgleich Richelieu, der sich bisher stets ehrerbietig und besonnen gegen die Königin benommen hatte, in dieser Verhaltungsweise fortfuhr: so mußte sie doch bald aus der Entsetzung mehrerer Mitglieder ihrer Partei und aus der Einziehung anderer schließen, daß man damit umgehe, ihren Einfluß auf die Staatsangelegenheiten ganz zu vernichten. Neue Versuche, dies ihrer Seits zu vereiteln, bewogen Ludwig, die Sache endlich dem Staatsrathe zur Erwägung vorzulegen. Auch Richelieu, obgleich selbst so stark betheiligt, sollte seine Meinung sagen. Er that es unbefangen und freimüthig. Die eingetretenen Mißverhältnisse, erklärte er, sind groß und bedenklich, da man nicht bloß Theilnahme vieler Großen, Ungehorsam der Parlamente und Unruhen im Volke, sondern auch Einmischung der feindlich gesinnten fremden Mächte fürchten muß. Die Königin-Mutter werde man nicht umstimmen können; denn sie sei unversöhnlich, wolle herrschen und sich rächen. Man könne ihn vom Staatsruder entfernen; aber auch dies würde keineswegs alle Uebel heilen und alle Unzufriedenen versöhnen. Deshalb sei es vielleicht am besten, wenn der König seine Mutter eine Zeit lang von Paris und allen ihren schlechten Rathgebern fern halte; eine Maßregel, die seinem persönlichen Rufe freilich sehr schaden würde, da man ihn als den grausamen Urheber derselben verwünschen werde. Auch könne ein solcher Beschluß große Gefahren erzeugen, wenn man nicht zugleich fest entschlossen sei ihn durchzuführen. Da die übrigen Räthe der Ansicht des Cardinals beitraten, und ein nochmaliger Versuch des Königs, seine Mutter zur Aussöhnung mit Richelieu zu bringen, vergeblich blieb, beschloß der König dieser Meinung zu folgen. Der Hof befand sich damals in Compiegne. Plötzlich am 23. Februar 1631 vor Tagesanbruch reiste Ludwig mit dem Cardinal nach Paris, und der Marschall d'Estrées kündigte der Königin-Mutter an, daß er Befehl

*) Einige Historiker sind der Meinung, daß der König nie daran gedacht habe, Richelieu zu entlassen, und daß dieser den Willen Ludwig's sehr wohl gekannt habe; vielmehr sei der ganze Hergang von ihnen selbst eingeleitet worden, um die Königin und ihren Anhang bloß zu stellen. Vgl. Siri, Memorie recondite, ad. ann. 1630. Capefigue, Richelieu, Mazarin et la Fronde, Tome V. p. 324 ed. Brux. Martin, a. a. O. p. 346.

habe, sie nicht zu verlassen; am folgenden Morgen wurde ihr ein Schreiben ihres Sohnes eingehändigt, worin er sie ersuchte, sich auf einige Zeit in das Schloß zu Moulins zu begeben. Höchlich bestürzt ergoß sich Maria in laute Klagen; dann erklärte sie, kein Mensch solle sie von Compiegne wegbringen; ihr Trotz wurde durch die Furcht verstärkt, daß man am Ende gar damit umgehe, sie nach Italien zurückzuschicken.

Richelieu hatte nicht viel Zeit sich seines Triumphes zu freuen, denn schon harrte eine zweite Aufgabe ähnlicher Art der Lösung von seiner Hand. Der Bruder des Königs, Herzog Gaston von Orleans, hegte denselben Ehrgeiz und eine ähnliche Eifersucht gegen den gewaltigen Minister wie seine Mutter, obwohl er noch ungeschickter und unfähiger zur Führung der Geschäfte war als diese. Trotz seines ersten verunglückten Planes, und trotz der ihm zugestandenen großen Bewilligungen, gab er sich nach wie vor herrschsüchtigen Bemühungen hin, bei denen er, wie Maria von Medici, durch den spanischen Hof, der Richelieu's Ansehen zu hemmen und selbst wieder Einfluß auf Frankreich zu gewinnen wünschte, unterstützt ward. So hatte er schon 1629 zum Herzoge Karl IV. von Lothringen sich begeben, und nur mit großer Mühe war es dem Cardinal gelungen, ihn durch Vermehrung seiner Einnahme und neue Zugeständnisse zur Rückkehr zu bewegen. Nach dem Sturze Maria's verließ er neuerdings den Hof, weigerte sich zurückzukehren so lange seine Mutter von Richelieu in Gefangenschaft gehalten werde, und sammelte zu Orleans mit größtem Eifer Geld und Truppen. Richelieu glaubte diesen Keim des Bürgerkriegs auf das Schnellste unterdrücken zu müssen; er rief einige Regimenter zusammen, und mit diesen eilte der König auf sein Anrathen selbst nach Orleans. Der Herzog, so unerwartet überrascht, floh (im März 1631) nach der Bourgogne; dann, auch hier verfolgt, nach der Franche-Comte, und endlich wieder nach Lothringen. Richelieu ließ darauf im Namen des Königs alle Anhänger des Herzogs für Beleidiger der Majestät erklären, und wollte, daß das Pariser Parlament diese Erklärung registrire.

Hierbei stieß er auf neuen Widerstand. Das Parlament lehnte die Forderung unter dem Vorwande ab, daß die Gründe dieses Verfahrens nicht triftig genug seien (25. April 1631). Diese Weigerung betrachtete Richelieu als einen Eingriff in die königliche Gewalt, der kräftig zurückgewiesen werden müsse. Es ward eine außerordentliche Versammlung des Staatsraths (12. Mai) zusammenberufen, und darin beschlossen, daß das Protocoll des Parlaments vom 25. April öffentlich cassirt und in dessen Büchern eine Acte eingetragen werden solle, wodurch dasselbe

für gesetzwidrig und nichtig erklärt würde. Sämmtliche Parlamentsräthe mußten andern Tages im Louvre erscheinen, vor dem Könige niederknien, und von dem Siegelbewahrer einen scharfen Verweis anhören, weil sie sich unterstünden, Staatssachen ohne königliche Erlaubniß zu untersuchen, da sie doch nur dazu bestellt wären Recht zu sprechen. Der König drohte, sechs oder sieben von ihnen in ein Regiment zu stecken, damit sie Gehorsam lernten, ließ sich das Register geben, worin das Protocoll der Berathschlagung vom 25. April eingetragen war, riß das Blatt heraus, vernichtete es vor Aller Augen, und befahl, den Ausspruch des Staatsraths dafür einzuschalten. Doch waren die Mitglieder des Parlaments beherzt genug, kurz darauf eine schriftliche Vertheidigung ihrer alten Rechte einzureichen, wofür freilich der Präsident Barillon und zwei Räthe sogleich aus Paris verwiesen wurden. Auch hierdurch nicht geschreckt, hielt das Parlament vielmehr um die Zurückberufung der drei Verwiesenen an, und erlangte dieselbe in der That nach einiger Zeit, da der vorsichtige Richelieu Bedenken trug, den Bogen allzu stark zu spannen.

Bald nachher entkam die Königin-Mutter, da man ihre Flucht absichtlich erleichterte, um sich ihrer zu entledigen, aus Compiegne nach Brüssel, wo sie bei der Erzherzogin Isabella, ihrer Tante, der damaligen Regentin der spanischen Niederlande, Schutz suchte. Hier sah sie auch den Herzog von Orleans wieder, der von Lothringen aus zu ihr herüberkam. Beide erließen Rechtfertigungsschriften ihres Benehmens, klagten den Cardinal auf das Leidenschaftlichste an, und trafen Anstalten zum Kriege wider den Verhaßten und wider Frankreich. Richelieu war zunächst darauf bedacht sich im Innern zu sichern. Der dem Parlamente aufgedrungenen Verordnung gemäß, wurden die Ehrenstellen und Güter aller Anhänger des Herzogs nach richterlichem Spruch in Beschlag genommen; und um den Unzufriedenen ein abschreckendes Beispiel der Strenge zu geben, wurde gegen den Marschall von Marillac, der schon früher als einer der vornehmsten Anhänger der Königin eingezogen worden war, der Proceß wegen Erpressungen, unerlaubter Steuererhebung und rechtswidriger Bedrückung der Unterthanen, vor einer von Richelieu ernannten Commission eröffnet. Obschon der Angeklagte die Competenz des Gerichtshofes mit Recht verwarf, erkannte die Mehrzahl der Richter auf Todesstrafe. Trotz aller Fürbitte seiner Verwandten und vieler Adeligen wurde er am 10. Mai 1632 auf dem Greveplatze zu Paris enthauptet. Vier Wochen darauf brach der Herzog von Orleans mit zweitausend Mann unter Mordthaten und Plünderungen der wilden

Söldner in Burgund ein und richtete seinen Marsch nach Languedoc. Eine pomphafte Erklärung ging ihm voran, in der er sich „den Generalstatthalter des Königs zur Abschaffung der vom Cardinal Richelieu gestifteten Mißbräuche" nannte und versicherte, daß er gekommen sei das Land von diesem Feinde des Königs und des Volks zu befreien. Zu seiner Verwunderung wirkte jedoch dies Manifest nicht das mindeste; Alles blieb ruhig, und die Städte, die er um den Durchzug bat, hielten ihre Thore verschlossen.

Dennoch geschah was Richelieu durch Marillac's Hinrichtung zu verhindern gedacht hatte; der Statthalter von Languedoc, Heinrich von Montmorency, erklärte sich für Orleans und schien hierdurch der ganzen Angelegenheit eine bedenkliche Wendung zu geben. Dieser war nämlich ein Mann von großem Ansehen, tapfer und kriegserfahren, und bis um diese Zeit mit dem Cardinal im besten Vernehmen. Er hatte die Hoffnung gehegt, Connetable von Frankreich zu werden; da aber Richelieu diese Würde als eine zu einflußreiche nicht wiederherstellen wollte, glaubte er sich hintangesetzt, und seine Gemahlin, eine Italienerin aus dem Hause Ursini, eine Verwandte der Königin-Mutter, bestürmte ihn mit Bitten, sein Vaterland und die königliche Familie von der Tyrannei des hochmüthigen Priesters zu befreien. So hatte er denn dem Herzoge von Orleans Unterstützung in der Hoffnung zugesagt, daß durch seine Vermittelung ein gütlicher Vergleich zwischen dem Herzoge und dem Könige zu Stande kommen werde. Das unbesonnene Verfahren Gaston's und die schnelle Eröffnung der Feindseligkeiten versetzten ihn aber jetzt in die traurige Nothwendigkeit, entweder an dem Könige oder an dem Prinzen zum Verräther zu werden; endlich gab die Unzufriedenheit mit Richelieu den Ausschlag. Im August 1632 vereinigte er sich mit dem Prinzen, so wenig zweckmäßige Anstalten er auch bis jetzt zur Führung eines Krieges hatte treffen können, und so wahrscheinlich ihm selbst das Mißlingen des Unternehmens war. Wie gegründet diese Besorgniß sei, erkannte er schon bei seiner ersten Zusammenkunft mit den Günstlingen des Prinzen. Sie stritten um die Befehlshaberstellen, und keiner hatte Ohren für des anderen Rath. Unterdessen gingen einige tausend Mann königlicher Truppen unter den Marschällen Heinrich von Schomberg und La Force nach Languedoc. Der Herzog von Orleans stand bei Beziers, und wollte von da aus das Städtchen Castelnaudari besetzen, als der Feind sich in der Ferne zeigte (1. Sept.). Beide Heere stellten sich in Schlachtordnung, und der Graf Moret, ein natürlicher Sohn Heinrich's IV., der des Herzogs linken Flügel führte, eröffnete den Angriff

mit großer Heftigkeit. Montmorency folgte mit dem rechten. Das Mitteltreffen des Heeres aber, bei dem sich der Prinz selbst befand, blieb unbegreiflicher Weise ganz unthätig, so daß schließlich die vereinzelt Vorgedrungenen in Verwirrung geriethen, der Graf tödtlich verwundet ward, und Montmorency, der ritterlich Allen vorankämpfte, von siebzehn Wunden entkräftet unter sein Pferd sank. Gefangen wurde er nach Castelnaudari gebracht. Diesen Erfolg rechnete Schomberg für einen Sieg, und ließ das übrige Häuflein des Prinzen auf dem Schlachtfelde unangegriffen.

In der That blieb dem Herzoge von Orleans nach dem Verluste des Mannes, auf dessen Ansehn und Talente er sein ganzes Unternehmen gebaut hatte, nichts übrig, als des Königs Gnade anzuflehen, und diese erhielt er gegen das Versprechen, allen Verbindungen mit dem Auslande zu entsagen, seinen Aufenthalt nach der Bestimmung des Königs zu nehmen, und diesem die Bestrafung seiner Anhänger zu überlassen. Am 29. September ward der Vertrag zu Beziers unterzeichnet, der den beklagenswerthen Montmorency seinem Schicksale Preis gab. Vergebens erinnerte die Gemahlin dieses unglücklichen Mannes den Prinzen an seine ihr oft wiederholten Schwüre, ohne ihren Gemahl keinen Frieden zu schließen. Nach der nun ohne Schwierigkeit bewerkstelligten Beruhigung Languedoc's wurde Montmorency nach Toulouse gebracht, dessen Parlament gegen ihn verfahren sollte. Da er in den Waffen gefangen worden war, so konnte kein Zweifel über den Ausfall des Spruches stattfinden; allein viele, und seine Richter selbst, verließen sich auf die Gnade des Königs, der nicht zugeben würde, daß der letzte Sprößling eines so edlen und um das Reich so verdienten Hauses sein Leben auf dem Blutgerüste endige. Aber Richelieu stellte vor, wie sehr die Lage der Dinge ein großes warnendes Beispiel erfordere. Ohne ein solches würde sich immer wieder Aufruhr erheben, da der Herzog von Orleans sich doch nur aus Noth unterwürfe. Würde Montmorency aber hingerichtet, so könne der Prinz nie wieder Anhänger von Bedeutung finden. Diese Vorstellungen wirkten auf Ludwig in dem Grade, daß er entschlossen war, sich durch nichts erbitten zu lassen. Demnach wurden die beiden Schwestern des Herzogs von Montmorency nebst vielen anderen Freunden, die nach Toulouse gekommen waren, um die Milde des Königs anzuflehen, an der Thür abgewiesen. Selbst der Prinz von Condé, St. Simon, der Günstling des Königs, und die Herzöge von Cheuvreuse und Epernon konnten das Herz des Monarchen nicht erweichen. Umsonst erzählte man ihm, die Richter selber hätten

dem Schuldigen sein Todesurtheil weinend verkündigt, in Toulouse herrsche tiefe Trauer, das Volk bete in den Kirchen und schreie auf den Gassen um Barmherzigkeit für den Unglücklichen — denn Montmorency war in seiner Provinz sehr beliebt gewesen —; umsonst sagte der Marschall von Chatillon, der König würde unzähligen Personen durch die Begnadigung des Herzogs eine Freude machen. Ludwig antwortet: „Ich würde nicht König sein, wenn ich den verschiedenen Meinungen einzelner Personen folgen wollte.“ Darauf kam der Graf von Charlus, und überreichte ihm den dem Herzog abgeforderten Marschallsstab und Orden. Er konnte sich nicht enthalten, dem König, der am Schachbret saß, zu Füßen zu fallen und ihn weinend um Gnade zu bitten. Alle, die im Zimmer waren, warfen sich mit ihm auf die Knie, und unterstützten seine Bitte. Dennoch sagte der König: „Nein, er muß sterben! Man darf sich über den Tod eines Mannes, der ihn so sehr verdient hat, nicht beschweren; man kann ihn nur beklagen.“ Die Hinrichtung geschah am 30. October 1632 im Hofe des Rathhauses zu Toulouse. Montmorency bereitete sich durch Gebete und geistliche Werke zum Tode vor, ließ den König um Vergebung bitten, und verzieh selbst dem Cardinal Richelieu, dem er sogar zum Zeichen seiner Versöhnung ein kostbares Gemälde, ein Meisterwerk des großen Raphael, vermachte. Als er mit entblößtem Halse in den Hof des Rathhauses geführt ward, grüßte er freundlich nach seiner Gewohnheit alle Anwesende, kniete nieder und versuchte es, sein Haupt auf den Block zu legen, was ihm wegen einer Wunde am Halse sehr schwer fiel. Als er endlich die rechte Lage aufgefunden hatte, rief er „Nun haut beherzt zu! Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ Er starb im achtunddreißigsten Jahre seines Alters. Seine trostlose Witwe ging in ein Kloster. Erst nach Richelieu's Tode konnte sie die Erlaubniß erhalten, ihrem theuren Gemahl ein öffentliches Denkmal zu setzen. Von den übrigen Anhängern des Herzogs wurden nur wenige mit Verbannung bestraft, den andern aber verziehen.

Sobald der Urheber dieses Unheils von der erfolgten Hinrichtung Montmorency's Kunde erhielt, verließ er Frankreich zum dritten Mal und begab sich wiederum nach Brüssel. Diesen Schritt zu vertheidigen, schrieb er dem Könige, es sei ihm bei der Unterzeichnung des Vertrages die Hoffnung gemacht worden, daß der Herzog von Montmorency begnadigt werden würde, und nur in dieser Aussicht habe er soviel nachgegeben; aber auch ohnedieß hätte die Rücksicht auf seine Ehre die Vollstreckung des Urtheils hindern müssen. Zu gleicher Zeit erfuhr man, daß der Herzog von Orleans bereits seit seiner ersten Flucht nach Lothringen

mit Margarete, der Tochter des dortigen Herzogs Karl IV., im Geheimen vermählt sei; die Prinzessin von Montpensier war schon früher gestorben. Da nun Karl IV. sich überdieß seit längerer Zeit den Feinden Frankreich's günstig gezeigt und dem Kaiser Hülfstruppen geschickt hatte, Richelieu aber damals mit den Schweden und Protestanten im Bunde stand, so forderte ihn dieser jetzt auf, seine Werbungen einzustellen und seine Truppen zu entwaffnen. Auf die Weigerung des Herzogs von Lothringen brach Ludwig selbst in dessen Land ein, nahm Bar le Duc, St. Mihiel und Luneville, und ließ Nancy einschließen, aus welcher Stadt Margarete in männlicher Kleidung unter tausend Gefahren zu ihrem Gatten nach Brüssel floh. Karl sah sich bald zu dem Abkommen genöthigt, Nancy den Franzosen zu öffnen und bis zum Ende des Krieges in Deutschland in deren Händen zu lassen; worauf Ludwig am 25. September 1633 feierlich in diese Stadt einzog. Außerdem mußte der Herzog geloben, aller Unterstützung der Feinde Frankreich's zu entsagen. Kaum aber hatte der König den Rücken gekehrt, da legte Karl, um seinen Verbündeten treu bleiben und seiner Kriegslust ohne weiteren Schaden seiner Länder nachhängen zu dürfen, am 19. Januar 1634 die Regierung in die Hände seines Bruders Franz, und trat mit zweitausendfünfhundert Kriegern und vielen Edelleuten in kaiserliche Dienste, in welcher Stellung wir ihn zuerst beim Siege von Nördlingen gefunden haben.

Die Hoffnung indeß, sein Herzogthum verschont zu sehen, ging nicht in Erfüllung. Denn auf die Nachricht, daß Karl, den Bestimmungen des Vertrages zuwider, gegen die Freunde Frankreich's kämpfe, erklärte Richelieu die geschehene Uebertragung der Regierungsrechte an Franz für nichtig, ließ den neuen Herzog durch den Marschall de la Force zu Luneville aufheben, nach Nancy abführen, und das ganze Land besetzen, welches erst nach siebenundzwanzig Jahren von den Franzosen wieder geräumt wurde. Herzog Franz entzog sich alsbald der Gefangenschaft durch die Flucht. Am Abend des 31. März begleitete er als Diener und seine Gemahlin als Edelknabe verkleidet einen Vertrauten, der sie auf dem Schlosse zu Nancy besucht hatte, nach Hause. Bei diesem blieben sie die Nacht versteckt, um am andern Morgen in einer neuen Verkleidung, als Bauersleute, Körbe voll Mist auf dem Rücken tragend, zum Thor hinaus zu kommen. Eine nach der Stadt gehende Bäuerin erkannte sie, und zeigte ihre Entdeckung der Thorwache an; allein da gerade der erste April war, so glaubten die Soldaten, es sei ein April-Scherz. Unter fortwährender Angst und großer Beschwerde, zumal für

die Herzogin, kamen sie endlich nach einer Stunde an den Ort, wo ein Wagen bereit gehalten wurde, der sie glücklich nach Besançon brachte. Von hier begaben sie sich nach Florenz; später nahmen sie ihren Aufenthalt zu Wien. Vergebens drang Karl IV. im folgenden Jahre mit den siegreichen kaiserlichen Schaaren über den Rhein vor, sein Herzogthum wieder zu erobern; vergebens suchte er 1636, mit Gallas und spanischen Truppen vereinigt, von der Grafschaft Burgund aus vorzudringen. Alle Erfolge und einzelnen Eroberungen gingen durch die Fortschritte Bernhard's von Weimar und der diesem folgenden französischen Feldherren in den nächsten Jahren wieder verloren.

Inzwischen hatte der Herzog von Orleans, der in Brüssel mit seiner Mutter zerfallen war, ungeachtet die Natur, gemeinsames Interesse und gemeinsames Unglück sie auf die engste Verbindung angewiesen hatten, wieder mit dem Hofe verhandelt; und nachdem seine Ehe mit der lothringischen Prinzessin anerkannt worden war, kehrte er im October 1634 nach Frankreich zurück. Im folgenden Jahr erhielt er sogar die Mitanführung des Heeres, das in den Niederlanden gegen die Spanier fechten sollte. Ebenso theilte er 1636 mit dem Grafen von Soissons, dem dritten Sohne des ersten Ludwig Condé, den Marschällen de la Force und Chatillon das Commando der Abtheilungen, die sich dem Eindringen der Spanier in die Picardie widersetzten; doch zeigte er sich dabei ziemlich ungeschickt*). Nach dem Rückzuge der Feinde belagerte man vereinigt Corbie, wo jene eine Besatzung zurückgelassen hatten. Hier aber wurde ein neues Complot gegen Richelieu geschmiedet. Da alle bisherigen Plane fruchtlos geblieben waren, beschloß man ihn zu ermorden, und der mißvergnügte Graf von Soissons versprach seine Beihülfe. Ausgegangen war der Entwurf von dem Grafen Montresor, einem unwürdigen Günstling des Herzogs von Orleans, und dessen Vetter St. Ibal. Als nun der König mit dem Cardinal nach Amiens kam, um die Belagerungsarbeiten vor Corbie zu beschleunigen, und hier öfter Kriegsrath gehalten wurde, beschlossen die Verschworenen ihr Vorhaben bei dieser Gelegenheit auszuführen. Der Herzog von Orleans begab sich deshalb mit dem Grafen von Soissons und vielen Edelleuten zur bestimmten Zeit nach Amiens; nach geendeter Berathung sollte er und der Graf das Zeichen zur That durch einen Wink geben. Alles ging erwünscht, der König fuhr gleich nach dem Schlusse der Sitzung nach Hause, und der Cardinal blieb ohne Begleitung mitten unter seinen

*) Laurentie, histoire des ducs d'Orléans, tome 2, p. 119.

Feinden zurück. Er ging lange mit ihnen im vertraulichen Gespräche auf und ab, während Montresor kein Auge von dem Herzog von Orleans abwandte. Aber die Furcht und Unentschlossenheit des Letzteren war so groß, daß er, statt das Zeichen zu geben, verwirrt und außer Fassung davon eilte. Montresor faßte ihn auf der Treppe beim Rocke. „Wollen Sie sich unglücklich machen? rief er ihm zu. Soll ichs noch vollführen? Noch ist es Zeit!" Nein, nein, stammelte der Prinz, und rannte davon. Dieselbe Gemüthsbewegung theilte der Graf von Soissons. Ihm sah Saint Ibal, sein Vertrauter, unaufhörlich nach den Augen, allein auch er konnte sich nicht entschließen. Unterdessen stieg der Cardinal ruhig in den Wagen, ohne zu wissen, welcher Gefahr er entgangen.

Der empfindlichste Schlag traf den Herzog von Orleans, der der Nachfolge im Reiche schon gewiß zu sein glaubte, nach einigen Jahren durch die unvermuthete Geburt eines Dauphin's. Die Königin Anna war ungeachtet ihrer zweiundzwanzigjährigen Ehe kinderlos geblieben, und lebte nicht in der geringsten Gemeinschaft mit ihrem Gemahl, wovon theils dessen natürliche Kälte, theils sein Unwille über die fortdauernde Verbindung Anna's mit dem spanischen Hofe und über ihre Opposition gegen das herrschende Regierungssystem die Ursachen waren. Nach langer Trennung bemühten sich plötzlich ihre Freunde, sie dem Könige wieder näher zu bringen. Es geschah, daß dieser zu Paris in dem Kloster der heiligen Maria seine Freundin, das Fräulein von Lafayette, die des Hoflebens überdrüssig sich früh der Welt entzogen hatte, und deren geistreiche Unterhaltung Ludwig sehr hoch schätzte, am Sprachgitter besuchte, als ein so böses Wetter einfiel, daß er nicht nach Versailles kommen konnte. So ließ er sich überreden, die Nacht im Louvre bei der Königin zuzubringen, und neun Monate nachher erscholl die Nachricht, es sei ein Thronerbe geboren*) (5. Sept. 1638).

Wie sehr auch das Ansehn des Herzogs von Orleans durch dies unerwartete Ereigniß geschwächt werden mußte, welche Hoffnung und

*) Der nachher so berühmt gewordene Ludwig XIV. Er brachte drei Zähne mit auf die Welt, womit er seinen Ammen so beschwerlich fiel, daß man zuletzt eine Bäuerin zu dem Geschäft nahm, die ihm in der Angst durch Zuschlagen das Beißen abgewöhnte. Hugo Grotius gab dies scherzhaft in einem Briefe an Oxenstierna für eine Vorbedeutung künftiger Raubgier aus, was nur zu sehr eintraf. Die in den Text aufgenommene Erzählung, wie es mit Ludwig's Erzeugung zugegangen, ist die einfachste und wahrscheinlichste, und findet sich in den Mémoires de Madame de Motteville, T. I. p. 82.

Stütze hierdurch dem unruhigen Adel geraubt ward, und wie fruchtlos alle Unternehmungen gegen den Cardinal bisher auch geblieben waren: es fehlte dennoch nicht an neuen Versuchen, diesen zu verderben. Nach dem vereitelten Mordplan begab sich Gaston nach Blois, und der Graf von Soissons zum Herzog von Bouillon nach Sedan, aus Furcht, daß ihre üblen Absichten verrathen werden könnten. Indeß nach vielfachen Unterhandlungen erhielten beide sogar noch Zugeständnisse als Preis der Ruhe und Versöhnung. Trotzdem verband sich der Graf von Soissons 1641 mit Heinrich II., Herzog von Guise, Enkel des zu Blois getödteten, der vor zehn Jahren bei Gelegenheit des Montmorency'schen Aufstandes aus dem Reiche verbannt worden war, sowie mit dem Herzog von Bouillon, dem Herrn von Sedan, „um die Ordnung in Frankreich wieder herzustellen." Spanien und Oesterreich versprachen ihnen Unterstützung an Geld und Truppen. Am 6. Juli schlugen die Empörer die gegen sie ausgesandten königlichen Kriegsvölker in der Nähe von Sedan aufs Haupt; aber gegen Ende des Treffens wurde der Graf von Soissons durch einen Pistolenschuß von unbekannter Hand getödtet*), was die Auflösung des ganzen Unternehmens zur Folge hatte. Der Herzog von Bouillon erhielt Verzeihung; der Herzog von Guise hatte sich schon zuvor nach Brüssel gewendet.

Nunmehr aber, nach der Besiegung aller ihm entgegenstehenden Parteien des Hofes und der Großen, entspann sich eine neue Gefahr für Richelieu in dem Gemüth des Königs selbst, den die Eigenschaften eines neuen Günstlings zu fesseln und dem Einfluß des Cardinals zu entziehen drohten. Heinrich von Cinqmars, der Sohn des Marschall d'Effiat, ein Jüngling von einnehmendem Aeußern, gehörte seit einigen Jahren zu den liebsten Gesellschaftern des Königs, und war zu dieser Stellung durch Richelieu selbst gekommen, der für seine Person weder Lust noch Zeit hatte, mit dem Könige von andern Dingen als von Staatsgeschäften zu reden. Cinqmars gewann die Gunst Ludwig's in so hohem Grade, daß dieser ihn zu seinem Garderobe= und dann zu seinem Oberstallmeister (grand écuyer) erhob, von welcher letzteren Würde er gewöhnlich le Grand genannt ward. Hierdurch übermüthig gemacht, forderte der junge Mann, man solle ihn zum Herzoge und Pair erheben, seine Heirath mit der Prinzessin Maria von Mantua befördern, ihm den Oberbefehl über ein Heer anvertrauen, und Sitz und Stimme im höch=

*) Vgl. Capefigue, Richelieu, Mazarin et la Fronde, Tome 6. p. 41, ed. Brux. Martin, T. XI. p. 548.

sten Rathe bewilligen. Vom Cardinal in seine Schranken zurückgewiesen, gelangweilt durch seinen anstrengenden Dienst bei dem Könige, der ihn immer um sich haben wollte, beschloß er sich an Richelieu zu rächen, um nach dessen Sturz selbst über den schwachen Ludwig herrschen zu können. Es fehlte ihm nicht an Freunden, die ihm ihre Unterstützung zusagten. Am meisten hoffte er durch den König selbst auszurichten, über den er viel vermochte, und der seine bitteren Reden über Richelieu's Herrschsucht und über das große Elend, das dessen fortdauernde Kriege über Frankreich verbreiteten, in Augenblicken der Verstimmung mit sichtbarem Beifall anhörte. Hierauf fußend, ging Cinqmars allmählig weiter, und stellte ihm vor, daß der Cardinal ihn selbst in schmählicher Abhängigkeit erhalte, ihm nichts als den königlichen Titel lasse, und daß die ganze Nation die Beseitigung des Tyrannen sehnlich wünsche. Aber auch dabei blieb es nicht. Der Günstling wagte zuletzt sogar von Ermordung des Cardinals zu sprechen; worauf Ludwig nur erwiederte, daß dies den Bann der Kirche nach sich ziehen würde, den Gedanken aber keineswegs mit dem Unwillen von sich wies, der eines Königs und eines solchen Vorschlags würdig gewesen wäre. In manchen Stunden schien es dem schwachen Fürsten in der That wünschenswerth, der drückenden Abhängigkeit vom Cardinal entledigt zu sein, obgleich sein besserer Sinn ihm stets sagte, wie sehr das Reich dieses Mannes bedürfe. Cinqmars glaubte indeß, nun Alles wagen zu können, und zog mit großer Unbedachtsamkeit mehrere Officiere an sich, konnte aber keinen finden, der das Wagstück ohne höhere Bewilligung auf sich nehmen wollte. Dagegen gelang es ihm, die Herzöge von Orleans und Bouillon für seinen Plan zum Sturze Richelieu's zu gewinnen. Auch der Parlamentsrath de Thou, der Sohn des berühmten Geschichtschreibers, Cinqmars' Freund, ein Mann von Geist und Einsicht, dessen Einfluß und Emporsteigen Richelieu verhinderte, weil er sich zur Partei der Königin Anna hielt, wurde in die Verschwörung gezogen. Die Verbündeten wandten sich an die spanische Regierung, und diese, in der frohen Hoffnung, ihren gefährlichsten Feind beseitigen zu können, schloß mit ihnen am 13. März 1642 einen Vertrag folgenden Inhalts: Der König von Spanien bewilligt den Unzufriedenen zum Besten der Christenheit siebzehntausend Mann Hülfstruppen und bedeutende Jahrgelder. Dafür giebt Frankreich alle seine Eroberungen zurück, und erklärt sich für einen Feind der Schweden und aller Feinde Oesterreich's und Spanien's.

Diese Verrätherei geschah, während der König sich wegen des Krieges mit Spanien, der jetzt auch in Roussillon und in dem aufständischen

Catalonien geführt wurde, mit seinem Hofe zu Lyon aufhielt. Zufällig wurde der Cardinal auf der weiteren Reise nach dem Kriegsschauplatz in Narbonne krank, und mußte sich auf den Rath der Aerzte nach Tarascon an die Ufer der Rhone begeben, um den dortigen Brunnen zu brauchen. Da triumphirte Cinqmars vollends; denn bisher hatte Richelieu den König fast niemals verlassen. Aber vielleicht gereichte diese Abwesenheit dem Cardinal zum Glück. Der König fand nämlich die Herrschaft eines übermüthigen Thoren weit lästiger, als die des vorsichtigen Staatsmannes, der doch Alles, was er that, nur als Diener und im Namen des Monarchen zu thun begehrte. Seines Theils erhielt der Cardinal, der durch das wachsende Ansehn des Cinqmars bereits aufs Aeußerste beunruhigt war, auf dem Wege nach Tarascon eine Abschrift jenes Vertrages mit Spanien, wodurch er über die Plane der Verschworenen vollständigen Aufschluß bekam. Indem er dem Könige, der sich damals im Lager vor Perpignan mit seinem Günstlinge aufhielt, diese wichtige Schrift durch den Staatssecretär Chavigny vorlegen ließ, konnte er den überzeugendsten Beweis geben, daß diejenigen, die an seinem Sturze arbeiteten, ihn mit der Erniedrigung Frankreich's erkaufen wollten. Nach einigem Bedenken gab der König am 12. Juni Abends den Befehl, Cinqmars, de Thou und den Herzog von Bouillon zu verhaften. Es geschah. Dem Herzog von Orleans wurde, um ihn zu täuschen, das Commando über einen Heerhaufen in der Champagne angetragen, so daß er glauben konnte, es sei von seiner Theilnahme an Cinqmars' Verrath nichts bekannt geworden. Dennoch erweckten bald einige Maßregeln, die auf eine genaue Beobachtung von Seiten des Hofes deuteten, seinen Verdacht, und er beschloß, sich wieder um den Preis des Verrathes seiner Freunde mit dem Cardinal zu versöhnen. Nachdem er Alles entdeckt hatte, erhielt er Erlaubniß, sich nach Annecy in Savoyen zu begeben. Auch der Herzog von Bouillon, der zuletzt das Commando der französischen Armee in Italien gegen die Spanier geführt hatte, bekannte seine Plane ohne Umstände, und wurde gegen die Ueberlieferung seiner Herrschaft und Festung Sedan an die Krone zum zweiten Mal begnadigt. Der König selbst fühlte sich seinem mächtigen Minister gegenüber in einer nicht wenig peinlichen Lage, da er sich von der Schuld, Cinqmars mittelbar zu jenen Planen angereizt und in seinem Vorsatze bestärkt zu haben, nicht freisprechen konnte. Obgleich ebenfalls krank, ließ er sich in der Sänfte zu Richelieu nach Tarascon tragen, und sein Bett neben dem Lager des Cardinals aufschlagen. Unter Thränen, die von beiden Seiten vergossen wurden, kam es zu Erklärungen und zu völliger Aussöhnung. Der Car=

dinal begab sich darauf von Tarascon, die Rhone hinauf, nach Lyon, wo eine Commission von vierzehn Personen niedergesetzt war, die das Urtheil über die Angeklagten sprechen sollte. An Richelieu's Barke war ein Schiff befestigt, auf welchem sich der gefangene de Thou befand; Cinqmars wurde von der Citadelle von Montpellier unter starker Bedeckung ebenfalls nach Lyon gebracht. Da Beider Verbrechen klar zu Tage lag und von ihnen auch eingestanden ward, konnte über die Strafe kein Zweifel sein. Beide wurden am 12. September zu Lyon hingerichtet, obgleich de Thou nur um die Verschwörung gewußt, aber nicht thätig eingegriffen zu haben behauptete. Der letztere starb im siebenunddreißigsten, Cinqmars im zweiundzwanzigsten Jahre seines Alters; jener trotz seines Fehls von allen rechtschaffenen Männern, dieser trotz der äußersten Schuld von der Jugend und den Damen betrauert.

Dies war Richelieu's letzter Triumph. Seine stets schwachen Körperkräfte waren durch die Erregungen und Anstrengungen der letzten Zeit so erschöpft, daß seine Krankheit in ein hitziges Fieber überging; ein hinzutretender Blutsturz verrieth den Aerzten sein nahes Ende. Auf die Nachricht davon eilte der König zu ihm. Der Cardinal dankte ihm für diese Ehre: „Sire, dieß ist der letzte Abschied, den ich von Ihnen nehme. Ich habe dabei den Trost, daß ich Ihr Königreich auf dem höchsten Punkte des Ruhmes, auf dem es je gestanden, hinterlasse. Ich empfehle Ihnen meine Verwandten, unter der Bedingung, daß sie in Treue und Gehorsam verharren." Er schlug darauf den Cardinal Mazarini zu seinem Nachfolger vor, rühmte auch die Geschicklichkeit der beiden Staatssecretäre Chavigny und Desnoyers und des Kanzlers Seguier. Als der König fortgegangen war, reichte man ihm das Abendmahl, vor dessen Genuß er betheuerte, daß er bei seiner Staatsverwaltung nie etwas Anderes als das Beste der Religion und des Staats zur Absicht gehabt habe. Als ihn der Beichtiger ermahnte, seinen Feinden zu verzeihen, sagte der Sterbende: „Ich habe niemals andere Feinde gehabt als die des Staats." Er starb am 4. Dec. 1642 im achtundfunfzigsten Jahre seines Alters.

Der Ausspruch des Königs, als er die Botschaft von Richelieu's Tod erhielt: „es ist ein großer Staatsmann gestorben", ist von Freunden und Feinden jeder Zeit durch ihr Urtheil bestätigt worden. Richelieu's Staatsverwaltung war ein beständiger Kampf nach innen und nach außen, in keinem Jahre ruhte der Krieg. Am drückendsten für ihn war die Opposition der Mitglieder der königlichen Familie, weswegen er mehrmals ernstlich daran dachte, sich zurückzuziehen. Er verfuhr

gegen sie immer mit Schonung; aber dennoch lebten die Königin-Mutter und der Herzog von Orleans am Ende seiner Regierung im Auslande. Strenger trat er gegen die Großen und den Adel auf, die ihren Einfluß durch die Prinzen des Hauses behaupten oder neu erkämpfen wollten; wie er denn so wenig als der König von Natur zur Milde geneigt war. Und in der That ist es besonders sein eigenmächtiges und regelloses Rechtsverfahren, was ihm mit Grund vorgeworfen werden muß. Seine Politik offenbart die Ueberlegenheit, die der ordnende Verstand in der geistigen Entwickelung erlangt hatte; Richelieu war sich klar über die Principien, er führte sie gedankenmäßig aus, er hat sie in seinen hinterlassenen Memoiren gerechtfertigt. Im Innern hat er das Werk Ludwig's XI. im Ganzen und Großen vollendet. Dieser hatte die mächtigen Lehnsträger bezwungen; aber danach hatten sich die Herren aus den reichen und vornehmen Familien an den Hof gedrängt, um die Rathschläge und die Politik ihrer Könige zu beherrschen, und die zu Gouverneuren der Provinzen ernannten Herzöge und Grafen glaubten an die Stelle der alten Besitzer derselben getreten zu sein. Doch war es hauptsächlich nur das militärische Element ihrer vormaligen Gewalt, welches sie noch furchtbar erscheinen ließ; die Verwaltung des Rechts, der Einkünfte und der übrigen Hoheitsrechte war in die Hände der reichen Bürgerlichen übergegangen, welche die Stellen erkauft hatten und nun auch vererbten. An der Spitze dieser Beamtenwelt, der noblesse de robe, wie sie späterhin genannt wurde, welche sich ebenso wie früher die Feudalherren dem Thron gegenüber zu befestigen drohte, standen die Parlamente, mit dem Bestreben, vor Allem die Rechte ihres Standes zu hüten. Beide Aristokratien unterlagen dem überlegenen Geiste Richelieu's; der Adel wurde durch Hinrichtungen und Verbannungen gedemüthigt und geschreckt; gegen die Parlamente erging ein Edict, wodurch das Remonstrationsrecht auf eine einfache Bitte beschränkt wurde, ohne daß die Befehle des Königs jemals sollten aufgehalten werden können. In jeder Provinz wurden den obersten Gerichtshöfen und den Gouverneuren Intendanten zur Seite gesetzt, die der Minister ernannte und wieder abrief, und ihnen die höhere Aufsicht über die Finanzen und die Polizei gegeben; mit Ausnahme Montmorency's wurden alle des Verraths gegen den Staat Beschuldigte vor besondere Commissionen und nicht vor die Schranken der Parlamente gestellt. Die Privilegien und Rechte der Communen waren längst in Verfall; Widerstand, einzelne Empörungen, die Unterdrückung der Hugenotten gab Gelegenheit sie hie und da ganz aufzuheben. Die Reichsstände wurden nicht zusam-

menberufen; ungehemmt in allen Dingen und über alle sollte der König gebieten. Neben diesen politischen Zwecken behielt Richelieu das materielle Wohl der Unterthanen unverrückt im Auge, und die Bewohner Frankreich's erfreuten sich einer geordneten Verwaltung und inneren Ruhe, von der die übrigen Länder Europa's damals weit entfernt waren. Für Vermehrung der Seemacht, Erweiterung des Handels, Unterstützung der Colonien, Anlage von Canälen und wissenschaftlichen Anstalten sorgte er mit unermüdlicher Thätigkeit.

Ludwig liebte den Cardinal nicht; aber er erkannte die Wichtigkeit des Zieles, das dieser sich gesetzt hatte, sowie dessen Fähigkeit, trotz aller Schwierigkeiten dasselbe zu erreichen. Luynes und Cinqmars waren ihm persönlich weit bequemer und angenehmer; aber Richelieu war der Repräsentant eines glücklichen politischen Systems. Der König war nicht ohne Einsicht, jedoch zu träge, zu unlustig und zu schwach zu einer fortdauernden Thätigkeit, wie sie eine Selbstherrschaft nothwendig gemacht haben würde; nur zuweilen glaubte er seine Kraft durch strenge Maßregeln zeigen zu müssen. Das Gefühl, welches sich mit dem Bewußtsein verbinden mußte, eigentlich auf einem untergeordneten Platz zu stehen, machte ihn argwöhnisch und trübsinnig; eine Stimmung, die durch seine anhaltende Kränklichkeit vermehrt wurde. Seine liebste Beschäftigung war die Jagd, besonders mit Falken; am Kriegswesen zeigte er ebenfalls großes Interesse, und arbeitete die Ereignisse der Feldzüge und Belagerungen, welchen er beiwohnte, eigenhändig auf das Genaueste aus. Richelieu übergab ihm öfter Denkschriften, die unverholen die Gemüthsart und Regierungsweise des Königs erörterten, und in denen es unter andern heißt: „Ew. Majestät sind argwöhnisch und eifersüchtig, für Launen und vorübergehende Eindrücke leicht empfänglich. Sie müssen alle Kraft auf die großen Angelegenheiten des Staats wenden, das Kleine als Ihrer unwürdig bei Seite lassen, nie Ihre hohe Stellung aufgeben, um selbst Partei zu nehmen, niemals Schwätzern und untergeordneten Dienern Gehör schenken. Da Sie von Natur nicht mit freundlichem Wesen begabt sind, müssen Sie sich um so mehr hüten Unangenehmes zu sagen, und die mit Recht beschränkten Großen durch Herablassung zu entschädigen suchen. Auf Ihre Diener dürfen Sie nicht eifersüchtig sein, wenn dieselben Geschäfte übernehmen, die Sie selbst nicht ausführen können. Möchten Ew. Majestät sich bestreben, die Meinung zu widerlegen, daß Sie empfangener Dienste kaum drei Tage lang eingedenk seien, und erwägen, daß ein böses Wort den Diensteifer mehr erkältet, als alle Belohnungen ihn zu erhöhen vermögen. Ew. Majestät halten

mit zu geringem Nachdruck auf die Beobachtung der Gesetze; man soll Gerechtigkeit ohne Leidenschaft üben, nie an der Strafe Vergnügen finden; allein von gefährlichen Umtrieben werden die meisten nur durch Furcht zurückgeschreckt"*).

Ludwig ehrte den Cardinal auch nach dessen Tode, indem er auf dem von ihm vorgezeichneten Pfade weiter zu gehen versuchte; nur die Verwiesenen wurden großen Theils zurückgerufen. Mazarin ward, wie Richelieu auf dem Sterbebette gewünscht, in den Staatsrath gezogen; da er aber nicht Titel und Rang eines Premierministers führte, auch eher durch Mäßigung, Schlauheit und Gewandtheit als durch Kraft und durchgreifendes Benehmen die Angelegenheiten zu führen trachtete, konnte es bei den Ansprüchen der starken Gegenpartei, die Richelieu's Grundsätze mit eben dem Haß als einst ihn selber verfolgte, nicht an mannichfachen Schwankungen fehlen. Diese wurden durch Zwistigkeiten im Staatsrathe und durch eine schlimme Wendung, welche die Kränklichkeit des Königs im Februar 1643 nahm, vermehrt. Alles drängte sich im voraus zur künftigen Regentschaft, der das kindliche Alter des Thronfolgers — er zählte erst fünf Jahre — eine lange Dauer verhieß; alle so lange zurückgehaltenen oder zurückgedrängten Interessen hofften jetzt endlich den freiesten Spielraum zu finden. Um etwaigen Unruhen nach seinem Tode vorzubeugen, ordnete Ludwig selbst einen Regentschaftsrath an, in welchem, neben der Königin Anna als Regentin und dem Herzog von Orleans als Generalstatthalter des Königreichs, der Prinz von Condé, der Cardinal Mazarin, der Kanzler Seguier, der Oberintendant Bouthillier und sein Sohn Chavigny Sitz und Stimme haben, und alle wichtigen Angelegenheiten nach Stimmenmehrheit entscheiden sollten. Wenige Wochen darauf starb Ludwig XIII., am 14. Mai 1643. Er fürchtete den Tod nicht, und wiederholte häufig die Worte Hiob's: Taedet animam meam vitae meae. In seinen letzten Augenblicken mußte der anwesende Gaspard von Coligny, Marschall von Frankreich, entfernt werden, weil er ein Protestant war. Endlich verließ den König die Sprache, und so endete er um zwei Uhr Nachmittags, noch nicht zweiundvierzig Jahre alt, nach einem dreiunddreißigjährigen Thronbesitz. Seine ehrgeizige Mutter, Maria von Medici, die sich von Brüssel nach England begeben, und sich zuletzt in Köln aufgehalten hatte, war am letztern Orte ein Jahr vor ihm (3. Juli 1642), dreiundsechzig Jahre alt, beinahe in Dürftigkeit gestorben.

*) Raumer, Geschichte Europa's, Thl. IV. S. 101 fg.

9. Der Cardinal Mazarin und die Fronde.
(1643—1651.)

Das Parlament zu Paris, von Richelieu zum Range eines bloßen Gerichtshofes herabgedrückt, versuchte jetzt sein früheres Ansehn in Reichsangelegenheiten wieder herzustellen; es entschied auf Anna's Wunsch, mit Umstoßung der Verordnung Ludwig's XIII., in einer feierlichen Sitzung am 18. Mai 1643, bei der auch der junge König Ludwig XIV. gegenwärtig war, daß die Königin-Witwe die unumschränkte Vormundschaft führen und ihre Räthe nach Belieben wählen solle. Demnach mochte man den Sturz des Richelieu'schen Systems und aller seiner Anhänger für gewiß ansehen; Mazarin bereitete sich zur Abreise, die Aristokratie triumphirte, schon sahen sich die Prinzen und die übrigen treuen Anhänger der Königin, aus der Zeit ihrer Vernachlässigung von Seiten des Gatten und des Cardinals, durch den Besitz der Statthalterschaften, der ersten Aemter und Ehrenstellen reich belohnt. An der Spitze dieser Partei, die demnächst ans Ruder zu kommen hoffte, stand der Sohn des von Richelieu verfolgten Cesar von Vendome, der Herzog von Beaufort, den ausgezeichnete Körperkraft und unbegrenzte Freigebigkeit zum Liebling des Pariser Pöbels machten. Allein die Königin zeigte bald, daß es ihr nur darum zu thun gewesen sei die Kraft des Regentschaftsrathes zu brechen, daß sie ebenso unabhängig vom Adel und den Prinzen herrschen wollte als ihr Gemahl, und daß sie, obgleich klüger und fester wie dieser, dennoch, bei gleicher Scheu vor angestrengter Arbeit, nach seinem Beispiele die Regierung in die Hände eines Staatsmannes legen wollte; nur war es ihr fester Entschluß, daß dieser ihr gegenüber niemals Richelieu's überlegene Stellung einnehmen sollte.

Julius Mazarini, von den Franzosen Mazarin genannt, war am 14. Juli 1602 zu Piscina in Abruzzo geboren, und erhielt in Rom eine sorgfältige Erziehung. Später studirte er die Rechte in Alcala, trat in die Dienste des Papstes, und zeigte bei der Vermittelung des Friedens von Chierasco seine Geschicklichkeit in einem so glänzenden Lichte, daß er zum Botschafter in Paris ernannt wurde. Auf Richelieu's Veranlassung trat Mazarin 1639 in französische Dienste. Er war bei weitem nicht so großartiger Ideen fähig wie Richelieu, und die Mittel, die er zur Erreichung seiner Plane in Bewegung setzte, waren um vieles kleinlicher. Selten suchte er auf anderm Wege als durch Geschmeidigkeit, List, Intriguen und Zweideutigkeiten zu seinem Ziel zu kommen. Das

war der Mann, dem Anna jetzt, gegen die Erwartung der Meisten, die Verwaltung des Staats nach innen und außen mit dem Vorsitze ihres Raths übertrug. Der Herzog von Beaufort, der sich bedenkliche Reden gegen den Cardinal erlaubte, und der Graf von Montresor wurden verhaftet, die Herzöge von Vendome und von Guise verbannt, und der Krieg gegen Spanien und Oesterreich mit verstärkten Kräften und Heeren fortgeführt, trotz des Verlangens nach Frieden, welches von allen Seiten laut geäußert wurde. Doch offenbarte sich die geringere Kraft oder die Milde Mazarin's, der den Adel nicht bloß demüthigen und erschrecken, sondern auch gewinnen wollte, in einer großen Freigebigkeit und in vielfachen Begünstigungen, die den Mitgliedern dieses Standes ertheilt wurden.

Die hierdurch entstehenden Ausgaben, verbunden mit den für die Heere nöthigen Summen, erregten aber von einer anderen Seite her den ersten bedenklichen Widerstand gegen die neue Regierung. Allgemein wurde über den jährlich steigenden Steuerdruck geklagt und über die Erpressungen des Finanzministers, eines Italieners Namens Particelli, Herrn von Emery, durch den Mazarin den früheren Minister Bouthillier ersetzt hatte. Als der erstere nun im Jahre 1644, mit Bezug auf ein Gesetz Heinrich's II., welches neue Häuser außerhalb der Ringmauer von Paris zu bauen untersagte, die inzwischen entstandenen Häuser der Vorstädte mit einer Steuer belegte, entstand ein Auflauf in Paris, und das Parlament that ernsthafte Vorstellungen gegen diese Abgabe sowohl als gegen die Finanzverwaltung im Allgemeinen. Dies hatte die willkürliche Verfügung zur Folge, daß zwei Präsidenten und zwei Räthe des Parlaments gefangen genommen und aus Paris weggebracht wurden. Sogleich griff das Parlament zu seinem gewöhnlichen Mittel, den Stillstand aller seiner gerichtlichen Geschäfte zu erklären, und nöthigte durch wiederholte Beschwerden den Cardinal, der das Parlament nicht aufs Aeußerste treiben mochte, weil es bald neue Steueredicte registriren sollte, die Verhafteten freizulassen. Um allem Widerspruch für die nächsten Verordnungen vorzubeugen, wurde eine königliche Parlamentssitzung (Lit de Justice) auf den 7. September 1645 anberaumt. Der junge siebenjährige König sprach: „Meine Herren, ich bin gekommen, mit Ihnen von meinen Angelegenheiten zu sprechen; mein Kanzler wird Ihnen meine Meinung sagen.“ Dieser stellte nun die Nothwendigkeit neuer Auflagen sehr beredt vor, worauf neunzehn Steueredicte eingetragen werden mußten. Dennoch erschien bereits im October 1646 wieder eine Verordnung, welche alle in Paris eingebrachten Waaren und Lebens-

mittel einem hohen Zoll unterwarf. Diesem steigenden Drucke beschloß das Parlament nachdrücklich entgegenzutreten und trug die neue Verordnung erst nach so bedeutenden Modificationen ein, daß die Auflage nur noch wenig abwerfen konnte. Die Finanznoth und den Widerstand des Parlaments auf einmal zu beseitigen, kam die Königin auf den Gedanken, zwölf neue Parlamentsrathsstellen zu creiren und dieselben an nachgiebig Gesinnte zu verkaufen, um dann durch deren Stimmen auch eine Erhöhung der Paulette durchzusetzen.

Die Maßregel sollte mit einigen anderen in einem Lit de Justice am 13. Januar 1648 registrirt werden, als der General-Advocat Omer Talon folgende freimüthige Worte an die Königin richtete: „Seit zehn Jahren," sprach er, „ist das Land ruinirt, die Bauern liegen auf Stroh, ihr Geräth ist verkauft, und die Unglücklichen müssen von Hafer- und Gerstenbrot leben. Bedenken Sie, Madame, dieses Elend des Volks in Ihrem Herzen; alle Ehre gewonnener Schlachten, aller Ruhm eroberter Landschaften kann Die nicht ernähren, welche kein Brot haben und Myrthen, Palmen und Lorbeeren nicht zu den ernährenden Pflanzen der Erde zählen können. Ist es nicht eine moralische und politische Täuschung, zu glauben, daß die Edicte, welche den Grundgesetzen der Monarchie widersprechen, welche die souveränen Kammern des Parlaments verwerfen, angenommen und begründet sind, wenn sie der König in seiner Gegenwart verlesen läßt? Eine so despotische Regierung mag für die Scythen und die Barbaren des Nordens passen, welche nur das Antlitz der Menschen tragen; in Frankreich sind wir gewohnt frei geboren zu werden und als wahre Franzosen zu leben." Diese Rede bestimmte das Parlament, die neuen Edicte trotz der königlichen Sitzung zu verwerfen, und als eine Bitte um Aenderung der Finanzverwaltung nicht beachtet wurde, beschlossen am 13. Mai die sämmtlichen acht Kammern des Parlaments (etwa 200 Mitglieder) ihre Vereinigung mit den drei andern höchsten Gerichtshöfen von Paris, der Oberrechenkammer, dem Steuerhof und dem Münzhof, um selbständig über die Abstellung der Uebelstände zu berathen und darauf hin das Erforderliche zu verfügen. Hierauf beschloß die Königin, gegen Mazarin's Meinung, strengere Maßregeln anzuwenden, und ließ am 28. Mai von Neuem mehrere Räthe verhaften. Zu gleicher Zeit erging ein Verbot gegen die gemeinsamen Berathungen. Dennoch beharrte das Parlament in seiner Opposition, die um so bedenklicher zu werden drohte, als die Bürgerschaften aller Städte Frankreich's bereit schienen, dasselbe als den Vertreter ihrer Rechte nöthigen Falls mit bewaffneter Hand zu unterstützen. Am 27. Juni erhielt die Königin eine Botschaft vom Parlament durch

den Präsidenten Molé, der ihr vorstellte, daß sie es vorziehen möge, das Volk durch Milde zu leiten und die Vermittelung der Behörden zwischen Herrschern und Beherrschten zu gestatten. Diesmal wich sie den dringenden Rathschlägen Mazarin's und gab nach. Sie ließ die Gefangenen frei, und ertheilte ihre Erlaubniß, die schon begonnenen gemeinsamen Berathungen im Saale des heiligen Ludwig's fortzusetzen (30. Juni). Hier wurde nun beschlossen, die Intendanten der Justiz, der Polizei und der Finanzen, als von den Parlamenten unabhängige Beamte, abzuschaffen, die Taillen auf den vierten Theil herabzusetzen, keine neuen Aemter ohne Zustimmung des Parlaments einrichten und kein Steuergesetz ohne Eintragung in die Register gelten zu lassen. Commissionen, außerordentliche Gerichte, königliche Sitzungen sollten für immer aufgehoben sein.

Gegen diese so entschiedenen Angriffe auf das ganze Regierungssystem suchte der Minister bei den Prinzen des Hauses Hülfe. Um sie zu gewinnen, bewilligte er dem Herzog von Orleans, gegen die Grundsätze Richelieu's, das Gouvernement von Languedoc, und dem Sohne des Prinzen Condé, dem Herzog von Enghien, das der Champagne. Dafür übernahm der erstere, mit dem Parlament zu unterhandeln, das früherhin seine Unternehmungen gegen Richelieu zu begünstigen getrachtet hatte. Aber vergebens suchte der Herzog die Popularität der damaligen Zeit geltend zu machen, vergebens entließ Mazarin den Finanzminister, vergebens wurde die Grund- und Weinsteuer bedeutend reducirt. Auch das Versprechen, die Intendanten der Justiz und Polizei dem Beschluß des Parlaments gemäß abzuschaffen, konnte ihm diese Behörde nicht wieder gewinnen. Bei solcher Hartnäckigkeit beschloß nun wieder die Königin strenger aufzutreten und die günstige Stimmung des Pariser Volkes über den großen Sieg bei Lens, den der Herzog von Enghien über die Spanier davongetragen hatte, zur Verhaftung der kühnsten Sprecher des Parlaments zu benutzen. Nachdem das Tedeum in der Kirche Notre Dame in Gegenwart des Hofes gesungen worden (26. August), begab sich der Hauptmann der Garde der Königin, Gaston von Comminges, nach dem Hause des Raths Broussel, eines siebzigjährigen, sehr beliebten Greises, und führte ihn trotz der Zusammenrottungen und dem Geschrei des Volkes nach St. Germain. Dasselbe Schicksal traf den Präsidenten Blanc Mesnil; mehrere Andere, die ebenfalls verhaftet werden sollten, konnten in ihren Wohnungen nicht aufgefunden werden. Die Nachricht von diesen Begebenheiten brachte ganz Paris unter die Waffen. Auch der Prevot des Marchands und die Schöffen der Stadt ließen ihre Com-

pagnien vor dem Rathhause versammeln und die Straßen durch Ketten sperren. Vergebens suchten die Marschälle de la Meilleraye und l'Hopital an der Spitze einiger Gardetruppen das Volk zur Ruhe zu bringen.

Im Hintergrunde des Tumults lauerten selbstsüchtige Absichten, die sogar zum Theil ihn hervorgerufen hatten. Es war Johann Franz Paul von Gondi, aus einer alten florentinischen Familie, Neffe und Coadjutor des Erzbischofs von Paris, ein Mann von unruhiger Ränkesucht und den verdorbensten Sitten, aber nicht ohne Geist und Kraft zum Handeln, der als Parteihaupt emporzukommen gedachte. Als Geistlicher war ihm nichts Höheres mehr zu erreichen übrig als der Cardinalspurpur; außer diesem fühlte sich aber auch sein brennender Ehrgeiz getrieben, in anderen Kreisen Geltung und Herrschaft zu erlangen. Die Neigung des Volks hatte er sich durch vorgespiegeltes Interesse am öffentlichen Wohl und große Geldspenden bereits zu erwerben gewußt; und jetzt beförderte er die Unruhen gegen den Hof, um sich, wenn er dieselben durch seine Volksbeliebtheit gestillt, der Königin als Retter unentbehrlich zu machen. Er begab sich deshalb ins Palais Royal, setzte die Regentin von den drohenden Gefahren in Kenntniß, rieth die Gefangenen frei zu geben und bot ihr seine Dienste zur Besänftigung des Aufruhrs an. Allein Anna, von den Machinationen des Coadjutors im Allgemeinen durch Mazarin unterrichtet, antwortete sehr heftig, daß sie Broussel eher erwürgen als freigeben würde, und Gondi mußte sich unverrichteter Sache, vom Spott der Hofleute verfolgt, zurückziehen. Tief gekränkt und fest entschlossen sich zu rächen, verließ er den Palast.

Den kurzen Zeitraum der Nacht benutzte er seine Gedanken zu sammeln und neue Entwürfe zu fassen*). Er entschied sich nunmehr ganz gegen den Hof, und beschloß zunächst, die Aufregung der Bürger

*) Wie sehr es ihm an aller innern Haltung und Tüchtigkeit der Gesinnung mangelte und wie schlechte Beweggründe ihn leiteten, geht aus seinen eigenen Worten hervor, indem er die Betrachtungen erzählt, die er in dieser Nacht anstellte: Je permis à mes sens de se laisser chatouiller par le titre de chef de parti que j'avois toujours honoré dans les vies de Plutarque. Mais ce qui acheva d'étouffer tous mes scrupules, fut l'avantage que je m'imaginai à me distinguer de ceux de ma profession par un état de vie qui les confond tous. Le déréglement des moeurs très-peu convenable à la mienne me faisoit peur.... Les affaires brouillent les espèces, elles honorent même ce qu'elles ne justifient pas, et les vices d'un archevêque peuvent être dans une infinité de rencontres les vertus d'un chef de parti. Mém. du Card. de Retz, éd. d'Amst. 1718. T. I. p. 132.

zu vermehren, die denn auch, diesem Impulse folgend, am Morgen des 27. Aug. in allen Straßen Barricaden in großer Anzahl zu errichten begannen. Als der Kanzler Seguier ins Parlament fahren wollte, um demselben im Namen der Königin anzuzeigen, daß es sich forthin nicht mehr um Staatsangelegenheiten zu bekümmern habe und im Fall weiterer Widersetzlichkeit aufgelöst werden würde, konnte er nicht durchkommen, sondern mußte sich vor dem erbitterten Volke in den nahen Palast Luynes retten. Auch hieher verfolgt, verbarg er sich in einen Wandschrank, während die Thüren erbrochen und die Zimmer geplündert wurden. Endlich erschien der Marschall de la Meilleraye mit vier Compagnien Garden, und brachte den von Todesangst Gefolterten glücklich in Sicherheit. Bei dieser Gelegenheit hatten die Truppen zuerst in Masse Feuer gegeben, ohne den Pöbel zurückschrecken zu können. Ein Weib warf sogar dem Marschall einen Stein an den Kopf, worauf sie derselbe durch einen Pistolenschuß tödtete. Dennoch blieben die Bürger bei fortgesetztem Kampfe überall im Vortheil, da die Gardesoldaten, mit Ausnahme der Schweizer, keine große Lust zum Fechten bezeigten. Unterdeß ging das ganze Parlament, nachdem es die Verhaftung des Hauptmanns von Comminges und die Eröffnung eines Verfahrens gegen Alle, die der Regentin zu gewaltsamen Maßregeln gerathen, beschlossen hatte, hundertundsechszig Mitglieder an der Zahl, im feierlichen Aufzuge nach dem Louvre, die Königin um Befreiung der beiden Gefangenen zu ersuchen. Eine unermeßliche Volksmenge begleitete die Bittsteller; überall ertönte der Ruf: es lebe der König, es lebe das Parlament! Anna unterbrach die Anrede des ersten Präsidenten Molé mit dem Einwurfe, der Tumult sei nicht so groß, als man ihr vorstelle, das Parlament möge die Bewegungen zur Ruhe bringen, die es selbst veranlaßt habe. Auch die Bitten Mazarin's und des Herzogs von Orleans hatten keinen bessern Erfolg. Neugierig erwartete das Volk die Zurückkehrenden unten auf der Straße; aber bald erhob sich ein lautes Murren und wildes Geschrei, als man vom Ausgange der Unterhandlung Kunde erhielt. Doch vertröstete Molé die Bürger so gut er konnte, und suchte sie zur Ruhe zu bewegen. Umsonst; der Pöbel schrie, wenn die Räthe Broussel's Befreiung nicht bewerkstelligten, sollten sie keinen Schritt weiter kommen; ja bei der dritten Straßensperre wurden dem ersten Präsidenten Piken und Hellebarden auf die Brust gesetzt mit dem Ruf: „Zurück, Verräther! wenn dir dein Leben lieb ist, so schaff' uns Broussel, oder bring uns Mazarin und den Kanzler als Geiseln!" Voll Schrecken kehrte der Präsident mit allen Räthen wieder um und ward von dem Pöbel mit Ge-

6*

walt in den königlichen Palast zurückgedrängt. Nach einiger Berathung entschloß sich die Königin, geschreckt durch die nachdrückliche Sprache des Präsidenten und das Toben des Volks, wiewohl ungern, den eingeschlagenen Weg aufzugeben und dem Parlament zu erklären, es möge die nöthigen Maßregeln für die Sicherheit des Staates treffen. Mit heiterm Gesichte verließen die Räthe diesmal den Palast. Das Volk brach in ein Jubelgeschrei aus; allein die Straßen leerten sich nicht eher als am folgenden Tage, da man Broussel und Blanc Mesnil wirklich ankommen sah. Der erste ward mit einer Abfeuerung der Gewehre empfangen, und wie im Triumph in sein Haus begleitet. Wenige Stunden darauf waren die Straßen wieder frei und alle Läden offen.

Dieser so leichten Kaufs über die Regentin errungene Sieg befestigte die Bürger in dem Entschluß, das Parlament mit allen Kräften zu vertheidigen. Anna ihrerseits, nicht wenig erstaunt über den Ernst und Nachdruck, womit die Partei des Parlaments aufgetreten war, die ihre Höflinge bis dahin mit dem verächtlichen Spottnamen der **Frondeurs***) bezeichnet hatten, verließ Paris und begab sich mit dem Hofe nach Saint Germain. Das Parlament glaubte seine Vortheile verfolgen zu müssen, und verlangte durch eine Gesandtschaft die Abstellung der bereits früher erhobenen Beschwerden und die Rückkehr des Königs nach Paris. Die Gesandten bestanden sogar, vornehmlich auf Gondi's Betreiben, auf die Ausschließung Mazarin's von den Unterhandlungen. Man fügte sich, bei der bedenklichen Stimmung der Pariser Bürger, der Nothwendigkeit; und nach längeren Verhandlungen sanctionirte die Regentin ein Gesetz (22. Oct.), das sie in ihrem Zorne als die „Ermordung der königlichen Gewalt" bezeichnete, und wodurch fast alle Beschlüsse, die von den vereinigten höchsten Collegien in Betreff der Intendanten, Commissionen, neuer Aemter und Steuern gefaßt worden waren, zugestanden wurden; nur die Aufhebung der königlichen Sitzungen ward nicht bewilligt. Am 24. Oct. 1648 wurde das Gesetz in Form einer Deklaration bekannt gemacht. So entscheidende Erfolge verbreiteten allgemeine Freude über das Reich, und als der König am 31. October nach Paris zurückkehrte, schienen alle Unruhen beseitigt.

Indeß hoffte die Regentin im Stillen, die ihr abgedrungenen Zugeständnisse bei günstigerer Lage der Dinge bald wieder umstürzen zu können. Zu diesem Ende kam es vor Allem darauf an, den Herzog von

---

*) Schleuderer. So nannte man die Straßenjungen, wenn sie nach damaliger Sitte kleine Kriege mit Schleudern gegen einander führten.

Enghien, seit seines Vaters Tode (1646) auch Prinz von Condé, zu gewinnen. Dieser war bereits aus dem Felde zurückgekehrt, wo er, erst einige zwanzig Jahre alt, in Deutschland und in den Niederlanden, reiche Lorbeeren erfochten hatte. Seine Tapferkeit, seine Großmuth und sein offenes Wesen machten ihn zum Vorbild und Liebling der adeligen Jugend Frankreich's, wie ihm dieselben Eigenschaften auch die Liebe des Heeres im hohen Grade erworben hatten. Der letztere Umstand mußte um so wichtiger erscheinen, da der Hof, nach dem Abschluß des Friedens zu Münster und nach der Lähmung der spanischen Streitkräfte in den Niederlanden durch den Sieg des Prinzen bei Lens, daran dachte, Truppen von den Grenzen herbeizuziehen, um die Widerspenstigen mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen. Aus denselben Gründen bemühte sich aber auch der Coadjutor, mit dem Prinzen in nähere Gemeinschaft zu treten und ihn auf seine Seite zu ziehen. Jedoch vergebens; Condé war zu stolz auf seine Geburt, zu ritterlich und feudal gesinnt, um als Beschützer rebellischer Magistrate aufzutreten. Besser gelang es dem Coadjutor mit Condé's Bruder, dem Prinzen von Conti, der indeß bei weitem nicht dessen Ansehen besaß, und nur als Prinz von Geblüt einige Geltung hatte. Wichtiger schien der Gewinn der schönen und geistreichen Herzogin Anna von Longueville, Condé's Schwester, für die Fronde; sie sowie der Prinz von Conti fühlten sich von dem Stolze ihres ältern Bruders empfindlich gedrückt. Auch die Herzöge von Bouillon und Beaufort wußte Gondi für seine Absichten zu stimmen. Diese bedeutende Verstärkung der Gegenpartei sowie die Spaltung der Großen beunruhigte den Hof, der deshalb nichts unversucht ließ, was wenigstens Condé selbst in seiner Gesinnung befestigen konnte. Weinend und liebkosend nannte ihn die Königin ihren dritten Sohn*), der junge König umarmte ihn, Mazarin versprach ihm Statthalterschaften und andere Vortheile, sowie den Befehl über die zusammenzuziehenden Truppen. Es bedurfte solcher Schritte kaum, den Prinzen zum Unwillen gegen eine Gesellschaft von Rechtsgelehrten aufzuregen, die wie er meinte das Ansehn des Hofes mit Füßen treten und den Großen keinen Einfluß verstatten wollten, während sie doch selbst nie einen Degen gezogen hatten. Seine Gesinnungen zeigte er zuerst öffentlich in einer Sitzung des Parlaments, dem übrigens die Umtriebe Gondi's ganz fremd waren. Man war durch die Nachricht vom Heranzuge der Truppen aufgebracht und es kam hierüber

*) Sie hatte 1640 einen zweiten Prinzen, den nachmaligen Herzog Philipp von Orleans, geboren.

zu langen Debatten. Condé unterbrach seinen Gegner, den Parlamentsrath Quatre-Sous, mit großer Heftigkeit und erlaubte sich eine drohende Bewegung mit der Hand, die lautes Murren verursachte (Dec. 1648). Dies herrische und ungestüme Auftreten beunruhigte auch die Bürger, die darin eine Vorbedeutung härterer Maßregeln sahen.

In der That waren Condé's Plane gewaltsam genug. Er wollte sich der Stadtthore, der Bastille und des Zeughauses bemächtigen, und wenn die Bürger sich widersetzten, die Straßen von Paris in ein Schlachtfeld verwandeln. Allein der Hof zog es vor, sich zuerst in Sicherheit zu bringen und dann durch den Prinzen die Belagerung der Hauptstadt eröffnen zu lassen. Da man mit Grund fürchtete, daß die Einwohner die Abreise des Königs hindern würden, so fuhr die Königin mit diesem, dem Cardinal, Condé und einigen anderen Personen des Hofes in der Nacht zum 6. Januar 1649 vom Hause des Marschalls Grammont, wo man das Dreikönigsfest gefeiert hatte, in zwei Wagen heimlich durch das Thor St. Honoré nach Saint Germain. Hier hatte man, um Aufsehen zu vermeiden, keine Anstalten zum Empfange treffen dürfen. So mußten denn die Herzogin von Orleans und ihre Stieftochter, die Prinzessin von Montpensier, aus Mangel an Betten auf Stroh schlafen; ja der König selbst und seine Mutter litten an dem Nothdürftigsten Mangel. Die Entweichung gab dem Pöbel Stoff zu den zügellosesten Spöttereien. Besonders wurde die Königin nicht ohne einen beschimpfenden Zusatz genannt, und ihr Interesse für den Cardinal in ein zweideutiges Licht gestellt. Dagegen fertigte das Parlament, das am folgenden Tage vom Hofe Befehl erhielt, sich ebenfalls aus Paris zu entfernen und nach Montargis zu gehen, Gesandte nach St. Germain ab mit Gegenvorstellungen und Einladungen zur Rückkehr; als diese aber gar nicht vorgelassen und mißachtend behandelt wurden, erklärte ein Beschluß desselben am 8. Januar Mazarin als den „notorischen Urheber aller Unordnungen" für einen öffentlichen Ruhestörer und Feind des Königs wie des Staats; sofort solle er den Hof, und binnen acht Tagen das Königreich verlassen, widrigenfalls Jedermann verpflichtet sei auf ihn zu fahnden. Hierauf vereinigten sich der Vorsteher der Kaufleute, die Schöffen, Viertelmeister und Obersten der Bürgerabtheilungen zu Paris mit dem Parlamente zu gemeinsamer Vertheidigung. Jedes der sechszehn Stadtviertel stellte ein Regiment, an das sich in dringenden Fällen die bewaffneten Handwerker und Tagelöhner anschließen sollten. Außerdem sollten zehntausend Fußgänger und fünftausend Reiter geworben werden. In diesen Augenblicken der Aufregung

trat auch der Coadjutor wieder hervor. Er brachte auf seine Kosten allein ein Reiterregiment zusammen. An Anführern fehlte es nicht, da außer Conti, Beaufort und Bouillon sich noch mehrere Prinzen und Herren einfanden, verlockt durch die Hoffnung, auf den Trümmern der gegenwärtigen Regentschaft ihre eigene Größe zu gründen. Es war der Prinz von Marsillac, der Liebhaber der Herzogin von Longueville, sowie deren Gemahl, der Herzog von Elboeuf; ferner der Marschall von la Motte, die Marquis von la Boulaye und Noirmoutier, die Herren von Montresor, St. Ibal u. a. Mit vollen Händen gaben die Bürger und Parlamentsräthe Geld zur Besoldung der Truppen, die Thore und Mauern wurden eifrig bewacht, und der Enthusiasmus erreichte den höchsten Grad, als die Herzoginnen von Longueville und Bouillon sich im Stadthause zeigten und erklärten, daß sie hier unter dem Schutz der Bürger als Pfänder für die Treue und den Eifer ihrer Eheherren zu wohnen begehrten. So schienen Parlament, Volk und Adel auf das Engste vereinigt, die Herrschaft des Hofes und seines Ministers zu brechen.

Die Lage der Regentin war in der That nicht ohne Gefahr. In den Provinzen zeigte sich die Stimmung überall dem Hofe ungünstig. Das Beispiel einer siegreichen Revolution, das eben damals England gab, ließ auch für Frankreich das Aeußerste befürchten. Die Parlamente der Bretagne, der Normandie, der Provence und von Languedoc folgten dem Beispiel des Pariser Parlaments, und erklärten sich gegen Mazarin; während der Hof (23. Januar) das Parlament und dessen Anhänger für Majestätsverbrecher erklärte und eine Berufung der Reichsstände auf den 15. März ankündigte, wiewohl ohne den gehofften Erfolg der Einschüchterung. Schon wurden hie und da Gewaltthätigkeiten gegen die Anhänger Anna's und des Cardinals begangen; in Poitou sammelte der Schwager des Herzogs von Bouillon, der Herzog de la Tremoille, Truppen zur Unterstützung der Aufrührer in Paris; Turenne, der Bruder des Herzogs von Bouillon, neigte sich ebenfalls auf diese Seite und gedachte, die deutsche Armee, die er so ruhmwürdig befehligt hatte, gegen den Hof zu führen; und der Erzherzog Leopold von Oesterreich, Statthalter der spanischen Niederlande, erbot sich mit funfzehntausend Mann in Frankreich einzufallen, wenn die Fronde mit ihm in Verbindung treten wolle. Dagegen hatte der Prinz von Condé nur etwa zwölftausend Mann unter seinem Commando, so daß von einer ernstlichen Einschließung der großen Hauptstadt gar nicht die Rede sein konnte. Doch nahm er mehrere Orte, wohin die Bürger Besatzungen geworfen, Longwy, Cor-

beil, St. Cloud, St. Denys und namentlich am 8. Februar Charenton; dagegen hatten die Pariser die Bastille erobert, die darin befindlichen Truppen gefangen genommen, und brachten einige Transporte von Lebensmitteln glücklich in ihre Thore. Im Ganzen ward der Krieg ziemlich lässig betrieben: von der Fronde, weil ihre zahlreichen Häupter gewöhnlich unter einander uneins waren; von Condé, weil er sich dessen schämte; er nannte diese Händel nur la guerre aux pots de chambre. Bei dieser Lage der Dinge brach sich die Friedenssehnsucht auf beiden Seiten Bahn, um so mehr als jetzt die furchtbare Kunde von der Hinrichtung des Königs von England (9. Febr.) eintraf, und nicht minder das Parlament und die „gutmüthige Bourgeoisie" wie den königlichen Hof in Schrecken versetzte. Schon am 12. Februar knüpfte der Hof die anfangs zurückgewiesenen Unterhandlungen mit dem Parlamente an, das trotz der Anreizungen und Hemmungen des Adels fortan eine große Mäßigung an den Tag legte. So kam am 11. März 1649, den Meisten unerwartet, zu Ruel ein Friede zu Stande, in welchem die Regentin die Bestätigung des Gesetzes vom 24. October 1648, so wie eine allgemeine Verzeihung versprach; dagegen sollte Mazarin Minister bleiben. Alle seit dem 6. Januar bekannt gemachten Beschlüsse des Parlaments einerseits, wie des Staatsraths andrerseits, wurden für null und nichtig erklärt; die Berufung der Reichsstände wurde vertagt, um schließlich unausgeführt zu bleiben.

Dieser Vertrag entsprach den Erwartungen des Adels keineswegs; auch ein Theil des Parlaments erklärte sich gegen den Präsidenten Molé, der vorzüglich den Abschluß betrieben hatte; und das Volk von Paris schrie laut über Verrath. Während das Parlament noch mit den Prinzen über die Annahme des Friedens rathschlagte, drang der Pöbel, von den Parteimännern auf alle Weise aufgehetzt, in den Justizpalast, und der Advocat Deboisle forderte an der Spitze einiger hundert Bewaffneten unter wildem Geschrei die Auslieferung Molé's. Als der Präsident Novion heraustrat, die Wüthenden zu beruhigen, packte ihn Einer beim Kleide und rief: „Her mit den Friedensartikeln, daß des Henkers Hand sie verbrenne! An den Galgen mit den Bevollmächtigten, die den Frieden unterzeichnet haben!" Auf die Mahnung, daß das Volk den Beamten des Königs Achtung schulde, antwortete ein Führer kühn: „Die Könige haben die Parlamente, aber das Volk hat die Könige gemacht." Andere Stimmen riefen: „Keinen Frieden! Keinen Mazarin! Fort mit allen Mazarinern in die Seine!" Der Tumult wuchs, als Molé erschien, um sich durch die tobende Menge nach Hause zu begeben.

Alle hatten ihn aufgefordert sich zu verbergen; er aber antwortete: „Das Parlament verbirgt sich niemals; wenn ich den Tod vor Augen sähe, würde ich diese Feigheit nicht begehen." Ohne eine Bewegung auf seinem Gesichte zu zeigen, schritt er durch die Haufen, und als ihm einer der Frechsten das Messer auf die Brust setzte, sprach er ruhig: „Mein Freund, wenn ich todt bin, brauche ich nur sechs Fuß Raum." Der Zorn der Menge verdampfte in Ausrufungen, namentlich in Lebehochs auf die „Republik." Erst am folgenden Tage konnten die Berathungen fortgesetzt werden. Man beschloß, neue Abgeordnete nach St. Germain zu schicken, um die Entfernung des Cardinals zu bewerkstelligen und dem Hofe die Forderungen der Prinzen und Edelleute zu überbringen. Allein zwei üble Nachrichten stimmten jetzt den Muth der Fronde herab. Turenne, der sich bereits in Marsch gesetzt hatte, war plötzlich von seinem Heere verlassen worden. Mazarin hatte zur rechten Zeit eine Summe von 800,000 Livres an den Generallieutenant Erlach gesandt, der sie unter die Obersten vertheilt hatte. Hierdurch gewonnen, hatten diese dem Oberbefehlshaber den Gehorsam aufgekündigt, und ihn genöthigt sich durch die Flucht zu retten. Von Rouen hatte der Herzog von Longueville mit sechstausend Mann herbeieilen wollen; allein auch von ihm erfuhr man, daß er bereits mit dem Hofe in Unterhandlungen stehe. Da nun vollends einigen Häuptern der Fronde bedeutende Versprechungen gemacht wurden, so bequemte sich einer nach dem andern zur Annahme des Vergleichs, und der innere Krieg war zu Ende, ehe man es selbst recht gewollt hatte.

So hatte sich Mazarin freilich gegen die Angriffe des Parlaments und des Adels zu gleicher Zeit gehalten, aber dabei doch auch lange nicht die Umsicht, Thätigkeit und Kraft gezeigt, wie sie Richelieu in solchen Augenblicken zu entwickeln pflegte. Für den Augenblick waren die Gegner zur Ruhe gebracht, doch nicht besiegt. Da das Volk in Paris noch in großer Aufregung war, verzögerte man die Rückkehr des Hofes absichtlich, um die Zeit zur Beruhigung der Gemüther mitwirken zu lassen. Zu dem Ende ging die Königin nach Compiegne, wo sie einige Monate zubrachte, und hielt erst am 18. August mit dem Cardinal und dem Prinzen Condé ihren Einzug in Paris. Um ganz sicher zu gehen, hatte Mazarin bedeutende Summen unter die Zünfte und den Pöbel austheilen lassen. So umringte das Volk denn nicht bloß den König, welchen es wirklich liebte, mit Jubelgeschrei, sondern begrüßte auch den Cardinal mit freudigem Zuruf. „Das ist (bemerkt der Prinz von Marsillac, als Schriftsteller bekannter unter dem Namen Herzog von La Roche-

foucauld, den er ein Jahr nach diesen Begebenheiten durch den Tod seines Vaters erhielt) die Weise unsers Volkes; mit demselben Leichtsinn, mit dem es aus seiner Schuldigkeit heraustritt, kehrt es zu derselben zurück, und geht in einem Augenblicke von Aufruhr zum Gehorsam über." Die Häupter der Fronde und vor Allen der Coadjutor bezeigten der Königin ihre Hochachtung und Unterwerfung, sowie diese selbst dem Prinzen von Condé öffentlich als ihrem Erretter dankte.

Allein der bloße Dank genügte diesem hochstrebenden Manne nicht; er war nie der Freund des Cardinals gewesen, und da er diesen während des Krieges kennen gelernt, ihn schwach und unschlüssig gesehen hatte, glaubte er ihn sogar verachten zu dürfen. Nicht den Minister, sondern das Ansehen des Thrones, der königlichen Familie und des fürstlichen Bluts hatte er gegen die Bürger und die Beamten vertheidigen wollen. Sein Ziel war die Herstellung der alten Freiheit und Unabhängigkeit des Adels und die eigene Herrschaft im Cabinette. Diese Gesinnung trug er bald so offen zur Schau, daß er sich sogar zu Unanständigkeiten gegen den Cardinal hinreißen ließ. Seinem Charakter getreu gab Mazarin lange nach; da indessen der Trotz des Prinzen, auch gegen die Königin, immer weiter ging, so dachte er endlich auf gewaltsame Mittel. Der Herzog von Orleans, der den Prinzen längst beneidete, ward leicht gewonnen; die Königin selbst übernahm es, den Coadjutor durch eine geheime Zusammenkunft auf ihre Seite zu ziehen; auch mit den übrigen Häuptern der Fronde, denen sich der Prinz nach dem Frieden genähert, hatte Mazarin ihn durch verwickelte Intriguen wieder zu entzweien gewußt. Nur auf seine Familie, mit der er sich ganz ausgesöhnt hatte, und den Herzog von Bouillon durfte Condé zählen. Nachdem Alles im Stillen vorbereitet war, ersuchte ihn der Cardinal am 18. Januar 1650 Nachmittags mit seinem Bruder Conti und dem Herzoge von Longueville auf das Schloß zu kommen, da im Rathe Sachen von besonderem Interesse für sie verhandelt werden würden. Arglos erschienen alle drei. Im Vorzimmer traf Condé den Cardinal und sprach mit ihm, bis sie benachrichtigt wurden, daß der Kanzler, Conti und der Herzog bereits im Saale seien. Condé trat hinein, Mazarin blieb einen Augenblick zurück und gab dem Hauptmann der Garde der Königin ein Zeichen, worauf dieser die Thür öffnete und den Prinzen ihre Verhaftung anzeigte. Durch eine Reihe von Bewaffneten wurden sie nach einer Hinterpforte geführt; hier wartete ihrer ein Wagen, der sie von Gensdarmen umgeben um zehn Uhr Abends nach Vincennes brachte.

Das Volk, das ehemals den Sieger bei Rocroy und Lens vergöt-

tert hatte, empfing die Nachricht mit lautem Jubelgeschrei. Die Säle des Palais Royal füllten sich mit den Häuptern der Fronde, die nach dem Sturz des Prinzen die Zügel der Herrschaft zu ergreifen gedachten. Indeß war dieser noch nicht von allen Freunden und Anhängern verlassen. Turenne, der nach erfolgter Amnestie nach Paris zurückgekehrt war, sammelte einige Truppen zur Befreiung der Prinzen und vereinigte sich mit dem Erzherzog Leopold. Gemeinschaftlich wollten beide durch die Champagne vordringen. Die Herzogin von Longueville entfloh mit dem Prinzen Marsillac und vierzig Bewaffneten zu Pferde in die Normandie, die Statthalterschaft ihres gefangenen Gemahls, um diese gegen den Hof unter die Waffen zu bringen. In Burgund, dessen Gouverneur der Prinz Condé selbst war, zeigten sich unruhige Bewegungen; in Limousin warb der Herzog von Bouillon Truppen und führte sie der Gemahlin des Prinzen Condé zu, eine Nichte Richelieu's, welche mit denselben nach Guienne zog, wo sie in Bordeaux vom Volke mit Begeisterung aufgenommen ward. Zahlreich erklärten sich die Edelleute der Provinzen für Condé, in welchem sie den Beschützer ihres Standes und den Verfechter ihrer Freiheiten sahen. Gegen alle diese drohenden Bewegungen zeigte Mazarin diesmal schnelle Entschlossenheit. Mit dem Könige, der Regentin und einigen Truppen verließ er Paris und durchzog Burgund, das sich fast ohne Schwertstreich unterwarf. Um den Rebellen nirgend Zeit zu gönnen, wendete er sich darauf schleunigst gegen die Normandie und wurde zu Rouen von den Bürgern mit Jubelruf empfangen. Die Herzogin von Longueville mußte sich nach Dieppe retten; allein nach einigen Tagen tapferen Widerstandes zwang sie ein Aufruhr der Einwohner auch diese Stadt und den französischen Boden zu verlassen; sie ging nach England. Größere Schwierigkeiten erwarteten den Cardinal in Guienne. Die Bürger von Bordeaux vertheidigten sich mit großer Entschlossenheit, und erst zu Anfang Octobers kam ein Vergleich auf die Bedingungen zu Stande, daß die Truppen der Prinzessin frei abziehen könnten, um sich mit Turenne zu vereinigen, und daß die Gemahlin Condé's selbst ihren künftigen Aufenthalt zu Montrond, einem festen Platz in Berry, nehmen dürfe. Ihren Anhängern sowie den Bürgern von Bordeaux wurde Verzeihung zugesichert. Inzwischen war der Erzherzog Leopold mit Turenne gegen Paris vorgedrungen und hatte sich Rethel's bemächtigt, der Marschall Hocquincourt, der ihnen den Weg versperren wollte, ward geschlagen, und Turenne setzte sich an der Spitze der Cavallerie in Marsch gegen Vincennes, um die Gefangenen zu befreien; allein diese waren bereits auf Befehl des Herzogs von

Orleans nach Marcoussis gebracht worden, von wo sie Mazarin zu noch größerer Sicherheit am 25. November nach Havre abführen ließ. In Paris stieg die Verwirrung auf den höchsten Gipfel, die Landleute flüchteten schaarenweise in die Hauptstadt, wo auch ein Abgesandter des Erzherzogs erschien und die Erklärung wiederholte, welche dieser schon auf dem Marsche hatte ergehen lassen, daß er nur Krieg führe um Frieden zu erhalten, den Mazarin hartnäckig verweigere. Bald darauf kam dieser selbst mit dem Hofe aus Guienne zurück und begab sich sogleich mit dem Marschall du Plessis in die Champagne, um die Fortschritte des Feindes aufzuhalten. Am 15. December griffen sie Turenne bei Rethel unvermuthet an und schlugen ihn vollkommen. Er verlor 5000 Mann, die Cavallerie war zersprengt, die Artillerie und das Gepäck verloren. Nach einem vergeblichen Versuch, die Truppen wieder zu sammeln, mußte der Feldherr selbst nach Stenay fliehen.

Dieser Sieg rettete Frankreich und den Cardinal, erfüllte diesen aber auch zu gleicher Zeit mit zu großem Selbstvertrauen, während die Besorgniß vor seiner neu befestigten Stellung und überwiegenden Gewalt den Coadjutor und die anderen Häupter der alten Fronde den Anhängern des Prinzen, die seit einiger Zeit die neue Fronde genannt wurden, wiederum näherte. Das Parlament bat um Befreiung der Gefangenen, ward aber ebenso wie die alten Frondeurs, die Condé jetzt als Gegengewicht gegen Mazarin zu brauchen gedachten, mit diesem Verlangen zurückgewiesen. Aber schon hatten die Feinde des Cardinals im Stillen rüstig weiter gearbeitet; auch der Herzog von Orleans ließ der Königin sagen, daß er dem allgemeinen Wunsche beitrete und sie nicht eher sehen werde, bis die Prinzen befreit seien. Mazarin sah das heraufziehende Wetter, und da außerdem ein Aufstand des durch den Coadjutor bearbeiteten Volkes der Hauptstadt, wohin der Cardinal nach dem Siege bei Rethel zurückgekehrt war, zu erwarten stand, beschloß er sich der persönlichen Gefahr zu entziehen, und verabredete mit der Königin, daß er nach Havre de Grace gehen und so viel Truppen als möglich sammeln wolle; könne sie aber unterdeß in Paris nicht die Oberhand behaupten, so möge sie ihm nachkommen. Im schlimmsten Falle würde man alsdann dem Prinzen die Bedingungen seiner Befreiung machen und sich durch seinen Arm wieder an der alten Fronde und dem Parlament rächen. Am 6. Februar 1651 Abends um acht Uhr begab sich Mazarin in der Kleidung eines Cavaliers mit drei Begleitern zu Fuß vor das Thor Richelieu, wo eine Bedeckung von dreihundert Pferden seiner wartete. Als seine Entfernung bekannt wurde, erließ das Parla-

ment wiederum einen Beschluß, der ihn aus allen Ländern des Königreichs verbannte. Bei dieser entschieden feindseligen Stimmung gegen Mazarin wollte auch die Königin nicht in der Stadt bleiben, und schon war Alles zur heimlichen Abreise bereitet, als ihre Absicht dem Coadjutor verrathen ward. In der größten Schnelligkeit brachte dieser in einer einzigen Nacht (vom 9. zum 10. Februar) nicht nur die Frondeurs, sondern auch das ganze Volk unter die Waffen, welches tumultuarisch bis in das Schlafzimmer Anna's drang. Erschreckt und beschämt erklärte die Königin jetzt, es sei nie ihr Wille gewesen zu entfliehen, vielmehr wolle sie gern Alles thun, was die Ruhe herstellen könne. Hierauf drang man ihr einen Freiheitsbrief für die Prinzen ab, der sofort nach Havre geschickt wurde. Unter diesen Umständen schien es Mazarin am angemessensten, sich selbst das Verdienst der Befreiung Condé's zu erwerben. Am 13. Februar ließ er sich zu Havre in den Thurm führen, wo die Prinzen saßen, und kündigte ihnen ihre Entlassung an. Er fand bei Condé wenig Dankbarkeit, und seine Versicherung, daß Orleans und Gondi die Haupturheber der Verhaftung gewesen wären, keinen Glauben. Aller Hoffnung beraubt, von seinen Anhängern verlassen, entwich Mazarin aus Frankreich, nachdem ihm ein zweiter Beschluß des Parlaments von Paris mitgetheilt war, welcher seine Verhaftung und die Einziehung seiner Güter verfügte; er begab sich mißmuthig nach Lüttich und von da nach Köln, um wenigstens den ersten Sturm vorüberbrausen zu lassen.

Hatte Mazarin den Widerstand des Parlaments und der alten Frondeurs mit Hülfe der Condé'schen Partei, und dann diese wieder mit Hülfe der ersteren besiegt: so war er jetzt selbst durch die Vereinigung beider Parteien gestürzt. Seine einzige Hoffnung ruhte auf der Regentin, doch auch diese befand sich in einer schlimmen Lage. Zwar umgaben sie noch Mazarin's Geschöpfe, die Staatssecretäre Le Tellier, Servien und Lionne, zwar stand sie noch in geheimem Briefwechsel mit jenem selbst; aber Condé's Ansehn, dem jetzt Adel, Parlament und Volk mit gleicher Neigung anhingen, schien Alles zu erdrücken. Bereits hatten Condé's Freunde diesem gerathen, die Königin in ein Kloster zu sperren und selbst die Zügel der Regentschaft zu ergreifen. Nur die Entzweiung der Gegner schien wieder günstigere Aussichten zu eröffnen. Dazu machte Anna denn auch bald durch verwickelte Ränke und Intriguen Anstalt, und die verschiedenartigen Ansprüche und Interessen der Verbündeten erleichterten ihre Absichten. Die Häupter des gesammten Adels, achthundert Prinzen, Herzöge und Edelleute, hatten sich eigenmächtig in

Paris versammelt und hielten regelmäßige Berathungen über die Gewaltsamkeiten, die seit mehreren Jahrhunderten gegen ihre Rechte, Freiheiten und Immunitäten begangen worden seien, und über die Mittel diesen Uebelständen abzuhelfen; es war die Rede davon, die alte Verfassung des Königreichs wieder herzustellen. Dagegen machte das Parlament geltend: die Versammlung des Adels sei ungesetzlich und dem königlichen Ansehn nachtheilig, der Adel könne ohne die übrigen Stände nichts beschließen und werde im Parlamente durch die Pairs genügend vertreten. Als die Edelleute dessen ungeachtet alle Mitglieder ihres Standes zur Erscheinung in der Versammlung bei Verlust des Adels aufforderten, erließ das Parlament ein Verbot gegen diese Zusammenkünfte; worauf der Adel beschloß, die Räthe für ihre Frechheit zu züchtigen und den Präsidenten Molé in die Seine zu werfen. Beide Parteien suchten den Beistand des Hofes, der sich für das Parlament erklärte. Darauf überwarf sich Condé mit dem Präsidenten Molé, wie er bereits mit Bouillon, Turenne und Gondi, dem die Königin den Cardinalshut auszuwirken versprochen hatte, entzweit war; den Adel im Allgemeinen hatte er sich durch Beobachtung einer strengen Neutralität während jenes Streites mit dem Parlamente entfremdet. So war die große Verbindung, die Mazarin gestürzt hatte, durch die Rivalität des Adels und der Bürger, durch Condé's unbesonnenes und zweckwidriges Benehmen zersprengt, und der günstige Augenblick, an die Spitze der Regierung zu treten, für den letzteren auf immer dahin. Schon bereitete sich Anna vor, um den Minister zurückrufen zu können, wieder stärker gegen den Prinzen aufzutreten, als dieser aus Furcht vor einer zweiten Verhaftung eiligst entfloh und sich auf sein Landgut Saint Maur zurückzog (6. Juli 1651), wo denn auch bald sein Bruder, seine Schwester und der Herzog von La Rochefoucauld sich einfanden.

Die Entfernung des Prinzen bedrohte Frankreich von Neuem mit einem Bürgerkriege, wohin es Anna nicht kommen lassen wollte. Durch die größten Zugeständnisse suchte man Condé zur Rückkehr an den Hof zu bewegen. Wirklich entschloß er sich hierzu, als die Königin die Staatssecretäre Le Tellier, Servien und Lionne entlassen hatte, empörte aber durch seinen Trotz den Hof heftiger als jemals. Einmal fuhr er rasch vor dem Könige vorbei, ohne ihn zu grüßen; wenn er durch die Straßen ritt, war sein Gefolge bei weitem zahlreicher als das des Königs, und wenn er fuhr, umringten bezahlte Schreier seinen Wagen, die unaufhörlich riefen: „Es leben die Prinzen, aber kein Mazarin!" Um es ihm gleich zu thun und seine Person zu sichern, ließ sich der

Coadjutor von einem ähnlichen Gefolge, das oft aus vierhundert Edelleuten und einigen tausend Bürgern bestand, begleiten. Da der Prinz fortfuhr die Königin zu beleidigen, im Stillen Werbungen anstellte, die Besetzung der erledigten Ministerstellen hinderte und mit Spanien unterhandelte, beschloß Anna, von Zorn hingerissen, ihn im Parlamente anklagen zu lassen. Es geschah. Am 19. August ging Condé in die Sitzung, um sich zu vertheidigen und Gondi zu vernichten, den er für den Urheber dieses Schrittes hielt. Feurig wie er war, griff er seinen Feind mit den heftigsten Worten an. Gondi blieb ihm nichts schuldig, und vergebens bemühte sich der erste Präsident, den Wortwechsel beizulegen. In der folgenden Sitzung (21. August) erschienen beide Gegner mit kriegerischem Troß, und der Streit erneuerte sich. Einige Begleiter des Prinzen vergaßen sich bis zu Schimpfworten, und nun waren in einem Augenblicke alle Degen der Anhänger des Coadjutors und des Prinzen entblößt. Ein schreckliches Blutvergießen würde erfolgt sein, wenn nicht die Präsidenten sich dazwischen geworfen und der Marquis von Crenan, Gardehauptmann des Prinzen, mit gebietender Stimme gerufen hätte: „Ein Schelm, der seinen Degen nicht einsteckt!“ Condé befahl darauf dem Herzog von La Rochefoucauld, alle seine Begleiter aus den anstoßenden Sälen und den Umgebungen des Palastes zu entfernen; worauf auch der Coadjutor hinausging um seinem Gefolge die nämliche Weisung zu ertheilen. Beim Zurückkommen begegneten sich beide; La Rochefoucauld, vor Zorn außer sich, klemmte den Coadjutor zwischen die Flügelthüren und rief überlaut: „Stoßt ihn nieder! stoßt ihn nieder!“ Und schon war ihm ein Dolch nahe, als der Parlamentsrath Champlatreux dem Mörder in den Arm fiel, und jenen befreite. Der Lärm nahm hierauf von Neuem überhand; der Herzog von La Rochefoucauld schalt den Coadjutor einen Verräther, dafür drohte ihm der Herzog von Brissac mit Stockschlägen, worauf der erstere wieder schwur, er wolle ihn mit seinen Sporen zerfleischen. Mit kochendem Blute ging die Versammlung auseinander. Condé verließ Paris und begab sich nach Montrond.

Am 5. September 1651 erreichte der junge König sein vierzehntes Jahr und damit zugleich das Alter der Mündigkeit. Er erschien daher im Parlamente und erklärte, daß er nun nach den Gesetzen des Staats die Regierung selbst übernehmen wolle, in Hoffnung, Gott werde ihn mit den erforderlichen Kräften unterstützen, um als ein frommer und gerechter König herrschen zu können. Hierauf legte auch die Königin die bisher geführte Regentschaft mit einigen Worten nieder und beugte das

Knie vor ihrem Sohne. Der König hob sie auf, umarmte sie, dankte für ihre bisherigen Bemühungen um seine Erziehung und den Staat, und bat sie, ihn ferner mit ihrer Einsicht zu unterstützen und an der Spitze des Staatsrathes zu bleiben. In der That konnte durch diese Förmlichkeit in der Führung der Staatsangelegenheiten nichts geändert werden, da die Natur kein Wunder für Ludwig XIV. gethan und die Königin seine Erziehung gänzlich vernachlässigt hatte.

---

10. Condé's Empörung.

(1651—1654.)

Condé hatte dem Hofe und dessen ganzem Anhang tödtlichen Haß geschworen, und fühlte sich stark genug, das ganze Reich vor seiner Rache erzittern zu machen. Ein Bürgerkrieg sollte sich jetzt erheben, in welchem nicht, wie in jenen Hofgefechten, Weiberlist und Italienerränke, sondern Tapferkeit und Mannskraft den Ausschlag zu geben hatten. Das spanische Cabinet, das noch immer mit Frankreich im Kriege war, und dem nichts erwünschter sein konnte als dies innere Zerwürfniß, zeigte sich wie gewöhnlich zur Unterstützung bereit; und das Volk von Guienne, wohin der Prinz mit La Rochefoucauld eilte, nahm ihn mit offenen Armen auf. In Bordeaux bemächtigte er sich aller königlichen Einkünfte, um seine Werbungen bestreiten zu können, suchte aber vergebens dem dortigen Parlamente, welches sich mit Besonnenheit und Vorsicht benahm, eine entschiedene Erklärung gegen den Hof abzulocken. Durch diese Schritte Condé's sah sich die Königin genöthigt, nachdem sie ihm wiederholt die ausgedehntesten Bewilligungen angeboten hatte, den Bürgerkrieg zu eröffnen. Mit viertausend Mann brach sie gegen Guienne auf und vereinigte sich zu Poitiers mit einem ebenso starken Heerhaufen versuchter Krieger, den der Graf Harcourt aus der Picardie herbeiführte. Der Prinz hatte ungefähr eine gleiche Anzahl unter seinen Fahnen, blieb aber bei den ersten Unternehmungen im Nachtheile. Inzwischen schickte sich Mazarin an nach Frankreich zurückzukehren, aber nicht hülflos und um Gnade bittend, sondern an der Spitze von einigen tausend Mann, die er in Deutschland hatte werben lassen. Die Nachricht, daß er mit diesem Heerhaufen die Grenze überschritten, setzte in Paris das Parlament und die Bürger in die unruhigste Bewegung.

Vergebens suchte Molé, erzürnt über die Verbindung Condé's mit den Feinden des Reichs, und entmuthigt durch so viele erfolglose Anstrengungen, das Gesetz gegen die Anmaßung der Factionen aufrecht zu erhalten, die Parlamentsräthe auf die Seite der Königin zu bringen; sie erklärten Mazarin für einen Hochverräther und setzten einen Preis auf dessen Kopf, worauf Condé seinerseits Unterhandlungen mit dem Parlamente eröffnete. Dennoch zog Mazarin mitten durch das Reich nach Poitiers, wo er am 28. Januar 1652 eintraf. Eine halbe Meile weit waren ihm der König und sein Bruder an der Spitze der Leibwache entgegengeritten, und empfingen ihn mit großer Freundlichkeit; die Regentin hatte bereits zwei Stunden am Fenster gestanden und konnte ihr Entzücken nicht bergen. Noch an demselben Abend nahm Mazarin seinen alten Platz im Cabinette wieder ein.

Mit dem Anbruch des Frühlings begannen die kriegerischen Unternehmungen von Neuem. Condé, der nun vom Hofe für einen Majestätsverbrecher erklärt worden war, zeigte sich seines alten Feldherrnruhms nicht unwürdig. Er überfiel einen Theil der königlichen Truppen unter Hocquincourt in ihren Quartieren bei Blesneau am 7. April Nachts so unerwartet, daß die Abtheilung fast gänzlich niedergemacht wurde, ehe der tapfere Turenne, der die andere befehligte, davon Nachricht erhielt. Doch verhinderte dieser Feldherr den Prinzen durch seine geschickte Stellung, am folgenden Tage die Früchte seines Sieges zu ernten und sich der Person des Königs zu bemächtigen. Da dem Hofe hierauf von mehreren Seiten Verstärkungen zuzogen, sah sich der Prinz genöthigt, aus Mangel an Mannschaft mehr vertheidigungsweise zu verfahren. Gelangweilt durch diese Art der Kriegführung und durch die Unterhandlungen, die er mit den Bürgern der einzelnen Städte, um sie zu gewinnen oder nach seinem Willen zu leiten, betreiben mußte, wozu Niemand weniger passen konnte als er, beschloß Condé sich kühn nach Paris zu wagen, um diese Stadt sowie das Parlament auf seine Seite zu ziehen. Die von dem letztern neuerdings eingeschlagene Politik war sowohl gegen Mazarin wie gegen Condé gerichtet. Vergebens versuchte der Prinz die standhaften Räthe, die selbst bei der äußersten Opposition gegen den Minister die dem König schuldige Loyalität und Treue bewahrten, von diesem Pfade abzubringen; vergebens trachtete der Pöbel, der für den Prinzen war, sie einzuschüchtern: die Bürger wußten die Ruhe zu erhalten und untersagten dem Prinzen jede Werbung in ihren Mauern. Unter diesen Umständen mußte Condé bedauern, seine Armee verlassen zu haben, die durch Desertion und Turenne's geschickte Bewegungen immer

mehr benachtheiligt wurde. Endlich wandte sich dieser selbst gegen die Hauptstadt, da man nicht wissen konnte, ob die Anstrengungen des Prinzen und seiner Anhänger am Ende nicht dennoch durchdringen würden, und schlug Condé's Heer, das sich ihm bei Etampes entgegenstellte, mit einem Verlust von beinahe dreitausend Mann aus dem Felde. Hierdurch sah sich der Prinz genöthigt, das Commando wieder persönlich zu übernehmen; er wollte den Rest seiner Truppen nach Charenton zurückführen, wo er beim Zusammenfluß der Seine und Marne eine feste Stellung zu nehmen gedachte, um die spanischen Hülfstruppen, die von den Niederlanden heranziehen sollten, zu erwarten.

Auf diesem Rückzuge, dessen Linie die Mauern von Paris berührte, von Turenne ereilt und angegriffen, machte der Prinz an der Vorstadt St. Antoine Halt, und besetzte die Verschanzungen, welche dieselbe beschützten. Um eine zweite Vertheidigungslinie zu haben, sperrte er außerdem die Eingänge der drei Straßen, aus denen die Vorstadt bestand, durch Barricaden, und besetzte die daran stoßenden Häuser mit Musketieren. Das Gepäck erhielt seinen Platz unter den Kanonen der Bastille, die unmittelbar an das Thor St. Antoine stieß. Die Vertheidigung der mittleren Straße hatte er selbst übernommen; in der Straße Charenton (zur rechten Hand) befehligte der Herzog von Nemours, und in der Straße Charonne (linker Hand) der Marschall von Tavannes. Diese Vorbereitungen waren in den letzten Stunden der Nacht vom 1. zum 2. Juli getroffen worden; um sieben Uhr Morgens zeigte sich die Spitze der Colonnen Turenne's. In eifriger Verfolgung des Feindes begriffen, hatte dieser nur die Cavallerie und einen Theil der Infanterie bei sich; das übrige Fußvolk war mit der Artillerie unter dem Befehl des Marschalls La Ferté noch einige Meilen zurück. Er wünschte daher den Angriff zu verschieben, aber die Ungeduld des jungen Königs und des Cardinals trieben ihn vorwärts. So stellte er sich denn selbst dem Prinzen gegenüber, links und rechts befehligten die Marquis von Navailles und Saint Maigrin. Der letztere überwältigte nach einem erbitterten Gefechte zuerst das Retranchement und die Barricade der Straße Charonne, trieb den Feind nach tapfrer Gegenwehr bis zu dem Platz am Stadtthor, wurde aber von dem Prinzen, der den Fliehenden mit einem Geschwader zu Hülfe eilte, wieder durch die lange Straße zurückgejagt, und verlor selbst in dem heftigen Feuer, das allenthalben aus den Fenstern auf seine Leute herabdonnerte, das Leben; die wenigen von dieser Abtheilung, welche unversehrt über die Barricade zurückkamen, waren so entmuthigt, daß sie den Angriff nicht zu erneuen vermochten. Noch hitziger war der

Kampf in der Straße Charenton. Hier fochten die Herzoge von Beaufort, Nemours und La Rochefoucauld gegen die königlichen Truppen mit unbezwinglicher Tapferkeit. Dreimal wurden sie zurückgedrängt, dreimal erneuerten sie den Angriff, und jagten durch Blut und Leichen ihre Gegner wieder über die Barricade hinaus. Auch in der mittleren Straße, wo Turenne einen Haufen nach dem andern anführte und das Gedränge am wüthendsten ward, konnte Condé selbst trotz einer siebenstündigen Arbeit nicht überwältigt werden. Nach einem fürchterlichen Feuer und unzähligen hingestreckten und im Getümmel zertretenen Leichen mußte sich Turenne zurückziehen. Dennoch schien hierdurch wenig für den Prinzen gewonnen, da zu derselben Zeit La Ferté ankam und sogleich drei starke Batterien den Straßeneingängen gegenüber aufgefahren wurden.

Mazarin und der Hof hatten diesem wüthenden Gefecht auf der Anhöhe von Charonne, und die Pariser von den Mauern, Dächern und Thürmen ihrer Stadt zugesehen. Das Thor zur innern Stadt war indeß fest verschlossen geblieben. Zwar hatten die Anhänger Condé's noch vor wenigen Tagen das Parlament zur Verbindung mit diesem durch einen Pöbelaufstand zwingen wollen; die Haufen waren in die Säle gedrungen mit dem gewöhnlichen Geschrei: Tod den Anhängern Mazarin's, Union mit dem Prinzen! und hatten die Räthe nicht nach Hause lassen wollen, bevor sie sich für Condé erklärt. Mehrere Parlamentsglieder waren schon verwundet worden, als die Compagnien der Stadtsoldaten und Bürger zur Rettung der standhaften Magistrate herbeikamen. Ungestört durch diese Bewegungen hatten die Schöffen beschlossen, die Stadt nicht zu öffnen, was ihnen dann auch noch durch ausdrückliche königliche Befehle vorgeschrieben wurde. Am Tage des Kampfes kam es darauf an, den Pöbel in Schranken zu halten. Gondi, der inzwischen zum Cardinal erhoben worden, sprengte zu dem Ende aus: der ganze Lärm sei nur ein Spiegelgefecht, Condé längst mit dem Hofe versöhnt, jener Kampf nur darum verabredet, damit es scheinen solle, als habe er den Vortheil seiner Anhänger bei der Abschließung des Friedens nicht bedenken können; Mazarin aber suche eine Gelegenheit, die ihm verhaßten Pariser zu verderben, wenn sie das bedrängte Heer aufnähmen. Dagegen wurde von einer andern Seite her für die Rettung des Prinzen thätig gearbeitet. Die Tochter des Herzogs von Orleans, die Herzogin von Montpensier, hatte ihrem Vater schon seit längerer Zeit angelegen, sich offen und entschieden für Condé zu erklären, der die Sache aller Mitglieder des königlichen Hauses und des gesammten Adels ritterlich vertheidige. Seitdem

der Kanonendonner in der Frühe ertönte, ruhte sie nicht, bis sie dem Herzoge eine Vollmacht zu den Schritten, die sie thun wollte, entrissen hatte. Uneingedenk ihres Geschlechtes und Standes eilte sie durch die murrenden Volkshaufen auf das Rathhaus, wo der Prevot und die Schöffen versammelt waren, bereits erschreckt durch das Geschrei des auf dem Greveplatze versammelten Pöbels. Sie suchte die Behörden für den Prinzen umzustimmen, bat sie mit allen Mitteln weiblicher Beredtsamkeit, Befehl zur Oeffnung des Thores zu geben und drohte, als die Beamten widersprachen, daß sie in diesem Falle für deren Sicherheit und Leben nicht einstehen könne. Endlich erhielt sie die erwünschten Zeilen und begab sich in höchster Eile an das Thor St. Antoine und auf die Bastille; hier kam sie in demselben Augenblick an, als das aufgefahrene Geschütz Turenne's zu spielen begann, und den in den Straßen zusammengedrängten Braven Condé's kein anderer Ausweg als ein ehrenvoller Tod zu bleiben schien. Bei dem Anblick befahl die Prinzessin von Montpensier dem Commandanten der Bastille, Feuer auf die Königlichen zu geben, und als dieser sich weigerte, wandte sie sich an die Soldaten und soll mit eigener Hand das erste Geschütz losgebrannt haben. Die unerwartete Hülfe und die Oeffnung des Thores retteten Condé. Alsbald kam er in die Stadt, seiner Wohlthäterin zu danken, die ihn in einem der zunächst an der Vorstadt liegenden Häuser erwartete. Mit Schweiß und Blut bedeckt, das bloße Schwert in der Hand, warf sich der Held in einen Sessel und weinte über das Schicksal seiner verwundeten oder getödteten Freunde. Die Prinzessin tröstete ihn und bat ihn, die Truppen in die Stadt zu ziehen. „Man soll mir nicht vorwerfen," antwortete er, „daß ich vor den Mazarinern am hellen Tage geflohen sei." Nachdem das Gepäck und die Verwundeten hereingebracht waren, unterhielt der unermüdliche Condé das Gefecht noch bis zum Abend, unterstützt von den Kanonen der Bastille, und ließ dann seine Truppen unter dem Schutze der Dunkelheit in die Stadt rücken.

Der Prinz war vom Rande des Untergangs gerettet; um dem Hofe aber von Neuem mit Erfolg die Spitze bieten und ihn endlich besiegen zu können, mußte man sich jedes Falls des Beistandes der Bürgerschaft von Paris und des Parlaments versichern. Condé's Partei beschloß deshalb, noch einmal zum Terrorismus ihre Zuflucht zu nehmen. Während man eine Zusammenkunft der angesehensten Bürger veranstaltete, wurde der Pöbel im Stillen immer mehr aufgereizt; aber trotz der drohenden Anstalten fanden sich die Zusammenberufenen unerschrocken auf dem Rathhause ein. Um sechs Uhr Abends, nachdem der

Prinz schon am Vormittag auf Unterstützung angetragen, jedoch trotz der langen Debatten nichts hatte erlangen können, trat er auf den Balkon hinaus, und sprach zum Volke: „diese Leute wollen nichts für uns thun, es sind Mazariner, macht mit ihnen, was ihr wollt.“ Als er sich entfernt hatte, wurden gegen die Fenster des Rathhauses einige Schüsse losgebrannt, die bald in ein regelmäßiges Feuer übergingen. Vor den verschlossenen Pforten wurde Brennmaterial aufgehäuft und in Flammen gesetzt. Als die heruntergebrannten Thüren Eingang verstatteten, fanden die Stürmenden im Innern die Bürger und Behörden hinter Tischen und Bänken verschanzt, bereit, ihr Leben theuer zu verkaufen. Mehr als zweihundert der gedungenen Mörder fanden ihren Tod, und als die Rathsherren sich bis Mitternacht vertheidigt hatten, war die Wuth der Angreifer verraucht. Verwundet und erschöpft, mit Zurücklassung mehrerer Leichen, schlichen die Versammelten nach Hause. Seit diesem Vorgange wagten die Behörden der Stadt nicht mehr ihre Amtsgewalt auszuüben; die Herrschaft des Pöbels war entschieden. Das Parlament aber, das sich bisher so treu und fest benommen, ließ sich endlich, nachdem ein Drittel seiner Mitglieder aus Furcht die Sitzungen nicht mehr besuchte, und nachdem die Prinzen alle Mittel der Verführung wie der Einschüchterung angewendet hatten, durch eine Majorität von fünf Stimmen einen Beschluß abnöthigen, der in Ansehung des unfreien Zustandes, worin der König durch Mazarin gehalten werde, den Prinzen zum Generalissimus des Heeres und den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Königreichs ernannte; der letztere Titel war eine gehässige Erinnerung an jene revolutionären Zeiten, da der Herzog von Mayenne ihn geführt hatte.

Mazarin fand die Umstände sehr bedenklich, zumal da er erfuhr, daß der Herzog von Lothringen, der schon vor Abschluß des westphälischen Friedens aus den kaiserlichen in spanische Dienste getreten war, und der General Fuensaldagna mit fünfundzwanzigtausend Spaniern aus den Niederlanden in Anmarsch wären, um die Partei des Prinzen zu unterstützen. Daher ließ er sogar schon bei dem Statthalter der Normandie anfragen, ob man wohl den König sicher dahin flüchten könne. Allein Turenne verwarf diese schimpfliche Maßregel der Furchtsamkeit. Auf seinen Rath ward der Hof nach Pontoise gebracht, während er selbst bei Compiegne mit dem Heere eine vortheilhafte Stellung nahm. Mazarin flößte darauf durch falsche Briefe dem spanischen Befehlshaber Verdacht gegen Condé's Redlichkeit ein, und hielt denselben hiedurch einige Zeit an der Grenze zurück. An das Parlament sandte er einen

königlichen Befehl, sich nach Pontoise zum Sitze des Hofes zu begeben, dem die Mehrzahl der Mitglieder gehorchte. Aber auch hier bestanden diese auf Entlassung des Ministers. Da entschloß sich denn Mazarin, bei der allgemeinen Stimmung der Hauptstadt und des Landes wider ihn, zu einer zweiten Selbstverbannung, und ging nach Sedan (19. Aug. 1652). Doch blieb er nicht nur auch dort in der engsten Gemeinschaft mit dem Hofe, sondern er hatte sogar das feste Versprechen des Königs und seiner Mutter mitgenommen, auf das Ehrenvollste zurückgerufen zu werden, sobald ihr Ansehn und die öffentliche Ruhe wiederhergestellt sein würden.

Jetzt war dem Prinzen aller Vorwand zum fernern Kriege abgeschnitten. Auch war das Volk der Hauptstadt wie der Umgegend durch die Drangsale bereits sehr lau und widerwillig gegen ihn geworden. Der Pöbel schrie nach Brot, so daß die Gegenpartei ihr Haupt zu erheben und die angesehenen Bürger, die durch Mazarin's Entfernung vollkommen befriedigt waren, sich wiederum zu zeigen und ihre dem Hofe günstigen Gesinnungen geltend zu machen wagten. Eine durch Ausschweifungen veranlaßte Krankheit zwang den Prinzen überdieß in dem entscheidendsten Zeitpunkte zur Unthätigkeit; und da die Pariser nun vollends dem König für Mazarin's Entlassung dankten, ja ihn zur Rückkehr in die Hauptstadt einluden, so hielt sich Condé daselbst nicht mehr für sicher, und ging mit dem Rest seiner Truppen in die Champagne, wo er sich den Spaniern in die Arme warf. Am 21. October hielt Ludwig XIV. seinen Einzug und ward freudig vom Volke empfangen. Alle Anhänger des Prinzen erhielten Verzeihung; nur die vornehmsten derselben, unter ihnen der Herzog von Orleans und dessen heldenmüthige Tochter, mußten Paris verlassen. Am schlimmsten ging es dem Cardinal von Retz, dessen Ränken der Hof für die Zukunft ein Ziel setzen wollte. Er ward im Louvre festgenommen (19. December), und zuerst nach Vincennes, hernach nach Nantes gebracht. Am letztern Orte entkam er zwar aus dem Gefängniß und irrte eine Zeitlang flüchtig umher, starb aber zuletzt doch in der Einsamkeit unter frommen Uebungen (1679), weit entfernt von dem glänzenden Ziele, das er sich einst in glücklicheren Jahren vorgesteckt haben mochte. Seine Entfernung erleichterte Mazarin's Rückkunft ungemein. Dieser hatte an den Grenzen viertausend Mann geworben, und mit denselben den Spaniern einige eroberte französische Plätze wieder abgenommen. Mit dem Ruf dieser Verdienste erschien er am 3. Februar 1653 vor den Thoren von Paris, wo ihn der junge Monarch selbst, umgeben von vielen Prinzen und Edelleuten, empfing. Da der Cardinal in einiger Entfernung aus dem Wagen stieg,

so that Ludwig dasselbe, und umarmte ihn bei der Begrüßung. Er nahm ihn darauf in seinen eigenen Wagen; das Volk aber, ermüdet durch die Länge der Unruhen, und wetterwendisch wie bei früheren Anlässen, zeigte sich unerschöpflich in Jubelrufen und Freudenbezeigungen.

Von nun an erlebte Mazarin nichts als Triumphe. Guienne, das die Freunde Condé's noch im Aufruhr erhalten hatten, ward durch Waffengewalt beruhigt; der Krieg mit Spanien, der während der inneren Unruhen nur nachlässig hatte geführt werden können, ward jetzt mit Nachdruck fortgesetzt, und obgleich Condé an der Spitze der Vaterlandsfeinde stand, vermochte er doch gegen den vorsichtigen Turenne nichts auszurichten. In Paris vergaß man den Helden bald, der seine glänzenden Gaben nur zur Störung seines Vaterlandes angewendet hatte; seine eigenen Geschwister sagten sich von ihm los; die Herzogin von Longueville ging in ein Kloster, um ihrem auf Buhlereien und Ränke verwendeten Leben ein ernsteres Ende zu geben; und ihr Bruder Conti söhnte sich mit der Hofpartei so vollständig aus, daß er sogar eine Nichte Mazarin's heirathete. Nach solchen Schritten konnte es der Hof wohl wagen, dem ältern Bruder den Proceß zu machen. Condé ward, während er Frankreich bekämpfte, vom Parlament als Hochverräther des Todes schuldig erklärt, und aller seiner Würden und Güter entsetzt (27. März 1654).

Neuere Geschichte.

Dritter Zeitraum.

Das Zeitalter der englischen Revolution und der Eroberungskriege Ludwig's XIV., Karl's XII. und Peter's I.

Vom Westphälischen Frieden bis zum Ausgang des Nordischen Krieges (1648—1721).

Erster Abschnitt.

Revolution und Restauration in England (bis 1660).

1. Einleitung.

Wir haben bereits gegen Ende des vorigen Bandes (Abschn. 5, Kap. 23.) die Thatsache hervorgehoben, daß schon in den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges, mehr aber noch seit dem westphälischen Frieden eine Wendung der geistigen Bewegung der Geschichte eintrat, vermöge deren sie sich von den religiösen Interessen ab- und immer entschiedener auf die rein politischen, internationalen und staatlichen hinwandte. In diesem Umschwunge bildet den eigentlichen Uebergang die tief eingreifende englische Revolution, die zugleich aus politischen und religiösen Motiven erwächst, und ebenso sehr die staatlichen wie die kirchlichen Rechte der Bürger und der Stände zu erhalten und zu sichern bedacht ist. Seitdem treten vollends die religiösen Interessen in den Hintergrund, und immer ausschließender nehmen die internationalen den Vordergrund ein. Indem man nach einem Gleichgewichte der Staaten, wie früher nach einem Gleichgewichte der Kirchen, rang, suchte jeder Staat die anderen zu schwächen und sich selbst zu stärken; im Drange nach dem Gleichgewicht der Kräfte erzielte und bekämpfte man das Uebergewicht; Kriege, unternommen in der Absicht zu erobern oder fremde Eroberungen zu verhindern, folgten einander in raschem Wechsel;

und so wurden denn im Verlaufe weniger Jahrzehnte die bedeutsamsten Veränderungen in den gegenseitigen Machtverhältnissen der europäischen Reiche herbeigeführt.

Zunächst erhebt sich ein junger talentvoller Herrscher Frankreich's, Ludwig XIV.; nachdem die letzten Versuche des Adels und der Prinzen des Hauses, den Herrscherwillen zu beschränken, vereitelt sind, nimmt er die Kräfte seines Staates zusammen und richtet sie gegen die Nachbarn, die sich ihm bald nicht mehr gewachsen zeigen. Denn Spanien eilt durch seine Hemmungen des geistigen, mercantilen und gewerblichen Lebens unrettbar dem Verfalle entgegen; Deutschland in seiner politischen Lockerheit, noch dazu durch den dreißigjährigen Krieg tödtlich erschöpft, weiß sich nicht zu erfolgreichem Widerstand zusammenzufassen, obgleich eben damals für die Erhaltung seiner Unabhängigkeit, für die Beschützung der protestantischen und damit der freien Geistesrichtung überhaupt, im Norden durch den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg eine neue jugendkräftige Macht begründet wird, welche nicht nur die Einflüsse Schweden's und Polen's abwehrt, sondern sich auch dem von Frankreich ausgehenden Gewaltandrange entgegenstemmt; England aber bleibt anfangs, unter einem unfähigen und vergnügungssüchtigen Fürsten der wiederhergestellten Dynastie, unthätig gegen Frankreich's Umsichgreifen, bis ein erneuter Versuch, den Katholicismus und die unumschränkte Herrschergewalt herzustellen, die Stuarts auf immer von dem Throne ausschließt und ihnen einen Nachfolger setzt, Wilhelm von Oranien, der durch seine bisherige Stellung in den Niederlanden bestimmt ist, nunmehr den Mittelpunkt der Opposition gegen Frankreich's Uebermacht zu bilden. Dieser Opposition, obschon sie wesentlich von den protestantischen Staaten ausgeht, kann sich selbst das katholische Oesterreich nicht entziehen. Es entbrennt schließlich der gewaltige Kampf des spanischen Erbfolgekrieges, der nach langen und blutigen Schwingungen das Staatensystem in Westeuropa feststellt.

Aber schon erfüllt auch den Osten Europa's ein zweiter gewaltiger Kampf, aus verwandten Strebungen hervorgegangen und gleich ausgezeichnet durch die Preise, um die gerungen wird, durch die in Bewegung gesetzten Kräfte und durch bewunderungswürdige Kriegsthaten. Schweden, dessen Uebergewicht über Dänemark und Polen Gustav Adolf begründet hat, sucht sich unter seinen Nachfolgern zu verstärken und zu vergrößern; vor allen erhebt sich kühn und heldenmüthig Karl XII., rings um sich greifend im Osten Europa's wie Ludwig XIV. im Westen. Aber wie dieser eine Schranke an der Coalition der bedrohten Nachbarn,

so findet Karl eine solche an einem ebenbürtigen und höchst gefährlichen Nebenbuhler. Peter I. von Rußland, wenn auch nicht an Heldenmuth und Feldherrngabe, so doch an Kraft und Einsicht dem Schwedenkönig vollkommen gewachsen, bemüht sich zunächst, dem Zarenthum seinen orientalisch=barbarischen Charakter zu nehmen und sein Volk in die Reihe der europäischen Nationen einzuführen; dann wirft er sich den Strebungen Karl's, von ähnlichen selbst erfüllt, entgegen. So entbrennt der große Nordische Krieg, der nach langen Wandlungen endlich auch die Machtverhältnisse von Osteuropa ordnet.

Im Innern der monarchischen Staaten war bereits seit den Zeiten der Reformation die fürstliche Macht im Steigen, indem die höhere Stellung, welche die protestantischen Fürsten gegen ihre Geistlichkeit einnahmen, und das Reformationsrecht, welches sie gegen ihre Unterthanen ausübten, fast in demselben Maaße von den katholischen Fürsten geltend gemacht wurde, ohne daß der heilige Stuhl diesen Anmaßungen kräftigen Widerstand hätte leisten können oder wollen; er bedurfte die Geneigtheit der Herrscher allzusehr, um die Fortschritte der Protestanten zu hemmen. Aber nicht bloß in kirchlichen Angelegenheiten, nicht bloß über den Stand der Geistlichkeit erlangten die Herrscher größere Gewalt: auch der Adel und die Städte, die Berechtigungen der provinziellen und landschaftlichen Verbindungen, begannen ihnen mehr und mehr zu unterliegen. In Spanien hatte man die Behauptung der Glaubenseinheit benutzt, um alle Schranken der Herrschergewalt zu brechen, und nachdem der Aufstand Catalonien's unterdrückt war, fand sich fortan kein Widerstand mehr gegen irgend einen Befehl des Hofes. Zum eigentlichen Vorbilde der übrigen, namentlich auch der deutschen Fürsten, gedieh aber die Macht der Könige von Frankreich. Ludwig XIV., der die Früchte der Anstrengungen seiner Vorgänger zu erndten verstand, und der das Bewußtsein von der maßgebenden Kraft seiner Stellung und Herrschergewalt in die merkwürdigen Worte kleidete: „der Staat bin ich", gab damit allem fürstlichen Ringen die Losung. Dennoch — so stark wehte der Zug zum Absolutismus hin — war es in Dänemark das Volk selbst, das dem Könige Friedrich III. die unumschränkte Gewalt anvertraute, weil es des Adels und seiner Vorrechte überdrüssig war; in Schweden beschlossen sogar die Reichsstände, alle Einschränkungen der Thronrechte aufzuheben, und die Folge war, daß der Adel durch die Wiedereinziehung der seit hundert Jahren veräußerten Krongüter verarmte. Schonender als andere Dynastien verfuhr damals das Haus Oesterreich gegen die ständischen Gerechtsame; Adel und Geistlichkeit behielten großen

Einfluß, obgleich die Unterdrückung des Protestantismus auch hier viel Gelegenheit geboten hatte, störende und stark hervortretende Berechtigungen bei Seite zu schaffen. Nur Polen folgte dem Zuge der monarchischen Entwickelung nicht; es bewahrte seine ursprüngliche und ungeordnete Aristokratie, an welcher es späterhin unterging; in England aber scheiterten die absolutistischen Bestrebungen an der Kraft der Nationalinstitutionen, weil diese sich fort und fort aus sich selbst heraus umgebildet und dadurch verjüngt hatten, so daß sie aus jedem Kampfe mit der Herrschergewalt nur desto gesicherter und befestigter hervortraten. Die Mittel, auf die sich in den übrigen Staaten der Absolutismus stützte, waren zahlreiche stehende Heere, eine übereinstimmend für alle Landestheile und Provinzen geordnete Verwaltung, die Ausbildung der Finanzkunst, welche die für Hof, Heer und Regierung nöthigen Geldsummen herbeischaffte, und endlich die Polizei, die alle Thaten und Aeußerungen der Unterthanen zu beaufsichtigen bestimmt ward.

---

2. Jakob I.

(1603 — 1625.)

Mit Elisabeth war das Geschlecht der Tudor erloschen. Das Erbrecht sicherte die Nachfolge in England dem König Jakob VI. von Schottland aus dem Hause Stuart, der von einer Schwester Heinrich's VIII. abstammte, obgleich Elisabeth seine unglückliche Mutter Maria hatte hinrichten lassen; und die Engländer, weit entfernt, sich zu Gunsten eines andern Thronbewerbers zu erklären, sahen ihrem neuen Herrscher mit Vertrauen und Hoffnung entgegen, eine Stimmung, die Jakob's Erscheinen und Betragen bald verscheuchten. Sein Aeußeres konnte weder Furcht noch Liebe erwecken; seine Gestalt war unmännlich, seine Haltung von Würde und Anmuth entblößt, seine Sprache schwerfällig, seine Kleidung ärmlich und vernachlässigt. Er war gelehrt und selbst Schriftsteller, vornehmlich interessirten ihn theologische Streitfragen; aber seine Beurtheilung zeigte weder Scharfsinn noch Umsicht, seine Kenntnisse bestanden meist in pedantischen Kleinigkeiten, und nichts konnte ihn mehr erfreuen, als wenn Jemand in seiner Gegenwart Fehler gegen die lateinische Grammatik beging, weil er dadurch Gelegenheit erhielt, dieselben zu verbessern. So blieb seine Bücherweisheit eine ganz

unfruchtbare, da ihm praktisches Talent, im Leben und Staate das Rechte zu fühlen und zu ergreifen, sowie wahrer Adel des Geistes und der Gesinnung gänzlich abgingen. Die Kunde, daß er in England als Jakob I. zum König ausgerufen sei, erfüllte ihn mit Entzücken; längst war er seines schottischen Thrones müde, wo Geldmangel ihn hinderte seinen Neigungen und Launen nachzugehen, und wo der starre Sinn der presbyterianischen Geistlichkeit sowie der Trotz des Adels seinen hohen Begriffen von der Größe und Unumschränktheit der königlichen Würde, zu deren Aufrechterhaltung ihm doch Klugheit und Kraft fehlten, hemmend in den Weg traten. Auf seiner Reise von Edinburg nach London strömte das Volk von allen Seiten herbei, seinen Herrscher jubelnd zu empfangen; aber Jakob ließ dieß aus angeborner Aengstlichkeit untersagen, und verstimmte dadurch von vorn herein die Gemüther. Die Engländer dachten an Elisabeth's Herzen gewinnende Freundlichkeit bei solchen Gelegenheiten, und weissagten sich schon aus diesem ersten Zuge eine traurige Regierung. Der verdiente Staatssecretär Elisabeth's, Sir Robert Cecil, der Sohn Burleigh's, blieb in seinem Amte, und wurde zum Grafen von Salisbury erhoben; aber zugleich mißfiel, daß Jakob seine mitgebrachten schottischen Höflinge mit Würden und Ehren überhäufte und sechs derselben in den Staatsrath aufnahm. Doch ließ er es auch an Gunstbezeigungen gegen seine neuen Unterthanen nicht fehlen; innerhalb der ersten drei Monate seiner Regierung wurde die Ritterwürde an siebenhundert Personen verliehen, so daß ein an die Paulskirche gehefteter satirischer Anschlag Unterricht in der Kunst anbot, die Namen des neuen Adels zu behalten.

Die Katholiken hegten große Erwartungen von einem Könige, dessen Mutter sie als eine Märtyrin ihres Glaubens verehrten. Papst Clemens VIII. schrieb ihm, noch ehe er den englischen Thron bestieg, daß er für ihn bete als den Sohn der tugendreichen Maria, daß er ihm alles geistliche und weltliche Heil wünsche, und daß er hoffe, ihn dereinst katholisch zu sehen. Seine Krönung wurde in Rom mit Gebeten und Processionen gefeiert. Auch war Jakob nicht abgeneigt, den Katholiken Einiges zu gewähren und die feindselige Richtung der englischen Politik gegen Spanien nach und nach aufzugeben; nur mußte er aus Rücksicht auf die Mehrzahl seiner Unterthanen vorsichtig zu Werke gehen. Indeß erhöhte sich die Thätigkeit der katholischen Missionäre in England zusehends; die Puritaner klagten, daß die Messe wieder öffentlich gehalten werde und binnen kurzer Zeit an funfzigtausend Personen in die alten Irrthümer zurückgefallen seien. In dem ersten Parlamente Jakob's, das

er am 19. März 1604 eröffnete, wurden deshalb nicht allein die Verordnungen Elisabeth's gegen die Katholiken erneut, sondern auch Jeder, der in einem überseeischen Collegium oder Seminar studirt habe, für unfähig erklärt, bewegliches oder unbewegliches Gut zu erben, zu kaufen oder zu genießen, und allen denen der Unterricht des Volks und der Jugend untersagt, die nicht eine Erlaubniß des Diöcesanbischofs aufzuweisen hätten. Jakob bestätigte diese Beschlüsse, da er entschlossen war, den Katholicismus wohl zu dulden, aber nicht zur Herrschaft kommen zu lassen, vielmehr die bischöfliche Kirche, die in ihm ihr unumschränktes Oberhaupt erkannte und den englischen Königen stets die größte Unterwürfigkeit zeigte, aufrecht zu erhalten. Als nun gleichzeitig mit dem Parlamente auch die versammelte Geistlichkeit der Episcopalkirche neue Disciplinarverordnungen erließ und über funfzig puritanische Geistliche aus ihren Stellen getrieben wurden, schrieen diese von Neuem über Papismus, so daß der König, um den Vorwurf abzuwälzen, auch Verfolgungen über die Katholiken verhängen mußte.

Das Fehlschlagen ihrer Hoffnungen brachte die Anhänger der alten Kirche in die größte Aufregung. Sir Robert Catesby, einer der eifrigsten Katholiken, beschloß mit einem Streiche das Joch, das ihn und seine Glaubensgenossen drückte, zu vernichten. Zu dem Ende verband er sich mit Thomas Winter und Guy Fawkes, die früher schon als geheime Agenten ihrer Partei in Madrid gewesen waren, und zog darauf noch zwei andere Männer, Percy und Writh, in sein Complot. Alle fünf schworen einander auf das Sacrament, das sie aus den Händen des Jesuitenmissionars Gerard empfingen, strengste Verschwiegenheit über ihre Absicht, die keine andere war, als den König mit dem ganzen Parlament in die Luft zu sprengen. Zur Ausführung dieses Entschlusses mietheten die Verschworenen zuerst ein an den Westminsterpalast anstoßendes Haus, um von hier aus eine Miene zu eröffnen, an der sie ohne Zuziehung Anderer eifrig arbeiteten, bis sie erfuhren, daß ein gewölbter Keller unter dem Parlamentshause selbst zu vermiethen sei. Sie nahmen ihn sofort in Beschlag und brachten allmählig sechsunddreißig Tonnen Schießpulver, die zum Theil in Holland gekauft waren, hinein, und bedeckten sie mit Brennholz und Steinen. Der zur Ausführung des ungeheuren Frevels bestimmte Tag war der 5. November 1605, an welchem das Parlament nach mehrmaliger Vertagung wieder zusammentreten sollte. Indeß hatte die längere Verzögerung die Verschworenen genöthigt, um Geld zu ihrem Aufenthalt in London und zur Erreichung ihrer weiteren Plane zu erhalten, die auf einen allgemeinen Aufruf der Katholi-

ken und auf Proclamirung des jungen Prinzen von Wales zum Könige gerichtet waren, nach und nach noch sieben Personen in das Geheimniß zu ziehen. Einer von diesen, Franz Tresham, sandte zehn Tage vor der Ausführung seinem Schwager, dem Lord Mounteagle, einen Brief ohne Unterschrift, theils um ihn zu retten, theils um das Complot zu hintertreiben, ohne die Theilnehmer zu verrathen. Er lautete: „Mylord, aus Liebe für Sie bin ich für Ihre Erhaltung besorgt. Ich rathe Ihnen, wenn Sie Ihr Leben lieben, erscheinen Sie nicht im Parlamente. Gott und Menschen haben sich vereinigt, die Bosheit dieser Zeit zu strafen. Verachten sie diese Warnung nicht; ich sage Ihnen, das Parlament wird einen schrecklichen Streich empfangen, und doch nicht sehen, von wannen er kommt. Die Gefahr wird so geschwind vorüber sein, als Sie diesen Brief verbrennen." Der Lord, vielleicht schon näher durch Tresham unterrichtet und im Einverständniß mit diesem, gab das räthselhafte Schreiben dem Staatssecretär, der auf eine Pulvermine rieth.

Am Abend des vierten November ging der Lord Kammerherr, Graf von Suffolk, mit Mounteagle in das Parlamentshaus, um nachzusehen, ob alle Vorbereitungen zur Eröffnung getroffen seien, und stieg zuletzt in den Keller hinab. Hier fanden sie den Verschworenen Fawkes, der sich für einen Diener des Miethers ausgab. Ihm war das gefährliche Geschäft zu Theil geworden, das Pulver zu entzünden. Man blickte umher, aber am Ende äußerte der Kammerherr nichts weiter gegen Fawkes, als daß sein Herr ja sehr viel Holz aufgehäuft habe. Kaum waren sie entfernt, so benachrichtigte Fawkes seine Gefährten von dem Vorfall, erklärte ihnen aber auch, daß er auf seinen Posten zurückkehren und bei dem ersten Zeichen von Gefahr sich mit seinen Feinden in die Luft sprengen werde. So harrte er mit Spannung dem Morgen entgegen. Als er um zwei Uhr zufällig die Thür des Kellers öffnete, drang eine Abtheilung Polizeisoldaten ein, die ihn alsbald ergriffen und das Gewölbe untersuchten. In seinen Taschen fanden sich drei Lunten, und unter dem weggeräumten Holz die Pulvertonnen. Um vier Uhr stand er bereits vor dem Könige und dem Staatsrathe. Er räumte seine Absicht ohne Widerstreben ein, antwortete fest und ehrerbietig, und war dann im Tower auch durch die entsetzlichsten Folterqualen nicht zur Nennung der Theilnehmer zu bewegen. Doch verriethen diese sich selbst durch ihr Benehmen. Schon auf Fawkes Nachricht, daß man Verrath besorgen müsse, hatten Einige London verlassen; die Uebrigen flohen auf die Kunde seiner Verhaftung und eilten nach Dunchurch, wo die angesehensten Katholiken unter dem Vorwande einer Jagdpartie von dem Mitverschwor-

nen Sir Eberhard Digby versammelt waren, der ihnen nach dem Gelingen des Complots Alles eröffnen und ihre Mitwirkung für die weiteren Schritte in Anspruch nehmen sollte. Bei der nunmehrigen verzweifelten Lage der Sache aber fanden sich von allen nur drei, die das Schicksal der Verschworenen theilen wollten. Diese flohen dann mit ihren Dienern, im Ganzen achtzig Mann, nach Holbeachhouse in Staffordshire, dem Wohnsitz eines der Genossen. Bald waren indeß die Sheriffs mit der bewaffneten Macht ihnen auf der Ferse, und als sich endlich die Verfolgten zur Vertheidigung rüsteten, fiel zufälliger Weise ein Funke in ihren eigenen Pulvervorrath; Catesby mit einigen anderen wurde stark verletzt, und die Mehrzahl der Dienerschaft benutzte die entstandene Verwirrung zur Flucht. Dennoch setzten die Uebrigen die Vertheidigung fort, bis Catesby, Percy und Writh gefallen waren. Digby und Winter wurden mit fünf andern gefangen. Am 30. und 31. Januar 1606 wurden dieselben sowie Fawkes und einige andere hingerichtet, ohne daß einer Reue gezeigt hätte; so fest waren sie von der Verdienstlichkeit ihres Unternehmens für die Herstellung der wahren Kirche überzeugt. Mehrmals waren die Gefangenen verhört und gefoltert worden, um Geständnisse über die Theilnahme der im Lande befindlichen Missionare zu erhalten. Gerard, der ihnen das Sacrament gereicht, behauptete zwar, nichts von dem Vorhaben der Verschworenen gewußt zu haben, entzog sich aber der Untersuchung durch die Flucht; ebenso ein anderer Jesuit, Greenway, dem Catesby, angeblich in einem Anfall innerer Angst und im Beichtstuhl, die ganze Sache vertraut hatte. Von Greenway hatte der Provinzial Garnet das Complot ebenfalls erfahren, dasselbe aber seiner Aussage nach gemißbilligt; dennoch sprach so vieles gegen ihn, daß er schuldig befunden und am 3. Mai hingerichtet ward*). Tresham starb im Tower.

Um ähnlichen Versuchen der katholischen Partei zuvorzukommen, wurde auf Beschluß des Parlaments ein neuer „Treueid" (oath of allegiance) entworfen, in welchem die Ansprüche des Papstes auf Suprematie in weltlichen Sachen zurückgewiesen wurden und der Schwörende gelobte, sich weder durch Gebote des heiligen Stuhles noch durch Excommunicationen des Königs zur Untreue gegen diesen verführen zu lassen. Die Katholiken, die den Eid ablegten, sollten sich noch ferner in England, doch niemals in London aufhalten können, und nur auf besondere Erlaubniß der Ortsbehörden im Lande reisen dürfen; jeder Zeit

*) Vgl. Keightley a. a. O. Bd. II. S. 15—25.

sollte es den Behörden freistehen ihre Häuser zu durchsuchen. Außerdem hatte jeder zwanzig Pfund monatlich in die Staatscasse zu bezahlen, und für jeden katholischen Dienstboten mußte auch der reformirte Herr zehn Pfund in denselben Fristen einliefern. Zu Beamtenstellen aller Art wurden die Katholiken für unfähig erklärt. Wer den Schwur aber nicht leistete, was bei vielen Strenggläubigen der Fall war, da Papst Paul V. denselben verdammte, sollte für immer in die Gefängnisse gesperrt und seine Güter eingezogen werden; ja mehrere katholische Priester wurden wegen Verweigerung des Eides hingerichtet, und Jakob selbst gab eine Abhandlung unter dem Titel: „Apologie des Eides der Treue" heraus, die er bald darauf noch einmal in lateinischer Sprache umarbeitete. Die katholischen Lords, zwanzig an der Zahl, leisteten den Eid, mit Ausnahme eines einzigen.

So streng diese Maßregeln waren, zeigte sich der König doch im Stillen viel gemäßigter. Geheimen Abgeordneten des heiligen Stuhles sagte er, daß er allerdings den Papst für den obersten Bischof halte, und gern eine Aussöhnung befördern wolle; wenn man einen Schritt thue, werde er vier entgegenkommen. Diese Stimmungen führten ihn auf einen Plan, der dem Princip der Regierung Elisabeth's durchaus entgegenstand. Gleich zu Anfang seiner Regierung hatte er den Krieg mit Spanien beendigt; jetzt wünschte er den Prinzen von Wales mit der spanischen Prinzessin Donna Maria, der Schwester Philipp's IV., zu vermählen, um sich hierdurch auch seine katholischen Unterthanen fester zu verbinden, als alle gewaltsamen Maßregeln bewirken könnten. Eifrige Beförderung fand dieser Entwurf bei dem Günstlinge des Königs, Georg Villiers, Herzog von Buckingham, den Jakob hauptsächlich wegen seiner körperlichen Schönheit liebgewonnen hatte. Einige Jahre nach Robert Cecil's Tode, unter dessen Leitung die Angelegenheiten mehr im Sinne der früheren Zeit geführt worden waren, war es dem Herzog gelungen, den größten Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu erhalten. Dem spanischen Hofe entgingen die Vortheile einer solchen Verbindung nicht, welche die ihrer Politik gefährlichste Macht aus den Reihen ihrer Gegner auf ihre Seite hinüberführte und die Protestanten sowohl in den Niederlanden als in Deutschland den Habsburgischen Angriffen bloß stellte. Doch zog sich die Unterhandlung in die Länge, da aus der Verschiedenheit der Religion bedeutende Hindernisse entsprangen; und die ganze Angelegenheit schien noch verwickelter zu werden, als Kurfürst Friedrich von der Pfalz, Jakob's Schwiegersohn, den böhmischen Thron bestieg, und dann nicht nur diesen, sondern auch seine Erbländer durch kaiser-

liche, ligistische und spanische Truppen verlor. So groß die Freude in England über den Ausbruch der Unruhen in Böhmen gewesen war, so stark war auch die Betrübniß über den unglücklichen Ausgang, über Jakob's Unthätigkeit und die beabsichtigte spanische Heirath. Die Vorstellungen des Unterhauses wurden so heftig, daß Jakob das Parlament, welches damals zum dritten Male nach seiner Thronbesteigung berufen war, auflöste, und die Unterhandlungen mit Spanien eifriger fortsetzte, weil er grade auf diese Weise seinen Schwiegersohn am besten zu unterstützen glaubte. Auch für die englischen Katholiken ließ er jetzt auffallende Begünstigungen eintreten.

Um die Ungeduld des Prinzen Karl von Wales zu befriedigen, rieth Buckingham, nachdem die Unterhandlungen beinahe schon fünf Jahre gedauert hatten, dieser selbst solle ins Geheim nach Madrid gehen; ein Schritt, der bei solchen Gelegenheiten damals nicht ganz ungewöhnlich war. Es geschah, und Lord Digby, der englische Gesandte am spanischen Hofe, erstaunte nicht wenig, als ihm eines Tages (7. März 1623) in der Abenddämmerung zwei Herren Smith gemeldet wurden, in denen er alsbald den Sohn und den Günstling des Königs erkannte. Dies unerwartete Entgegenkommen erhöhte die Hoffnungen des leitenden Ministers in Spanien, des Herzogs von Olivarez, ungemein, wie es den Hof und die Hauptstadt mit Freude erfüllte. Der Papst ertheilte im November seine Dispensation; schon früher waren die Heirathsartikel in der Art festgesetzt, daß fortan die Privatübung des Katholicismus in England frei sein, daß die Prinzessin von Wales eine katholische Kapelle im Palast haben, und daß die erste Erziehung der Söhne aus dieser Ehe von ihr abhangen, dieselben aber, auch wenn sie zur allgemeinen Kirche überträten, unter keinem Vorwande von der Thronfolge ausgeschlossen werden sollten. Dennoch kam die Verbindung nicht zu Stande. Buckingham hatte sich persönlich mit Olivarez veruneinigt; sein leichtfertiges Betragen, seine galanten Abenteuer, seine Vertraulichkeit mit dem Prinzen beleidigte die Spanier täglich; Philipp forderte zudem die Vollziehung der Heirath in Madrid, Jakob dagegen von spanischer Seite das Versprechen, die Wiederherstellung des Kurfürsten Friedrich nöthigen Falls durch einen Krieg gegen Oesterreich zu bewerkstelligen. Hierüber zerschlug sich Alles. Der Prinz verließ mit seinem Begleiter die spanische Hauptstadt; Jakob versammelte neuerdings das Parlament, um mit dessen Hülfe kräftigere Maßregeln zur Unterstützung seines Schwiegersohnes zu ergreifen, und ließ sogar, im schnellen Wechsel der Freundschaft und des Hasses, eine Kriegserklärung gegen Philipp IV.

ergehen (1624). Aber schon am 27. März des folgenden Jahres starb er, nach einer zweiundzwanzigjährigen Regierung über England, deren Last er seinen Günstlingen übertragen hatte, um sich möglichst wenig in seinen persönlichen Vergnügungen stören zu lassen. Seine Lieblingsunterhaltungen waren Jagden und Trinkgelage, die er durch derbe Späße mit seiner Umgebung zu beleben suchte.

Jakob I. hinterließ die Aussaat einer beständig wachsenden Unzufriedenheit; genährt durch seine Zärtlichkeit für unwürdige Lieblinge, durch seine Gutheißung ihrer despotischen und habsüchtigen Willkür, und durch sein persönliches, pedantisches und linkisches Wesen. Gern polternd und geifernd, war er doch unmännlich und feig; der Ton eines Possenreißers und die Art eines Schulmeisters waren ihm mehr eigen, wie die Haltung eines Fürsten. Und doch wurzelte jene Unzufriedenheit grade vorzugsweise in seinen seltsamen Einbildungen vom göttlichen Recht der Fürsten, das er über Alles in der Welt stellte und dem Parlament gegenüber in der beleidigendsten Form, aber ohne Erfolg, geltend zu machen suchte. Er that, als ob es sein göttliches Recht wäre, sobald es ihm gefiele, das Parlament auf immer verschwinden zu lassen; und als ob dieses sich um seine (des Königs) Befugnisse und deren Grenzen so wenig zu kümmern habe, wie um die der Gottheit. Dennoch wagte er nicht, seine Theorien über die Worte hinaus in Thaten zu fassen, sondern wich wiederholt vor dem Parlamente zurück. Und so kam es, daß zu dem Unwillen über seine Ansprüche sich noch die Geringschätzung wegen seiner Schwäche gesellte*).

---

3. Karl I.

Die königliche Gewalt hatte sich schon im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts in England wie in den übrigen Ländern weit über ihren früheren Umfang erhoben. Der Adel war durch die Kämpfe der Rosen in dem Maße geschwächt worden, daß zu Heinrich's VII. Zeit nur siebenundzwanzig Barone im Oberhause saßen. Obgleich die Tudor auf dem Wege der Unterdrückung der Adelsrechte fortschritten, waren die

*) S. Macaulay, Gesch. v. England, deutsch von Beseler, Bd. I. S. 76 f. S. 80.

Edelleute dennoch mit Heinrich's VIII. Regierung zufrieden, weil er ihrem gesunkenen Wohlstand durch reichliche Verleihungen aus der Masse der eingezogenen Kirchengüter aufhalf; und der gefeierten Elisabeth glanzvolles Regiment ließ über manche Eigenmächtigkeit leicht hinwegsehen. Die Bürger hatten sich dagegen durch den aufblühenden Handel und das Emporkommen des Gewerbes bereichert; der hohe Adel, der Hof selbst war ihnen verschuldet; und ihre verbesserte Lage bewirkte, daß sie bereits unter Jakob den Druck der Herrschaft um so stärker empfanden, und sich allmählig anschickten, der Regierung, wo sie sich von ihr beeinträchtigt sahen, mit Nachdruck entgegen zu treten. Die gesetzlichen Mittel dazu wurden ihnen durch die alten Nationalinstitute gesichert; das Parlament, wenn auch oft zum Diener der Gewalt erniedrigt, erfreute sich doch seines alten Glanzes und seiner Rechte. Es mußte als der hauptsächlichste Mangel der königlichen Prärogative in England betrachtet werden, daß es den Herrschern nicht wie in Frankreich gelungen war, ein feststehendes von ihnen allein abhängiges Abgabensystem einzuführen; daß vielmehr, trotz aller Eingriffe der Krone, das Parlament im Besitz des Rechtes war, die Steuern zu bewilligen. Der König hob jährlich nur etwa 450,000 Pfund Sterling an ordentlichen Einnahmen von Monopolien, Strafgeldern, Zöllen und Kammergütern; aber da dieß unmöglich ausreichen konnte, mußte man, sobald die Herrscherkraft nachließ und die Gesinnungen des Volks der Regierung ungünstig waren, im Fall außerordentlicher Bedürfnisse auf Widerstand gefaßt sein. Dieß hatte Jakob schon bei seinem ersten Parlamente erfahren; es entstanden Streitigkeiten über die Geldbewilligungen, und was während seiner ganzen Regierung zugestanden wurde, überschritt nur um ein Geringes die Summe von zwei Millionen Pfund. Weit gefährlicher aber als diese Opposition sollte dem Sohn und Erben Jakob's der religiöse Zwiespalt werden. Jakob hatte die Puritaner, deren republikanische Kirchenverfassung seinen monarchischen Neigungen ein Gräuel war, verfolgt und unterdrückt; oft genug hatte er, im Hinblick auf die Unterwürfigkeit der Episcopalkirche, geäußert: „kein Bischof kein König!“ Karl machte sich Episcopale wie Puritaner sogleich beim Antritt seiner Regierung zu Feinden, indem er die Katholiken begünstigte und eine katholische Gemahlin heimführte. Es war Henriette Marie, Tochter Heinrich's IV. von Frankreich. Die Unterhandlungen über diese Heirath waren noch zu Jakob's Lebzeiten, nach dem Abbruch des mit Spanien eröffneten Verhältnisses begonnen worden. Als nun die Braut im Mai 1625 mit einem großen Gefolge französischer Hofleute zu Dover landete, glaubte die Mehrzahl

der Engländer den leibhaftigen Antichrist über das Meer zurückkehren zu sehen.

Wie stark die hierdurch gegen ihn erweckten Gesinnungen seien, und wie sehr er durch Begünstigung der Katholiken die Vereinigung der Episcopalen und Puritaner gefördert habe, mußte Karl I. schon in dem Parlamente erfahren, das er gleich nach seiner Thronbesteigung versammelte, um Geld zur Deckung der von seinem Vater hinterlassenen Schulden, sowie zur Bestreitung der Vermählungskosten und zur Führung des spanischen Krieges zu erhalten. Dazu kam, daß der Geist religiöser Forschung, wie er durch die Reformation geweckt worden war, in England zuerst mit Schärfe und Eindringlichkeit auch auf politische Verhältnisse angewandt wurde; eine Richtung, die Jakob selbst unkluger Weise zum Kampf herausgefordert hatte, durch die willkürliche und unbegrenzte Ausdehnung, welche er in Wort und Schrift der königlichen Gewalt beimaß. Die entschlossensten Glieder des Unterhauses wollten daher jetzt die Verlegenheit der Krone benutzen, um durch die ihnen verfassungsmäßig zustehende Verweigerung der Geldhülfe Bewilligungen zu Gunsten der Religion und der bürgerlichen Freiheit zu erlangen. Ihnen folgend bestimmte das Haus so geringe Subsidien, daß sie mit den großen Bedürfnissen der Krone in gar keinem Verhältniß standen. Karl ließ hierauf dem Parlament eine Erörterung über die Ausgaben vorlegen, die er zu machen gezwungen sei, aber ohne besseren Erfolg. Erbittert über einen Mangel an Willfährigkeit, der nach seiner Meinung von aufrührerischem Trotze nicht weit entfernt war, löste der König das Parlament auf, statt es zu vertagen, und schrieb um Geld zu erhalten eigenmächtig einige Zölle aus. Von dem Ertrag derselben, und mit Hülfe anderer durch Bitten und Drohungen erpreßter Summen, ward eine Flotte von neunzig Schiffen zur Wegnahme und Plünderung von Cadix ausgerüstet. Allein die ungeschickte Führung ließ das ganze Unternehmen scheitern. Um die Schmach zu tilgen, wurde ein abermaliger Feldzug beschlossen; die Mittel dazu sollte ein im folgenden Jahre (1626) zusammenberufenes neues Parlament hergeben.

Die Opposition in dieser neuen Versammlung richtete sich vornehmlich gegen den übermächtigen Günstling des Königs, den Herzog von Buckingham, der die einflußreiche Stellung, die er unter Jakob erhalten, unter Karl nicht bloß behauptet, sondern noch erhöht hatte. Der vom Unterhause zur Abfassung der obwaltenden Beschwerden erwählte Ausschuß erklärte, daß wie Buckingham als die eigentliche Ursache aller Uebel zu betrachten wäre, so auch seine Bestrafung das beste Hülfsmittel da-

gegen sein würde. So ward denn ein Beschluß gefaßt, den Herzog vor dem Oberhause anzuklagen. Dieß zu verhindern berief der König das Parlament am 28. März nach Whitehall, lobte das Oberhaus und ließ dem Unterhause durch den Großsiegelbewahrer Lord Coventry seine Fehler vorhalten. Dieser begann mit der Erklärung: daß der König ihre gerechten Beschwerden hören und beantworten werde, denn kein Fürst liebe sein Volk mehr als er; keiner sei aber auch eifersüchtiger auf seine königlichen Rechte, die er in keiner Weise unter dem Vorwande parlamentarischer Freiheit verletzen lassen werde. „Sie haben, fuhr er fort, die Befugnisse einer berathenden, nicht einer controlirenden Behörde. Was den Herzog von Buckingham betrifft, so kennt der König dessen Verfahren und Verdienst am besten, und findet, daß die wider diesen gerichteten Maßregeln ihn selbst und seinen Vater, den König Jakob, verletzen. Deshalb befiehlt er, diese Untersuchung zu beendigen und seiner Weisheit die Reform der Dinge zu überlassen, von denen Sie voraussetzen, daß sie anders sind als sie sein sollen. Uebrigens dürfen die Geldbewilligungen nicht bis zur Erledigung der Beschwerden aufgeschoben werden.“ Hierauf fügte der König ganz im Geiste seines Vaters hinzu: „Ich gebe Ihnen zu bedenken, daß die Berufung, die Dauer und die Auflösung der Parlamente allein von meiner Macht abhängt; je nachdem ich also gute oder schlimme Früchte bei ihnen finde, werden sie fortdauern oder nicht mehr sein“*). Aber ungeschreckt durch den gebieterischen und eigenmächtigen Ton dieser Reden, eröffnete das Unterhaus am 8. Mai die Klage gegen Buckingham, indem sieben Abgeordnete sich zu den Lords begaben und dessen Verhaftung beantragten, weil er die Staatsämter für Geld verkaufe, die Einkünfte der Krone zu seinem Nutzen verwende, und dem Cardinal Richelieu ein Geschwader gegen die Reformirten geliehen habe. In der ersten Hitze befahl der König, zwei jener Abgeordneten, Dudley Diggs und Elliot, gefangen zu setzen, unter dem Vorwande, daß sie ihn selbst bei Einbringung der Anklageacte durch unangemessene Ausdrücke beleidigt hätten; da sich indeß bei näherer Untersuchung nichts Unehrerbietiges fand, so sah er sich genöthigt, die beiden Gefangenen wieder loszugeben. Um nun aber allen weiteren Schritten gegen den Günstling ein Ende zu machen, schritt er am 15. Juni zur Auflösung auch dieses Parlamentes, ohne die Absicht der Berufung erreicht zu haben. Vergebens bat das Oberhaus um eine kurze Frist; „nein, keine Minute!“ lautete die Antwort. Für diese, wie für alle

*) Raumer, Geschichte Europa's, Thl. IV. S. 298.

seine königlichen Handlungen, erklärte Karl, habe er nur Gott allein Rechenschaft zu geben. Mehrere Lords wurden in das Gefängniß geworfen; denn auch das Oberhaus hatte sich dem Herzog feindlich gezeigt.

Dennoch hörte der König nicht auf, Buckingham's unbedachtsame Rathschläge zu befolgen. Er entband, seinen protestantischen Unterthanen zum Aerger, die Katholiken gegen gewisse Summen von den gegen sie bestehenden Strafgesetzen; er befahl, die Lehre von der unumschränkten Gewalt der Könige von den Kanzeln herab einzuschärfen, und setzte eine Commission nieder, um die Einkünfte aus den Kronländereien zu verbessern. Schlimmer noch war, daß er das Tonnen- und Gewichtgeld (tonnage and poundage), welches die Hauptmasse des jährlichen Einkommens ausmachte, aber nur auf eine schon abgelaufene Zeit bewilligt war, fortzuerheben gebot, ohne durch eine Parlamentsbill dazu ermächtigt zu sein. Trotzdem reichten alle diese Maßregeln für Karl's Bedürfnisse nicht aus, und er entschloß sich deshalb im October ein Zwangsanlehen auszuschreiben, wonach alle Unterthanen einen Vorschuß im Verhältniß von einem Procent vom unbeweglichen, und einer Mark vom Pfunde in Betreff des beweglichen Vermögens leisten sollten. Um die Anleihe einzutreiben, legte man denen, die den Beitrag verweigerten, Soldaten ins Haus; auch zahlreiche Einkerkerungen der Reicheren bekundeten die Gewaltsamkeit des Verfahrens, während Aermere sogar zum Dienst im Heer oder in der Flotte gezwungen wurden. Die Absicht, in welcher diese von Neuem gerüstet wurde, entsprach allerdings mehr dem Wunsche des Volkes; sie sollte den in La Rochelle belagerten Reformirten zum Beistand dienen (1627), und Buckingham hoffte sich hierdurch mit vielen Feinden auszusöhnen. Allein der unglückliche Ausgang des bereits erzählten Unternehmens diente nur dazu, den Haß gegen den Günstling zu vermehren und die vorangegangenen harten Maßregeln in ein noch schlimmeres Licht zu stellen.

Indeß wurden die Hülferufe der Bürger von Rochelle immer dringender, und da nun die vermittelst der Anleihe erhobenen Summen nur sehr langsam eingegangen waren und den Unwillen der Nation in so hohem Grade gereizt hatten, daß es gefährlich schien die Maßregel zu erneuern: so ward im März 1628 ein drittes Parlament zusammenberufen. Die Gesinnung des Volks hatte sich in der Zwischenzeit noch entschiedener vom Könige abgewandt, und die Wähler hatten meist solchen Männern ihre Stimmen gegeben, die den Absichten des Hofes schon früher entgegengetreten waren. Die schwankende Politik des Kö-

nigs erhöhte die Hoffnungen; man war gefaßt jeden Eingriff in die verfassungsmäßigen Rechte des Parlaments zurückzuweisen, und entschlossen dieselben aufs äußerste zu vertheidigen. Zwar hatte Karl vor der Eröffnung über siebzig Personen höheren Standes, die wegen ihrer Widersetzlichkeit gegen die gezwungene Anleihe eingezogen worden, wieder freigelassen; aber der Großsiegelbewahrer erklärte in seiner Rede dennoch ausdrücklich, der König wende sich wegen der Steuern nur deswegen an das Parlament, weil es das bequemste, nicht weil es das einzige Mittel sei Geld zu erhalten; denn es fehle keineswegs an anderen Wegen. Mit Mäßigung und Besonnenheit schritten die Abgeordneten vorwärts; vorläufig wurde eine so ansehnliche Beisteuer bewilligt, daß der König gerührt äußerte, an diesem Tage sei er in der Achtung der Christenheit mehr gestiegen als durch den Gewinn mehrerer Schlachten; aber die Zeit der Hebung war nicht bestimmt worden, um vorher die Abstellung mehrerer Beschwerden durchsetzen zu können. Auf den Antrag des berühmten Rechtsgelehrten Edward Coke wurden die Wünsche des Hauses in eine Bitte um Recht (petition of right) zusammengefaßt, welche die Bestimmungen enthielt: daß Niemand zu einem Geschenk, Darlehen oder Steuer anders als mit gemeinschaftlicher Einwilligung der beiden Kammern des Parlaments gezwungen werden könne; daß das Volk mit Einquartierung der Matrosen und Soldaten mehr als in der letzten Zeit geschehen verschont werden, daß Niemand willkürlich und ohne Angabe der Ursache verhaftet, oder anders gerichtet werden sollte als vor seinem ordentlichen Gerichtshof. Auch die Lords traten der Petition der Gemeinen bei; und Karl, der schon während der Debatten allerlei Mittel in Bewegung gesetzt hatte, die Annahme jener Beschlüsse durch allgemeine Versprechungen über Aufrechthaltung der Landesgesetze zu hintertreiben, suchte sich jetzt durch eine ähnliche ausweichende Erwiederung der förmlichen Bestätigung derselben zu überheben. Er antwortete, daß es sein Wille sei, das Recht nach den Gesetzen des Reiches zu verwalten; er fühle sich zu ihrer Aufrechthaltung nicht minder verpflichtet als zur Sicherung seiner königlichen Prärogative. Beide Häuser verlangten aber eine bestimmtere Antwort und machten Anstalt, von Neuem gegen den Herzog von Buckingham aufzutreten. Um diesen zu retten und die Geldbewilligungen definitiv zu erhalten, entschloß sich Karl endlich mit schwerem Herzen zur Nachgiebigkeit, begab sich ins Oberhaus, ließ die Gemeinen rufen und erkannte den Inhalt der Petition als Reichsgesetz an, indem er die in solchen Fällen üblichen Worte aussprach: Laßt es Gesetz sein, wie gebeten wird (Let it be law, as is desired).

Karl und seine Anhänger waren aber im Irrthum, wenn sie durch dieß Zugeständniß den Eifer der Opposition beschwichtigt wähnten. Die Subsidienbill ging zwar jetzt in aller Form durch; aber sofort schritt auch das Unterhaus zur Aufstellung anderer Beschwerden. Sie betrafen zunächst das Tonnen- und Gewichtgeld, das den Königen gewöhnlich beim Regierungsantritt lebenslänglich zugestanden wurde. Bei Karl's Thronbesteigung war dieß deshalb nicht geschehen, sondern nur auf Zeit, weil er von vorn herein Mißtrauen erweckt hatte. Daß er dennoch diese Abgabe eigenmächtig eingetrieben, erklärte das Unterhaus nunmehr für eine offenbare Verletzung seiner Rechte; die Erhebung sei an die Zustimmung des Hauses gebunden. Eben beschäftigte es sich mit einer desfalsigen Bill, als plötzlich der König das Parlament am 20. Juni vertagte. Als Grund gab er selbst in seiner Rede an, „obgleich er eigentlich nur Gott Rechenschaft schuldig sei," daß man ihm das Tonnen- und Gewichtgeld nehmen wollte; er habe dieses durch die Bestätigung der Bitte um Recht nicht aufgegeben, und könne es auch nicht aufgeben; überhaupt habe er keine neuen Freiheiten zugestanden, sondern nur die alten bekräftigt. Es lag auf der Hand, daß diese Schlußfolgerung irrig war; das Recht der Steuerbewilligung war zugleich als altes und als neubekräftigtes verletzt.

Die bewilligten Subsidien hatte Buckingham indeß auf die Ausrüstung einer zweiten Flotte zum Entsatz von Rochelle verwandt; er begab sich nach Portsmouth, den Befehl derselben zu übernehmen, nicht ahnend, daß ihm hier sein Ende bereitet sei. Ein schwärmerischer Mensch, Namens Felton, Puritaner und früher Officier im königlichen Heere, hielt sich durch die im Unterhause über Buckingham geführten Klagen für überzeugt, daß dieser der Urheber alles Unglücks sei, und daß er durch die Wegschaffung dieses Mannes Gott und dem König sowie dem Lande den größten Dienst erweisen würde. Er folgte ihm deshalb nach Portsmouth. Als Buckingham hier eines Morgens (23. Aug. 1628) aus seinem Zimmer in den Vorsaal trat, um in den Wagen zu steigen, erhielt er plötzlich einen Messerstich in die linke Brust. Mit dem Ausrufe: „Schurke, du hast mich getödtet!" sank er zu Boden und starb auf der Stelle. Felton hätte in der Verwirrung wohl entfliehen können; allein er gab sich selbst als Mörder zu erkennen und ließ sich willig ins Gefängniß und von da zum Tode führen. Bei seinen Vernehmungen erklärte er, daß er keinen Mitschuldigen habe und dem Herzoge persönlich niemals Feind gewesen sei; vielmehr habe er, während er den Stoß geführt, für das Heil seiner Seele gebetet. Die Expedition nach

La Rochelle, welche Buckingham zu seiner persönlichen Angelegenheit gemacht hatte, blieb ohne allen Erfolg, da ihr dergestalt das eigentliche Haupt entrissen war.

Buckingham war nur sechsunddreißig Jahre alt geworden. Aus niederem Stande entsprossen, hatte er durch Gewandtheit, Schönheit und einnehmendes Wesen den höchsten Platz unter zwei Herrschern eingenommen. Wenn es ihm auch nicht an Einsicht und Verstand fehlte, so hatte er doch niemals Kraft gehabt, seine Launen zu beherrschen und statt seines eigenen Nutzens nur den des Staates ins Auge zu fassen. Oft genug hatten ihn Leidenschaften verblendet und Thorheiten fortgerissen. Dem Lande eröffnete sein Tod die Aussicht auf eine bessere Stellung des Königs zum Parlament, dessen Sitzungen am 20. Januar 1629 wieder begannen. Aber diese Hoffnung trübte sich bald, als das Augenmerk der Versammlung sich auf die Angelegenheiten der Religion und des protestantischen Glaubens richtete, für dessen Reinerhaltung man Befürchtungen hegte. Vergebens ersuchte Karl sie jetzt, zuerst über das Tonnen- und Gewichtgeld zu verhandeln; sie beschlossen, daß die Geschäfte des irdischen Königs denen des himmlischen weichen müßten. Vergebens befahl er ihnen von Dingen abzulassen, über die dem Unterhause vermöge des königlichen Supremats in der bischöflichen Kirche auch nicht im Entferntesten eine Stimme eingeräumt werden könne. Endlich ließ er den Sprecher Sir John Finch anweisen, die Sitzungen von Neuem zu vertagen. Als dieß den versammelten Gemeinen am 2. März bekannt gemacht wurde, entgegneten viele Mitglieder mit vollkommenem Rechte, daß ein solcher Befehl ihnen auf solche Weise nicht mitgetheilt werden könne; und da der Sprecher aufstand, um sich zu entfernen, rief Hollis: „bei Gott, ihr sollt hier sitzen, bis es uns gefällt, die Berathungen zu schließen", und hielt ihn mit Hülfe einiger anderen auf seinem Sitze zurück, trotz der Versuche der Anhänger des Hofes, ihn zu befreien, wobei es von beiden Seiten zu heftigen Scheltworten, ja sogar zu Schlägen kam. Von diesen Auftritten unterrichtet, sandte Karl einen Beamten der Krone, der Versammlung seinen Befehl zu wiederholen; allein dieser fand die Thüren verschlossen. Schon war der Hauptmann der Leibwache auf dem Wege, den Eintritt zu erzwingen und die Thüren zu erbrechen, als das Haus seine Sitzung beendete. Man hatte sich auf den Vorschlag Elliot's mit der Abfassung einer Protestation beschäftigt, welche die Ansichten der Versammlung zusammenfaßte, und dieselbe einen Augenblick vor Ankunft der Soldaten angenommen. Diese Acte erklärte Jeden der den Papismus oder den Arminianismus begün-

stige, sowie Jeden der zur Erhebung des Tonnen- und Gewichtgeldes ohne Bewilligung des Parlaments rathe oder dasselbe erhebe oder es bezahle, für einen Todfeind des Königreichs und einen Verräther der englischen Freiheit. Am 10. März begab sich der König zu den Lords und löste das Parlament auf, ohne die Gemeinen rufen zu lassen, „wegen ungehorsamen Benehmens des Unterhauses".

Indeß glaubte Karl hierbei nicht stehen bleiben zu dürfen; den Geist der Widersetzlichkeit wollte er durch strengere Maßregeln, wenn nicht unterdrücken, so doch schrecken und einschüchtern. Neun der heftigsten Oppositionsmänner wurden eingezogen und von dem geheimen Rathe, trotz der parlamentarischen Freiheit, zu hoher Geldbuße und zur Einsperrung nach Gefallen des Königs verurtheilt. Sechs zahlten die Strafsumme und wurden gegen Bürgschaft freigelassen; Elliot, Hollis und Valentine wollten sich weder schuldig bekennen noch die Buße zahlen, und blieben standhaft in ihren Gefängnissen.

---

4. Karl's Eingriffe in die Verfassung des Staates und der Kirche.

Der König hatte nach drei erfolglosen Versuchen, in Uebereinstimmung mit dem Parlament zu regieren, seinen Ideen von dem Umfang und dem göttlichen Recht der königlichen Gewalt gemäß, nunmehr beschlossen, ohne alle Mitwirkung der Reichsstände zu herrschen. Ihm zur Seite stand seit Buckingham's Tode Sir Thomas Wentworth, früher ein Vorkämpfer der Opposition, der die Bitte um Recht auf das Eifrigste unterstützt hatte und wegen Verweigerung der gezwungenen Anleihe eingezogen worden war. Die Theilnahme, die ihm der König jedoch späterhin bewies, hatte ihn auf die entgegengesetzte Seite geführt; mit dem Platze wechselte er die Gesinnung, und zeigte hierdurch, daß er in seiner früheren Richtung mehr von einem vorstrebenden Talent als von hingebender Ueberzeugung geleitet worden sei. Sein jetziger Plan ging darauf hinaus, die Unumschränktheit des Königs herzustellen, demselben Achtung zu verschaffen und eine starke consequente Verwaltung zum Besten des Landes, ohne Rücksicht auf die Rechte des Volkes, zu begründen; Buckingham's eigensüchtige und hofmännische Interessen waren ihm fremd, doch wurde er oft von Leidenschaft, Rachsucht und Jähzorn hin-

gerissen. In ähnlichem Sinne wie Wentworth für die Angelegenheiten des Staates, wirkte Laud für die Kirche. Er war ein Mann von strengen Sitten, kam durch Buckingham am Hofe empor, und ward dann zum Bischof von London erhoben. Das Princip einer absoluten Herrschaft, ob er sie ausübe oder ihr diene, erfüllte ihn ganz; Recht war ihm gleichbedeutend mit Ordnung, strafen hieß ihm nur die Ordnung herstellen*). Er war unerschütterlich in seinen Meinungen; die Puritaner mußte er seiner ganzen Richtung nach verabscheuen, während er in dem leidenden Gehorsam der Episcopalkirche den ihm gemäßen Geist erkannte. Die Wissenschaften fanden Förderung bei ihm, die Geistlichen wurden streng beaufsichtigt und zur Erfüllung ihrer Pflichten angehalten.

Zunächst sah der König ein, daß er Frieden schließen müsse, wenn er der Geldbewilligungen des Parlaments überhoben sein wolle; die deshalb mit Frankreich und Spanien eröffneten Unterhandlungen kamen im April 1629 und im November 1630 zum Abschluß. Allein man konnte dennoch nicht ohne neue Auflagen fertig werden. Neben der Forterhebung des Gewicht= und Tonnengeldes, wurden die ausgedehntesten Monopole für die Production und den Verkauf selbst nothwendiger Lebensbedürfnisse geschaffen und gegen starke Zahlungen oder jährliche Abgaben verpachtet; worunter das Volk ungemein leiden mußte. Auf Seife, Salz, Licht, Wein, Leder wurden neue Steuern gelegt, von den Inhabern ehemaliger Domänen unter dem Vorwande mangelhafter Besitztitel große Summen erpreßt, und die königlichen Forsten ungebührlich erweitert. Den größten Unwillen erregte das Schiffsgeld, das zum Bau einer Flotte in jährlichem Betrage von mehr als 200,000 Pfund eingefordert ward. Indeß hätte man wahrscheinlich noch lange auf diesem Wege fortschreiten können, wenn die Empfindungen des Volks nicht noch auf eine andere und härtere Weise verletzt worden wären. Die Puritaner wurden auf Laud's unablässiges Betreiben heftiger als jemals verfolgt. Aus ihren Pfarren vertrieben zogen ihre Geistlichen von Ort zu Ort und predigten auf freiem Felde, in Höhlen und Wäldern gegen den Papismus, welchen, wie sie glaubten, der König und Laud einzuführen beabsichtigten. Auch von den Staatsämtern wurden die Dissenters ausgeschlossen, auf alle Weise bedrückt und geplagt, und ihnen sogar die Auswanderung verboten. Noch größer wurden die Besorgnisse der Puritaner, als Laud, dem der Cultus der englischen Kirche zu sehr der Feierlichkeit und der äußeren Würde zu ermangeln schien,

---

*) Guizot, histoire de la révolution d'Angleterre, tome I. p. 63.

eine Liturgie entwarf, vermöge welcher eine Menge längst abgeschaffter Ceremonien wieder eingeführt und durch neue von seiner Erfindung vermehrt werden sollten. Alle Kirchenvorsteher wurden vereidet, jeden Prediger anzuzeigen, der diese Vorschriften nicht befolgen würde.

Die im Volke herrschende Gährung zeigte sich in einer Fluth von Schriften, gerichtet gegen die Begünstigung des Papismus, gegen die Ausschweifungen des Hofes, gegen die Tyrannei in Kirche und Staat. Der Advocat William Prynne, ein Mann von finsterer Sinnesart, voll Eifer für die strengen, der Welt entsagenden Lehren der Puritaner, hatte einen Quartband von tausend Seiten gegen die Vergnügungen und Zerstreuungen, besonders gegen das Theater geschrieben; auch die Priester der bischöflichen Kirche, ihren Schmuck, die Ceremonien und namentlich den Kirchengesang unterwarf er einem strengen Tadel. Laud, der inzwischen Erzbischof von Canterbury geworden war, ließ ihn als Verfasser eines aufrührerischen Libells durch den Kronanwalt in der Sternkammer verklagen. Dieser von Heinrich VII. angeordnete Gerichtshof, der die hohen Lords und Barone richten sollte, welche die Autorität der gewöhnlichen Rechtspflege verachteten, hatte allmählig seine Competenz weit über die ursprüngliche Bestimmung ausgedehnt, und war durch seine Zusammensetzung vom Könige sehr abhängig. Nach einem übereilten und rechtswidrigen Verfahren ward Prynne verurtheilt, fünftausend Pfund Strafe zu zahlen, am Schandpfahl zu stehen, beide Ohren zu verlieren und Zeitlebens im Gefängnisse zu schmachten. Zu gleicher Strafe wurden wegen ähnlichen Vergehens ein Arzt Namens Bastwick und ein Geistlicher Namens Burton verdammt. Das Volk verehrte sie aber als Märtyrer für den Glauben, und verbarg seinen Unwillen nicht, als ihnen öffentlich die Ohren abgeschnitten wurden. Andere Vorfälle folgten, welche die Menge noch stärker aufregten. Ein gewisser Allison wurde zu einer Strafe von tausend Pfunden verdammt, außerdem noch durchgepeitscht, in drei verschiedenen Städten an den Schandpfahl gestellt, und Zeitlebens ins Gefängniß gesetzt, weil er ein verläumderisches Gerücht über den Erzbischof von York ausgebreitet hatte. Der Bischof von Lincoln, Williams, sah sich wegen Widersetzlichkeit gegen die neue Liturgie um zehntausend Pfund von der Sternkammer gestraft, verlor sein Amt, und sollte so lange im Tower sitzen, als es dem Könige gefallen würde. Die Beamten, die seine Effecten in Beschlag nahmen, fanden darunter einen Brief von einem Schulmeister, worin der Erzbischof Laud spöttisch ein „kleiner Zwerg" genannt war. Dafür wurde der Bischof als einer, der ehrenrührige Briefe über einen hohen Kronbeamten

empfangen und es nicht angezeigt, zu einer neuen Geldstrafe von dreitausend Pfunden verurtheilt; der Schulmeister sollte fünftausend Pfund bezahlen und beide Ohren verlieren; zum Glück gelang es ihm noch zu entkommen. Mit derselben Strenge ward in Staatssachen verfahren. Ein Kaufmann, der Walkererde gegen das königliche Verbot ausgeführt, wurde zu einer Buße von zweitausend Pfund verurtheilt; und ein gewisser Morley mußte zehntausend bezahlen, weil er einen von des Königs Leuten geschlagen. Bedeutendere Folgen hatte der gegen einen angesehenen Edelmann aus Buckinghamshire, John Hampden, wegen Verweigerung des Schiffsgeldes eröffnete Proceß. Man brachte ihn gefangen vor das Schatzkammergericht, wo er sich mit einer solchen Freimüthigkeit und mit so siegreicher Beredtsamkeit vertheidigte, daß er die Richter selbst verlegen machte, und ob sie gleich alle, bis auf vier, für des Königs Vortheil stimmten, so hatte doch Hampden die größte Ehre von den Verhandlungen, in welchen über die Rechte der Krone und des Volks dreizehn Tage lang debattirt worden war; die ganze Nation sah ihn als ihren Sprecher an, und fühlte sich durch sein Beispiel zum Widerstand gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt ermuthigt.

Aber weit entfernt, die sich immer mehr entwickelnde Volksstimmung richtig zu würdigen, ging Karl jetzt vollends so weit, Laud's neue Liturgie, wie in England, so auch in Schottland gewaltsam einführen zu wollen. Bereits Jakob hatte versucht, die presbyterianische Kirchenverfassung in Schottland zu stürzen, um die Episcopalkirche an deren Stelle zu setzen; allein die Hartnäckigkeit der Prediger hatte ihm große Hindernisse in den Weg gelegt. Zwar war es seinem Eifer gelungen, die dreizehn alten schottischen Bisthümer wieder an Geistliche seines Anhangs zu verleihen und ihnen den Vorsitz in den Provinzialsynoden der presbyterianischen Prediger zu verschaffen; auch hatte die Generalversammlung der Geistlichkeit dem Könige zugegeben, daß ihre Zusammenberufung von ihm abhange. Dagegen hatte Jakob aber die Katholiken ihrem Fanatismus völlig preisgeben müssen, so daß deren Loos sich hier noch trauriger als in England gestaltete. Trotz jener Zugeständnisse waren in der Lehre und Liturgie der herrschenden schottischen Kirche noch bedeutende Abweichungen übrig geblieben, wiewohl Jakob auch in dieser Beziehung durch List und Gewalt einige Veränderungen durchzusetzen gewußt hatte. Karl wollte nun das Werk seines Vaters vollenden. Nach dem Vorbilde der englischen Liturgie mußten die Bischöfe von Roß, Galloway, Dumblain und Aberdeen eine Sammlung von Kirchengesetzen entwerfen, die Laud durchsah und verbesserte. Allein der König war

nicht das gesetzliche Haupt der schottischen Kirche, gleichwie der englischen, und die Schotten waren stolz auf diesen Vorzug; auch war die Reformation bei ihnen nicht vom Hofe, sondern aus dem Schooße des Volkes selbst hervorgegangen. Laut erklärten sie, daß der König kein Kirchengesetz erlassen könne, und bereiteten sich zum Widerstande.

Als der Dechant von Edinburg an dem Tage, da die neue Liturgie in Schottland eingeführt werden sollte (23. Juli 1637), in der Kathedrale in einem weißen Chorhemde erschien, um die Gebete abzulesen, schrien die Zuhörer, ehe er noch den Mund geöffnet hatte, und besonders die Weiber: „Papst! Papst! Antichrist! steinigt ihn!" und der Tumult ward so arg, daß der Dechant sich zurückziehen mußte. Hierauf bestieg der Bischof die Kanzel, um die Gemüther zu besänftigen; allein da die Unruhe immer mehr zunahm und sogar Schemel und Fußbänke gegen ihn heraufflogen, mußte auch er sich schleunigst zurückziehen. Auf dem Wege nach Hause wurde er von einem Haufen wüthender Weiber verfolgt und in den Koth geworfen. Noch einige Tage nachher waren alle Diejenigen, die Antheil an der verhaßten Neuerung hatten, selbst in ihren Häusern den Mißhandlungen des Pöbels ausgesetzt. Aus dem ganzen Lande strömte das Volk in Edinburg zusammen, und Bittschriften über Bittschriften gegen die neue Liturgie wurden nach London gesendet. Der 17. October, an welchem die ersehnte Antwort des Königs bekannt wurde, war der entscheidende Tag*). Die Antwort war hinhaltend und ausweichend. Und nun brach der Sturm unaufhaltsam los. Endlich erlaubte die Behörde, um Aufständen vorzubeugen und der gefahrdrohenden Anhäufung von Menschen in der Hauptstadt ein Ende zu machen, daß die Bittsteller, wie sie sich nannten, durch eine beständig in Edinburg anwesende Deputation vertreten werden sollten, um die Klage weiter zu führen. Demgemäß bildeten sich vier Tafeln oder Ausschüsse, aus dem höchsten Adel, den geringeren Güterbesitzern, der Geistlichkeit und dem Bürgerstande, deren jeder die Angelegenheiten für sich behandelte und dann vier Abgeordnete in einen Hauptausschuß zu gemeinsamer Berathung absandte. Mit den Ausschüssen in Edinburg standen andere in den Provinzen in Verbindung, und nach kurzer Zeit wurden die Befehle des Centralausschusses wie die einer Regierung überall beachtet und befolgt. Der König ertheilte auf die Klagschriften, welche wie es hieß „nach Form und Inhalt sein Ansehen verletzten," eine abschlägige Antwort, und erklärte die Tafeln für ungesetzlich; nur Ver-

*) Ranke, englische Geschichte, Bd. II. S. 266.

zeihung für das Vorgefallene stellte er in Aussicht. Aber die Bittsteller protestirten nicht nur gegen die königlichen Befehle, sondern beschlossen auch, zum Schutz der Rechte und Freiheiten ihres Landes in einen engeren Bund (Covenant) zusammenzutreten, wie dieß schon früherhin öfter geschehen war. Die Bundesschrift, auf die man sich verpflichten sollte, enthielt die Abschwörung des Papismus und das Gelübde, sich jeder Neuerung einmüthig zu widersetzen, auch die weltlichen und geistlichen Rechte der Bischöfe niemals anzuerkennen, bevor nicht eine freie Kirchenversammlung und ein freies Parlament darüber entschieden habe, jedoch mit dem Zusatze, daß die Rechte des Königs nicht vermindert werden sollten. „Im Gegentheil versprechen und schwören wir," heißt es weiter, mit Leib und Leben und aus allen Kräften unsern verehrten Herrn, des Königs Majestät, ebenso wie die Religion und die Freiheit gegen jedermann zu vertheidigen. Auf keine Weise wollen wir uns aber durch Lockungen, Drohungen und Einflüsterungen von dieser gesegneten und loyalen Verbindung abbringen lassen, und in jeglichem leben, wie Christen geziemt, die ihren Bund mit Gott erneut haben, und fortan in Frömmigkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit vor dem Herrn wandeln." Jedermann ward von den Tafeln eingeladen, die Schrift zu unterzeichnen; und kaum war der Aufruf ergangen, als Tausende und aber Tausende eilten, ihre Vaterlandsliebe und ihren Glaubenseifer zu bewähren. In Edinburg ward ein feierliches Fasten ausgeschrieben, „als Vorbereitung der Erneuerung des Bündnisses Gottes mit Israel," und hierauf der Covenant nach langen Ermahnungen und inbrünstigen Gebeten am 1. März 1638 von einer unzähligen Volksmasse mit aufgehobenen Armen beschworen.

Die besonnene Thatkraft und Einmüthigkeit der Schotten mußte mit Recht dem Könige gefährlicher scheinen als alle planlosen Widersetzlichkeiten, die er bisher in England von einzelnen Mißvergnügten erfahren hatte. Um Zeit zur Vorbereitung strenger Maßregeln zu gewinnen, wurde der Graf Hamilton im Mai als königlicher Statthalter nach Edinburg gesandt, da der aus Schotten bestehende geheime Rath, der dort seit Jakob's Thronbesteigung die Geschäfte leitete, den Covenantern gegenüber alle Macht verloren hatte. Bevor der Graf eintrat, ward wieder ein allgemeines Fasten ausgeschrieben, um Gottes Segen für die schottische Kirche zu erflehen; zu Leith empfingen ihn fünfhundert presbyterianische Geistliche, von zwanzigtausend Covenantern umgeben, und begleiteten ihn unter feierlicher Absingung von Psalmen nach Edinburg. Nach langen Verhandlungen glaubte der König auf die dringenden Vor-

stellungen Hamilton's für den Augenblick nachgeben zu müssen, und bewilligte Anfangs Juli, gegen Zurücknahme des Covenants, die Aufhebung der neuen Liturgie und der Einrichtungen Jakob's, mit Einschluß der hohen Commission, welche dieser nach dem englischen Vorbilde als höchstes geistliches Gericht angeordnet hatte, sowie die Abhaltung einer Kirchenversammlung und eines Parlaments. Wie groß auch diese Zugeständnisse waren: so konnten sie doch das Mißtrauen der Schotten gegen die Hintergedanken des Königs nicht tilgen; sie verweigerten daher die Zurücknahme und Auflösung des Covenants, und als wirklich eine Kirchenversammlung auf den 21. November nach Glasgow ausgeschrieben ward, sandten sie, auf Anordnung der Ausschüsse und trotz Hamilton's Verbot, außer den Geistlichen noch aus jedem Sprengel oder Presbyterium einen Kirchenvorsteher und vier Beisitzer dahin ab. Das Presbyterium war nämlich eine Unterabtheilung der kirchlichen Provinzialverbindung und umfaßte die nachbarlich zusammenliegenden Pfarreien. Die Synode zu Glasgow nahm vom ersten Tage an eine äußerst selbständige Haltung ein. Als Hamilton sah, daß er in keinem Punkt seinen gemäßigten Meinungen das Uebergewicht verschaffen könne, und als die Versammlung bereits daran dachte, über die an den Neuerungen betheiligten Bischöfe zu richten, erhob er sich und erklärte dieselbe für aufgelöst (28. Nov. 1638). Ohne darauf und auf die weiteren Verbote ihrer Zusammenkünfte zu achten, setzte die Versammlung eifrig ihre Berathungen fort, und vernichtete durch einen weitläufigen Beschluß die ganze bischöfliche Verfassung, die hohe Commission und die neue Liturgie. Die Frage, ob sie dazu befugt sei, beantworteten die presbyterianischen Geistlichen durch die Gegenfrage: „Welche Macht ist ehrwürdiger, die geistliche oder die weltliche? wer ist größer, Christus oder der König?“ Dabei ermangelten sie indeß nicht, dem Könige mit der Bekanntmachung dieser Maßregel anzuzeigen, daß sie Alles mit der demüthigsten und loyalsten Rücksicht auf Seine Majestät eingerichtet hätten, dessen Ehre ihnen nächst Gott am theuersten sei. Doch fehlte es den Schotten nicht an Muth und Willen, und bald auch nicht an einem tüchtigen Haupte zu gewaltsamem Widerstande, im Fall ein solcher nöthig würde. Man bereitete sich auf diesen Fall vor. Den Grafen von Argyle machten Volksbeliebtheit, Einsicht und Kraft zu einem trefflichen Führer; ein Heer ward aufgeboten, die Schlösser und Burgen an der Grenze wurden mit Vorräthen versehen und stärker befestigt, und die allgemeine Begeisterung ließ selbst Weiber und Kinder Holz und Steine herbeitragen. Viele Officiere, die in Deutschland unter Mansfeld, Wallen-

stein und Gustav Adolf ihre Schule gemacht, übernahmen die Einübung der neugeworbenen Truppen. Es ward viel gepredigt, gebetet und gesungen, und die Reden einer Frau Namens Michelson, die besondere göttliche Eingebungen zu haben glaubte, trugen zur Vermehrung der Aufregung bei. Die heilige Seherin bekam von Zeit zu Zeit Verzückungen, in denen sie vor Tausenden anbetender Zuhörer von dem Covenant und dem Heiland sprach, den sie nicht anders als den covenantischen Jesus nannte.

Auch der König hatte seine Rüstungen begonnen, obgleich ihn die Stimmung des englischen Volkes, das in den schottischen Angelegenheiten seine eigene Sache erkannte, zur Nachgiebigkeit hätte bewegen sollen; aber noch ehe er die Grenze erreichte, hatten die Schotten alle festen Plätze ihres Landes, in denen sich königliche Besatzungen befanden, in ihre Hände gebracht. Schon standen beide Heere bei Berwick einander im Gesicht, als Verhandlungen eröffnet wurden, denen Karl keine Hindernisse in den Weg legte, ja die er im Geheim selbst veranlaßt hatte, weil ihm der schlechte Zustand und die Lässigkeit seiner Truppen Besorgnisse einflößten. Es ward ausgemacht, daß das schottische Heer entlassen, die englische Flotte abgeführt, dem König seine Castelle und den Schotten ihre etwa genommenen Fahrzeuge zurückgegeben werden sollten; eine neue Kirchenversammlung (denn die letzte wollte Karl nicht als gesetzlich anerkennen) und ein demnächst zu berufendes Parlament sollten alle obwaltenden Streitigkeiten entscheiden (17. Juni 1639). Mißmuthig kam der König nach Hause. Tief empfand er den Verlust seines Ansehns, und schon reute ihn seine rasche Nachgiebigkeit. Die Schotten, in der bestimmten Voraussetzung, daß die schließliche Entscheidung doch von den Waffen ausgehen würde, blieben im Stillen gerüstet, während Karl's Ersparnisse durch die erfolglose Expedition bereits erschöpft waren. Die neue Kirchenversammlung, die in Edinburg zusammentrat (12. August), zeigte sich in ihren Beschlüssen nicht viel geschmeidiger als die zu Glasgow gehaltene, und der königliche Commissarius mußte zufrieden sein, daß Einiges gemäßigter gefaßt, und eine Erklärung des Gehorsams gegen den König in allgemeinen Ausdrücken hinzugefügt wurde. Nicht geringere Beharrlichkeit zeigte das Parlament, das ebenfalls in Edinburg am 31. August eröffnet ward.

Das schottische Parlament bestand seit langer Zeit aus den Baronen, der Geistlichkeit und den Abgeordneten der Freigutsbesitzer und der Städte, die aber alle gemeinsam abstimmten. Die gegenseitigen Rechte der Krone und der Stände waren nicht genau bestimmt, sondern die

Verhältnisse trugen hier noch mehr den natürlichen Charakter, wonach der König ohne den Willen der Mächtigeren oder der Mehrzahl der Reichsglieder größere Unternehmungen und umfassendere Gesetze aus eigenen Mitteln und selbständiger Gewalt nicht durchführen konnte. Das Stimmrecht im Parlamente ruhte auf dem Landbesitz, und wurde von den hohen Baronen in Person geübt; der niedere Adel und die nicht adeligen aber freien Gutsbesitzer wählten in jeder Grafschaft zwei Abgeordnete; dasselbe Recht wurde seit den Zeiten König Robert's I. von einigen Burgen und Städten ausgeübt. Erst seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts gab es Peers, die vermöge königlicher Ernennung in erblicher Folge im Parlamente saßen, ohne durch den Besitz hochadeliger Güter hierzu berechtigt zu sein. In späteren Zeiten übte der König durch die sogenannten Lords der Artikel großen Einfluß auf die Versammlung der Stände. Ihnen lag nämlich die Vorberathung aller Angelegenheiten in der Art ob, daß ohne ihre Einwilligung gewöhnlich nichts in das Parlament gelangte. Ihr Collegium bestand aus zweiunddreißig Personen; acht waren Beamte der Krone, acht Deputirte des Adels gewählt durch die Bischöfe, acht Geistliche gewählt durch die Barone, und acht Bürger, welche die beiden andern Stände gemeinsam ernannten. Sobald dieser Ausschuß gebildet war, wurde das Parlament vertagt, und nachher im Grunde nur wieder eröffnet, um zu bestätigen, was inzwischen die Lords der Artikel beschlossen hatten. Die Ernennung derselben wurde dießmal dem Grafen Traquair, dem Bevollmächtigten des Königs überlassen, zumal da der Prälatenstand wegen Beseitigung der Bischöfe thatsächlich ausfiel; dagegen verlangte die Versammlung, daß in Zukunft jeder Stand seine Bevollmächtigten aus seiner eigenen Mitte wählen müsse. Dabei dachte sie sich als die künftigen drei Stände: Adel, Gentry und Gemeine. Dem war der König entgegen, der an die Stelle der Bischöfe andere Geistliche setzen wollte. Dennoch wurde von der Versammlung das Parlament in jenem Sinne umgewandelt, und ihm die wichtigsten Rechte beigelegt; der königliche geheime Rath sollte demselben verantwortlich, der König bei Verleihung von Ehren und Würden an bestimmte Bedingungen, bei Besetzung der hohen Militärstellen an die Rathschläge, und bei Münzveränderungen an das Gutachten des Parlaments gebunden sein*). Außerdem wurde auf Abschaffung aller Gesetze über das Episcopat gedrungen, und vorgeschlagen, daß die Schlösser zu Edinburg, Dumbarton und Stirling nur Einheimischen anver-

*) Ranke, a. a. O. Bd. II. S. 364 ff.

traut werden dürften. Auf die Nachricht von diesen Vorgängen ließ Karl das Parlament vom November 1639 bis zum Juni 1640 vertagen. Darüber führten die Schotten laute Klage, betrachteten die Maßnahme als eine Verletzung des Vertrages von Berwick, und beschlossen den Krieg zu erneuern. „Man muß diese Leute mit Peitschenhieben zur Vernunft bringen," sagte Wentworth. Er hielt das Benehmen der Schotten für so augenscheinlich verbrecherisch und empörend, daß er glaubte, ganz England müsse seine Entrüstung theilen und bereitwillig seinem Könige zu Hülfe kommen. Deshalb rieth er diesem zur Versammlung eines Parlaments, worein Karl zwar endlich willigte, um Geld zum Kriege zu erhalten, aber ungern und mit dem festen Entschluß, sobald sich Widerspenstigkeit zeige, auf das Strengste einzuschreiten.

Die Berufung eines Parlaments nach elfjähriger Unterbrechung erfüllte England mit Staunen und Freude. Die Wahlen wurden indeß, obschon es die meisten unverständig fanden, den Schotten das Episcopat durch Krieg aufdringen zu wollen, in einem gemäßigten Sinne getroffen, wenn auch einige heftige Puritaner durchkamen; im Ganzen war man Willens die Mißbräuche abzuschaffen, ohne die Ruhe des Landes in Gefahr zu setzen. So trat das Parlament am 13./23. April 1640 zusammen, und nahm, anstatt sich sogleich in Geldbewilligungen einzulassen, zunächst die alten Beschwerden wieder vor; man forderte Sicherheit der Religion, des Eigenthums und der parlamentarischen Freiheiten. Doch ließen sich die Gemeinen bald bewegen, die Forderung des Königs, die etwa achthunderttausend Pfund Sterling betrug, in Berathung zu ziehen; immerhin durfte man auf einen günstigen Ausgang rechnen, als die trotzige Erklärung des Staatssecretärs Harry Vane, daß der König nichts nehmen werde, wenn man nicht die ganze Summe zugestehe, Alles verdarb. Die Debatten wurden heftiger, man drang neuerdings auf vorherige Abstellung der Beschwerden, und als dabei so kühne Reden zum Vorschein kamen, wie sie bisher im Unterhause noch nicht gehört worden: da bediente sich der König des schon oft versuchten Mittels — er hob die Sitzungen schleunig auf (5. Mai), und ließ die kühnsten Sprecher ins Gefängniß werfen. Doch gewann er damit nichts, vielmehr regte er die Gemüther nur immer tiefer auf. Tumulte an allen Enden der Hauptstadt verkündigten die allgemeine Gährung; in einer Nacht ward der Palast des Erzbischofs Laud von etwa fünfhundert Aufrührern bestürmt; gegen zweitausend andere drangen in die St. Paulskirche, als die hohe Commission daselbst Gericht hielt, warfen alle Bänke um, und riefen laut: „keine Bischöfe, keine hohe Commission!"

So ganz von seinem Volke verlassen, sah sich der König in die Nothwendigkeit versetzt, von seinen Ministern, Hofleuten und Geistlichen Geld zu leihen oder als freiwillige Gabe zu empfangen. Die Lords bewilligten ein Darlehen von zweimalhunderttausend Pfund. Für das Zusammengebrachte wurden neunzehntausend Fußsoldaten und zweitausend Reiter ausgehoben; da sich aber die Einwohner an vielen Orten der Recrutirung, die auf alle Grafschaften vertheilt worden war, widersetzten oder dieselbe doch auf jede Weise erschwerten, waren die Schotten früher an der Grenze als der König. Bei Newburn an der Tyne stießen sie auf einen königlichen Heerhaufen von viertausendfünfhundert Mann, der in die Flucht geschlagen ward (28. Aug. 1640); worauf die englischen Truppen sämmtlich bis nach Yorkshire zurückwichen. Die Schotten führten in ihren Fahnen die Inschrift: „für Christi Krone und den Covenant;" auf den Schall der Trompeten sammelten sich Morgens und Abends die Krieger, um Psalmen zu singen und ihre begeisterten Prediger zu hören. Die Führer erließen eine Erklärung, daß sie nicht herbeizögen gegen das englische Volk, sondern gegen den Erzbischof Laud, gegen die Papisten, Atheisten, Arminianer, sowie gegen die Bischöfe; und daß sie den Frieden herstellen wollten durch die Bestrafung der Ruhestörer von Israel, der Feuerbrände der Hölle, der Korah, der Bileam, der Doeg, der Rabschakeh, der Haman und Sanballat ihrer Zeit. Zugleich sandten sie jedoch, wie das erste Mal, unterwürfige Botschaften an den König, und baten um einen friedlichen Vergleich. Karl, dessen Schatz schon wieder erschöpft, dessen Heer unzufrieden und meuterisch war, und der außerdem Verbindungen seiner unzufriedenen englischen Unterthanen mit den Schotten zu fürchten hatte, mußte die frühere Rolle zum zweiten Male übernehmen und Unterhandlungen mit den Aufständischen eröffnen.

---

5. Das lange Parlament.

Noch ehe der König mit den Schotten zum Abschluß kam, erhoben die Engländer neue Klagen. Die angesehensten Peers so wie die Stadt London ersuchten Karl, um aller Noth ein Ende zu machen, ein neues Parlament zu berufen; selbst Wentworth, den Karl kurz zuvor zum Grafen von Strafford erhoben hatte, und Laud, durch so viele erfolglose

Versuche entmuthigt, wollten nicht länger gegen den nachdrücklich ausgesprochenen Willen des Volkes streiten. Nicht ohne die größten Besorgnisse, und nach langen Kämpfen in seinem Innern, gab der König nach. Ganz England war gespannt auf die Entwicklung der Ereignisse, als das Parlament am 3. November 1640 eröffnet wurde. Die Auflösung der letzten Versammlung hatte Alles aufgebracht, und die Führer der Opposition waren entschlossen, nicht anders als nach großen Zugeständnissen und Gewährleistungen für ihre Rechte auseinanderzugehen.

Gleich der Beginn der Berathungen gab den Befürchtungen des Königs Nahrung. Zuerst ward der Graf Strafford, der große Abtrünnige von der Sache des Volkes, wie man ihn im Unterhause bezeichnete, als Feind des Vaterlandes und Hochverräther angeklagt. Der Minister kam so eben vom Heere zurück und trat in das Haus der Lords, um seinen Platz einzunehmen, als mehrere Stimmen ihm zuriefen, sich zu entfernen, bis man ihn hole. Er gehorchte, und als er nach Verlauf einer Stunde vorgelassen wurde, ward ihm befohlen vor den Schranken zu knien, worauf ihm der Siegelbewahrer ankündigte, daß die Lords in Folge einer Anklage des Unterhauses seine Verhaftung, bis er sich gereinigt haben würde, verfügt hätten. Das nämliche Schicksal traf kurz darauf des Königs zweiten Rathgeber, den Erzbischof Laud. Dem Siegelbewahrer Lord Finch und dem Staatssecretär Windebank war ein gleiches zugedacht, aber Beide retteten sich nach Frankreich. So war in wenigen Tagen der Staatsrath des Königs aufgelöst, während dieser seine Schwäche und die Rathlosigkeit seiner Anhänger durch Unthätigkeit vermehrte. Um so schneller schritt das Unterhaus vorwärts. Die Mitglieder, welche Monopole vom Könige erkauft hatten, wurden für unfähig erklärt, ihre Stimmen abzugeben, und verloren ihren Sitz im Parlament. Alle in den letzten Jahren erlassenen Beschlüsse der Sternkammer und der hohen Commission wurden vernichtet; alle Geistlichen, die wegen Nichtconformität ihrer Pfründen beraubt worden waren, erhielten dieselben zurück. Auch Prynne, Burton und Bastwick wurden in Freiheit gesetzt und überall jubelnd empfangen. Beide Häuser vereinigten sich, um die Erhebung des Schiffsgeldes und das ganze aus diesem hervorgegangene Verfahren für gesetzwidrig zu erklären; und alle Beamte, die an der Ausführung der von den Kammern verworfenen Maßregeln Theil genommen, sollten zur Rechenschaft gezogen werden. Hatte Karl vorher die verfassungsmäßige parlamentarische Gewalt nicht geachtet: so waren jetzt die Eingriffe des Unterhauses in die königliche nicht minder groß. Die Verhandlungen mit den Schotten nahm das

Parlament ohne Weiteres in seine Hand, und schloß, anstatt die Entfernung ihrer Truppen zu beschleunigen, wie der König gewünscht, einen Vertrag mit ihnen, wonach das schottische Heer bis zur Vollendung der Reform in Staat und Kirche in den nördlichen Grafschaften stehen bleiben sollte, gegen Unterhalt von englischer Seite und gegen eine Subsidie von 300,000 Pfund. In Betreff der Reform hatten sich die in der Hauptstadt befindlichen schottischen Commissäre mit den Führern der Opposition bereits verständigt, um auch in England die Einführung der Presbyterialverfassung durchzusetzen. Eben dahin ging die Stimmung im Volke. Mehrere Grafschaften, achtzehnhundert Geistliche und funfzehntausend Einwohner von London reichten Bittschriften um eine gänzliche Kirchenverbesserung in diesem Sinne ein, und ehe noch darauf geantwortet war, fand man schon eine Menge Bilder, Altäre und Crucifixe vom Pöbel zerschlagen.

Karl, von allen Freunden verlassen, sah kein anderes Mittel die Gegenpartei zu entwaffnen und zu gewinnen, als wenn er sich mit Denen willig vereinigte, die er bekämpfen zu schwach war. Er bildete ein neues Ministerium aus Mitgliedern der Volkspartei, und gab seine Einwilligung zu dem Gesetze, daß künftig Tonnen- und Gewichtgeld nur mit Bewilligung des Parlaments erhoben, und nach einigem Bedenken auch zu einer Bill, der zufolge wenigstens alle drei Jahre ein Parlament versammelt werden sollte. Für die Zustimmung zu der letzteren Verordnung, welche die Verfassung in einem wesentlichen Punkte änderte, votirte das Parlament eine Danksagung und das Volk bezeugte das Freudenfeuer und Jubelgeschrei seine Zufriedenheit. Das Verlangen, Strafford zu retten und der Kirche das Episcopat zu erhalten, hatte den König zu dieser Nachgiebigkeit bewogen; aber auch sie verfehlte das Ziel. Umsonst vertheidigte sich Strafford dreizehn Tage lang im Oberhause gegen die wider ihn erhobenen Anklagen so gründlich, daß kein einziger der vom Unterhause aufgestellten Punkte die Beschuldigung des Hochverraths rechtfertigte; er hatte nun einmal den allgemeinen Haß aller drei Königreiche auf sich geladen, und weiter Strebenden mochte es wichtig erscheinen, den König auf alle Fälle eines solchen Mannes zu berauben. Am Schluß der Verhandlungen sagte Strafford: „Mylords, gegenwärtig ist es mein Unglück, künftig möchte es das eure werden, und das Vergießen meines Blutes wird den Weg zum eurigen bahnen. Die Sache betrifft euch, euer Eigenthum, eure Nachkommen; die Abgeordneten des Unterhauses sagen, sie sprächen zur Vertheidigung des gemeinen Wesens gegen meine willkürlichen Gesetze; ich spreche ebenfalls zur

Vertheidigung des gemeinen Wesens gegen ihren Verrath. Etwas mehr hätte ich noch zu sagen, doch mir gebrechen Kraft und Stimme. Möchte ich der Pharus sein, der euch vor Schiffbruch rettet. Wälzet nicht Felsen in euern Weg, die weder Klugheit noch Vorsicht vermeiden können. In te domine confido, non confundar in aeternum.“ Da sich die Stimmung der Lords zu Strafford's Gunsten neigte, griffen die Führer der Opposition, von Leidenschaft und Parteisucht fortgerissen, zu despotischen Maßregeln. Pym brachte eine Bitte in das Unterhaus, den Grafen für überführt zu erklären, welche mit zweihundertvier Stimmen durchging. Die Namen der neunundfunfzig Mitglieder, die dagegen gestimmt hatten, wurden in den Straßen Londons angeschlagen, als Straffordianer, die bereit seien, zur Rettung eines Verräthers das Vaterland zu verrathen. Als die Ueberführungsbill (bill of attainder) den Lords überbracht war, rief der König beide Häuser vor sich, und sagte ihnen, daß er ihrem Verfahren den Lauf gelassen haben würde, wenn man bei den Gesetzen stehen geblieben wäre. Es sei ihm unmöglich, Strafford als Verräther zu verdammen, da er dessen Unschuld kenne, oder die Bill des Unterhauses zu bestätigen, obschon er wisse, daß der Minister seine Amtsgewalt übertreten; dafür werde aber seine Entsetzung und Entfernung eine hinlängliche Strafe sein. Vergebens. Eiferer und Nachsüchtige drängten vorwärts, und das Volk wurde durch allerlei Gerüchte aufgeregt; dahin gehörte, daß Strafford aus seinem Gefängniß im Tower befreit werden solle, wozu allerdings von Seiten des Königs ein Versuch gemacht worden, aber an der Festigkeit des Gouverneurs gescheitert war. Da nun die katholischen Peers sowie die Bischöfe von der Urtheilsfällung ausgeschlossen wurden, so erklärten von sechsundvierzig anwesenden Lords sechsundzwanzig den Grafen für schuldig (8./18. Mai 1641). Nicht einmal die Verwandlung der Todesstrafe in ewiges Gefängniß, noch einen Aufschub von einigen Tagen konnte der König erlangen. Endlich ließ sich Karl durch den Gewissensrath der Bischöfe bewegen, die Einwilligung zur Hinrichtung seines redlichsten Freundes und Dieners zu geben. Strafford ging mit großer Würde und Standhaftigkeit zum Blutgerüst. Nachdem er von Bruder und Freunden, die ihn auf dem letzten schweren Gange begleiteten, Abschied genommen und ihnen Grüße an seine abwesenden Lieben aufgetragen hatte, sagte er ruhig: „Nun ist es bald vorüber. Ein Hieb wird mein Weib zur Witwe, meine geliebten Kinder zu Waisen machen, und alle Guten, die mich bis hieher geliebt, von mir trennen. Gott sei mit ihnen allen! Ihm danke ich, daß er mir diese Ruhe im Tode gewährt, und daß ich mein Haupt

eben so kummerlos auf den Block legen kann, als ich es jeden Abend auf mein Ruhekissen legte.“ Strafford stand erst im neunundvierzigsten Jahre; seine Hinrichtung war ein Act der Politik, er vorzugsweise hatte den König in dem Gelüst der Unumschränktheit bestärkt, und nun unterlag er den gegnerischen Ideen, die er auf Tod und Leben bekämpft und denen der König sich jetzt unterwerfen mußte*).

Durch die Erfolge kühner gemacht, hatte das Unterhaus zugleich eines der wesentlichsten Vorrechte der königlichen Gewalt angegriffen, indem eine Bill durchging, vermöge deren das Parlament ohne seine eigene Zustimmung weder aufgelöst noch vertagt werden sollte. Eine zweite verordnete, daß die beiden verhaßten Gerichtshöfe, durch welche die Tudors das Volk beknechtet hatten, die Sternkammer und die hohe Commission, auf ewig abgeschafft würden. Und der König verstand sich dazu, auch diese Verfügungen zu genehmigen. In steigendem Eifer wurden Vorschläge zur Abschaffung des Episcopats entworfen; einer derselben, am 27. Mai eingebracht, ging wirklich im Unterhause bei der zweiten Lesung mit einer Mehrheit von einunddreißig Stimmen durch, und den parlamentarischen Gegnern des Königs würde auf diesem Wege schon jetzt die vollständigste Verbindung mit den immer zahlreicher werdenden Puritanern im Lande gesichert worden sein, wenn nicht die Bill fortan im Unterhause selbst auf immer größere Schwierigkeiten gestoßen wäre, und das Oberhaus gegen alle derartigen Anträge einen unüberwindlichen Widerwillen gezeigt hätte.

Rathlos nach Hülfe umherspähend, kam der König auf den Gedanken, nach Schottland zu gehen, um wo möglich seine schottischen Unterthanen durch Zugeständnisse aller Art zu gewinnen und sich ihrer Unterstützung gegen die Widersetzlichen in England zu bedienen. Das Parlament schöpfte Argwohn und suchte die Reise des Königs zu hintertreiben; da dieser aber unbeweglich auf seinem Vorsatz beharrte, vertagte sich die Versammlung, nachdem sie zwei Ausschüsse mit großen Vollmachten ernannt hatte, von denen der eine in London ihre Angelegenheiten wahrnehmen, der andere den König begleiten sollte. Vorher noch hatte sie die Auflösung des englischen Heeres, das seit dem letzten Einbruch der Schotten in Yorkshire eingelagert war und auf Bezahlung wartete, beschlossen, weil sich unter den Officieren eine reactionäre Stimmung zeigte und der König die Standquartiere der Truppen auf seiner Durchreise berühren mußte. Die nöthigen Summen wurden durch eine

*) Ranke, a. a. O. Bd. II. S. 490.

Kopfsteuer zusammengebracht. Auch die schottischen Truppen kehrten jetzt in ihre Heimath zurück. Am 14. August 1641 kam der König in Edinburg an, und fand hier ein eben so stürmisches Parlament, als er in London verlassen hatte. Anklagen und Rechtsforderungen drängten einander. Die Puritaner betäubten seine Ohren mit fanatischem Geschrei. Dennoch zeigte er sich freundlich, und wenn man auch seine Geschenke und Gunstbezeigungen meist für Ergebnisse der Nothwendigkeit nahm, so blieben doch seine Bewilligungen und sein Benehmen allmählig nicht ohne Wirkung auf die gemäßigter Gesinnten, und das Parlament erklärte bei seiner Abreise: er habe ihnen hinsichtlich der Religion und Freiheit vollständig Genüge geleistet und ein zufriedener König verlasse ein zufriedenes Land. Schon schöpfte Karl neue Hoffnungen, als ein unerwartetes Ereigniß Alles wieder zu seinem Nachtheil umwandelte.

Seit der Protestantismus in England herrschend geworden, hatten die Irländer nicht mehr bloß wie vordem über Bedrückung in politischen, sondern auch in religiösen Dingen zu klagen. Nur mühsam war der dadurch bedingte Aufstand unter Elisabeth's Regierung bewältigt worden. Jakob hatte sich angelegentlich mit den irländischen Angelegenheiten beschäftigt; aber auch er suchte auf dem Wege der Härte und Gewalt zum Ziele zu kommen, weil man Irland als ein erobertes, mithin rechtloses Land und seine Bewohner als Wilde betrachtete. Er löste die ganze Clanverfassung auf, die schon Heinrich VII. in der Art geändert hatte, daß die Privatfehden der Häuptlinge oder Lords, wie man sie nach englischer Weise nannte, abgeschafft und die Dienste und Abgaben, die ihnen ihre Unterthanen leisteten, geregelt wurden. Indeß war von diesen Bestimmungen mit Ausnahme des von Engländern bewohnten Theiles der Insel wenig durchgeführt worden. Jakob nahm nun den Häuptlingen ihre Gerichtsbarkeit, führte Gerichtshöfe und reisende Richter nach englischem Vorbilde ein, und vernichtete die Bretonischen Criminalgesetze, vermöge deren jedes Verbrechen durch Geldbuße gesühnt werden konnte. Ebenso ward die Erbfolge verändert; alles den Häuptlingen unmittelbar zugehörige Grundeigenthum wurde in Lehen der Krone verwandelt, und die von ihren Unterthanen bebauten Ländereien wurden diesen unter der Bedingung übergeben, den Gutsherren dafür eine jährliche Rente zu zahlen. Durch diese Maßregeln gelang ein Schritt, an dem die englischen Könige seit Jahrhunderten vergeblich gearbeitet hatten, die Macht der Stammhäupter zu brechen. Jakob blieb hierbei nicht stehen. Zuerst wurde die Provinz Ulster, von welcher immer der heftigste Widerstand gegen die englische Regierung ausgegangen war, den Einwohnern, die

vereinzelt in andere Theile der Insel versetzt wurden, entrissen und englischen Anbauern übergeben; und späterhin beschloß der König dieses Verfahren, wenn auch nicht ganz so umfassend, auch über die Küste zwischen Dublin und Waterford und mehrere anstoßende Grafschaften auszudehnen. Es wurden zu dem Ende Untersuchungen wegen mangelhafter Rechtstitel angestellt, und durch die unwürdigste Procedur anscheinend herausgebracht, daß fast alles Land der Krone gehöre. Zwar befahl Jakob drei Viertheile des Landes den Besitzern zu lassen, aber die Habsucht der Commissäre trieb dessen ungeachtet die meisten Eigenthümer von Heerd und Hof; die übrigen mußten zufrieden sein, nur ein Viertheil zu behalten. Kein Ansiedler durfte Irländer oder Katholik sein.

Um den Klagen der Eingeborenen über so willkürliche Eingriffe in ihr Eigenthum, die nach demselben Rechte über die ganze Insel ausgedehnt werden könnten, ein Ende zu machen, setzte Karl im Jahre 1628 in der Urkunde der Gnaden (charter of graces) fest, daß sechzigjähriger Besitz vor allen Ansprüchen sichern sollte; und wenn der König hier auf dem Wege der Milde und Versöhnung fortgegangen wäre, hätte er an der Dankbarkeit der Irländer leicht eine starke Stütze gegen die Schotten und Engländer erhalten können. Daß dies nicht geschah, lag vornehmlich an dem herrschsüchtigen und eigenwilligen Charakter Wentworth's, der das Land acht Jahre verwaltete und, obschon er Handel und Gewerbe emporbrachte, schwere Unzufriedenheit hervorrief. So konnte denn das Vorgehen des englischen Unterhauses und des schottischen Covenants in Irland nicht ohne großen Eindruck bleiben. Man glaubte mit gutem Grund, eben so viel Recht als jene zur Abstellung weit größerer, bereits Jahrhunderte lang drückender Uebel zu haben. Das Unternehmen schien nicht allzuschwierig, da das englische Parlament achttausend Krieger, die das Land bisher in Gehorsam erhalten, aus Mißtrauen gegen den König verabschiedet hatte. Im October erhoben sich die Bewohner der Grafschaften, in denen sich englische Ansiedler befanden, und wütheten mit Feuer und Schwert wider deren Eigenthum und Leben. Die Angegriffenen flüchteten eilfertig nach Dublin und in die übrigen Städte, wo ihnen königliche Besatzungen Sicherheit verhießen. Allmählig schlossen sich Leute von größerem Ansehen, namentlich mehrere Lords, an die Bewegung, und suchten dieselbe zu mäßigen und zu leiten. Vierundzwanzig Männer, Adelige, Geistliche und Bürger, traten an die Spitze der Aufrührer und verlangten im November, daß alle Strafgesetze gegen die Katholiken für Irland aufgehoben werden sollten, und daß dieselben zu

Aemtern zugelassen würden. Diese billigen Forderungen wies das englische Unterhaus, das nur für sich die Freiheit, für andere Tyrannei wollte, in schmachvoller Verblendung zurück.

Karl I. wurde bei seiner Rückkunft nach London vom Jubelrufe des Volkes begrüßt (25. November 1641); aber seine Gegner wußten diese Regungen der Treue und Ergebenheit bald zu unterdrücken, indem sie ihm den irländischen Aufstand zur Last legten und ihn des heimlichen Einverständnisses mit den Rebellen beschuldigten. Mit Schrecken hatten die Eiferer für Glauben und Freiheit die Abnahme der Begeisterung in ihren Reihen wahrgenommen; die Selbstsüchtigen unter den Führern der Opposition fühlten, daß sie zu weit gegangen um zurückzukehren, und daß sie durch heimliche Aufreizung der Schotten gegen den König Vergehen auf sich geladen, zu deren Rechtfertigung oder Vertheidigung sie noch weiter fortschreiten müßten. Kurze Zeit vor der Ankunft Karl's hatten die Sitzungen wieder begonnen, und die Volksmänner sorgten dafür, daß alsbald eine überaus heftige Vorstellung, die dem Könige überreicht werden sollte, in Vorschlag kam. Sie behauptete die Existenz einer Verbindung der Papisten, Bischöfe und Höflinge zum Umsturz der Verfassung, schilderte mit düstern Farben eine lange Reihe alter und verjährter Beschwerden, zeigte die Verdienste des Parlaments diese abgestellt zu haben, und war durch ihre Fassung mehr ein Aufruf an das Volk, sich um das Unterhaus zu schaaren, zu dessen Schutz und Rettung vor angeblicher Gefahr, als eine an den Souverän gerichtete Schrift. Die Gemäßigten widersetzten sich einem so aufregenden, durch die Verhältnisse nicht gebotenen Schritt aus allen Kräften; Cromwell aber erklärte offen (s. unten), daß von der Annahme sein Verbleiben in England abhänge, und viele Andere dachten ebenso über ihre Zukunft. Die Schlußdebatte, die am 22. November von drei Uhr Nachmittags die Nacht hindurch bis um zehn Uhr Morgens währte, wurde mit großer Erbitterung geführt, ergab aber die Annahme der Vorstellung mit 159 gegen 148 Stimmen; worauf am folgenden Tage mit einem Mehr von dreiundzwanzig Stimmen auch der Druck derselben, etwas bis dahin Unerhörtes, angenommen ward. Am 1. December wurde die Vorstellung dem König übergeben, der zum Widerstand gegen das Parlament entschlossen war. Das Volk aber wurde durch die Veröffentlichung in der That alsbald in offene Gährung versetzt; finstere Gerüchte kamen in Umlauf, es bildeten sich Vereine zum Schutz der Freiheit und des Glaubens, bewaffnete Pöbelhaufen durchzogen London, um die Abgeordneten zu beschützen, während sich Edelleute und Officiere um den König zu

Whitehall zur Vertheidigung seiner Person und Familie versammelten; der Haß der Parteien zeigte sich in häufigen Streitigkeiten und erbitterten Worten. Auch gegen die Bischöfe war der Grimm des Pöbels in dem Grade gestiegen, daß zwölf derselben dem Oberhause eine Erklärung überreichten: sie würden sich vorläufig nicht mehr in den Sitzungen einfinden, da dies nicht ohne Lebensgefahr für sie geschehen könne, aber auch alle Gesetze für nichtig erachten, die während ihrer Abwesenheit gegeben werden würden. Die Gemeinen ergriffen die Gelegenheit mit Freuden, alle diese Bischöfe des Hochverraths anzuklagen, weil sie sich das Recht angemaßt, durch ihre Abwesenheit die Handlungen des Parlaments zu unterbrechen, und entzogen durch deren Verhaftung, welche die Lords genehmigten, dem Hofe im Oberhause zwölf Stimmen.

Thörichter Weise ließ sich der König jetzt, statt bei dem bisherigen milderen Verfahren zu beharren und der Nation die Zweifel an seinen versöhnlichen Absichten zu benehmen, von der Königin und dem Lord Digby zu einem höchst unbesonnenen Schritte verleiten, der Ernst und Strenge zeigen sollte, aber sehr übel berechnet war*). Am 3. Januar 1642 erschien der Kronanwalt Sir Eduard Herbert im Oberhause, um im Namen des Königs fünf der kühnsten Sprecher des Unterhauses, Hampden, Haslerig, Hollis, Pym und Strode, des Umsturzes der alten Verfassung anzuklagen, während zu gleicher Zeit Boten ausgesendet wurden, ihre Papiere und Effecten zu versiegeln, und ein königlicher Waffenherold im Unterhause ihre Verhaftung forderte. Beide Häuser lehnten die Verhaftung von Parlamentsgliedern als ungesetzlich ab; doch erklärten die Gemeinen, die Angeklagten zum rechtlichen Verfahren stellen zu wollen. Der König beschloß seinen Willen am folgenden Tage in Person durchzusetzen, und erschien von einer Anzahl bewaffneter Cavaliere und einigen hundert Trabanten begleitet im Unterhause. Indessen hatten die Angeklagten bereits Nachricht von der Absicht des Königs erhalten und sich auf Befehl des Hauses entfernt. Das Gefolge Karl's blieb im Vorsaale zurück, während er selbst nur mit seinem ältesten Neffen, dem Prinzen Karl Ludwig von der Pfalz, der nebst seinem

*) The angry party would have been compelled to have given over all their designs for the alteration of the government both in church and state; if the volatile and unquiet spirit of the Lord Digby had not prevailed with the king, contrary to his resolution, to have given them some new advantage, and to depart from his purpose of doing nothing without very mature deliberation. Clarendon history of the rebellion etc. Vol. II. p. 324 ed. Basil.

jüngern Bruder Rupert nach dem Tode des unglücklichen Vaters in England Schutz gesucht hatte, in die Versammlung trat, und hier eine Rede hielt des Inhalts: daß er die Privilegien des Hauses auf keine Weise verletzen wolle, aber auf die Verhaftung der Angeklagten bestehen müsse, weil es für den Fall des Verraths kein Vorrecht gebe. Durch die Abwesenheit der Angeklagten war die Absicht vereitelt, und der König mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen. Beim Herausgehen verfolgten ihn trotzige Stimmen, die ihm Privilegium! Privilegium! nachriefen; es ward ein Beschluß gefaßt, der das Verfahren des Königs als unverträglich mit der Sicherheit und Freiheit des Parlaments bezeichnete, die Nothwendigkeit einer Genugthuung darstellte und eine hinreichende Wache zum Schutze der Versammlungen verlangte; und am Abend waren alle Bürger der City in Waffen, theils die fünf Parlamentsglieder zu beschützen, theils weil die Feinde des Königs das Gerücht verbreitet hatten, die Cavaliere wollten in der Nacht die Stadt an allen Ecken anzünden und die Bewohner niedermetzeln. Am 5. Januar vertagte sich das Unterhaus bis zum 11., nachdem es einen Ausschuß zur Sicherstellung der Parlamentsglieder niedergesetzt. Dieser bestimmte nach einigen Tagen im Einverständniß mit den Stadtbehörden von London, daß die fünf Angeklagten am 11. Januar aus dem Hause der City, in welchem sie Zuflucht gefunden, feierlich nach Westminster in die Sitzungen zurückgeführt werden sollten. Man wählte den Weg auf der Themse; sie war mit Boten bedeckt, in denen sich über zweitausend Bewaffnete befanden. Am Ufer marschirten zu beiden Seiten starke Abtheilungen der Stadtmiliz von einer unzähligen Volksmenge umgeben; und beim Anlanden wurden die Helden des Tages noch von viertausend bewaffneten Reitern empfangen, die aus Buckinghamshire herbeigeeilt waren, um die Unschuld und Freiheit ihres Repräsentanten, Sir John Hampdens, zu vertheidigen. Als der Zug vor Whitehall vorbei kam, riefen viele Stimmen überlaut: „Was ist denn aus dem Könige und seinen Cavalieren geworden, und wo sind sie hingekommen?" Dazwischen ward geschossen, getrommelt und Muthwille aller Art verübt. Ueberall zeigte sich ein Enthusiasmus für die Sache des Unterhauses, der dessen Führer die kühnsten Entschlüsse nicht mehr scheuen ließ.

Karl war nicht mehr in Whitehall, als seine Gegner im Triumph vorüberzogen. Nach dem Mißlingen des Versuches der Strenge hielt er sich bei der steigenden Gährung in London nicht mehr sicher, und begab sich am Vorabend des 11. Januar nach Hamptoncourt und von da nach York, um in den Provinzen neue Mittel des Widerstandes zu

suchen. Ehe er zu weiteren Maßregeln schritt, forderte er das Unterhaus noch einmal auf, eine vollständige Aufzählung alles dessen zu geben, was man verlange. Es war die Ausschließung der Bischöfe aus dem Parlament, die früher der König verworfen hatte, sowie eine andere unvollzogene Bill, daß die Krone nicht berechtigt sei, einen Engländer mit Gewalt zum Dienst im Heere oder bei der Flotte zu zwingen; ferner forderten die Gemeinen, daß der Befehl über die Land- und Seemacht nur Leuten gegeben würde, die das Parlament dazu vorschlüge, daß alle übrigen entsetzt, und die katholischen Lords aus dem Oberhause entfernt würden. Ohne die Antwort des Königs abzuwarten, der die beiden älteren Bills jetzt bestätigte, erließen die Gemeinen Befehle an die Commandanten der festen Plätze des Landes in ihrem Namen, und ernannten für jede Grafschaft einen Lordlieutenant, um alle waffenfähige Mannschaft wegen drohender Gefahren zu versammeln und einzuüben. Karl I., ungeeignet seinen Handlungen das rechte Maß zu geben, warf sich plötzlich wieder, um den Andrang für den Augenblick abzuwehren, in die äußerste Nachgiebigkeit, die den Eindruck der äußersten Schwäche erzeugen und ihr Ziel verfehlen mußte. Selbst über die letzten Beschlüsse, welche die ganze Verwaltung des Königreichs in die Hände des Parlaments bringen mußten, erklärte er sich sehr gemäßigt, und verlangte nur, daß die Bestellung der auf diese Weise mit Aemtern Betrauten auf eine gewisse Zeit beschränkt werden sollte. Ferner erbot er sich, alle noch obwaltenden oder entstehenden Streitigkeiten über die Liturgie der Erwägung des Parlaments zu überlassen. Aber unbefriedigt durch alle diese Zugeständnisse, erklärte das Unterhaus, daß seine Verfügungen über das Kriegswesen auch ohne Bestätigung des Königs Gültigkeit haben sollten, und daß jeder, der Gesetze bestreite, die von beiden Häusern angenommen worden, die Rechte des Parlaments schwer verletze. Das Oberhaus, das sich überhaupt seit der Versammlung des langen Parlaments äußerst schwach gezeigt hatte, trat auch diesen Beschlüssen bei, zum Theil eingeschüchtert durch die Drohungen der Volksmänner, und in der Hoffnung, durch Nachgiebigkeit die eigenen Privilegien zu erhalten; ja es begann sogar in der Initiative mit dem Unterhause zu wetteifern *).

*) Ranke, a. a. O. Bd. III. S. 16.

6. Der Bürgerkrieg.

Das Beginnen der Stuart's, die Herrschergewalt in derselben unbeschränkten Weise geltend zu machen, wie nicht lange vor ihnen die Tudor's, war an Karl's eigener Schwäche, seinem Geldbedürfniß und vornehmlich an dem Entwickelungsgange der öffentlichen Meinungen vollkommen gescheitert. Der König hatte sich seit dem Zusammentritt des langen Parlaments genöthigt gesehen, nach und nach so viele Zugeständnisse zu machen, als vernünftiger und rechtlicher Weise nur immer zur Sicherstellung der Freiheiten des Volks verlangt werden konnten; und wenn das Unterhaus trotz dem noch weiter ging und, großen Theils freilich aus unüberwindlichem und nicht unberechtigtem Mißtrauen, stets neue Forderungen stellte, so griff es seiner Seits die Verfassung nicht minder an, wie früherhin der König. So konnte diesem, als er endlich die Behauptung seiner Rechte mit den Waffen versuchte, die Ursache des Krieges nicht mehr allein zur Last gelegt werden. Die Volksmänner ließen sich vom Lauf der Ereignisse fortreißen, ein bestimmter Plan hatte sie nicht von Anfang an geleitet; jetzt aber waren sie entschlossen, dem Parlamente und, wenn es sein müßte, dem Unterhause die höchste Gewalt beizulegen. Die Umwandlung des Verhältnisses zwischen dem König und dem Parlament blieb den Gemäßigten nicht verborgen. Hatte die Opposition früher durch Flugschriften und Publicationen auf das Volk mit bedeutendem Erfolge gewirkt, so fehlte es jetzt auch nicht an Blättern royalistischer Tendenz; die Partei des Königs mehrte sich mit jedem Tage und ließ es an Petitionen und Bittschriften bei beiden Häusern nicht fehlen. Zweiunddreißig Lords und mehr als sechszig Mitglieder der Gemeinen begaben sich zum Könige nach York. Die Bewohner dieser Stadt boten ihm freiwillig ihre Hülfe an, und mehrere Provinzen im Westen und Norden folgten diesem Beispiel; wie denn Karl im Allgemeinen auf die große Mehrzahl der Landedelleute, die auf ihren Gütern der Parteiung fremd geblieben waren, zählen konnte. Um den Anhang des Königs zu schwächen, erging nun ein Beschluß des Parlaments: daß jeder, der dem Könige Beistand leisten oder auf seinen Befehl die Waffen ergreifen würde, für einen Feind des Vaterlandes zu achten sei. So rüsteten beide Theile, aber mit ungleichem Vortheil. Der König litt an großem Geldmangel und konnte kaum die Bedürfnisse seiner Tafel bestreiten; dagegen hatte sich das Parlament bereits in Besitz der Flotte, der Hauptstadt und aller Seestädte zu setzen

gewußt, und alle königlichen Einkünfte in Beschlag genommen. In London herrschte ein wahrer Freiheitstaumel; Viele glaubten der monarchischen Formen überhaupt nicht mehr zu bedürfen, man hielt sich reif für die volle Selbstregierung und war bereit, sie zu erkämpfen; die Bürger schickten so viel Silbergeschirr in die Münze, daß es an Leuten fehlte, die Gaben anzunehmen; die Weiber gaben willig ihren Schmuck, und die jungen Leute ließen sich wetteifernd zum Dienst einschreiben; an einem einzigen Tage meldeten sich über viertausend Mann. Mit den Schotten, die noch in Waffen waren, wurden Verbindungen eröffnet. Gegen solche Hülfsmittel waren die des Königs allerdings gering. Seine Commissarien reisten durch das Land von einem Edelhofe zum andern, um Geld zu sammeln; und die Königin, die sich kurz nach der Abreise Karl's von London größerer Sicherheit wegen nach Holland begeben hatte, verpfändete hier ihre Juwelen und erhielt dafür Geld und Schiffe; allein ein Theil der letzteren ward von englischen Kapern aufgebracht, so daß auch diese Hülfe unbedeutend blieb. Die auswärtigen Mächte konnten sich um die Händel nicht kümmern; die meisten waren in den dreißigjährigen Krieg verwickelt, und in Frankreich hatte überdieß Richelieu die innere Zerrissenheit England's nicht ungern gesehen, ja Anfangs den Covenantern Beistand versprochen; seit seinem Tode aber hatte man daselbst der Fronde halber genug mit sich selbst zu thun, um mehr als Rathschläge bieten zu können.

Da Karl eine definitive Antwort auf seine letzten Vorschläge verlangte, ließ ihm das Parlament im Juni 1642 neunzehn Artikel überreichen, durch deren Annahme eine Aussöhnung bewerkstelligt werden könne. Alle wichtigen Angelegenheiten sollten im Parlamente entschieden werden, Niemand im königlichen Rathe bleiben, als wer dem Parlamente gefiele, und der König nichts vornehmen können, ohne die Einwilligung dieses Raths; alle Beamten sowie die ersten Richter sollten durch das Parlament ein- und abgesetzt werden; die Glieder der königlichen Familie nur mit dessen Bewilligung sich verheirathen dürfen; auch die Liturgie und das Kirchenregiment sollten durch dasselbe geordnet werden. Der König selbst müsse seine Truppen entlassen und dürfe keinen Peer mehr ernennen, den papistischen Lords vielmehr ihre Stimmen nehmen, und die Wahl der Erzieher seiner Kinder dem Parlament überlassen. Es war dies eine neue sehr bedeutende Steigerung der Anforderungen, ein Versuch auch die Familie des Herrschers in die Abhängigkeit des Parlaments zu bringen, und überhaupt eine so tiefe Herabsetzung der königlichen Macht, daß Karl mit Recht antwortete, er würde hiernach höch-

stens noch das äußerliche Zeichen und der Schatten eines Königs sein. Er war entschlossen, lieber das Aeußerste zu versuchen. Das Parlament hatte keine andere Antwort erwartet, und viele seiner Mitglieder auch nicht gewünscht; aber die Furcht vor dem Bürgerkriege bei den gemäßigteren Gliedern des Unterhauses, und der Wunsch der heftigen, die ganze Schuld des Krieges auf den König zu werfen, ließ noch eine Bittschrift für den Frieden an Karl beschließen und absenden; worauf dieser erwiederte: sobald das Parlament ihm die Anstellung der Befehlshaber bei der Land- und Seemacht überließe und die Nothwendigkeit seiner Beistimmung zu allgemeinen Gesetzen anerkenne, wolle er Rüstungen und Werbungen einstellen und eine allgemeine Amnestie erklären. Nach Empfang dieses Bescheides beschloß das Parlament den Krieg, wählte einen Sicherheitsausschuß von fünf Lords und zehn Mitgliedern der Gemeinen zur Leitung der öffentlichen Vertheidigung, und befahl die Aufstellung eines Heeres von zwanzigtausend Fußgängern und viertausendfünfhundert Reitern. Karl forderte dagegen alle getreuen Unterthanen auf, sich zu Nottingham am 22. August bewaffnet bei ihm einzufinden. An demselben Tage ward die königliche Kriegsfahne mit der Inschrift „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist“ auf einer Anhöhe in der Nähe dieser Stadt aufgepflanzt und mit einer Wache von sechshundert Mann umgeben. Vielen galt es als eine übele Vorbedeutung, daß das Panier noch in derselben Nacht durch ein furchtbares Unwetter herabgeworfen wurde und erst mit vieler Mühe wieder aufgerichtet werden konnte. Während die Mehrzahl der Edelleute der Lehenspflicht gemäß sich mit ihren Vasallen und Untergebenen um die Fahne des Königs schaarten, strömten die Kaufleute, Bürger und freien Bauern nach den Sammelplätzen des Parlaments. Diesem verdankten sie die Befreiung von lastenden Monopolien, vom Schiffs-, Tonnen- und Gewichtgelde, und waren darum der festen Meinung, daß die Einsicht ihrer Abgeordneten sich auch jetzt auf dem rechten Wege befinden müsse. Noch eifriger waren die Puritaner, die sich selbst am liebsten die Heiligen nannten, und die Strenge ihrer Gesinnungen und ihres Wandels durch einfache Kleidung und kurz abgeschnittenes Haar auch äußerlich zu zeigen suchten, was ihnen von Seiten der Cavaliere den Spottnamen der Rundköpfe zuzog. Sie hielten die Religion durch die Absichten des Königs und den katholischen Aufstand in Irland auf das schlimmste bedroht; für die Einführung ihrer Kirchenverfassung, für die Vertheidigung ihrer Lehre Gut und Leben zu wagen galt ihnen für die höchste Pflicht.

Karl brach mit sechstausend Mann von Nottingham auf, und sein

Marsch längs den Grenzen von Wales vermehrte die Zahl um das Dreifache. Von Shrewsbury rückte er in der Richtung auf London vor. Das Heer des Parlaments, unter den Befehlen des Grafen von Essex, des Sohnes dessen, der unter Elisabeth hingerichtet worden war, ging ihm von Worcester aus entgegen. Bei Edgehill kam es zum Treffen (23. Oct. 1642). Die Ungeübtheit und schlechte Disciplin beider Heere brachte nur eine ungeschickte Verwirrung zuwege; indeß hatte doch der Prinz Rupert große Kühnheit gezeigt, beide Flügel der Parlamentstruppen waren aus dem Felde geschlagen, und Karl konnte seinen Weg nach London fortsetzen, während Rupert mit einigen Reiterhaufen voraneilte und bis an die Thore der Hauptstadt streifte. Aber das Unterhaus blieb fest; es hielt nicht nur seine Forderungen aufrecht, sondern erweiterte dieselben in Bezug auf die neue vom Parlament zu beschließende Kirchenverfassung, so daß die angeknüpften Unterhandlungen im Februar 1643 scheiterten; ja als sich späterhin in seinem eigenen Schooße Verlangen nach Frieden zeigte, ward (6. Juni 1643) ein Eid von jedem Mitgliede verlangt, „niemals zur Niederlegung der Waffen zu rathen, so lange die Papisten — wie man in religiösem Eifer die königliche Partei bezeichnete — im offenen Kriege gegen das Parlament begriffen seien.“ Inzwischen dehnte sich der Kampf über das ganze Königreich aus; jede Grafschaft, jede Stadt, ja jedes Dorf war in Factionen getheilt, die sich gegenseitig beraubten; überall wurde die schwächere Partei durch die stärkere gezwungen, für deren Sache beizusteuern. Viele Edelleute führten den Krieg von ihren befestigten Schlössern und Landsitzen aus auf eigene Hand. In der Gegend um Oxford, wo der König seine Winterquartiere genommen hatte, nachdem er nur noch wenige Meilen von London entfernt aus Mangel an Munition hatte umkehren müssen, ferner in den nördlichen Grafschaften, in Wales, Shropshire und Worcestershire schalteten die Royalisten; im Süden und im Osten bis nach York hin war das Uebergewicht des Parlaments entschieden. Doch wurde der Krieg noch ohne Wildheit geführt, wenn sich auch die Cavaliere ausgelassen und räuberisch zeigten. Ihre gegenseitige Eifersucht, ihr Ehrgeiz und Mangel an Gehorsam setzten dem Könige Hindernisse in den Weg, die das Parlament nicht kannte.

Dennoch schien sich der zweite Feldzug noch günstiger für die Waffen Karl's als der erste zu gestalten. Am 16. Mai 1643 schlug ein Haufe Königlicher einen fast noch einmal so starken Feindeshaufen bei Stratton, und am 18. Juni überfiel Prinz Rupert die Stadt Wycomb und machte in derselben zwei Regimenter nieder. Als sich ihm bei der

Rückkehr eine Abtheilung der Parlamentstruppen in den Weg stellte, zerstreute er dieselben nach einem heftigen Gefecht in der Ebene von Chalgrave, wobei Sir John Hampden tödtlich verwundet wurde; ein Verlust, der nicht bloß die Patrioten mit Schmerz erfüllte, denn obschon einer der ersten Gegner des Hofes, war er edler und gemäßigter als Viele, die nach ihm die Leitung der Angelegenheiten erhielten. Einen weit bedeutenderen Sieg erfochten die königlichen Truppen am 13. Juli bei Roundwaydown; Prinz Rupert nahm darauf am 26. Juli Bristol, die zweite Stadt des Königreiches, mit Sturm, und der König schickte sich an, Glocester zu belagern. Diese Stadt, die sich heldenmüthig vertheidigte, zu retten, zog Essex mit vierzehntausend Mann von London herauf. Bei seiner Ankunft brach der König sein Lager ab, und am 8. September hielt Essex seinen Einzug in Glocester. Aber auf seiner Rückkehr nach der Hauptstadt stellte sich ihm der König bei Newbury in den Weg, um ihn abzuschneiden (20. Sept). Die Schlacht währte mit großer Heftigkeit den ganzen Tag über; allein obschon die Royalisten ihre Stellung behauptet und Prinz Rupert die feindliche Cavallerie zersprengt hatte, zeigten sie doch kein Verlangen, am folgenden Morgen den Kampf zu erneuen, und Essex gelangte unangefochten nach London. Karl zog sich hierauf nach Oxford in die Winterquartiere zurück, und beschloß, da der Name des Parlaments eine so bedeutende Gewalt über die Gemüther des Volks ausübte, dem unfreien und aufrührerischen ein freies entgegenzusetzen, das auch als das rechtmäßige gelten würde, da er sich bei demselben aufhalten und dessen Vorschläge genehmigen oder verwerfen werde. Auf seinen Ruf fanden sich 83 Lords und 175 Mitglieder des Unterhauses in Oxford ein, während nur etwa zwanzig Peers und einige über zweihundert Gemeine in London zurückblieben. Denn die Masse der Gemäßigten, obgleich sie das frühere Verhalten sowie die Grundsätze des Königs verabscheuten und seinen Versprechungen mißtrauten, schloß sich ihm doch aus Furcht vor völliger Anarchie in dieser Krisis an*). Am 22. Januar 1644 wurde das Gegenparlament eröffnet.

Aber dennoch waren die Aussichten Karl's nicht glänzend. Seine Geldnoth war höher gestiegen als jemals, die nicht bezahlten Kriegsleute murrten, und die Bürger und Bauern, denen sie zur Last fielen, klagten noch lauter. Das Londoner Parlament dagegen half sich durch stets erneute Auflagen und überbot in dieser Hinsicht Alles, wodurch der König

*) Macaulay, a. a. O. Bd. I. S. 108 fg., 121.

früher das Volk gegen sich aufgebracht. Vordem, sagt Clarendon, hießen zwei Subsidien (etwa 150,000 Pfund) eine unerschwingliche Summe, jetzt erhebt man 1,750,000 Pfund. Bereits im November 1642 hatte das Parlament eine Abgabe von einem Zwanzigstel des Vermögens gefordert und seinen Commissarien Vollmacht zur Abschätzung ertheilt; nöthigen Falls sollten sie den Widerstrebenden mit Gewalt ihre Habseligkeiten bis zum Betrag der geforderten Summe wegnehmen und verkaufen und die Widersetzlichen einsperren. Im Mai 1643 wurden neue Verbrauchssteuern aufgelegt und immer weiter ausgedehnt; sie trafen Bier, Wein, Brantwein, Taback, Zucker, Fleisch, Salz, Hopfen, Leder, Glas und andere Gegenstände, und das begeisterte Volk, sonst zum Geben so schwierig, zahlte sie mit Freuden. Eine andere sehr bedeutende Hülfe für den bevorstehenden dritten Feldzug nahte dem Parlament in dem schottischen Heere. Als die Siege des Königs die Volksmänner in London in die dringendste Gefahr versetzten, hatten sie Bevollmächtigte nach Schottland gesendet, wo man die Früchte des frühern Aufstandes zu verlieren fürchten mußte, wenn die Volkspartei in England unterlag. Der Sieg des Parlaments zeigte dagegen auch Sicherheit für die schottischen Freiheiten und konnte, bei den auch in England immer weiter um sich greifenden puritanischen Meinungen, die presbyterianische Kirchenform über England ausdehnen. Es wurde ein feierliches Bündniß und Covenant beider Reiche abgeschlossen; als Zweck wurde angegeben: die Verfolgung der Unruhestifter, der Schutz des Lebens und der Autorität des Königs, die Aufrechthaltung der Reinheit der schottischen Kirche, und die Reformation der englischen dem Worte Gottes gemäß. Die Schotten wurden von ihren Geistlichen belehrt, daß in England der Herr Jesus bekämpft werde vom Antichrist und dessen Jüngern, daß der Fluch von Meros treffen müsse Alle, die nicht willig seien, dem Herrn zu helfen wider den Entsetzlichen. Beide Kirchen und Reiche, predigten sie ferner, segelten in einem Schiffe; Juda werde nicht frei bleiben, wenn Israel hinweggeführt werde in Gefangenschaft. Schon sei der Grund des Tempels gelegt, da England das große Götzenbild, die Prälatur, hinausgeworfen, und die Schotten seien berufen, in Gottes guter Zeit den Schlußstein darauf zu setzen; darum möge sich Jeder demüthig in Fasten und Gebet an den Herrn wenden. Nachdem der neue Covenant auch in London von beiden Häusern und allen Beamten beschworen war, führte Leslie im Januar 1644 zwanzigtausend Schotten über die Grenze.

Wie das Parlament in Schottland, hatte Karl in Irland Hülfe gesucht. Das Unterhaus, so sehr es die von den irischen Katholiken dro-

henden Gefahren übertrieben und zur Aufregung des Volkes benutzt hatte, war in demselben Maße lässig zur Unterstützung der dorthin gesendeten Truppen gewesen. Die Befehlshaber derselben, hierdurch unzufrieden gemacht, neigten sich zum Könige; und ebenso wandten sich die conföderirten Irländer, nachdem sie auch ihrerseits einen Covenant zur Vertheidigung des katholischen Glaubens sowie der Person und der Rechte des Souveräns geschlossen, an Karl I. mit einer Petition, in welcher sie erklärten, daß sie keine Empörung bezweckten, sondern nur durch Bedrückungen ihrer Religion, ihrer Ehre und ihres Eigenthumes, die alle menschliche Geduld überstiegen hätten, unter die Waffen gebracht seien, und ihn zur Beendigung des Kampfes um die Zusammenberufung eines Parlaments bäten; seine Feinde seien auch die ihrigen. So konnte es dem König nicht schwer werden, zunächst einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen und dadurch vorläufig einen Theil des Heeres für England verfügbar zu machen. Auch versprachen die Insurgenten dem Könige monatlich dreißigtausend Pfund zu zahlen. Trotz dieser Hülfe war das Jahr 1644 für den König unglücklich. Sir Thomas Fairfax, der für das Parlament schon in den früheren Feldzügen im nördlichen England mehrere Vortheile erfochten hatte, griff die irischen Regimenter, ehe sie zum Heere des Königs gestoßen waren, bei Nantwich an (25. Januar), und vernichtete sie völlig. Nachdem sich der Sieger dann mit den Schotten und einem neuen im Osten des Reiches für das Parlament zusammengebrachten Heere unter Lord Manchester vereinigt hatte, sollte er auf York marschiren, während Essex den König bei Oxford beschäftigte. Auch die königlichen Streitkräfte waren in zwei Armeen getheilt, von denen die eine bei der zuletzt genannten Stadt, die andere im Norden unter dem Befehl des Lord Newcastle stand. Dieser mußte vor den vereinigten, nunmehr weit überlegenen feindlichen Heerhaufen in den Mauern York's Schutz suchen, das alsbald umlagert wurde, während der König die ihm gegenüberstehenden Feinde durch Hin- und Herzüge und einzelne glückliche Gefechte ermüdete und schwächte. Auf die Nachricht der Berennung York's sandte er den Prinzen Rupert zum Entsatz mit allen Truppen, welche entbehrt werden konnten. Bei seiner Annäherung hoben die Generale des Parlaments die Belagerung auf, der Zweck seiner Sendung war erreicht; dennoch beschloß der heftige Prinz gegen den Rath vieler Erfahrenen in der Nähe der Stadt die Schotten nebst den Truppen des Parlaments anzugreifen. Jedes der beiden Heere, die sich auf dem Marstonmoor begegneten, zählte einige zwanzigtausend Mann. Erst um fünf Uhr Nachmittags begann das Treffen und um zehn Uhr waren

die Truppen des Königs völlig zersprengt (2. Juli). Den Ruhm dieses Tages hatte vor Allen der Generallieutenant Cromwell.

Oliver Cromwell stammte aus einer guten Familie, wiewohl sein Vater nicht reich war. Er war am 25. April 1599 zu Huntingdon geboren, war zu den Wissenschaften angehalten worden, hatte aber seine Jugendzeit in Ausschweifungen vergeudet und sich nur durch Raufereien berüchtigt gemacht. Nachdem er sein väterliches Erbtheil im Trunk und Spiel verschleudert hatte, sah man eine seltsame Bekehrung mit ihm vorgehen. Innere Unruhe ließ ihn nicht länger auf dem betretenen Wege fortschreiten, dem er sich minder aus Unsittlichkeit und Schwäche überlassen hatte, als aus jenem unbestimmten und ungestümen Drange, wie er bedeutenden Geistern oft innewohnt; er mischte sich nunmehr unter die hitzigsten puritanischen Eiferer, veranstaltete religiöse Clubbs, hielt seinen Hausleuten lange Predigten, und erbot sich, Allen, denen er sonst im Spiele Geld abgewonnen, dasselbe wieder herauszugeben. Er erbte darauf von einem Oheim eine Summe Geldes, verheirathete sich mit Elisabeth Bouchier, und zog sich auf das Land zurück, um ungestört seinen geistlichen Uebungen leben zu können. Als der König 1628 sein drittes Parlament berief, wurde er zum Abgeordneten seiner Vaterstadt gewählt, und besuchte die Sitzungen mit Eifer, wurde aber von Niemand besonders bemerkt, denn sein Wesen war weder auffallend noch anziehend. Im Ganzen machte er den Eindruck der Häßlichkeit, war schmutzig in seinem Anzuge, grob in seinen Sitten. Seine Stimme klang dumpf und unrein, und was er sprach, hing übel zusammen. Er selber mochte sich unter so glänzenden Rednern, wie damals das Unterhaus zählte, nicht gefallen; doch trieb ihn seine religiöse Ueberzeugung, mehrere der ihm verhaßten Bischöfe des Papismus anzuklagen. Aus demselben Grunde schien ihm die Tyrannei, welche Laud gegen die Puritaner in Anwendung brachte, so unerträglich, daß er mit vielen Gleichgesinnten nach Amerika auszuwandern beschloß. Schon lagen acht mit Unzufriedenen angefüllte Schiffe auf der Themse segelfertig, als das oben erwähnte unkluge Verbot des Hofes Cromwell zwang, das Fahrzeug zu verlassen, das ihn für immer vom Boden England's entfernen sollte. Danach verschaffte ihm seine streng puritanische Gesinnung Ruf und Verbindungen; aber es bedurfte trotz dem noch Umtriebe, um seine Wahl für Cambridge durchzusetzen, als das lange Parlament zusammentrat. Hier schloß er sich auf das engste an die Führer der Opposition, an seinen Vetter Hampden und an Pym, und sprach stets mit großer Erbitterung gegen den Hof. Als jene feindselige Vorstellung an den König vom Unterhause

angenommen worden war, sagte Cromwell im Bewußtsein dessen, was er gethan und ferner zu thun vorhatte, beim Herausgehen zu Lord Falkland: „Wäre die Bill durchgefallen, so hätte ich morgen Alles verkauft, was ich besitze, und England niemals wieder gesehen."

Bald darauf kam der Krieg zum Ausbruch und Cromwell erhielt auf sein Verlangen vom Unterhause ein Hauptmannspatent für die Anwerbung einer Reiterschwadron. Nachdem die ersten Gefechte die Ueberlegenheit der königlichen Truppen und namentlich ihrer Reiterei dargethan hatten, beschloß er 1643 dem Parlamente Krieger zu bilden, die durch moralische Stärke dem Muth, dem Ehrgefühl und der Entschlossenheit der Cavaliere gewachsen wären. Aus den Grafschaften im Osten, wo er früher gelebt und persönlich vielen bekannt war, brachte er vierzehn Schwadronen aus Freisassen, oder Söhnen solcher Leute, denen es auf Sold nicht ankam, zusammen; ihrer Gesinnung nach waren es harte und stolze Fanatiker wie Cromwell selbst. „Wenn ich dem König auf dem Schlachtfeld begegne," sagte er zu ihnen, „so drücke ich mein Pistol gegen ihn ab, wie gegen jeden andern; erlaubt euch euer Gewissen nicht dasselbe zu thun, so könnt ihr nicht unter meiner Führung kämpfen" *). Er gewöhnte sie an die strengste Disciplin, an die beste Sorgfalt und Pflege für ihre Waffen und Pferde, und führte sie als Oberst ins Feld. Nachdem er in den östlichen Grafschaften mit Eifer gekämpft, vereinigte er sich mit dem Heere Manchester's und stieß mit diesem zu Fairfax, einem Manne, der Ruf und Feldherrngaben besaß, aber sich vor Cromwell's durchdringenderem Geiste beugen mußte. Cromwell erwies ihm überall die größte Ehrerbietung, und erwarb sich dadurch dessen Vertrauen im höchsten Grade. Das der Soldaten hatte er längst. Sein rasches, durchgreifendes Wesen und seine unerbittliche Strenge erfüllte die Trägen eben so sehr mit Furcht, als sein belebender Zuspruch den Tapferen schmeichelte, und ungeachtet er erst in seinem dreiundvierzigsten Jahre das Kriegshandwerk ergriffen hatte, führte er dennoch bereits den Befehl mit der Einsicht eines längst erprobten Kriegers. Aber ein noch höheres Ansehen im Heere als diese Eigenschaften erwarben ihm sein religiöser Eifer, seine Predigten und seine politischen Ansichten.

Der wachsende Fanatismus nämlich hatte im Lauf des Krieges neben Katholiken, Episcopalen und Presbyterianern eine vierte Secte hervorgerufen, deren Ursprung indeß noch weiter rückwärts zu suchen ist. Die Anhänger derselben nannten sich Independenten, und wollten

---

*) Guizot, histoire de la révolution d'Angleterre, tome I. p. 335.

auch die Macht der presbyterianischen Geistlichen, ihre Synoden und Generalversammlungen nicht mehr anerkennen, da es gleichbedeutend sei, ob die Kirche von einem Papst, oder von Bischöfen, oder von einfachen Geistlichen tyrannisirt werde; die Religion sei ein rein Innerliches, und diesen Charakter innerer Freiheit müsse dieselbe auch nach außen zeigen. Jede christliche Gemeinde, die sich freiwillig in der Gemeinschaft des Geistes zusammenfinde, stehe unabhängig (independenter) von allen andern Kirchen unmittelbar unter Christus, und sei selbst die ganze und vollkommene Kirche. So lange nun die Presbyterianer gegen die Episcopalen kämpften, hatte sich diese innere Spaltung im Schooße ihrer Partei nicht gezeigt; jetzt erst, nachdem die bischöfliche Kirche für überwunden zu erachten war, traten die Independenten rückhaltslos mit ihren Forderungen hervor, und erhielten eben durch Cromwell einen bedeutenden Vertreter ihrer Meinungen im Parlament und im Heere. Noch weiter sogar als die Independenten gingen die sogenannten Levellers, die nicht einmal die Zusammenfassung der Gemeinde anerkannten, sondern für jeden Einzelnen das unbedingte Recht religiöser Selbstbestimmung forderten, ohne jedoch in Abrede zu stellen, daß die gleichartige Selbstbestimmung ein Aneinanderschließen mehrerer herbeiführen könne. Sie traten hierdurch in den äußersten Gegensatz zu der in der katholischen Kirche herrschenden Ansicht, welche die geistige Einheit der ganzen Christenheit durch äußere Einrichtungen, gemeinsame Regierung und ein allgemeines Oberhaupt festhalten will. Dazwischen stand die Aristokratie der Episcopalen und die Demokratie der Presbyterianer, welche die Geistlichen von den Laien erwählen läßt, den Synoden derselben aber jedes Recht über die Kirche einräumt.

Parallel mit der Entwickelung der kirchlichen Parteien, und mit ihr verknüpft, lief die der politischen Factionen. War man zunächst bei der Eröffnung des langen Parlaments davon ausgegangen, die bisherigen Eingriffe des Königs in die Verfassung zu vernichten und dieselbe gegen künftige Angriffe sicher zu stellen: so hatten die Volksmänner diese Grenzen längst überschritten, um die Macht des Parlaments über die königliche zu erheben; in dieser Absicht hatten sie es bis zum Kriege kommen lassen. Aber dieser Krieg wurde ihr Verderben; denn eben hierdurch gaben sie den noch weitergehenden Meinungen Gelegenheit emporzukommen, weil jeder gewaltsame Kampf Extreme verlangt und dem, der die äußersten Maßregeln ergreift, der Sieg selten zu entgehen pflegt. Es kamen allmählig entschieden republikanische Ansichten und Interessen zum Vorschein, die in Einigen durch die begeisterte Erinnerung des

Alterthums entstanden, bei der Mehrzahl indeß aus den religiösen Anschauungen von Freiheit und Gleichheit hervorgingen; die Independenten waren zugleich Republikaner.

Inzwischen hatte sich die Entscheidung der Waffen wieder günstiger für den König gestellt. Essex war mit seinem Heere nach Cornwales, Devonshire und Somersetshire aufgebrochen, um den Royalisten diese Gegenden zu entreißen. Allein der König folgte ihm, schnitt ihm die Verbindung mit London ab, und schloß ihn endlich vollkommen ein, so daß sein Heer, nachdem er selbst entkommen war, capituliren mußte. Zu gleicher Zeit erhielt Karl erfreuliche Nachrichten aus Schottland. Jakob Graham, Marquis von Montrose, einer der treuesten und geschicktesten Anhänger des Königs, war verkleidet und nur von zwei Männern begleitet von dem Schlachtfelde auf Marstonmoor entkommen und hielt sich am Fuß der Grampianberge verborgen, bis ein von seinen Freunden in Irland geworbener Heerhaufe herüberkam; überdies erklärten sich mehrere der hochländischen Clans für den König; und Montrose besiegte nunmehr in vierzehn Tagen zwei gegen ihn ausgesandte Heerhaufen, besetzte Perth und erstürmte Aberdeen. Durch alle diese Erfolge glaubte Karl die Niederlage bei Marstonmoor wieder ausgeglichen und gedachte zum dritten Mal den Marsch gegen London zu richten. Aber das Parlament hatte bereits seine Truppen ergänzt, die Londoner Miliz trat in die Reihen des Heeres, und nachdem sich Lord Manchester, der aus dem Norden herbeigeeilt war, mit Essex vereinigt hatte, traten beide dem König bei Newbury am 27. October 1644 in den Weg. Das Gefecht wüthete hartnäckig und ohne Entscheidung bis Abends zehn Uhr, wo der König seinen Rückmarsch nach Oxford antrat.

Als das Parlament nach beendetem Feldzuge über den Zustand der Angelegenheiten rathschlagte, trat Cromwell auf und erklärte, daß ohne entschiedenere Maßregeln der Sache kein Ende gemacht, vielmehr nur der Haß des Volkes gegen das Parlament erregt werden würde; und ein sonst unbekannter Fanatiker Zouch Tate brachte, wahrscheinlich von Cromwell dazu bestimmt, ein Gesetz in Vorschlag, daß kein Parlamentsglied ferner einen Befehl im Felde führen solle. Dieser Vorschlag war vielen Gemeinen sehr willkommen, da sie schon lange mit Neid die vornehmsten Glieder des Oberhauses an der Spitze der Armeen gesehen hatten; im Grunde aber war Cromwell's Absicht, den Gemäßigten sowie den Presbyterianern, von denen die Revolution ausgegangen war, die executive Gewalt aus den Händen zu nehmen und die Armee ihnen gegenüber zu einer selbständigen Macht zu bilden. Trotz alles Wider=

standes, an welchem es besonders das Oberhaus nicht fehlen ließ, ging das unter dem Namen der Selbstverleugnungsbill bekannte Gesetz durch. Alle Peers, unter andern der Graf von Essex, mußten ihre Befehlshaberstellen niederlegen; und so kam das Obercommando in die Hände des Sir Thomas Fairfax, der nicht Parlamentsglied war. Eigentlich hätte nun auch Cromwell seine Stelle aufgeben müssen; allein viele stellten vor, daß dieser beim Heere unentbehrlich sei, und so geschah es, daß das neue Gesetz zu seinen Gunsten sogleich verletzt ward.

Auch die englische Kirche war bereits vollständig reformirt worden. Im Juni 1643 hatte das Parlament hundertundeinundzwanzig von ihm selbst erwählte Geistliche nach Westminster zusammenberufen, um die Angelegenheiten der Kirche zu berathen und zu ordnen, mit dem Vorbehalt, alle Beschlüsse dieser Synode nach seinem Gutdünken zu bestätigen oder zu verwerfen. Nachdem dann im September desselben Jahres der Covenant mit den Schotten geschlossen worden war, dessen Beschwörung indeß sechszehnhundert oder, nach Anderen, fünftausend englische Geistliche verweigerten, die deshalb ihrer Stellen entsetzt wurden, erging in Folge der Bestimmungen jener Synode im October eine Bill, welche die bischöfliche Verfassung sammt der Liturgie aufhob; alle Gemälde, Bildsäulen, Leuchter, Kreuze und Orgeln sollten aus den Kirchen entfernt, und alle Schauspielhäuser geschlossen werden; Niemand sollte Chorhemden und Priesterkleider tragen. Dagegen wurden Buß-, Bet- und Fasttage eingeführt. So weit stimmten Presbyterianer und Independenten in der Synode überein; als man aber zur Anordnung des Kirchenregiments fortschritt, erhoben die Letzteren hartnäckigen Widerstand; sie hatten das Joch der Episcopalkirche nicht zerbrechen helfen, um sich das der presbyterianischen auf die Schultern zu legen. Obschon ihre Zahl in der Versammlung nicht über zwölf bis funfzehn stieg, waren es doch sämmtlich versuchte Kämpfer des Herrn, in Disputationen ergraut, unermüdlich, starr und in fanatischer Anhänglichkeit an ihre Lehren durch frühere Verfolgungen bestärkt. Im Unterhause konnten sie auf die Unterstützung der damals mächtigsten Volksmänner, St. John's, Cromwell's, des jüngeren Vane, Selden's und Whitelocke's zählen. Länger als ein Jahr hielt ihre ausdauernde Beharrlichkeit die Beredtsamkeit und den Eifer ihrer zahlreichen Gegner hin; doch gelang es, sich über den Gottesdienst, die Feier der Sacramente, den Krankenbesuch und die Begräbnißceremonien zu einigen. Die vollständige Einführung der presbyterianischen Kirchenverfassung durch Parlamentsbeschluß verzögerte sich noch zwei Jahre. Inzwischen aber

hatte die befreite Kirche ein Werk der Rache für vormalige Bedrückungen verübt. Der Erzbischof von Canterbury, Laud, saß seit langer Zeit im Tower, und war fast vergessen, als das Parlament den Proceß gegen den alten und kranken Mann wieder vorzunehmen beschloß; die Anklage wurde dem ehemals auf Laud's Betreiben verurtheilten und mißhandelten Prynne übertragen. Wie sich voraussehen ließ, wurde er, mit noch größerer Verletzung der Rechtsformen als Strafford, zum Tode verurtheilt. Auch er ging den letzten Gang mit Würde und Fassung. „Niemand," sagte er auf dem Blutgerüst, „kann eifriger begehren mich aus der Welt zu schaffen, als ich selbst hinauszugehen wünsche." Für den König, für die Herstellung der Wahrheit, der Kirche und des Friedens betend, kniete er nieder, und legte das Haupt auf den Block, das mit einem Streiche herab flog (10. Jan. 1645).

Der König versuchte auch in diesem Winter Unterhandlungen mit dem Parlament; die Constitutionellen sowie die Presbyterianer, durch das wachsende Ansehen der Independenten erschreckt, waren einem Friedensschluß nicht abgeneigt, der das Uebergewicht in ihrer Hand gelassen hätte. Von beiden Seiten erschienen Ende Januar Abgeordnete zu Uxbridge. Die Presbyterianer verlangten vor allen Dingen die ausschließliche Herstellung ihrer Kirche; die Vertheidiger der politischen Freiheiten den Befehl über die Land- und Seemacht, die Verpflichtung des Königs, nach dem Frieden sieben Jahre hindurch alle Gesetzvorschläge des Parlaments zu bestätigen, und die sofortige Wiedereröffnung der Feindseligkeiten in Irland; endlich die Independenten St. John und Vane, eigentlich nur bedacht jeden Vertrag zu hindern, forderten unumschränkte Freiheit des Gewissens; ein Verlangen, wie es die Geistlichen ihrer Partei auf der Synode zu Westminster durchzusetzen bemüht waren. Trotz einiger Annäherungen war kein Weg der Verständigung aufzufinden, und so wurden auch diese Verhandlungen abgebrochen (22. Febr.), zumal da die Hoffnungen des Königs durch neue, von Montrose in den Hochlanden über den Grafen Argyle erfochtene Siege bedeutend gehoben waren.

Allein der Schauplatz, auf dem sich der Kampf entscheiden mußte, war doch England; und hier zeigte sich bald die Treue der Royalisten nicht mehr dem Fanatismus und der Ausdauer des parlamentarischen Heeres gewachsen, das jetzt der Selbstverleugnungsbill gemäß neu organisirt, und bei der raschen Ausbreitung der independentischen Grundsätze bereits zu zwei Drittheilen aus Anhängern dieser Partei zusammengesetzt war. Karl brach von Oxford gegen die Schotten auf, um sein

früheres Uebergewicht in den nördlichen Provinzen wieder zu erlangen, oder um sich mit Montrose in Verbindung zu setzen. Fairfax und Cromwell folgten auf Befehl des Parlaments dieser Bewegung, und erreichten den König am 14. Juni 1645 bei Naseby. In beiden Armeen stand die Reiterei auf den Flügeln, das Fußvolk in der Mitte; allein Karl war weit schwächer, und nur der Ungestüm der Cavaliere hatte auf eine Schlacht gedrungen. Prinz Rupert warf mit der Reiterei des rechten Flügels die Schwadronen des Parlaments in raschem Anlauf aus dem Felde; aber dieselbe Uebereilung, die in allen Treffen seine Erfolge vereitelt hatte, riß ihn auch hier fort, so daß er die Fliehenden bis zum Heeresgepäck verfolgte, statt das Centrum in der Flanke anzugreifen. Auch das Fußvolk des Parlaments schwankte, die Generale Ireton und Skippon waren verwundet, und es gelang dem Oberbefehlshaber nur durch große persönliche Tapferkeit das Gefecht zu erhalten. Aber schon nahte Hülfe; Cromwell, der auf dem rechten Flügel des Parlaments commandirte, war Sieger, und erschien in diesem Augenblicke mit seinen Schwadronen in der Seite und im Rücken des Königs. Karl, von Schrecken ergriffen, setzte sich an die Spitze des Garderegiments, seiner einzigen Reserve, um dasselbe gegen den neuen Feind zu führen, als der Graf von Karneworth sein Pferd am Zügel ergriff und ihn mit den Worten: „Wollen Sie sich tödten?“ seitwärts hinwegführte. Die Begleiter des Königs folgten diesem Beispiel, und das hierdurch entmuthigte Regiment kehrte plötzlich den Rücken. Vergebens gebot ihm der König zu halten, und Prinz Rupert erschien erst wieder auf dem Schlachtfelde, als es zu spät war. „Meine Herren,“ rief der König dessen Geschwadern zu, „noch ein Angriff, und der Tag ist wieder gewonnen.“ Aber Niemand folgte ihm. Verzweiflungsvoll erreichte er mit zweitausend Reitern Leicester. Seine Artillerie, seine Kriegsfahne, alle seine Papiere fielen in die Hände der Feinde. Mit dieser Schlacht war Alles verloren. Von Leicester floh Karl nach Wales und schickte seinen ältesten Sohn nach Frankreich, wohin die Königin, die während des Krieges wieder aus Holland herbeigekommen, bereits vorangegangen war. Er selbst, zu einem härteren Schicksal aufgespart, blieb um seine Krone zu retten. Aber Montrose, auf den er große Hoffnungen baute, ließ sich, nachdem er am 15. August bei Kilsyth seinen siebenten und glänzendsten Sieg über die Covenanter davon getragen hatte, und als schon die schottische Hauptstadt im Begriff war ihm ihre Thore zu öffnen, durch den General Leslie bei Philipphaugh so unvorbereitet überfallen, daß sein ganzes Heer zersprengt wurde und er sich selbst nur mit

Mühe in die Hochlande rettete. Die in England noch zerstreuten Heerestheile des Königs wurden nun von den Parlamentstruppen aufgesucht und vernichtet; Karl selbst war gezwungen mit einem kleinen Haufen unstät umherzuirren, bis er endlich (5. November) in Oxford wieder für eine kurze Winterfrist Zuflucht fand.

---

7. Karl's Gefangenschaft und Hinrichtung.

Die äußerste Noth trieb den König zu einem verzweifelten Entschluß, dem ähnlich, welchen einst seine Großmutter, die unglückliche Maria Stuart, gefaßt hatte, als sie ebenfalls von ihren empörten Unterthanen besiegt war. Wie jene sich damals zu den Engländern, obgleich auch diese ihre Feinde waren, begab: so wollte Karl zu dem schottischen Heere fliehen, und hoffte dasselbe immer noch günstiger als das Parlament zu finden. Beiden Entwürfen folgte derselbe tragische Ausgang. Als Cromwell und Fairfax zur Berennung Oxford's im Frühjahr 1646 heranzogen, verließ der König die Stadt, obschon sie wohl befestigt, mit hinreichenden Vorräthen und einer fünftausend Mann starken Besatzung versehen war, weil ihm nichts unerträglicher dünkte, als in die Hände der Parlamentstruppen zu fallen. In der Nacht des 27. April machte er sich, nur von Sir John Asburnham und dem Doctor Hudson, einem Geistlichen, begleitet, auf den Weg, und traf, langsam und auf Umwegen reisend, am 5. Mai im schottischen Lager vor Newark ein, in welcher Stadt sich noch eine königliche Besatzung befand. Obgleich bereits durch den französischen Gesandten Montreuil von der Absicht des Königs unterrichtet, stellte sich der Oberbefehlshaber, General Leven, sehr erstaunt über seine Ankunft; und da das Londoner Parlament auf die erste Nachricht von seiner Entweichung jedem den Tod gedroht hatte, der ihn beherbergen würde, so hielt man es für das Gerathenste, dasselbe sogleich in Kenntniß zu setzen. Denn wiewohl die meisten Officiere geneigt waren den König zu retten, so wollte man doch nicht mit den Machthabern zu London brechen. Indeß behandelte man den König mit Ehrfurcht, umgab ihn mit einer Ehrenwache, die zugleich sein Entfliehen verhindern sollte, und setzte sich gegen die Grenze in Bewegung, um ein so wichtiges Unterpfand gegen etwaige Angriffe der Engländer in Sicherheit zu bringen. Vielleicht wäre es dem König gelungen, das Vertrauen

der Schotten zu gewinnen, wenn er sich entschlossen hätte, das System der presbyterianischen Kirche unbedingt anzunehmen, wie es die Officiere und das Parlament in Edinburg dringend wünschten. Um ihn zu bekehren, begab sich der erste Geistliche der schottischen Kirche und Verfasser des Covenants, Alexander Henderson, persönlich zum Heere, das schon bis Newcastle zurückgegangen war, und disputirte schriftlich mit dem Könige, der seine Ansichten nicht ohne Würde und Geschick vertheidigte. Da er nicht nachgab, wurde allmählig seine Behandlung strenger, und die fanatischen Prediger, deren Reden er anhören mußte, wählten absichtlich Texte und Worte, die ihn kränken mußten. So begann ein Geistlicher, der zu Newcastle vor ihm predigte, nachdem er im Eingange heftig von gottlosen Regenten gesprochen, den einundfunfzigsten Psalm: „Was rühmst du noch, Tyrann, dich deiner Frevelthaten?" Worauf der König von seinem Sitze aufstand, mit lauter Stimme einen andern Psalm ankündigte, dessen Anfangsworte waren „Hab' Mitleid, Herr, ich bitte dich, sie wollen mich verschlingen," und die Freude hatte, daß die gerührte Versammlung wirklich den letztern Gesang anstimmte.

Karl's zähes Festhalten an der Episcopalkirche, von deren Wiederherstellung in Schottland er immer noch träumte, hatte in politischen und religiösen Gesichtspunkten ihren Grund; und in Betreff der letzteren konnte er sich, wie er sagte, nicht entschließen, sein Gewissen zu verletzen. Wenn sich hiergegen auch nicht viel einwenden ließ, so hatte er doch dem Parlament bereits mehrmals Zugeständnisse in dieser Richtung angetragen, und in seiner damaligen Lage mußte Weigerung als eine unerklärliche Verblendung erscheinen. Dieselbe Hartnäckigkeit setzte er den Forderungen des englischen Parlaments entgegen. Noch war der Augenblick nicht vorüber, wo eine offene und aufrichtige Vereinigung mit den Presbyterianern und der constitutionellen Partei ihn an die Spitze der Angelegenheiten zurückgeführt und ihm nur die Independenten als Feinde gegenüber gelassen haben würde. Als die Abgeordneten des englischen Parlaments, in dem die Presbyterianer noch immer die Mehrzahl bildeten, seinen Beitritt zum Covenant, die Vernichtung der bischöflichen Kirche, neue Gesetze wider Jesuiten und Papisten, Abtretung des Kriegswesens auf zwanzig Jahre und Anerkennung aller über die Anhänger des Königs beschlossenen oder noch zu beschließenden Maßregeln verlangten (24. Juli), wies er dieselben nach zehn Tagen Bedenkzeit zurück und begehrte eine persönliche Zusammenkunft mit dem Parlament zu Westminster.

Laut triumphirten die Independenten, daß sowohl der Bekehrungs-

versuch der Schotten als die Aussöhnungsabsicht des englischen Parlaments gescheitert sei; das Bestreben, die Person des Königs in ihre Hände zu bringen, schien hierdurch bedeutend erleichtert. „Was soll aus uns werden, da der König unsere Vorschläge zurückgewiesen hat?" fragte ängstlich ein Presbyterianer im Parlament, als die Gesandten die Antwort Karl's überbrachten. „Was wäre aus uns geworden, antwortete ein Independent, wenn er sie angenommen hätte?" Zunächst kam es darauf an, den König dem schottischen Heere zu entreißen; und die Independenten durften bei den hierüber im Unterhause entstehenden Debatten auf die Unterstützung der Presbyterianer zählen, da es diesen ebenso gefährlich als die Volksehre kränkend erscheinen mußte, den König nach Schottland hinwegführen zu lassen. So ward zunächst beschlossen, daß dem englischen Parlament das Recht zustehe, über den König zu verfügen; worauf die Schotten es nicht an Gegenvorstellungen fehlen ließen, und insbesondere bemerklich machten, daß Karl auch König von Schottland sei. Als das Unterhaus aber Anstalten traf, seine Absicht nöthigen Falls mit Waffengewalt gegen das schottische Parlament durchzusetzen, das im November 1646 zusammengetreten war, trug dieses Bedenken sich in einen so schweren Krieg zu verwickeln; zumal da die presbyterianische Geistlichkeit, durch Karl's Zurückweisung des Covenants beleidigt, sich leidenschaftlich gegen jede ihm günstige Maßregel erklärte. Nachdem daher das Parlament zu Edinburg seine Wünsche für Achtung der Person des Souveräns und seiner Kinder, sowie für Aufrechthaltung der bestehenden Regierung ausgesprochen hatte, erhielten die Befehlshaber des schottischen Heeres die Anweisung, den König den Engländern zu übergeben und nach Empfang von 400,000 Pfund schuldiger Hülfsgelder den Boden des Nachbarreiches mit ihren Truppen zu verlassen. Karl saß eben am Schachbret, als er diese, allerdings nicht unerwartete Nachricht erhielt, und hatte Fassung genug das Spiel ruhig zu beendigen. Am 30. Januar 1647 verließen die Schotten Newcastle, und die Engländer rückten ein; englische Commissäre und Wachen traten bei dem König an die Stelle der schottischen. Am 3. Februar fand die Abreise statt; Karl wurde nach Holmby in der Grafschaft Northampton in engen Gewahrsam gebracht; das Volk bezeigte überall große Theilnahme und drängte sich schaarenweis, jedoch vergeblich, herbei, um seinen unglücklichen Herrscher zu sehen.

So war denn der Kampf zwischen König und Parlament nach vierjähriger Dauer zu vollkommenem Triumphe des letztern entschieden. Aber das Heer, durch welches die Gemeinen gesiegt, war bereits im Be-

griff ihnen einen tiefen Sturz und gleichsam eine Vergeltung zu bereiten, wie sie dieselbe so rasch und so vollgemessen schwerlich geträumt hatten; und doch war das Heer dem Könige noch weit feindseliger gesinnt als sie selbst. Wir haben gesehen, wie die Partei der Independenten durch wenige aber ausgezeichnete Mitglieder sich während der Schwankungen des Krieges im Parlamente erhob, wie sie durch Tapferkeit und Fanatismus sich des Heeres zu bemächtigen wußte, und wie nun erst der König besiegt ward. Sobald man diesen in Holmby und das schottische Heer über die Grenze wußte, beeilten sich die Presbyterianer, die zur Befestigung ihrer Obmacht und Sicherheit nöthigen Maßregeln zu treffen; Anfangs März setzten sie vermöge ihrer, wenn auch nur noch unbedeutenden Majorität den Beschluß durch, daß die Armee, bis auf einige nach Irland und zu Garnisonen bestimmte Regimenter, verabschiedet und vorläufig aus der Nähe der Hauptstadt entfernt werden sollte; kein Mitglied des Unterhauses ferner sollte ein Commando führen dürfen, und unter dem Oberbefehlshaber kein höherer Rang als der eines Obersten zugelassen werden; alle im Dienst bleibenden Officiere endlich sollten den Covenant annehmen, und der vom Parlament festgesetzten Kirchenverfassung sich conformiren. Indeß hatte das Heer noch große Summen rückständigen Soldes zu fordern, die vom Parlament, trotz der unerhörten Steuern, doch so schnell nicht aufgebracht werden konnten; und die Independenten zögerten nicht, diesen Umstand verbunden mit der beschlossenen Heeresauflösung zur Aufreizung der Soldaten zu benutzen. Die entschlossensten Officiere und Gemeinen gaben zunächst eine Bittschrift ein, in welcher das gesammte Heer vollkommene Entschädigung für seine Dienste verlangte, und den Antrag machte, nur Freiwillige nach Irland zu senden; worauf die Presbyterianer im Unterhause durch eine Bill erklärten, daß die Bittschrift unstatthaft sei, und das Beharren auf diesem Wege als Meuterei betrachtet werden würde (30. März 1647). Nun erfolgte eine noch drohendere Gegenschrift von Seiten der Independenten, unterschrieben von mehr als hundertundfunfzig Officieren. Cromwell und seine Anhänger waren heimlich die Seele des ganzen Aufruhrs; allein der erste war so schlau in der Verheimlichung dieses Antheils, daß das Parlament eben ihn nebst einigen Anderen beauftragte, den Quellen der Widersetzlichkeit nachzuforschen und das Heer zu beruhigen, welches bereits zwei berathende Körperschaften, eine aus den Officieren, die andere aus je zwei Repräsentanten für jede Compagnie bestehend, gebildet hatte, um seine Interessen wahrzunehmen.

Noch war man in keinem Punkte zur Einigung gelangt, als plötz-

lich ein Akt äußerster Eigenmächtigkeit dem ganzen Stande der Angelegenheiten und der Parteien eine unerwartete Wendung gab. Am 2. Juni Abends wurden die Commissäre des Parlaments, die sich zur Beaufsichtigung des Königs in Holmby befanden, benachrichtigt, daß sich auf der in der Nähe des Schlosses befindlichen Harleston-Haide ein starker Reitertrupp zeige. Man ließ sogleich die Thore schließen und die Besatzung unter die Waffen treten, als die Reiter wirklich, gegen siebenhundert Mann stark, um Mitternacht unter den Mauern erschienen. Es wurde nach dem Befehlshaber und ihrer Absicht gefragt, worauf jene antworteten, daß alle commandirten, und einer der Ankommenden hinausrief: er nenne sich Joyce, sei Cornet im Regiment des General Fairfax und habe mit dem Könige zu sprechen. Der Commandant, Oberst Graves, befahl den Soldaten der Besatzung Feuer zu geben; allein diese begrüßten die Ankömmlinge als ihre Brüder und zogen das Fallgatter auf; die Reiter sprengten in den Hof, und sagten ihren Cameraden, sie kämen auf Befehl des Heeres, die Person des Königs in Sicherheit zu bringen, da man damit umginge, ihn (woran die Presbyterianer allerdings gedacht hatten) nach London zu führen, eine zweite Armee zu werben und den Bürgerkrieg von Neuem zu erheben. Der 3. Juni verging in Anordnungen und Berathungen; Abends um zehn Uhr trat Joyce, die Pistole in der Hand, in das Schlafgemach des Königs und theilte ihm den Zweck seiner Ankunft mit; Karl begehrte, daß die geheime Mittheilung ihm andern Tages öffentlich wiederholt werde. Am 4. um sechs Uhr Morgens erschien er auf der Treppe, die in den Hof führte, auf welchem die Reiter aufmarschirt standen. Er fragte nach ihrer Vollmacht, und als Joyce sich auf den Willen der Armee berief, antwortete er: „Das ist keine gesetzliche Autorität, ich kenne in England nur die meine, und nach ihr die des Parlaments. Habt ihr einen schriftlichen Auftrag von Sir Thomas Fairfax?“ Joyce entgegnete, daß Fairfax ein Glied des Heeres sei. „Hier steht meine Vollmacht,“ fuhr er fort, auf die Reiter weisend. „Sie ist deutlich und leserlich genug,“ erwiederte lächelnd der König. „Aber wenn ihr mich nicht ehrfurchtsvoll behandelt, und etwas von mir verlangen wollt, das meiner Ehre und meinem Gewissen zuwider ist, so werde ich mich nur mit Gewalt wegführen lassen.“ Alle betheuerten durch lauten Zuruf, daß dies keineswegs ihre Absicht sei; worauf der König in einen Wagen stieg, und der Zug sich nach Newmarket in Bewegung setzte. Joyce aber sandte einen Eilboten an Cromwell, auf dessen heimliches Betreiben er gehandelt, mit der erfreulichen Nachricht, daß der Streich gelungen sei.

Fairfax, äußerst überrascht, ging dem König mit seinem Generalstab in der Gegend von Cambridge entgegen; alle küßten ihrem Herrscher die Hand, nur Cromwell und Ireton hielten sich entfernt.

Die Presbyterianer im Parlament waren in der größten Bestürzung. Einen Augenblick glaubten sie bereits den König an der Spitze des Heeres zu sehen; und kaum wollten sie, hierüber beruhigt, sich neuen Hoffnungen hingeben, als sie erfuhren, daß die Truppen gegen die Hauptstadt heranzögen. Zugeständnisse, Geldbewilligungen, Versprechungen, Zurücknahme der Beschlüsse vom 30. März, nichts konnte dieselben aufhalten; und Fairfax ließ sich als willenloses Werkzeug der Officiere gebrauchen, die fast alle Independenten und Anhänger Cromwell's waren. Vergebens suchten die Häupter der Gemäßigten Werbungen anzustellen und ein Heer zu ihrem Schutze aufzubringen, obgleich das Volk und die Miliz von London ihnen durchaus geneigt waren. Die Armee verlangte, daß ihre Feinde, d. h. diejenigen, die jene Maßregeln gegen die Truppen vorgeschlagen oder vertheidigt hätten, vom Parlamente ausgeschlossen und bestraft würden. Als solche wurden die elf mächtigsten Häupter der Presbyterianerpartei, unter ihnen auch Hollis, angegeben. Es blieb denselben nichts übrig, als freiwillig auszuscheiden; aber die Armee hatte schon wieder eine neue Forderung in Bereitschaft. Um dem Parlament die letzte Waffe zu entreißen, ersuchte sie beide Häuser, das Commando der Londoner Miliz den übelgesinnten Leuten (d. h. den Presbyterianern) zu nehmen und solchen Männern zu übertragen, die sich im Kampfe für das Vaterland ausgezeichnet hätten. Schon hatten die betäubten Mitglieder des Unterhauses auch dies zugegeben, als die Bürger von London beschlossen, dem Heere und dem Parlament zu widerstehen. Ein neuer Covenant, durch den man sich in Gegenwart Gottes und mit Hintansetzung von Gut und Blut verpflichtete, den König nach Westminster zu bringen, damit seine Versöhnung mit dem Parlament bewerkstelligt werden könne, ward zu Skinnershall ausgelegt, und war in wenig Stunden mit Unterschriften bedeckt; eine Petition, die von einigen tausend Bürgern, Matrosen und ehemaligen Officieren von Essex' Armee übergeben wurde, ersuchte die Gemeinen um ihre Mitwirkung zu dem neuen Bunde. Diese schwankten einen Augenblick; aber die Independenten verlangten, daß jeder, der diesem Covenant beiträte, des Hochverraths schuldig erklärt werde; und schließlich entschied sich in diesem Sinne auch die Mehrzahl der Presbyterianer, in der Ueberzeugung, daß die Hauptstadt dem Heere doch nicht werde widerstehen können. Indeß am zweiten Tage darauf (26. Juli) zwang der Gemeinderath und die vor

den Thüren versammelte Volksmenge die Lords und die Gemeinen — das Oberhaus zählte nur noch sieben Mitglieder — die letzten Beschlüsse zurückzunehmen; worauf sich sämmtliche Independenten des Parlaments zum Heere begaben, um sich, wie sie sagten „der Wuth des Pöbels zu entziehen." Die Armee, erfreut einen solchen Vorwand zu finden, erklärte, daß das Parlament vor aller Gewaltthätigkeit sicher gestellt werden müsse. In der Stadt waren zehntausend Mann unter den Waffen, Kriegsvorräthe in hinreichender Menge, und die elf ausgestoßenen Mitglieder des Unterhauses bemühten sich die Begeisterung der Bürger zu erhöhen. Als aber Fairfax mit dem gefürchteten Heer unter den Mauern erschien, sank Allen der Muth. Gegen das Versprechen allgemeiner Sicherheit wurden die Thore ohne Widerstand geöffnet, Fairfax zog an der Spitze von vier Regimentern in die Stadt und führte die entflohenen Parlamentsglieder im Triumph auf ihre Sitze im Unterhause zurück (6. Aug. 1647). Am Tage darauf marschirten die übrigen Truppen unter Cromwell durch die ganze Stadt, und bezogen dann Quartiere in der Umgegend. Alles geschah mit der größten Ruhe und Ordnung. In allen Kirchen wurden Dankfeste für die wiederhergestellte Freiheit gefeiert. Die elf presbyterianischen Häupter suchten ihr Heil in der Flucht.

In den Tagen der Spannung zwischen Heer und Parlament hatten sich die Officiere wie die Presbyterianer in gleicher Weise um Karl's Beitritt zu ihrer Sache beworben. Allein die schwankende Gesinnung Karl's, seine Neigung zu geheimen Intriguen und die eitele Hoffnung, beide Parteien sich bald aufreiben zu sehen, hatte ihn auch bei diesem Anlaß verhindert, wie so oft, die günstige Wendung des Schicksals zu benutzen. Er wurde jetzt nach Hamptoncourt gebracht, und hier mit Achtung und Auszeichnung behandelt; seine Diener und mehrere seiner Anhänger erhielten Zutritt, und er fühlte sich heiterer und muthvoller im Glanze eines kleinen Hofes. Cromwell überlegte sorgfältig, auf welchem Wege nunmehr seinem Ehrgeiz die vollste Befriedigung werden könne, und im ersten Augenblick schien ihm eine Annäherung an den König große Aussichten darzubieten. Die Presbyterianer waren gestürzt, die Republikaner schienen ihm übertrieben und phantastisch. Mistreß Cromwell und Mistreß Ireton, deren Tochter, ließen sich dem König vorstellen, ihre Männer sah man häufig mit dem Könige im Park von Hamptoncourt, und dieser ließ es an Versprechungen nicht fehlen. Indeß konnte Cromwell's Schwenkung, so sehr er sie zu verbergen bemüht war, den scharfen Blicken der Republikaner und Independenten nicht entgehen, mit denen er bisher in der engsten Vertraulichkeit gelebt; selbst im Heere

verbreitete sich Argwohn, und als Cromwell sogar einmal nicht anstand im Parlament für den König zu sprechen, wurde ihm nach der Sitzung von seiner Partei Verrath und Lüge offen vorgeworfen. Zu derselben Zeit, wo so viel für ihn auf dem Spiel stand, erfuhr er durch seine Spione, daß der König im Geheimen mit den Schotten und Irländern unterhandele. Er äußerte seinen Unwillen gegen Asburnham. „Der König," sagte er, „ist ein Mann von Geist und Verstand, aber von unheilbarer Falschheit besessen; während er das Heer um Hülfe bittet, sucht er zugleich dessen Untergang herbeizuführen." Cromwell war übrigens, obgleich anfangs durch religiöse Begeisterung und Fanatismus emporgetragen, auf der jetzt erstiegenen Höhe bereits auf dem besten Wege, den König an Heuchelei bei weitem zu übertreffen. Inzwischen befand sich Karl durch die kurz zuvor ergangenen Anerbietungen beider Parteien in einer solchen Täuschung über seine Wichtigkeit, daß er damals zu Ireton, Cromwell's Schwiegersohn, nach anderen heftigen Reden äußerte: „ihr seid verloren, wenn ich euch nicht halte." Bald sollte der unglückliche Monarch aus seinem Wahne gerissen werden.

Zunächst trat eine Aufregung und Spaltung im Heere ein, die den Independenten das Uebergewicht zu entreißen drohte, wie sie es den Presbyterianern entrissen hatten. Unter den Kriegern hatten die Lehren der Levellers eben so schnellen Eingang gefunden wie vormals die der Independenten; die Schwärmerei der ersteren ging so weit, daß sie nicht bloß in religiösen, sondern auch in politischen Angelegenheiten jeden Zwang und jede Autorität verwarfen; alle Abhängigkeit und alle Verschiedenheiten des Ranges sollten verschwinden, und eine allgemeine Gleichheit wie der Stände und Personen so des Eigenthums und Vermögens eingeführt werden. An diese Partei, die den maßlosesten Wünschen und Bestrebungen Raum und Vereinigung gab, schlossen sich Abenteurer und Mißvergnügte aller Art; ein unheilschwangerer Geist bewegte die Masse, und hatte bereits an einigen Obersten eifrige und hochgestellte Vertreter gefunden. Am 1. November überreichten sechszehn Regimenter, unter ihnen auch diejenigen Cromwell's und Ireton's, durch ihre Repräsentanten dem Rath der Officiere zwei Schriften, die Angelegenheiten des Heeres und die Uebereinkunft mit dem Volke betitelt. Die erste enthielt ihre Beschwerden, die zweite eine neue Verfassung, nach welcher König und Lords ganz wegfielen. Es wurde dargethan, daß die Souveränetät einzig und allein beim Volke sei, welches sie durch seine Abgeordneten ausübe; doch dürfe auch durch diese die Gleichheit vor dem Gesetz, die Gewissensfreiheit und die Befreiung vom gezwungenen Kriegs-

dienste nicht verletzt werden. Die Wahlbefugniß müsse erweitert werden, und das Parlament sich alle zwei Jahr auf sechs Monate versammeln. Cromwell sah ein, daß Alles für ihn und seine Partei verloren sei, wenn es nicht gelänge, die meuterische Stimmung der Soldaten zu unterdrücken und das Heer zum Gehorsam zurückzuführen; schon hatten die Levellers gedroht, er solle mit seinem Kopfe für die Intriguen mit dem Könige büßen. Die Truppen forderten eine allgemeine Zusammenkunft, um dem General ihre Wünsche vorzutragen; aber Cromwell rieth klüglich zur Sonderung in drei verschiedene Abtheilungen, und seine Meinung wurde befolgt. Zur ersten Versammlung in Ware hatte man nur sieben der ruhigsten Regimenter beschieden, um sich zunächst dieser und dann mit ihrer Hülfe der übrigen zu versichern. Als Fairfax, von Cromwell und den entschlossensten Officieren begleitet, in ihrer Mitte erschien, bemerkte er mit Erstaunen das Cavallerieregiment Harrison und die Infanterie von Robert Lilburne, welche ohne Befehl und ohne Officiere erschienen waren, und an ihren Hüten die Inschrift „des Volkes Freiheit und der Soldaten Rechte" trugen. Ungeschreckt trat der General mit seinem Gefolge an einen Truppentheil nach dem andern, warf ihnen mit nachdrücklichen Worten ihr aufrührerisches Benehmen vor, versprach aber dagegen, wenn sie zum Gehorsam zurückkehrten, ihre Wünsche zu unterstützen. Sie gelobten sämmtlich Unterwerfung, auch Harrison's Reiter schreckte der Anblick des Generals in die alte Disciplin zurück; nur das Regiment Lilburne antwortete mit meuterischem Geschrei. Da trat Cromwell vor. „Reißt die Inschrift von euern Hüten," ruft er mit drohender Stimme; und als sie nicht gehorchen, stürzt er sich mitten unter sie und reißt mit überraschender Kühnheit vierzehn der ärgsten Schreier aus den Reihen. Auf der Stelle tritt ein Kriegsgericht zusammen; drei der Aufrührer werden zum Tode verurtheilt, und einer sogleich vor aller Augen erschossen. Still entfernten sich die Soldaten, und das Beispiel durchgreifender Strenge wirkte so kräftig, daß auf den beiden folgenden Versammlungen kein Widerspruch laut ward.

Während dieser Ereignisse war der König aus Hamptoncourt entflohen. Die zunehmende Stärke der Partei der Levellers, die ihn nicht anders als mit den Namen Ahab und Jerobeam, als das stete Hinderniß des Friedens und Quelle alles Blutvergießens bezeichneten, ja selbst von dem todten Hunde sprachen, der über die Seite geschafft werden müsse, erschreckte ihn nicht minder als die verschärften Sicherheitsmaßregeln, womit man ihn umgab; selbst Cromwell warnte vor einem Ueberfall der aufrührerischen Soldaten, sei es, daß er wirklich eine solche Ge-

fahr fürchtete, oder sich noch den Schein der Anhänglichkeit an den König geben wollte, obgleich er nach der Entdeckung jener geheimen Verbindungen Karl's mit Schottland entschlossen war ihn fallen zu lassen. Andere anonyme Briefe deuteten ängstlich auf meuchelmörderische Anschläge. Solchen Gefahren glaubte Karl nur durch die Flucht entgehen zu können. Am 11. November Abends entschlüpfte er glücklich mit seinem Kammerdiener Legge, mit Asburnham und noch einem dritten Vertrauten Berkeley aus Hamptoncourt. Ungewiß wohin er sich wenden sollte, entschied er sich endlich für die Insel Wight, um hier, vor Nachstellungen gesichert, sowohl seine geheimen Verbindungen als seine offenen Unterhandlungen mit dem Parlament fortsetzen zu können, da eine Flucht ins Ausland ein Aufgeben aller seiner Thronrechte in sich zu schließen schien. Oberst Hammond, erst kürzlich zum Gouverneur jener Insel ernannt, ein Schwiegersohn Hampden's und Cromwell's Vetter, nahm ihn ehrerbietig auf, wies ihm das Schloß Carisbrooke zum Aufenthalt an, und bat das Parlament um weitere Instructionen.

Indeß waren die Freunde des Königs in Schottland, an deren Spitze der Graf Hamilton stand, nicht unthätig gewesen; ihren Bemühungen war es endlich gelungen, den König zur Unterzeichnung eines geheimen Vertrages zu bewegen, auf Grund dessen sie ihre Landsleute für seine Rettung zu bewaffnen gedachten. Aber auch jetzt hatte Karl sich noch nicht entschließen können, in Hinsicht der Kirche nachzugeben; er wollte, hieß es, zwar den Covenant annehmen, aber nur versuchsweise auf drei Jahre. Diese Halbheit mußte von vorn herein die Schritte seiner dortigen Anhänger lähmen, wenn auch die Volksstimmung sich im Allgemeinen nicht ungünstig anließ, da selbst die puritanische Geistlichkeit, die den größten Einfluß in Schottland behauptete, sich seit dem Emporkommen der Independenten in England heftig gegen die letzteren ausgesprochen hatte. Nun aber ergossen sich die eifrigen Prediger nicht minder in Schmähungen über den Vertrag, den sie einen Abfall vom Covenant schalten, ein gottloses Bestreben, den Thron des Königs über jenen Christi zu erheben. Dennoch stand Karl nicht an, in blinder Hoffnung auf die demnächst zu erwartende Hülfe der Schotten vier Bills zu verwerfen, welche ihm das Parlament als Bedingung aller weiteren Verhandlungen über eine Aussöhnung am 24. December 1647 vorlegen ließ. Darin wurde für das Parlament, wie schon früher, die Leitung des Kriegswesens auf zwanzig Jahre und das Recht der selbständigen Versammlung und Vertagung gefordert.

Die Verwerfung der Bills wurde ein entscheidender Wendepunkt.

Denn ungeachtet auch die schottischen Commissäre, die zur Wahrnehmung der Interessen ihrer Nation in London waren, sich gegen jene Forderungen, wie gegen die ganze Behandlung des Königs, als dem Uebergabevertrage zuwiderlaufend, erklärt hatten: nahm man im Unterhause bei Empfang der Antwort des Königs die Miene an, wie wenn die Zurückweisung ein Verbrechen sei; und zum ersten Male traten die Absichten der revolutionären Partei rückhaltlos hervor. „Bedlam," rief Sir Thomas Wroth, „ist für Wahnsinnige, Tophet für die Könige. Ich schlage vor, den König in strenge Haft zu bringen, ihn anzuklagen, und das Königreich ohne ihn zu ordnen." Ireton fuhr fort: „Durch die Verweigerung unserer letzten Vorschläge hat Karl seinem Volke Schutz und Sicherheit verweigert; deswegen ist ihm auch dieses keinen Gehorsam mehr schuldig." Danach erhob sich Cromwell, um desto ungestümer die Würfel werfend, je mehr er zuvor gezögert und geschwankt: „Gott," sagte er, „hat des Königs Herz verhärtet; er ist nicht zu versöhnen, und nichts mehr von ihm zu erwarten. Die Stunde ist gekommen, wo das Parlament regieren und allein das Königreich retten muß; diejenigen, die euch bisher mit ihrem Blut vertheidigt haben, werden es auch ferner thun. Erklärt ihr euch nicht entschieden, so wird das Heer sich verrathen und verkauft glauben. Ueberlaßt es nicht seiner Verzweiflung, andere Mittel seiner Sicherheit zu suchen, als euch anzuhangen; denn welche Folgen ein solcher Entschluß für euch haben würde, zittere ich zu denken und überlasse ich euch zu beurtheilen." Er legte die Hand ans Schwert und setzte sich nieder. Die Gemäßigten waren von Schrecken gelähmt und gedachten seiner neu befestigten Macht über die Armee. Es ward beschlossen, da Karl die Gesetze, welche allein die Ruhe des Reiches herstellen könnten, verworfen habe, müsse das Parlament die Regierung auf die möglichst beste Weise anordnen; es solle mit dem Könige nicht weiter verhandelt werden, ja wer dazu Versuche mache, habe die Strafe des Hochverraths zu erwarten (3. Januar 1648). Einige Tage darauf verließen die schottischen Commissäre die Hauptstadt England's, während die Republikaner und insbesondere die Levellers laut über ihren Sieg triumphirten. Schutz und Unterthanenpflicht, erklärten sie wiederholt, bedingten einander wechselseitig. Karl habe bei seiner Thronbesteigung geschworen, die Rechte der Engländer zu schützen; indem er diesen Eid gebrochen, sei auch der Schwur der Treue gegen ihn aufgehoben. Er habe die Entscheidung auf das Schwert gestellt, aber der Gott der Schlachten habe wider ihn entschieden; so sei er verantwortlich für das vergossene Blut, und die Repräsentanten des Volkes hätten ihn darob zur

Rechenschaft zu ziehen. Um für die Zukunft ähnliches Unheil zu verhüten, müsse man das Königthum abthun, was nach vielen Stellen der Bibel ein verderbliches Institut sei, und eine Republik einrichten*). Das nachbarliche Beispiel der Niederlande mochte nicht wenige reizen. Auch Cromwell äußerte jetzt, um sich ganz mit seinen ehemaligen Anhängern auszusöhnen: die Ehren der Welt hätten ihn in schwachen Stunden verblendet, daß er das Werk des Herrn nicht deutlich gesehen; jetzt aber wolle er sich um so demüthiger zeigen und mit den Heiligen Gott um Verzeihung anrufen, daß er nach eigenem Vortheil gestrebt. Er versammelte die Häupter der Levellers sowie die der Independenten in seinem Hause zu Disputationen, wobei die heftigsten Meinungen noch freier als im Parlament zum Vorschein kamen. Darüber noch immer nicht völlig mit sich einig, welchen Weg er zu seiner persönlichen Erhebung einzuschlagen habe, erklärte er seinerseits ausweichend: er sei allerdings für die Republik, allein es würde Schwierigkeiten haben, diese Verfassung einzuführen. Dennoch wußte er die Eiferer so zu gewinnen, daß sie ihm bei seinem Abgange gegen die Royalisten, welche die Waffen von Neuem ergriffen hatten, aus den Thoren London's das Geleit gaben.

Ganz anders nämlich als im Parlament zeigte sich die Stimmung im Volke. Die Mehrzahl war entschieden für den König, und der Tyrannei des Militärs überdrüssig. In Schottland war es dem Grafen Hamilton gelungen, trotz aller Hindernisse, welche ihm Argyle und seine Partei in den Weg legten, beim Parlament den Beschluß der Aufstellung einer Armee von vierzigtausend Mann zum Schutz des Königthums und des Covenants durchzusetzen. Auf diese Nachricht erhoben sich die Royalisten von einem Ende England's bis zum andern; ein neuer Krieg war da, der nunmehr zwischen den Independenten und der Armee einerseits und den bereits mit einem Theil der Presbyterianer verbündeten Royalisten andererseits entscheiden mußte. Während Fairfax die Aufstände in der Nähe London's glücklich bekämpfte und unterdrückte, eilte Cromwell mit fünf Regimentern nach dem Westen des Reichs, wo die Royalisten zu Pembroke ihr Pannier erhoben hatten. Er trieb sie in die Thore des Schlosses zurück; aber obgleich die Fanatiker prophezeihten, die Mauern desselben würden einstürzen gleich denen von Jericho vor den Heerschaaren des lebendigen Gottes, leistete die Besatzung der unbedeutenden Feste vom Mai bis Juli 1648 den hartnäckigsten Widerstand; erst am 11. Juli ergab sie sich. Indeß waren die Rüstungen in Schott-

*) Lingard, Geschichte England's, deutsch von Salis, Thl. X. S. 348.

land durch den Widerstand der Gegenpartei sehr langsam von Statten gegangen; am 8. Juli überschritt das Heer, schlecht versehen und ohne Zutrauen zu seinen Führern, die Grenze. Als hier viertausend Cavaliere, die sich in den nördlichen Gegenden unter Sir Marmaduke Langdale gesammelt hatten, zu ihnen stoßen wollten, widersetzten sich die eifrigen Puritaner so hartnäckig, daß die Royalisten abgesondert marschiren mußten. Cromwell, obgleich nur neuntausend Mann stark, beschloß am 18. August den Angriff gegen die an Zahl weit überlegenen Feinde. Die Cavaliere, welche die Avantgarde bildeten, kämpften mit der größten Anstrengung und Aufopferung bei Preston sechs Stunden lang allein gegen die durch Kriegsübung und Fanatismus unbezwinglichen Truppen des Parlaments; vergebens baten sie die schottischen Befehlshaber um Hülfe, und als sie sich auf die Hauptmacht zurückziehen wollten, fanden sie die Brücke über den Ribble, der hinter ihrer Stellung floß, bereits in den Händen des Feindes und die Schotten in vollem Rückmarsch. Da setzte Langdale mit seiner Reiterei durch den Fluß, seine Infanterie mußte sich zerstreuen. Nicht zufrieden mit diesem Vortheil, verfolgte Cromwell die Fliehenden mit der größten Schnelligkeit und vernichtete einen schottischen Heerhaufen nach dem andern. Hamilton mußte sich am 25. August ergeben, Langdale wurde verkleidet eingefangen. Mit der Auflösung des schottischen Heeres endeten auch die royalistischen Aufstände in England. Colchester war der letzte Platz, den die Königlichen vertheidigten. Er mußte sich zuletzt an Fairfax ergeben, der auf Ireton's Antrieb zwei der ausgezeichnetsten Officiere der Besatzung, die schon früher im Dienst des Königs großen Ruhm erworben, Sir Charles Lucas und Sir George Lisle, als Rebellen zum Tode verurtheilen ließ. Sofort erhoben alle übrigen gefangenen Officiere Einsprache und verlangten ein gleiches Schicksal, weil es unbillig sei, daß nur jene für ein Verbrechen büßen sollten, an dem sie Alle gleichen Antheil gehabt. Vergebens; das Verlangen wurde abgeschlagen, das Urtheil an jenen beiden vollzogen. Lucas trat zuerst auf die Richtstätte, und gab selbst den Befehl zum Feuern. Als er fiel, sprang Lisle hinzu, küßte den Leichnam, und hieß die Schützen näher treten. „Seid unbesorgt, Sir," rief einer von ihnen, „wir werden euch schon treffen!" Lächelnd antwortete er: „Freunde, ich bin euch schon näher gewesen und ihr habt mich doch verfehlt." Einen Augenblick darnach streckten ihre Schüsse ihn todt zu Boden. Beide Hinrichtungen bilden einen Flecken im Charakter des Fairfax.

Die Presbyterianer im Parlament hatten sich seit der Erhebung Schottland's und der Royalisten von ihrem Schrecken erholt und ihr

Uebergewicht wieder erlangt; sie verkannten nicht, daß der Triumph der Independenten im Felde eine vollständige Niederlage für sie herbeiführen müsse; aber durch Unentschlossenheit und Trägheit vieler Glieder ihrer Partei blieben die kostbarsten Augenblicke unbenutzt und die wichtigsten in ihrem Sinne gemachten Vorschläge ununterstützt. Am 28. Juli wurde zwar die Bill vom 3. Januar widerrufen, und mit dem König zu unterhandeln beschlossen; aber es geschah nichts, um den Beschluß auszuführen. Als der Major Huntingdon am 3. August mit einer Anklage auf Hochverrath gegen Cromwell hervortrat, wagte Niemand zu reden. Obgleich auch die Stadt London sich lebhaft für den König verwandte, schritten die Presbyterianer nicht eher zu neuen Verhandlungen mit diesem, als bis die Nachricht vom Siege zu Preston sie aufschreckte. Fünf Lords und zehn Mitglieder der Gemeinen gingen nun nach der Insel Wight. Wiederum aber scheiterte die Aussöhnung an Karl's Hartnäckigkeit in Betreff des Episcopats; ungeachtet er sich bewußt sein mußte, die schottische Hülfe dadurch vereitelt zu haben, wollte er dennoch auch den englischen Presbyterianern ihre Verfassung nur auf drei Jahre zustehen. Hollis, der während der Abwesenheit des Heeres sammt den übrigen ausgeschlossenen Mitgliedern ins Parlament zurückgerufen worden, beschwor den König auf den Knien, die Bedingungen ohne Zögern anzunehmen; es handle sich nicht mehr bloß um seine Rechte, es handle sich um die Rettung der ganzen Verfassung und des Volkes von soldatischer Tyrannei. Umsonst; der König hatte wieder neue Luftschlösser auf den schwankenden Grund geheimer Verbindungen mit den irischen Katholiken gebaut. Am 28. November entließ der König die Commissäre des Parlaments mit einigen Zugeständnissen. Sein Haar war durch die Leiden der letztern Zeit ergraut, aber alle Unfälle hatten die ihm eigene Würde nicht zu beugen vermocht. „Ich glaube kaum," sagte er ihnen, „daß wir uns jemals wiedersehen werden. Doch geschehe Gottes Wille. Mit ihm habe ich Frieden geschlossen und will furchtlos ertragen, was er den Menschen mir anzuthun verstattet. Ihr aber müßt in meinem Untergang auch den eurigen sehen. Gott gebe euch bessere Freunde, als ich gefunden habe. Ich bin sehr wohl von den Verschwörungen gegen mich unterrichtet; nichts aber schmerzt mich mehr als die Leiden, die über meine drei Königreiche gebracht werden durch Männer, welche unter dem Vorwande des öffentlichen Wohls ihren eigenen Vortheil verfolgen."

Karl's Befürchtungen waren begründet. Zum zweiten Mal nahte

sich das fanatische Heer unter Fairfax der Hauptstadt, während Cromwell seine Siege bis nach Edinburg verfolgte. Täglich wurde den Soldaten gepredigt, daß der König so gut unter dem Gesetz stehe wie der geringste Unterthan und bei Verletzung seiner Pflichten mit demselben Urtheil gerichtet werden müsse; daß es gottlos sei, sein Heil noch länger von einem Monarchen zu erwarten, dessen Herz der Herr verhärtet habe. Dazu kamen die Vorstellungen einer allgemeinen Freiheit und Gleichheit. „Blut ist dem Lande ein Makel," sagten die Independenten, „und kann nach der heiligen Schrift nicht anders getilgt werden, als durch das Blut dessen, der es vergossen hat." Oberst Ludlow erklärte laut, nur Karl's Tod könne den Zorn Gottes besänftigen; und Ireton's Regiment reichte dem General Fairfax eine Bittschrift ein, jeden, der für den König sprechen oder handeln werde, als Verräther zu bestrafen, so lange derselbe nicht von dem Vorwurfe, unschuldiges Blut vergossen zu haben, freigesprochen sei. Ein zweites Regiment verlangte geradezu, den König vor Gericht zu stellen und einen Kriegsrath zur Abstellung der Leiden des Landes einzusetzen. Fairfax versammelte die Officiere seines Heeres zur Berathung über diese Petitionen, und das Resultat der Versammlung war eine lange und heftige Vorstellung, welche dem Unterhause am 20. November überreicht wurde, ganz jener ähnlich, die das Parlament an demselben Tage sieben Jahre zuvor an den König gerichtet hatte, um entschieden mit ihm zu brechen. Die Schrift begann mit einer langen Aufzählung von Uebeln, die größten Theils dem schlechten Benehmen der Parlamentsglieder zuzuschreiben seien; dann folgte das Verlangen, die Unterhandlungen mit dem Könige abzubrechen, ihn schleunig vor Gericht zu ziehen, und einen Zeitpunkt zur Auflösung des jetzigen langen Parlaments zu bestimmen. Die repräsentative Versammlung solle fortan die höchste Gewalt besitzen und den König wählen, der aber kein Recht erhalten werde, Beschlüssen des Parlaments seine Genehmigung zu verweigern. Das Oberhaus müsse aufgehoben werden, da die Lords nicht als Abgeordnete des Volkes betrachtet werden könnten. Als die Presbyterianer hierauf nicht sogleich eingingen, erschien der Oberst Cobbett am 30. November mit einigen Truppen auf der Insel Wight, um den König zum zweiten Mal in die Gewalt des Heeres zu bringen, und führte ihn nach dem Schlosse Hurst auf einem einsamen Felsen im Meere, der mit der Küste von Hampshire nur durch einen schmalen Damm verbunden ist. Zugleich ließ Fairfax mehrere Regimenter in London einrücken. Mitten unter den Waffen und Drohungen der

Soldaten bewiesen die Presbyterianer diesmal mehr Muth als früher. Obgleich der Beschluß, die Nähe des Heeres verletze die Freiheit der Berathungen, durch eine Minderzahl von elf Stimmen durchfiel, bewirkten sie doch die Annahme einer Erklärung: die Armee habe sich des Königs ohne Autorisation bemächtigt. Am heftigsten wurde die Debatte über den verlangten Abbruch aller Unterhandlungen mit Karl. Prynne, der berühmte Gegner Lauds, der von diesem und dem Könige so hart Verfolgte, sprach laut für den Thron. Endlich, nachdem die Discussion zwei Tage und eine Nacht gedauert hatte, erklärte ein Mehr von sechsunddreißig Stimmen, daß die Bewilligungen des Königs eine hinreichende Grundlage zur Herstellung des Friedens und zur Regelung der Verfassung abgäben (5. Dec. 1648).

Diese parlamentarische Niederlage bestimmte die Führer des Heeres zu gewaltsamen Maßregeln. Noch an demselben Tage entwarfen die Häupter der Independenten im Parlamente mit Ireton und anderen aus dem Hauptquartier herbeigekommenen Officieren eine Proscriptionsliste ihrer Gegner. Als die Mitglieder des Unterhauses am folgenden Morgen zur Sitzung gingen, fanden sie alle Zugänge und Treppen der Westminsterhalle mit Truppen besetzt. Am Eingang stand Oberst Pride, ein Papier in der Hand, neben ihm Lord Grey, der ihm die ankommenden Abgeordneten nannte. Einundvierzig Presbyterianer wurden verhaftet, die Uebrigen ließ man ein. Als mehrere fragten, in wessen Gewalt so verfahren würde, antwortete Hugh Peters, Caplan bei Fairfax: „in Gewalt des Schwertes." Am andern Tage wurden noch hundert und zwei andere Parlamentsglieder ausgeschlossen, und nur die erklärtesten Independenten, etwa fünfzig oder sechzig an der Zahl, zu den Sitzungen gelassen. So war die Partei der Presbyterianer vernichtet und die übrig gebliebenen Abgeordneten erklärten natürlich sofort alle mit dem Könige gepflogenen Unterhandlungen für ungültig. Cromwell war während aller dieser Vorgänge, wenn auch nicht unbetheiligt, doch abwesend. Nachdem er die schottische Grenze überschritten, war Argyle mit einigen Haufen zu ihm gestoßen, und die Royalisten, sowie Alle, die an der Expedition nach England Theil gehabt, hatten sich beeilt, einen Vertrag abzuschließen, der ihnen gegen Niederlegung der Waffen Sicherheit ihres Lebens und Eigenthums versprach. Nach mehreren geheimen Conferenzen mit Argyle ließ Cromwell zwei Regimenter in Edinburg und trat langsam seine Rückreise an. Bei seiner Ankunft in London fand er den Rath der Officiere eifrig beschäftigt, den errungenen Sieg

auszubeuten. Längst waren die Independenten überzeugt, daß das Leben des Königs mit ihrer Herrschaft und Sicherheit unverträglich sei; der Augenblick schien gekommen, offen mit dieser Ueberzeugung hervorzutreten. Nicht heimlich sollte er ermordet werden, sondern der Spruch des Parlaments sollte der Gewaltthat das Siegel der Rechtmäßigkeit aufdrücken und sie als den Willen des Volkes aller Welt verkünden. Am 22. December feierten die beiden Häuser den Fasttag. Hugh Peters predigte über das Thema: Moses, der die Israeliten aus Egypten führt. Unter Moses verstand er die rettenden Häupter des Volkes. „Aber wie ist," rief er, „die Rettung zu bewerkstelligen?" Nach einer theatralischen Pause fuhr er auf: „Nun hab' ich's durch Offenbarung! Die Armee muß die Monarchie ausrotten; nicht nur hier, sondern auch in Frankreich und in allen Ländern umher. Die Armee ist der aus dem Felsen gehauene Eckstein, der die Mächte der Erde in Stücke zerschmettern soll." Er verglich die „beispiellose That" mit der beispiellosen Geburt des Heilandes, und rief aus: „dies ist eine Zeit, um Beispiele zu machen" *). Am folgenden Tage trug der Rath der Officiere in einer langen Vorstellung beim Unterhause darauf an, den König als den „größten Delinquenten" auf den Tod anzuklagen. Nach einigem Widerspruch der Gemäßigteren in Beziehung auf die Heiligkeit der Person des Souveräns und auf die Unklugheit, durch solche Rache heftige Gegenwirkungen hervorzurufen, ging die Petition mit sechsundzwanzig Stimmen durch. Nur sechsundvierzig Abgeordnete waren zugegen. Darauf ward ein Ausschuß von achtunddreißig Mitgliedern ernannt, um ein angemessenes Verfahren aufzufinden; auf Vorschlag desselben genehmigte am 1. Januar 1649 das Haus eine Bill, kraft welcher verordnet wurde, daß es für Hochverrath zu achten sei, wenn der König sich mit Waffengewalt seinem Parlament widersetze, und daß ein Gericht die Frage entscheiden müsse, ob „Karl Stuart" dieses Verbrechens schuldig sei. Als die Bill, dem Geschäftsgange nach, an das Oberhaus geschickt ward (2. Januar), verwarfen die anwesenden Lords, zwölf an der Zahl, dieselbe einmüthig. Die Commons aber erklärten: sie selber seien genug, weil die Urquelle aller rechtmäßigen Gewalt bei dem Volke zu suchen sei, dessen alleinige Stellvertreter sie wären (4. Januar). Cromwell beharrte auf dem Wege der Heuchelei. Er versicherte, daß er über Gottes wunderbare Fügungen verwundert sei, und daß er den verabscheut haben

*) Vgl. Keightley, a. a. O. Bd. II. S. 261.

würde, der noch vor wenig Wochen von des Königs Absetzung gesprochen hätte; aber da die göttliche Vorsehung und die Nothwendigkeit die Versammlung auf diese Berathung gebracht hätte, könne er nichts thun als sich dem Willen des Herrn unterwerfen. Noch kürzlich habe er für die Wiedereinsetzung des Königs beten wollen; allein die Zunge habe ihm am Gaumen geklebt, ein deutliches Zeichen, daß Gott den König verworfen habe.

Indem diese Dinge alle Gemüther beschäftigten, verlangte ein begeistertes Weib aus Hertfordshire Gehör vor dem militärischen Rathe, sprach viel von gehabten Offenbarungen, und versicherte, daß der eingeschlagene Weg nach Gottes eigenem Zeugniß der rechte sei. Dies tröstete und beruhigte Viele, die bis dahin noch gezweifelt hatten. Der König ward von Hurst abgeholt, und erst nach Windsor, dann nach Whitehall geführt. Ungeachtet seiner Gefangenschaft war er bisher mit allen äußeren Ehrenbezeigungen, wie sie seinem hohen Range entsprachen, behandelt worden; das plötzliche Unterbleiben derselben machte einen tieferen Eindruck auf seine Stimmung, als sich erwarten ließ. Sonst hatte er Zeit gehabt, sich auf Alles vorzubereiten, und wenn er auch immer noch einige Hoffnungen hegte, war er doch auf das Aergste gefaßt, wie die Gedanken zeigen, die er um diese Zeit niederschrieb: „Der Tod behält seine Schrecken," heißt es unter andern, „mag ich ihn erleiden durch schnellen Mord, oder mit jener größeren Förmlichkeit, welche meine Feinde hinzufügen werden, um den Schein des Rechts über eine nach göttlichen und menschlichen Gesetzen verdammliche That zu verbreiten. Sie werden nie glauben, daß ihr Werk gedeihen werde, bevor sie es mit königlichem Blute begießen. Aber Gott wird sie nicht lange in dem Babel wohnen lassen, das sie auf meinen Gebeinen erbauen und mit meinem Blute kitten. Sie werden die Rächer meines Todes in ihrer eigenen Mitte finden. Jetzt scheint der Wille meiner Feinde einziges Gesetz, ihre Macht das Maß und ihr Erfolg der Prüfstein dessen, was sie Gerechtigkeit nennen; sie erwarten Sicherheit durch meinen Tod und vergessen, daß gerade dann die strengste Vergeltung hereinbricht, wenn den Menschen gestattet wird, ihre gottlosen Absichten bis ans äußerste Ende zu führen. Des Herrn Wille hat den meinen gezügelt; so werde ich ohne Rachsucht sterben, wie es einem Christen gegen seine Feinde und einem König gegen seine Unterthanen ziemt. Die harte Tyrannei meiner Gegner wird die Verleumdungen über meine eigene widerlegen, die halsstarrigsten und bösartigsten unter ihnen werden gestraft werden wie die Rotte Korah, und derselbe Pöbel, auf den sie ihre Plane gegen

mich, die Kirche und den Staat gebaut, wird sich in gerechter Verachtung ihrer schlecht gewonnenen und mißbrauchten Gewalt über sie herstürzen und sie verschlingen" *).

Die Gemeinen hatten auf den Vorschlag ihres Ausschusses hundertfünfunddreißig Männer ernannt, die über den König richten sollten, von denen sich aber kaum siebzig einfanden. Es waren nicht bloß Mitglieder des Unterhauses, sondern auch viele Officiere, mehrere Rechtsgelehrte und einige Andere, welche kein Amt in der Staatsverwaltung bekleideten. Alle Independenten, Levellers und Republikaner, auch Cromwell und Ireton hatten Sitz und Stimme in diesem hohen Gerichtshofe, wie er genannt wurde. Nach acht vorbereitenden Sitzungen versammelten sich die Richter am 20. Januar in der Westminsterhalle, um den König vor die Schranken zu rufen. Der Präsident, ein Advocat, John Bradshaw, ein Mann von strengen Sitten, aber heftigen und harten Gesinnungen, nahm auf einem erhöhten Sessel Platz, zu beiden Seiten saßen die Richter, diesmal dreiundsechszig an der Zahl, auf Bänken, welche mit Scharlachtuch belegt waren. Zu den Füßen des Präsidenten saßen zwei Schreiber an einem Tische, auf welchem Schwert und Scepter lagen; diesen gegenüber stand ein Stuhl für den König. Die Galerien waren mit Zuhörern dicht angefüllt. Bradshaw rief die Richter namentlich auf. Als er den General Fairfax nannte, der ebenfalls zum Beisitzer gewählt war, rief eine Stimme aus dem Zuschauerhaufen: „der ist zu klug um hier zu sein." Es war Mittag, als Karl I. in einer verschlossenen Sänfte zwischen einer doppelten Reihe der in den Straßen aufgestellten Soldaten an der Pforte erschien. Die Obersten Tomlinson und Hacker nebst zweiunddreißig Officieren geleiteten ihn in den Saal. Die Mitglieder des Hofes behielten die Hüte auf; auch der König entblößte sein Haupt nicht. Seine Haltung war fest und würdevoll. Nachdem er ruhigen und strengen Blickes rings umhergeschaut, setzte er sich nieder. Bradshaw erhob sich in demselben Augenblick. „Karl Stuart, König von England" — also begann er — „die Gemeinen des Reichs, im Parlament versammelt, tief durchdrungen vom Gefühl der Leiden, welche auf unsere Nation gefallen sind, haben beschlossen, den vorzüglichsten Urheber derselben vor Gericht zu ziehen. Deshalb haben sie diesen Justizhof errichtet, vor dem Ihr heute erscheint. Ihr werdet die Anklage hören." Als hierauf der Generaladvocat Cooke die Anklage der Gemeinen vortrug mit den Worten: „Im Namen des ganzen englischen Volks" — rief die-

*) Raumer, Geschichte Europa's, Thl. V. S. 272

selbe Stimme, die den Aufruf für General Fairfax beantwortet: „Nicht des vierten Theils!“ Der wachthabende Officier Oberst Axtell befahl Feuer nach der Stelle zu geben, woher die Stimme komme; und nun erkannte man Lady Fairfax, die, muthiger als ihr Gemahl, der das Verfahren gegen den König ebenfalls mißbilligte, den Richtern zu trotzen wagte. Nur mit großer Mühe konnte die Aufregung der Zuhörer gestillt werden. Dann erfolgte durch einen Schreiber die Verlesung der ausführlichen Klagschrift. Die ersten Worte, worin es hieß, daß dem Angeklagten die höchste Gewalt vom Volke anvertraut gewesen sei, unterbrach Karl mit der Bemerkung: er besitze die königliche Gewalt durch Erbrecht, sie sei ihm nicht (durch Menschen) anvertraut*). Am Schlusse, wo es hieß, er werde als Tyrann, Verräther und Mörder vor Gericht gezogen, ging ein ironisches Lächeln über seine ernsten Züge. Aufgefordert, die Klage zu beantworten, hob er an: „Ich wünsche zu wissen, durch welche rechtmäßige Gewalt ich hierher geführt bin. Nicht längst unterhandelte ich mit beiden Kammern: wir waren daran, den Vertrag abzuschließen. Wohl weiß ich, daß es viele Gewalten auf Erden giebt, auch die der Räuber und Straßendiebe; aber deren Macht kann keinen Anspruch auf Rechtmäßigkeit machen. Ich werde antworten, sobald ich von eurer gesetzlichen Autorität überzeugt bin.“ Der Präsident erwiederte: „Ihr würdet diese Autorität anerkennen, wenn Ihr aufmerksam gehört hättet, was vorgelesen worden ist. Der Gerichtshof verlangt von Euch im Namen des englischen Volkes, das Euch zum König gewählt, zu antworten; und wenn Ihr seine Rechtmäßigkeit nicht anerkennt, wird er dennoch gegen Euch vorschreiten. Unser Auftrag gründet sich auf die Vollmacht Gottes und des Reiches. Genügt Euch dies nicht, so genügt es uns.“ „England war niemals ein Wahlreich,“ lautete die Antwort des Königs, „und weder meine noch Eure Meinung darf hier entscheiden.“ Der Präsident brach die Sitzung ab. „Das Gericht hat Euch gehört. Man führe den Gefangenen fort,“ sagte er. Als dieser den Saal verließ, tönte der Ruf: Gott erhalte den König! vernehmlich aus den Reihen der Zuschauer.

Die zweite Sitzung, am 22. Januar, begann von Neuem mit Discussionen über die Befugniß der Versammlung, den König zu richten, die Karl wiederum in Abrede stellte. Als Bradshaw sagte: „Wir sitzen hier in Vollmacht der Gemeinen von England, denen Ihr wie alle Eure Vorgänger verantwortlich seid,“ erwiederte Karl: „Die Gemei-

*) Ranke, a. a. O. Bd. III. S. 292.

nen von England waren nie ein Gerichtshof, nennt mir einen ähnlichen Fall." Zornig entgegnete der Präsident: „Wir sind nicht hier um Eure Fragen zu beantworten, vertheidigt Euch über die Anklagepunkte." Worauf der König, zu den Zuschauern gewendet, sprach: „Erinnert euch, daß der König von England verdammt wird, ohne daß man ihm erlaubt seine Gründe zum Besten der Freiheit des Volkes auszusprechen;" und wie das erste Mal erhob sich der Ruf: Gott erhalte den König! Karl behauptete, daß seine Sache die des gesammten englischen Volkes sei; denn wenn das Haupt von rechtloser Gewalt getroffen werden könne, so seien die Anderen um so weniger sicher. In der Sitzung des folgenden Tages stellte er in Abrede, daß die ganze gesetzgebende Gewalt in den Gemeinen wohne, wenn die Lords und der König nicht dazu gezogen würden, und daß sie Anderen eine Gerichtsbarkeit übertragen könnten, die sie selbst nicht besäßen. Die Stimmung des Volkes für den Angeklagten ward täglich günstiger, und nöthigte die Richter ihr Verfahren zu beschleunigen. Am 24. und 25. Januar wurden zweiunddreißig Zeugen vernommen, welche beeideten, daß der König in mehreren Gefechten commandirt habe; worauf der Gerichtshof bei verschlossenen Thüren, ohne dem Angeklagten einen Vertheidiger beigesellt oder ihn überhaupt gehört zu haben, fast ohne alle Discussion seine Verurtheilung aussprach. Am 27. Januar ward dem Könige das Urtheil publicirt: „Nachdem das Gericht in seinem Gewissen überzeugt sei, daß er, genannter Karl Stuart, sich der ihm zur Last gelegten Verbrechen schuldig gemacht habe, verdamme es ihn als Tyrannen, Verräther, Mörder und öffentlichen Feind der Nation zum Tode durch Trennung des Hauptes vom Rumpfe." Vergebens bat der König um Gehör, vergebens forderte er vor dem vollen Parlament zu sprechen. Mit Gewalt rissen ihn die Soldaten von der Barre.

Wie übel berechnet auch so Manches in Karl's Leben gewesen war, so zeigte er doch in diesen letzten Tagen die würdigste Fassung und Besonnenheit. Als die Krieger, die ihn geleiteten, laut schrien: Gerechtigkeit! Hinrichtung! sagte Karl, die Aufrichtigkeit ihres Hasses bezweifelnd: „Arme Wichte! für ein wenig Geld würden sie ebenso mit ihren jetzigen Anführern verfahren!" Nur einer war unter den rohen Soldaten, der von Mitleid ergriffen ausrief: „Gott segne Eure Majestät!" Aber ein Officier gab ihm mit seinem Stock einen Hieb über den Kopf, daß er niederstürzte. Mit sanfter Stimme sagte der König: „Mich dünkt, die Strafe war zu hart für das Vergehen." Durch fortwährendes Beten hatte man den Fanatismus der Soldaten auf die äußerste Höhe zu stei-

gern gewußt; man erzählt sogar, daß nach gefälltem Urtheil Einige beim Transport dem König ins Gesicht spien; er soll sich des Erlösers erinnert und diese wie andere Mißhandlungen mit ergebener Ruhe ertragen haben. Aber wie in allen Zeiten schwerer Verhängnisse sich auch die schönsten Züge der menschlichen Natur im Gegensatz zur Ausartung der Leidenschaften kund zu thun pflegen: so sah man auch in diesen Tagen manche rührende Erscheinung. Vier ehemalige königliche Räthe, der Herzog von Richmond, der Marquis von Hertford und die Grafen von Southampton und Lindsay, stellten sich persönlich vor Gericht und sagten aus: sie allein seien als Rathgeber des unschuldig verurtheilten Königs an allen den Schritten schuld, die man ihm jetzt zum Verbrechen angerechnet habe, und nach dem Gesetz dafür verantwortlich; sie also solle man strafen. Aber sie wurden abgewiesen, da den Machthabern nicht an ihrem Untergange, wohl aber an dem des Königs gelegen war.

Nach Verkündigung des Urtheils verstattete man dem Könige nur noch drei Tage bis zur Vollstreckung desselben. Cromwell betrieb vor allen den Befehl zur schleunigen Hinrichtung. Während viele Mitglieder des Gerichtshofes fast mit Gewalt zur Unterschrift gezwungen werden mußten, war er heiter und scherzhaft, gleich als ob eine große Last von ihm genommen wäre. Schon in den letzten Sitzungen hatte er gelacht und Possen getrieben; nachdem er jetzt die Ordre unterzeichnet, strich er seinem Nachbar Harry Martin, einem eifrigen Republikaner, die mit Dinte gefüllte Feder ins Gesicht, der nicht zögerte ihm dasselbe zurückzugeben. Das waren die Empfindungen der neuen Machthaber in den Augenblicken der furchtbarsten Entscheidung. Andere Scenen zeigten die Zimmer von Whitehall. Man hatte dem Könige erlaubt, seine beiden jüngsten Kinder, die zwölfjährige Prinzessin Elisabeth und den noch vier Jahre jüngern Herzog von Glocester, die in England zurückgeblieben waren, zum letzten Male zu sehen. Er nahm den rührendsten Abschied und hatte auch noch den Trost, sich von seinem ältesten Sohn nicht verlassen zu wissen. Es traf ein Abgeordneter von diesem, der sich damals in den Niederlanden befand, mit einem Blanquet des Prinzen ein, welches die Parteihäupter mit ihren Bedingungen nach Belieben ausfüllen sollten. Aber auch hierauf wollten nur wenige eingehen. Karl hatte seine Blicke bereits von dem Weltlichen abgewendet und beschäftigte sich nur noch mit den Tröstungen der Religion, um mit derselben Ruhe, welche seine Großmutter Maria in der Halle von Fotheringhay gezeigt, in London auf das Schaffot treten zu können. Noch in der letzten Nacht erquickte ihn der sanfteste Schlaf. Am Morgen des Todestages (30. Jan.

1649) stand er früh auf, legte seine kostbare Kleidung an, und ließ sich von dem Bischof von London, Doctor Juxon, dem es in den letzten Tagen gestattet worden, den Monarchen zu besuchen, zur Blutbühne begleiten, welche unmittelbar am Schlosse von Whitehall errichtet war. Durch eine in die Mauer geschlagene Oeffnung trat der König heraus. Ringsum wogte eine unzählbare Volksmenge; aber mehrere Reiter= und Fußregimenter hielten die Haufen in weiter Entfernung. Er sah, daß seine Stimme den Raum nicht ausfüllen könne, und begnügte sich deshalb folgende Worte an den Bischof und den Oberst Tomlinson, der wie jener neben ihm stand, zu richten: „In Gegenwart Gottes," sprach er, „wälze ich die Verbrechen ab, deren man mich angeklagt. Nicht mir, sondern dem Parlamente fällt der Krieg zur Last. Es hat die Rechte der Krone verletzt, indem es den Befehl über das Heer forderte, indem es Werbungen anstellte, ehe ich einen Mann zu den Waffen rief. Ich verzeihe meinen Feinden, ich bitte Gott, daß er ihre Herzen zur Reue wende. Hätte ich in die willkürliche Herrschaft des Parlaments gewilligt und Alles nach der Gewalt des Schwertes ändern lassen, ich stünde nicht hier. Ich habe für mich eine gute Sache und einen gnädigen Gott." Hierauf begann der Bischof: „Jetzt ist nur noch ein Schritt übrig, er ist beschwerlich und schmerzlich, aber kurz, er bringt Sie von der Erde zu dem Himmel." — „Ich gehe von einer vergänglichen zu einer unvergänglichen Krone," fuhr der König fort; worauf der Bischof mit den Worten schloß: „Sie vertauschen eine irdische gegen eine ewige Krone. Der Tausch ist gut." Karl kniete nieder, und legte sein Haupt auf den Block. Ein Scharfrichter mit einer Maske trennte dasselbe mit Einem Hiebe vom Rumpfe, worauf ein anderer, gleichfalls verlarvt, es bei den Haaren ergriff, und mit den Worten dem Volke zeigte: „dies ist der Kopf eines Verräthers!" Bisher hatte sich das Volk nicht gerührt; das Ungeheure der Begebenheit und der schreckende Ernst der bewaffneten Gewalthaber hatten jede Zunge gefesselt; erst in diesem Augenblicke machte sich Unwille und Abscheu der gepreßten Herzen in einem langen und dumpf tönenden Murren Luft. Zwei starke Reiterabtheilungen zerstreuten die Menge nach verschiedenen Seiten. Cromwell, der dem Schauspiel aus einem Fenster zusah, sagte ruhig zu den Umstehenden: „Nun ist die Religion gerettet und die Freiheit von Tausenden gegründet. Die Grundpfeiler der englischen Republik sind befestigt. Laßt uns jetzt unser Leben daran wagen, den Staat blühend zu machen und die Ruhe von außen zu erhalten."

Der Leichnam des Königs blieb sieben Tage in Whitehall ausge-

stellt; dann wurde er dem Herzog von Richmond übergeben, der denselben mit dem Bischof Juxon und einigen anderen treuen Anhängern des Hingerichteten in stillem Trauerzuge in der St. Georgscapelle zu Windsor beisetzte. Von den auswärtigen Mächten waren nur von den vereinigten Niederlanden Vorstellungen zu Gunsten des unglücklichen Monarchen gethan worden, und von den Parteihäuptern hatte nur Fairfax Theilnahme für dessen Schicksal gezeigt. Um ganz sicher zu gehen, ließ Cromwell diesen am Tage der Hinrichtung durch den Obersten Harrison und andere Officiere durch endlose Gebete und fromme Gesänge so lange aufhalten, bis die That geschehen war. Karl war ein Mann von würdevollem Aeußern, ernstem Benehmen und im Ganzen gemäßigten und wohlwollenden Gesinnungen. Im Privatleben würde er durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, seinen Verstand und seinen häuslichen Sinn Glück und Achtung genossen, in früheren Zeiten vielleicht auch mit Ruhm die Krone getragen haben. An seinem Schicksale war er keineswegs ganz unschuldig; seine versteckten und offenen Eingriffe in die Verfassung mußten unausbleiblich den Widerstand des Volkes und der erstarkten öffentlichen Meinung hervorrufen; mit seiner Ansicht von der bischöflichen Kirche, die nicht Viele theilten, forderte er herrisch und trotzig sein Zeitalter zum Kampfe heraus; und wenn er auch in den letzten Jahren Eigenschaften entwickelte, die den Tadel früherer Schritte zu mäßigen geeignet sind, so ist doch selbst in dieser Zeit sein Verfahren von Eigenwillen und Hartnäckigkeit nicht frei zu sprechen; wie er denn auch noch vom Schaffot herab in starrer Verblendung die Schuld alles Unglücks seinen Feinden beimaß. Die lange im Geheimen genährte Hoffnung zuerst durch die Waffen, dann durch die Streitigkeiten der Parteien die volle Königsgewalt wieder zu erlangen, läßt die fortwährende Beschuldigung der Volksmänner, alle seine Zugeständnisse seien trügerisch, nicht unbegründet erscheinen; und die unselige Neigung, alle Wege zu versuchen, aber keinen bis ans Ende zu gehen, und im Geheimen immer mit zwei Parteien zu unterhandeln, statt einer mit Offenheit und Vertrauen entgegenzutreten oder sich an deren Spitze zu stellen, trägt nicht dazu bei, Karl's Charakter in einem reinen Lichte zu zeigen. Was er selbst indeß geirrt und gefehlt, und was seine Vorgänger an den Rechten des Volkes gefrevelt, hat er über alles Maß hinaus durch seinen unglücklichen Tod gebüßt, den eine Handvoll kühner Fanatiker herbeizuführen wußte; das englische Volk ist von diesem Frevel freizusprechen*).

*) Vgl. Macaulay, Bd. I. S. 135—138, der Karl I. härter, und Ranke, Bd. III. S. 299—304, der ihn milder beurtheilt.

Die Revolution zu vollenden, ward das Oberhaus als unnütz und schädlich vernichtet (6. Febr. 1649), das Königthum auf ewige Zeiten für abgeschafft erklärt (7. Febr.), und die Verfassung nach republikanischem Fuß eingerichtet; man verfertigte ein neues großes Reichssiegel mit der Umschrift „Im ersten Jahre der durch Gottes Segen hergestellten Freiheit," stürzte des Königs Bildsäule um, und versah das Fußgestell mit der Inschrift Exiit tyrannus, regum ultimus.

---

8. Die Republik.

(1649 — 1653.)

So war denn nun England eine Republik, und das Volk hieß frei, ungeachtet es wohl nie von härteren Banden gedrückt worden, als unter den dermaligen Gewalthabern. Die Leitung der executiven Gewalt wurde einem Staatsrathe von einundvierzig Mitgliedern übergeben, unter welchen Cromwell, Ireton, Bradshaw, Martin, Vane und St. John des bedeutendsten Ansehens genossen. Doch war die Macht dieser Männer durch den Tod des Königs bei weitem noch nicht befestigt. Von der königlichen Familie, von Irland und Schottland, von den Royalisten und den Presbyterianern, wie von den Levellers, welche offen äußerten, daß Cromwell mit seinem Anhange unter dem Deckmantel des Patriotismus nur nach eigener Größe strebe, endlich von dem durch den Krieg, durch die Erhaltung des Heeres und die Last der Abgaben niedergedrückten Volke England's schienen der neuen Regierung die größten Gefahren zu drohen. Die verwitwete Königin lebte mit ihren Kindern — auch den Herzog von Glocester ließ Cromwell späterhin (1653) über das Meer führen — in ihrer Vaterstadt Paris; aber, obwohl Heinrich's IV. Tochter, wurde sie von Mazarin während der Unruhen der Fronde so sehr vernachläsfigt, daß sie sich zur Winterzeit bisweilen aus Mangel an Holz selbst am Tage mit ihrer Tochter im Bette erwärmen mußte. Ihr ältester Prinz, der nachmalige König Karl II., hielt sich bald in Holland, bald in Frankreich, bald auf der Insel Jersey auf, arm und verlassen, doch nicht ohne Hoffnung zurückzukehren und seines Vaters Thron wieder zu besteigen. Die meisten Aussichten gab ihm der Zustand Schottland's und Irland's, auf deren Beistand auch sein unglücklicher Vater in der letzten Zeit gebaut hatte.

In Schottland erfüllte die Hinrichtung des Königs die Gemüther mit so großem Abscheu gegen die Machthaber in London, daß sofort (5. Febr. 1649) Karl II. als „König von Großbritannien“ ausgerufen ward. Zwar suchte der Graf von Argyle, der nach Cromwell's siegreichem Zuge in Uebereinstimmung mit diesem handelte und gern dessen Rolle seinen eigenen Landsleuten gegenüber durchgeführt hätte, alle derartigen Regungen niederzuhalten. Die Mehrzahl des Parlaments drang indeß auf eine bedingte Wiederherstellung Karl's II.; und Argyle, zu schwach dem laut ausgesprochenen Verlangen zu widerstehen, gab nach, daß mit dem jungen Fürsten Unterhandlungen angeknüpft würden. Wie von seinem Vater verlangte man auch von ihm die Anerkennung des Covenants, ohne welchen das Volk keine Bürgschaft seiner Religion und Freiheit habe und das mit römischer Verderbtheit so angefüllte Kirchengebetbuch der Episcopalen nicht bei Seite gelegt werden würde. Während Karl fort und fort zögerte, sich den gestellten Bedingungen zu unterwerfen, in der Hoffnung, den Thron ohnedies auf andere Art wiederzugewinnen, erhoben in der That die unterdrückten Royalisten bereits die Fahne für ihn im Norden Schottland's. Nach der Niederlage bei Philipphaugh nämlich war Montrose nach Frankreich und Holland gegangen; und jetzt beschloß er noch einmal Kraft und Leben an die Wiedereinführung der rechtmäßigen Monarchie zu setzen. Mit etwa fünfhundert Deutschen, die seine Begeisterung um ihn versammelt hatte, landete er im Frühjahr 1650 auf den noch fast wilden Orkneyinseln, wohin sich schon früher mehrere andere vertriebene Royalisten gerettet hatten, und bewog außer diesen auch einen Theil der dort noch wohnenden Fischer durch seine männliche Beredtsamkeit zur Theilnahme an dem gewagten Unternehmen; er betrat darauf mit seinem kleinen Haufen den schottischen Boden, in der Hoffnung, viele aus dem gemeinen Volke für die gute Sache zu gewinnen, und mit der Absicht, dem jungen Könige unter ehrenvolleren Bedingungen, als das Parlament angeboten hatte, den Eingang in sein väterliches Reich zu bahnen. Aber vergebens wartete er auf Zulauf; auch die hochländischen Clans, an deren Spitze er vordem so glänzende Thaten verrichtet, regten sich nicht. So wurde er bei Corbinsdale in der Grafschaft Roß von David Leslie, der die Truppen des Parlaments befehligte, am 17. April mit leichter Mühe überwunden. In Bauernkleidung vermummt, blieb er mehrere Tage verborgen; ein falscher Freund verrieth ihn endlich, und so wurde er auf einem Karren gebunden unter den Schmähungen der puritanischen Eiferer in Edinburg eingebracht. Die Geistlichen, die noch immer die lauteste und ge-

wichtigste Stimme führten, und die schon während seines frühern Unternehmens den Bann ihrer Kirche über ihn ausgesprochen hatten, nahmen nicht nur auf den Kanzeln den großen Haufen wider ihn als den Feind der Religion und des Covenants ein, sondern bewirkten auch seine Verurtheilung im Parlament. Vor dasselbe geführt, sprach Montrose: „Wenn ich vordem zu den Waffen gegriffen, so hat mich keine andere Absicht getrieben, als die, meine Landsleute von dem gottlosen Kriege abzubringen, den sie damals gegen die Gewalt des Königs in England führten; wenn ich jetzt von Neuem ins Feld gerückt bin, so habe ich keine Zwecke verfolgt, als die begonnene Unterhandlung der Nation mit dem jungen König zu schleuniger Entscheidung zu bringen. Als Christ habe ich stets für die Sache gefochten, zu der mich mein Gewissen trieb, als Unterthan habe ich das Schwert stets für den rechtmäßigen König gezogen." Das Parlament verdammte ihn, mit einer Härte, von der in den bisherigen Unruhen kein Beispiel vorgekommen war, zu einem schmählichen Tode. Er sollte an einem dreißig Fuß hohen Galgen drei Stunden hangen, dann abgenommen und in sechs Stücke zerhauen werden. Der Kopf sollte zu Edinburg auf einen Pfahl, Arme und Beine an die Hauptthore der vier größten Städte des Landes genagelt, und der Rumpf verbrannt werden. Mit Würde hörte er die Vorlesung dieses Urtheils an, und versicherte, daß er stolzer darauf sei, sein Haupt von solchen Richtern zum Zeugnisse seiner Tugend und ihrer Schande öffentlich aufgesteckt, als sein Bildniß im Zimmer des Königs zu wissen; ja daß er es bedaure, nicht so viel Arme und Beine zu haben, als Städte und Dörfer im Königreiche wären, damit jeder brave Schotte empört würde über die Verblendung seiner Führer, die aus Eigennutz und Neid jeden wahren Freund des Vaterlandes unter dem Deckmantel der Religion vernichteten. Bei seinem Hingange zum Gericht wurde ihm ein Strick um den Nacken gelegt, an welchem eine von seinen früheren heroischen Kriegsthaten handelnde Schrift hing. Er dankte dafür dem Henker, der dies thun mußte, als für eine Zierde, die er höher als den Orden des Hosenbandes schätze, und erlitt hierauf den Tod mit der Standhaftigkeit, die eines solchen Geistes würdig war (21. Mai 1650).

Nach Montrose's Fall sah der Prätendent wohl ein, daß nichts Anderes übrig sei als sich den Schotten auf jede Bedingung in die Arme zu werfen. Er bewilligte nun Alles was sie verlangten, und erschien, nachdem er der auflauernden Flotte des englischen Parlaments glücklich entgangen war, mit sieben holländischen Fahrzeugen (23. Juni) an der schottischen Küste. Noch am Bord des Schiffes, das ihn trug, mußte

er den Covenant unterschreiben; worauf er mit den größten Ehrenbezeigungen in Edinburg empfangen ward und jährlich über hunderttausend Pfund allein für sein Hauswesen bewilligt erhielt. Dennoch war Karl in der unbequemsten Lage. Die Geistlichen umringten ihn täglich, ja stündlich, und ermüdeten seine Ohren durch unaufhörliche Predigten; theils aus ungeheucheltem Eifer, theils um ihn immer mehr in ihre Gewalt zu bringen. Außer fortwährenden Gebeten mußte er zuweilen sechs Predigten an einem Tage vernehmen; ungescheut wurde die Gottlosigkeit seiner Eltern geschmäht und sein eigener Wandel dem härtesten Tadel unterworfen. So widerlich und peinigend dies Alles einem jungen Herrscher sein mußte, der von Natur zu Leichtsinn und jedem Lebensgenuß hinneigte, zeigte er sich dennoch fügsam und geduldig, weil er nicht verkannte, daß er nur hierdurch einigermaßen die starren Herzen gewinnen und auf Hülfe gegen England rechnen könne.

Inzwischen hatte auch Cromwell in England mit großen Hindernissen zu kämpfen gehabt. Die Levellers zögerten nicht, durch Reden und Flugschriften das durch die Hinrichtung des Königs noch in der vollsten Aufregung befindliche Heer von Neuem im socialistischen und communistischen Sinne zu bearbeiten*). Vergebens verbot Fairfax alle nichtdienstlichen Zusammenkünfte von Officieren und Soldaten, „durch welche die Armee in Verwirrung gebracht würde", vergebens wurden die ärgsten Schreier bestraft. Wiederum gab die beabsichtigte Sendung von zwölftausend Mann nach Irland Gelegenheit zum offenen Ausbruch der Meuterei; daß grade die am meisten aufgestachelten Regimenter das Loos traf, flößte den Verdacht ein, es gehe nicht mit rechten Dingen zu und man wolle sich ihrer entledigen. Nur Cromwell's Schnelligkeit, der die einzelnen Haufen mit einigen treu gebliebenen Truppen überfiel und zum Gehorsam zurückbrachte, konnte die Ruhe wieder herstellen. Darauf erklärte Cromwell im Staatsrath, man möge sich vorsehen; falls man die Levellers nicht mit Stumpf und Stiel ausrotte, werde man von ihnen in kurzem vernichtet sein.

Doch wurde die Aufmerksamkeit der Machthaber zunächst eben auf die Verhältnisse Irland's abgelenkt. Hier hatte der Waffenstillstand, den Karl I. zwischen den Aufrührern und der dortigen Armee zu Stande gebracht (s. oben), den eifrigen Katholiken nicht genügt, weil ihnen darin die Freiheit ihrer Religion nicht zugesichert worden war. Es war zu neuen Feindseligkeiten gekommen, die jedoch ohne bedeutende Resul-

*) Ranke, Englische Gesch., Bd. III. S. 324—332.

tate blieben, bis der Herzog von Ormond drei Monate vor dem Tode Karl's I., mit Vollmachten von diesem versehen, von Seiten des Königs alle Forderungen der Empörten bewilligte. Neu gestärkt und ermuthigt drangen sie nunmehr gegen die Truppen des Parlaments vor, trieben sie überall zurück und beschränkten sie auf Dublin, Belfast und Coote. Nach Karl's Tode riefen auch sie seinen Sohn zum Herrscher aus und erkannten Ormond als dessen Statthalter an. Den völligen Verlust Irland's zu verhüten, sollte jetzt Cromwell als Lord-Lieutenant dahin abgehen. Nach einigem Bedenken brach er am 10. Juli 1649 von Whitehall auf. Drei Geistliche flehten um Gottes Segen für die Waffen seiner Heiligen; und nachdem zuerst Oberst Harrison, dann Cromwell selbst über mehrere auf die Umstände bezügliche Stellen der Bibel gepredigt hatte, stieg der Letztere in einen mit sechs Pferden bespannten Wagen und verließ, von seiner glänzenden Leibwache — es waren achtzig junge Leute aus den höchsten Ständen und sämmtlich schon zu Officierstellen vorgerückt — sowie von den ersten Staatsbeamten begleitet, unter dem Beifallruf der Menge die Hauptstadt. Mit acht Regimentern landete er in Irland und rückte vor Drogheda, welches von dreitausend Royalisten vertheidigt wurde. Beim dritten Sturm drangen die Soldaten des Parlaments, Cromwell voran, über die Mauern und metzelten Besatzung und Einwohnerschaft ohne Unterschied bis auf den letzten Mann nieder. Dasselbe Schicksal traf die Stadt Wexford. Die durch solche Unfälle und solche Grausamkeit entmuthigten Royalisten, denen es außerdem an Geld, Waffen und Geschütz fehlte, wichen auf allen Punkten; geheime Unterhandlungen mit einzelnen Häuptern trugen überdies Zwiespalt und Verrath in ihre Reihen. Schon im Mai 1650 konnte Cromwell den fernern Befehl gegen die bereits auf die Provinz Connaught beschränkten Empörer seinem nicht minder entschlossenen Schwiegersohne Ireton anvertrauen, um zur Uebernahme eines andern Auftrages nach England zurückzukehren. Denn hier hatten Staatsrath und Parlament nach Beseitigung der dringendsten Gefahren in Irland beschlossen, nunmehr die Schotten mit Krieg zu überziehen, und den Befehl über das dazu bestimmte Heer dem Besieger von Irland mit dem Titel eines Lord-General zu übergeben.

Cromwell fand den General Leslie an der Spitze von zweiunddreißigtausend Mann in einer so vortheilhaften Stellung zwischen Edinburg und Leith verschanzt, daß er, überdies an Zahl der Truppen weit schwächer, nicht wagte ihn anzugreifen, und alle seine Versuche, den Feind aus seinen Linien zu locken, waren vergebens. Der Name des

jungen Königs hatte dem schottischen Heere einen trefflichen Zuwachs versuchter Krieger verschafft, welche, die jetzigen Gewalthaber hassend, nur um seinetwillen das Vaterland der Vertheidigung werth gehalten hatten und diese Gesinnung nicht verhehlten. Als Karl im Lager erschien, empfingen ihn die Truppen mit lauten Freudenbezeigungen, und tranken jubelnd auf sein Wohl. Hierdurch entrüstet, klagte ein Ausschuß von presbyterianischen Geistlichen, der dem Heere folgte, daß die Ankunft des Königs die Krieger zu Ausschweifungen und weltlicher Gesinnung verleite, daß sich außerdem viele Böswillige und viele Feinde des Covenants im Lager befänden, deren Sünden den Zorn Gottes auf das Heer der Heiligen herabrufen müßten. Die Lords von den Artikeln, welche die Geschäfte leiteten, da das Parlament nicht beisammen war, gingen auf diese Beschwerden nicht nur ein, sondern verfügten auch sogleich eine Untersuchung über die Gesinnung vieler Personen in der Armee, wodurch dieser gegen achtzig treffliche Officiere und einige tausend Mann geübter Soldaten entzogen wurden, und verlangten außerdem vom König eine Erklärung, daß er seine und seiner Vorfahren Sünden von Herzen bereue, damit die Rache des Allmächtigen vom Reiche der Schotten abgewendet werde. „Er solle wehklagen," hieß es, „über seines Vaters Widersetzlichkeit gegen das Werk des Herrn und den Covenant, wodurch dieser sich schuldig gemacht, das Blut des Volkes Gottes vergossen zu haben; er solle trauern über das abgöttische Wesen seiner Mutter, das den erzürnen müsse, der als ein starker und eifersüchtiger Gott die Sünden der Väter an den Kindern heimsuche; er solle bekennen, daß er den Covenant mit aufrichtigem Herzen unterschrieben habe und keine andern Freunde und Feinde haben wolle, als die für oder gegen diesen Bund seien; von der Sündhaftigkeit seiner Verbindungen, welche er mit den bluttriefenden Empörern in Irland angeknüpft habe, möge er sich endlich überzeugen und dieselben für null und nichtig erklären, von Papstthum und Prälatur, von Abgötterei und Ketzerthum sein Herz abwenden; sonst werde er finden, daß der Zorn des Herrn noch über ihm sei und dessen Rechte noch ausgestreckt gegen ihn und die Seinigen." Als Karl sich weigerte diese demüthigende Erklärung zu unterzeichnen, erklärten die Frommen, sie würden sich lossagen von der Sündenschuld des Königs und seines Hauses, und keinen Schritt mehr für ihn thun; und die Geistlichen verkündeten laut, der König sei die Wurzel aller Bosheit und ein Heuchler, der den Covenant unterschrieben ohne den Willen, ihn zu halten. Voll Schmerz und Furcht mußte Karl zuletzt seine Beistimmung geben; worauf noch ein

feierlicher Fasttag gehalten ward „zur Abbüßung der Sünden der zwei Könige, des Vaters und des Sohnes", und die Geistlichen dem General Leslie verkündeten, er werde nunmehr mit leichter Mühe den gotteslästernden Anführer der Feinde und seine ketzerische Rotte vernichten.

Cromwell's Lage war in der That sehr schwierig geworden; der Mangel an Lebensmitteln in der von den Schotten absichtlich verwüsteten Gegend wurde täglich dringender, die Vorräthe, die ihm von der See her zukamen, reichten nicht aus; Krankheiten verminderten die Zahl seiner Streiter; bereits wurde er auch im Rücken durch einen feindlichen Heerhaufen bedrängt. Endlich beschloß er sich nach Dunbar hin einen Ausweg zu bahnen, wo sich ihm Leslie wiederum auf den Hügeln von Lammermuir entgegenstellte. In Besorgniß, die Engländer möchten entkommen, zwangen die Geistlichen den General, trotz seiner gegründeten Vorstellungen, in die Ebene hinabzusteigen, um den Feind anzugreifen. Cromwell betete schon seit mehreren Stunden mit seinen Hauptleuten und traute seinen Augen kaum, als er die Bewegung der Schotten sah. Freudig rief er aus: „Sie kommen herab, der Herr hat sie in unsere Hände gegeben, lasset den Herrn sich erheben und seine Feinde zerstreuen." In der Ebene von Dunbar gewann er den vollständigsten Sieg (3. Sept. 1650). Dreitausend Todte bedeckten das Schlachtfeld, und neuntausend wurden zu Gefangenen gemacht. Der Ausschuß der Prediger, der das Unglück des schottischen Heeres herbeigeführt hatte, verkündete in einer Erklärung und Warnung die dreizehn Ursachen des über die Nation gekommenen Verderbens. Als solche wurden angegeben: das Mißfallen Gottes an den vielen geheimen Königlichen, die noch im Lande verborgen seien; die offenbaren Aergernisse, welche Karl II. durch seinen leichtsinnigen Lebenswandel gegeben; die Theilnahme seiner Leibwache an der Schlacht, ehe dieselbe von der Sünde gereinigt worden; die Vermessenheit mehrerer Hauptleute, siegen zu wollen, ehe sie den Herrn angerufen; die fleischliche Selbstsucht der Gewalthaber u. s. w. Dies Alles, meinten sie, habe den Herrn gereizt, sein Antlitz von den Söhnen Jakob's abzuwenden und sein Volk mit einer so schrecklichen, aber dennoch wohlverdienten Züchtigung heimzusuchen. Andere Geistliche äußerten indeß, es sei sehr unklug von Gott, wenn er seinen Zorn zu weit triebe, da es doch am Ende sein eigener Schade sein werde, wenn die Auserwählten auf der Erde unterdrückt würden, und nur seine abgesagtesten Feinde übrig blieben; er solle ihr Gott nicht mehr sein, wenn er sie, die stets so treu ihre Pflicht erfüllt, nicht aus dieser Noth rette; sie beteten eifrig zu ihm: „O Gott, du hast uns für unser vieles Fasten schon so lange

nicht siegen lassen. Was meinst du damit, o Herr, uns in einen Graben zu werfen und darin liegen zu lassen? O Herr, willst du einen Stuhl nehmen und im Hause der Peers sitzen, oder willst du in dem hochachtbaren Hause der Gemeinen abstimmen, die so eifrig für deine Ehre sind? Viele Hände sind wider uns aufgehoben, aber es giebt einen Gott, und das bist du selbst, der uns mehr Schaden thut als jene alle."

Nicht minder eifrig als bei den Schotten wurde im englischen Heere gebetet und gepredigt. Als Cromwell nach der Schlacht bei Dunbar ohne Widerstand in Leith und Edinburg eingerückt war, indeß das schottische Parlament nach St. Johnstone floh, erklärte er, nicht ihm gebühre die Siegesehre, sondern dem Allmächtigen, in dessen Hand er nur ein schwaches Werkzeug sei; Gott habe seinen Arm erhoben und seine Sache gerächt. Täglich hielt er Predigten, in denen er die Soldaten zu gottesfürchtigem Wandel ermahnte, und den Officieren gebot sich unter einander wie Brüder zu lieben, Reue zu fühlen über ihre todten Werke, und die Blindheit ihrer Gegner im Gebet zum Herrn zu beklagen. Mit den puritanischen Geistlichen, die sich in das Castell von Edinburg, welches sich noch vertheidigte, geflüchtet hatten, eröffnete er einen theologischen Schriftwechsel, worin er den Grundsätzen der Independenten gemäß durchführte, daß es auch den Laien zukomme das Evangelium zu predigen und ihre geistlichen Gaben zur Erbauung ihrer Brüder zu benutzen, und daß nach den vielen Fasttagen, welche beide Nationen gehalten, nach den häufigen und nachdrücklichen Berufungen auf den Herrn der Heerschaaren die Schlacht bei Dunbar als eine Verkündigung Gottes zu Gunsten der englischen Republik betrachtet werden müsse.

Karl II. gewann indeß durch jene Niederlage mehr an Ansehen, als er verloren. Am 1. Januar 1651 empfing er in der Kirche zu Scone die Krone, welche seine Vorfahren getragen hatten; wobei ihm vom Prediger Douglas noch einmal die Haltung des Covenants eingeschärft wurde. Im Allgemeinen waren jedoch die Geistlichen, durch die Unfälle des vorigen Jahres belehrt, weniger anmaßend und überließen dem jungen Fürsten die Führung des neugesammelten Heeres. Während Cromwell im Frühjahr nach Perth vordrang, beschloß Karl in dessen Rücken einen kühnen Einfall in England zu machen. Er erklärte seine Absicht und forderte Alle, welche Glück und Gefahr mit ihm theilen wollten, zu diesem Zuge auf. Elftausend Mann fanden sich bereit. Auf diese Nachricht theilte Cromwell seine Armee; zunächst mußte die ganze Reiterei, sechstausend Mann, unter Harrison und Lambert zur Verfolgung des Feindes aufbrechen; mit achttausnnd Mann Fußvolk blieb Monk in

Schottland, er selbst führte zehntausend Infanteristen an der Küste nach York hinab. Karl hatte gehofft die Royalisten in England weit und breit unter den Waffen zu finden; aber zu seinem Schmerz stellten sich nur etwa tausend bei seinem Heere ein, da ihnen der Einbruch zu unerwartet kam, und die zahlreichen mißglückten Empörungen sie entmuthigt hatten, während sich die Truppen des Parlaments von allen Seiten in der Gegend von Worcester sammelten und durch Cromwell's Ankunft bis auf dreißigtausend Mann verstärkt wurden. Mit dem gewöhnlichen Nachdruck angegriffen, wich das Heer des Königs von den Ufern der Severn, die er besetzt hielt; Cromwell erzwang den Uebergang an zwei Punkten und trieb nach einem heftigen Widerstand, in welchem Karl die größte Tapferkeit zeigte, die Fliehenden in die Thore von Worcester. Mit ihnen drangen die Republikaner in die Straßen. Es war der Jahrestag der Schlacht bei Dunbar (3. September). Dieser Schlag vernichtete das Heer und die Hoffnungen des Prätendenten, der nur mit großer Mühe und auf eine wunderbare Art sein Leben rettete.

Am Abend des unglücklichen Tages entfloh er der Verwirrung und dem Gemetzel, welche die Straßen von Worcester erfüllten, mit funfzig oder sechszig Begleitern, legte mit ihnen ohne anzuhalten mehr als fünf deutsche Meilen in einem Zuge zurück, trennte sich dann in der Nacht plötzlich mit dem Grafen von Derby von dem großen Haufen, und eilte auf den Rath des letzteren seitwärts der Grenze von Staffordshire zu, nach einem abgelegenen Hof, Boscobelhaus genannt, den ein redlicher Pachter katholischen Glaubens, Namens Penderel, mit seinen vier gleich wackeren Brüdern bewohnte. Diesen treuen Männern vertraute er sich an, und willig beherbergten sie ihn als einen Verwandten mehrere Tage lang. Sie gaben ihm eine Bauernkleidung und nahmen ihn des Morgens mit, wenn sie als Forstwärter in den benachbarten Wald gingen, Holz zu hauen oder Reisig zu sammeln. Des Nachts lag er mit ihnen auf dem Stroh, und ihre grobe Kost war auch seine Nahrung. Fast täglich zogen Cromwell'sche Streifwachen durch, die den Flüchtling suchten, jedem den Tod drohten, der ihn verheimlichen, und dem eine reiche Belohnung versprachen, der ihn ausliefern würde. Oberst Careleß, ein treuer Royalist, der ebenfalls in Boscobelhaus Schutz suchte, beredete den König, als die Gefahr immer dringender wurde, mit ihm auf eine Eiche zu klettern, in deren dichtem Laube sie über vierundzwanzig Stunden verborgen saßen, während mehrere Soldatenhaufen dicht unter dem Zufluchtsort vorübergingen. Lord Wilmot, der sich auf der Flucht vom Könige getrennt und gleichfalls von einem der Brüder Penderel an einem

andern Ort versteckt worden war, rieth ihm danach Boscobelhaus zu verlassen und nach dem Städtchen Bentley zu gehen, wo der Oberst Lane wohnte, ein eifriger Royalist, von dessen Treue alles Gute zu erwarten war. Er machte sich auf, und Wilmot nebst den fünf Penderel begleiteten ihn. Mit wunden Fußsohlen (denn er war des langen Gehens in plumpen Bauernstiefeln nicht gewohnt) kam der Flüchtling in Bentley an (10. Sept.) und fand in dem Obersten den Mann, den er erwartet hatte. Hier entließ er die redlichen Brüder mit innigem Dankgefühl.

Lane, um seinen Gast nach der Küste hinzuschaffen, entwarf einen Plan zu einer Reise nach der Gegend von Bristol, wo eine nahe Verwandte von ihm, Mistreß Norton, wohnte, welche zu besuchen er sich einen Paß für sich, seine Schwester und einen Bedienten auswirkte. Den Letztern stellte der König vor, und Wilmot zog auf seinem Gaule, gleichfalls verkleidet, mit einem Falken auf der Hand und mehreren Hunden zur Seite als ein reisender Jäger nach, der sich zufällig angeschlossen habe. Im Norton'schen Hause sagte man nichts von der Wichtigkeit des Gastes; vielmehr führte ihn das Fräulein Lane als ihren Bedienten ein, der aber unterwegs ein Fieber bekommen habe, und für den sie deßhalb um eine abgelegene Kammer bat. Hier erkannte ihn ein Aufwärter, und warf sich vor ihm nieder. Der erschrockene Karl hob ihn schnell auf, und beschwor ihn um Gottes willen, ihn nicht zu verrathen. Leider hörte man hier, daß in Bristol kein einziges Schiff segelfertig liege. Man mußte also auf einen andern Weg denken, und die Wanderungen in dem unsichern Lande begannen von Neuem. Zunächst begab man sich nach Trent bei Sherburn in Dorsetshire, zu dem Obersten Windham, gleichfalls einem bekannten Anhänger der Königspartei, der den verfolgten Gast mit derselben Treue wie die vorigen Freunde verbarg, und das Geheimniß allen seinen Leuten mittheilte, die sich beeiferten, ihm ihre Liebe und Anhänglichkeit zu bezeigen. Die alte Mutter des Obersten zerfloß in Freudenthränen beim Anblick des verkappten Königs, und betheuerte, daß sie jetzt gern ihre drei im Kriege für seinen Vater umgekommenen Söhne verschmerzen wolle, da sie das Glück habe ein Werkzeug zu seiner Erhaltung zu werden. Der Oberst selbst erzählte ihm, wie sein sterbender Vater ihn und seine vier Brüder im Jahre 1636 vor sein Bett gerufen und zu ihnen gesprochen habe: „Meine Kinder, wir haben unter den drei letzten Regierungen ruhige und friedliche Zeiten gehabt; aber jetzt werden Wolken und Stürme kommen. Macht euch darauf gefaßt; doch gehe es wie es gehe, bleibt euerm Landesherrn treu und gehorsam. Verlaßt die Krone nicht, und sollte sie an einem Haar-

büschel hangen." Diese letzten Worte, fügte Windham hinzu, hätten einen so tiefen Eindruck auf ihn und seine Brüder gemacht, daß keine Widerwärtigkeit in den nachher erlebten schweren Zeiten sie hätte aus ihrem Gedächtniß verlöschen können.

Neunzehn Tage blieb der König in Windhams Hause verborgen, indeß das übrige England vergebens forschte, ob er lebe oder todt sei. Lange sah man sich umsonst nach einem Schiffe um. Zu Lyme wurde endlich ein Fahrzeug gefunden und gemiethet, um einen Herrn von Adel und seinen Diener (Wilmot und den König) nach Frankreich zu bringen. Ort und Stunde der Einschiffung waren verabredet; aber der Schiffer, durch Besorgnisse seiner Frau zurückgehalten, erschien in der bestimmten Nacht nicht, und Karl mußte traurig nach Trent zurückkehren. Auf diesem Wege fand er zu Bridport funfzehnhundert Soldaten, die nach der Insel Jersey eingeschifft werden sollten. Schnell entschlossen führte Karl sein Pferd mitten durch den Haufen, der laut über diese Frechheit murrte, auf das Wirthshaus zu. Im Stalle begrüßte ihn der Hausknecht als einen alten Bekannten, den er früherhin zu Exeter im Dienste des Herrn Potter kennen gelernt habe. Wirklich hatte Karl einmal während des Bürgerkriegs noch bei Lebzeiten seines Vaters bei diesem Manne gewohnt, versetzte aber mit dem Anscheine der größten Ruhe: „Ja, ich war einmal bei Herrn Potter im Dienst, habe aber jetzt keine Zeit, und behalte mir vor, unsere Bekanntschaft bei einem Kruge Bier zu erneuen, wenn ich von London zurückkomme." Nach vielen vergeblichen Versuchen ward endlich ein zweites Fahrzeug im Hafen von Shoreham in Sussex ausgekundschaftet, das nach Frankreich gehen wollte. Auch die Reise dahin, auf welcher oft die Verkleidung gewechselt werden mußte, war nicht ohne Gefahren. Unter andern entdeckte ein Schmied, daß die Hufeisen seines Pferdes schottische Arbeit wären, da der Prinz doch vorgab, sie seien in England gemacht; und mit genauer Noth entrann er dieser Schlinge. Es ist in der That verwunderungswürdig, wie er einundvierzig Tage lang von so vielen tausend Spähern und Feinden umgeben unentdeckt bleiben konnte, da doch mehr als funfzig Personen um seinen Aufenthalt wußten. Am 17. October 1651 landete er glücklich bei Fecamp in der Normandie.

Nach Cromwell's Abzuge hatte Monk in Schottland trotz der geringen Zahl seiner Krieger mit großem Glück gefochten, Stirling und Dundee erobert und die leitenden Ausschüsse des Parlaments und der Kirche in Ellet überrumpelt und gefangen genommen. Darauf erhielt er gegen zwölftausend Mann Verstärkung, mit der er ganz Schottland

bis an den Fuß der Gebirge unterwarf, an deren Saum er eine Postenkette einrichtete, um die Bewohner des Hochlandes im Zaume zu halten. Als die Besiegung der Schotten auf diese Weise vollendet war, sandte das Parlament von England mehrere Commissäre ab, St. John und Vane an der Spitze, welche eine Versammlung von Stellvertretern der Grafschaften, Städte und Burgflecken nach Dalkeith beriefen, um über die Union des Reichs mit der englischen Republik zu verhandeln (October 1652). Die Kronländereien sowie das Vermögen Aller, die dem König nach England gefolgt waren, wurden eingezogen und englische Sheriffs und Richter abgesendet, um die früheren Tribunale zu ersetzen. Zu dem Kummer der Schotten über die Unterdrückung ihrer Nationalität kam noch die Ungeschicklichkeit und Unwissenheit dieser Beamten, die meist englische Soldaten waren, sowie die Last der hohen Abgaben und starken Einquartierungen. Im Jahre 1654 wurde endlich die Union beider Reiche, für welche die meisten Abgeordneten zu Dalkeith gestimmt hatten, erklärt, die Grenzzölle abgeschafft und dreißig schottische Deputirte in das Londoner Parlament aufgenommen.

Noch trauriger war das Loos, welches die Irländer traf. Ireton hatte unter Blutströmen, auf dem Wege Cromwell's fortschreitend, die Unterwerfung des Landes weitergeführt, als er am 25. November 1651, kurze Zeit nach der Eroberung von Limerick, das sich länger als vier Monate vertheidigt hatte, an einer pestartigen Krankheit, die im Gefolge der langen Kriegsnoth Irland verheerte, seinen Tod fand. Mit leichter Mühe konnten seine Nachfolger, der Generallieutenant Ludlow und der neue Statthalter Fleetwood, der bald darauf Ireton's Witwe heirathete, das Werk vollenden; im Sommer 1653 war kein Rebell mehr unter den Waffen. Nachdem ein hoher Gerichtshof eingesetzt worden, um Alle, die seit dem Ausbruch des Aufstandes das Blut eines Protestanten anderswo als auf dem Schlachtfelde vergossen hätten, zu richten, und der Rachgier dieses Tribunals zweihundert der ersten Männer des Landes zum Opfer gefallen waren, erhielten alle Häuptlinge und ehemalige Krieger, welche es wünschten, Erlaubniß zur Auswanderung und zur Anwerbung so vieler Leute, als sie zusammenbringen könnten. Die meisten gingen nach Frankreich, viele nach Spanien, einige nach Oesterreich und Venedig. Diese Entfernung von dreißig- bis vierzigtausend streitbaren Männern schien jedoch der Tyrannei des Parlaments zur Schwächung der irischen Nationalkräfte noch nicht hinreichend. Obgleich man schon während des Krieges mit beispielloser Grausamkeit alle Gefangene als Sklaven nach Westindien geschickt oder verkauft hatte,

wurden jetzt noch nach und nach über zwanzigtausend Jünglinge, Weiber und Kinder willkürlich aufgegriffen und nach Jamaika oder anderen Inseln Amerika's hinübergeführt. Dann wurde beschlossen, das früher begonnene gewaltsame Colonisationssystem in der umfassendsten Weise fortzusetzen. Zu dem Ende wurde denen, welche Führer oder Rathgeber bei den Rebellen gewesen, ihr Grundbesitz vollständig entrissen; alle übrigen, die gegen das Parlament die Waffen geführt, verloren zwei Drittel, und diejenigen, die nicht für dasselbe gestritten, ein Drittel ihrer Ländereien. Man rechnet, daß damals siebentausendachthundert Millionen Morgen Landes eingezogen wurden, welche man theils an die Soldaten und englische oder schottische Colonisten vertheilte, theils der Regierung vorbehielt. Um diese grausamen Maßregeln zu vollenden, trieb man alle gebornen Irländer über den Shannon nach Connaught, mit dem Befehl, daß jeder Verpflanzte, der sich auf dem linken Ufer jenes Flusses blicken ließe, von dem Ersten, der ihm begegne, niedergestoßen werden könne; eben so sollte jeder, der Waffen führe oder im Hause halte, des Todes schuldig sein. Nicht zufrieden, das politische Dasein des Volkes auf diese Weise zertreten zu haben, erklärten die Commissäre, welche das Parlament zur Anordnung der Angelegenheiten hinübergesandt hatte, obschon sie als Independenten fortwährend die Forderung der Gewissensfreiheit der Episcopalkirche und den Presbyterianern gegenüber geltend gemacht hatten, daß die Uebung des katholischen Cultus in Irland verboten sei; daß kein Katholik ohne einen Paß, der seine Person, seinen Stand und sein Gewerbe genau bezeichne, in einer Markt- oder Garnisonstadt sich aufhalten dürfe; daß alle katholischen Priester bei Strafe des Hochverraths Irland innerhalb zwanzig Tagen verlassen müßten, und daß Jeder, der sie herberge, ebenfalls den Tod erleiden solle. Die Ortsbehörden wurden ermächtigt, den Katholiken ihre Kinder wegnehmen zu lassen, um dieselben zur Erziehung nach England zu senden.

So viel die Herrscher England's an der irischen Nation durch Härte, Gewalt und Grausamkeit gefrevelt hatten: alle ihre Gesetze und Thaten wurden weit durch das Verfahren übertroffen, wodurch die englische Republik, die den König im Namen der Freiheit beseitigt hatte, die Irländer zu beknechten und auszurotten strebte. Es war freilich nicht möglich, alle diese grausamen Anordnungen in ihrem ganzen Umfange durchzuführen; viele Irländer blieben doch jenseit des Shannon zurück; andere flüchteten in Wälder und Moräste, hörten mit knirschendem Ingrimm die Worte ihrer Priester, und fielen raubend und mordend in die Besitzungen der verhaßten Ansiedler. Trotz alles Zuflusses, den die letz-

teren erhalten hatten, überstieg die Zahl der Katholiken auf der Insel noch immer die der Protestanten um das Siebenfache.

Im Großen und Ganzen war die Ruhe in allen drei Königreichen hergestellt; und dieses Ergebniß mußte wiederum vornehmlich der Einsicht und Tüchtigkeit Cromwell's zugeschrieben werden. In der Zwischenzeit hatte sich der Staatsrath durch strenge Maßregeln gegen die zahlreichen Royalisten und die noch stärkeren Presbyterianer, welche ebenfalls im Stillen an der Restauration eines gemäßigten Königthums arbeiteten, sowie anderer Seits gegen die Kühnheit der Levellers in unangetastetem Ansehen zu behaupten gewußt. Schon im September 1649 war ein Gesetz des Inhalts erlassen worden: daß Niemand ohne Censur eine Schrift zum Druck geben dürfe, und nach verbotenen Büchern Haussuchungen angestellt werden sollten. Außerdem wurden die Orte bestimmt, an denen Druckereien sein könnten, und das Verbot, nicht censirte Bücher zu verkaufen, dringend eingeschärft. Es reihten sich an diese Mittel der Unterdrückung gegnerischer Ansichten auch Verfolgungen der Personen. Die kühnsten Royalisten und Levellers wurden verhaftet, und von den ersten, an die man sich eher wagte, viele hingerichtet; eine den bisherigen Unruhen fremde Erscheinung, da, außer auf den Schlachtfeldern, wenig Blut geflossen war. Hierauf aber wurde für längere Zeit die Aufmerksamkeit der Nation durch einen auswärtigen Krieg, durch die mit Holland ausbrechende Fehde, von den innern Zuständen abgelenkt.

---

9. Der Seekrieg mit den Niederlanden.

Das königliche England war der erste und ausdauerndste Bundesgenosse der erwachsenden niederländischen Republik gewesen; denn diese stand der spanischen Macht gegenüber, der auf allen Wegen entgegenzuwirken das englische Cabinet aus religiösen und politischen Gründen für eine dringende Aufgabe erachtete. Doch hatte sich bereits seit dem nähern Anschluß Holland's an Frankreich ein gewisser Kaltsinn von Seiten der Krone England's kund gethan. Als nun aber das letztere durch seine innere Umwälzung sich ebenfalls in einen Freistaat verwandelte, da steigerte sich die Entfremdung denkwürdigerweise, statt abzunehmen, bis zum förmlichen Bruche zwischen beiden Republiken. Das englische Parlament ging zwar Anfangs auf eine Allianz mit den Nieder-

landen aus, wodurch die Witwe Wilhelm's II. von Oranien, als Tochter Karl's I., an der Unterstützung des Prätendenten, ihres Bruders, verhindert werden sollte. Da sich jedoch die Niederlande auf das angetragene Bündniß nicht einlassen mochten, so nahm das Parlament in London alsbald eine feindselige Haltung an, und erließ, wie zur Vergeltung, am 9. October 1651 die berühmte Navigationsacte. Der Zweck derselben war, dem von den Holländern betriebenen Handel zwischen England, den Colonien und den übrigen europäischen Staaten, sowie dem Verkauf der von den Niederländern eingefangenen Fische im britischen Reiche ein Ende zu machen. Sie bestimmte nämlich, daß keine Waaren aus Afrika, Asien und Amerika auf anderen als englischen Schiffen nach England gebracht werden sollten; daß die Producte der europäischen Länder nur auf Fahrzeugen der Staaten, in denen sie gewachsen oder gearbeitet wären, sowie auf englischen in englische Häfen geführt werden dürften; daß endlich auch Heringe, Stockfische und Wallfische nur auf britischen Schiffen ein- und ausgebracht werden könnten. Noch wurde über die Zurücknahme dieser Acte verhandelt, als eine holländische Flotte von zweiundvierzig Schiffen unter Martin Harpertszoon Tromp einer englischen von funfzig Schiffen unter Robert Blake auf der Höhe von Dover begegnete. Im Vorbeisegeln ließ der niederländische Admiral bei der Begrüßung seine Flagge nicht herunter, worauf Blake mit seinem Schiffe den Kampf gegen Tromp begann, an dem bald die beiderseitigen Flotten Theil nahmen. Die Holländer verloren zwei, die Engländer sechs Fahrzeuge (29. Mai 1652).

So begann einer der hartnäckigsten Seekriege, von beiden Seiten mit großem Nachdruck geführt. Im Verlauf von funfzehn Monaten wurden nicht weniger als zehn Seetreffen geliefert. Blake nahm zuerst eine bedeutende Anzahl Heringsfänger an den englischen Küsten weg; worauf Michael Adrianszoon de Ruyter, der vom Matrosen zum Admiral emporgestiegen war, die Engländer unter Ascue im August bei Plymouth schlug. Am 8. October griff er, vereinigt mit der Tromp'schen Flotte, die jetzt Witte Corneliszoon de Witte befehligte, den englischen Admiral Blake an der flandrischen Küste an, mußte sich aber nach Verlust von vier Schiffen zurückziehen. Diesen Unfall ersetzte Tromp, als er am 10. December eine Flotte von dreihundert Kauffahrern durch den Canal in die holländischen Häfen begleitete und den sich ihm entgegenstellenden Blake in die Themse zurückdrängte. Nicht so glücklich war für die Niederländer eine zweite Expedition derselben Art im Anfange des folgenden Jahres; das Treffen auf der Höhe von Portland währte drei

Tage (Februar 1653), und Tromp verlor durch die an Zahl ihm doppelt überlegenen Engländer elf Kriegsschiffe nebst dreißig Kauffahrern. Bald darauf besiegte van Galen, der das holländische Geschwader im Mittelmeer führte, eine englische Flotte in der Nähe von Livorno; doch die Entscheidung sollte in den nördlichen Gewässern fallen. Neu verstärkt lief Tromp im Juni 1653 aus, und traf die Engländer auf der Höhe von Newport; die Zahl der Schiffe war auf beiden Seiten ziemlich gleich, jeder Theil zählte etwa hundert Segel, doch waren die englischen ungleich größer und stärker bemannt. Da die Schlacht am ersten Tage (12. Juni) ohne Resultat blieb, wurde der Kampf am andern Morgen erneuert; nunmehr trieben die Engländer, die inzwischen eine Verstärkung von achtzehn Schiffen erhalten, die Niederländer in die Schelde nach Vliessingen zurück, und nahmen ihnen eine bedeutende Anzahl Küstenfahrer weg, bis Corneliszoon de Witte mit sechsundzwanzig Schiffen vom Texel her zu Tromp stieß. Bald darauf, am 11. August, kam es bei Scheveningen zu einem wüthenden Gefecht, welches Tromp's Tod, der durch eine Musketenkugel getroffen ward, zum Nachtheil der Holländer entschied; sie verloren zehn, die Engländer acht Kriegsschiffe.

Der Gang der Dinge hatte die Holländer überzeugt, daß ungeachtet aller Anstrengungen, ungeachtet der ausgezeichneten Tapferkeit, womit sie fochten, die Kräfte ihres kleinen Freistaats der aufblühenden Macht England's auf die Dauer nicht gewachsen sein würden, da bei einer so umfassenden Kriegführung, wie sie jetzt von ihren englischen Gegnern, ganz anders wie ehemals von den Spaniern, betrieben wurde, und bei der dicht benachbarten Lage des Inselreichs, zugleich eine völlige Störung ihres Handels unausbleiblich war. Mehr als 1600 holländische Kauffahrer waren von englischen Kapern aufgebracht worden; kein Schiff konnte durch den Canal gelangen, der Wallfischfang lag völlig darnieder, und selbst der Ostseeverkehr erlitt bedeutende Verluste. Unter solchen Umständen eröffnete Johann de Witt, der 1653, erst achtundzwanzig Jahre alt, zum Rathspensionar ernannt wurde, Friedensunterhandlungen mit der englischen Republik; doch erst nach manchen Verzögerungen führten dieselben, am 15. April 1654, zum Abschluß eines Friedensvertrages, wodurch die Niederländer versprachen, die geflüchtete Königsfamilie von England niemals zu unterstützen, den Prinzen von Oranien weder zum Statthalter noch zum Befehlshaber der Flotte oder des Heeres zu ernennen, und in den britischen Gewässern stets vor englischen Kriegsschiffen ihre Flagge zu streichen.

So endete der Krieg zum Ruhme England's mit der Anerkennung

der Ueberlegenheit der englischen Flagge von Seiten der bis dahin ersten Seemacht Europa's, und drohte in kurzem auch den Besitz des Welthandels den Niederländern streitig zu machen. Er gab zugleich ein glänzendes Zeugniß sowohl für die rasch ansteigende Seetüchtigkeit der Engländer, wie für die Ein- und Umsicht der englischen Staatsverwaltung, die nicht nur Schiffe von einer bisher unerhörten Größe und Zahl zum Kampf ausrüstete, sondern auch für Mannschaften und Bedarf im Ueberfluß zu sorgen wußte. Die ehrenvolle Beendigung des Krieges war neuerdings ein Verdienst Cromwell's, das er sich als eigentliches Haupt der englischen Republik erwarb. Denn inzwischen hatte er die Herrschaft des langen Parlamentes gestürzt, und sich zum Protector des britischen Reiches erhoben.

---

10. Die Auflösung des langen Parlaments.

Nach der Unterwerfung Irland's und Schottland's konnte sich Cromwell's aufgeregter Geist weniger als je entschließen, auf dem erreichten Punkte seiner Macht stehen zu bleiben. Er beschloß, zu seiner weitern Erhebung die Unzufriedenheit der Officiere zu benutzen, die mit Schrecken wahrnahmen, wie der von ihnen seit der Reinigung des Parlaments behauptete Einfluß während ihrer Kämpfe in den Feldlagern auf die Häupter des Staatsraths übergegangen sei. Um ihre Stimmung zu prüfen, berief er (10. Dec. 1651) die Angesehensten derselben mit mehreren Parlamentsgliedern seines Anhangs zusammen und legte ihnen zu ihrem großen Erstaunen die Frage vor, ob sie sich, da der gegenwärtige Zustand als ein ungenügender zu betrachten sei, für die reine Republik oder für eine mit monarchischer Autorität gemischte erklären, und wem sie im letztern Falle die höchste Stellung übertragen würden. Die Officiere waren mit wenigen Ausnahmen für die Republik; sonst aber hielten sie es für gerathen, Karl Stuart oder seinen zweiten Bruder, den Herzog von York, zu wählen. Unwillig und verstimmt, jedoch ohne seine Absicht kund zu geben, ließ Cromwell die Sache fallen und sann auf andere Mittel. Den Republikanern im Parlament, das nach seiner Verstümmelung durch das Heer gewöhnlich das Rumpfparlament oder der Rumpf genannt wurde, entgingen Cromwell's geheime Entwürfe nicht, und sie verdoppelten daher ihre Thätigkeit. Ermuthigt durch die

gelungene Vereinigung Schottland's und Irland's sowie die Erfolge des Seekrieges, beorderten sie zwei Regimenter der Armee zum Dienst auf der Flotte, um sie Cromwell's Händen zu entziehen, und genehmigten eine Bill, welche, in Betracht mehrfacher Petitionen um Beschleunigung der Maßregeln zur Wohlfahrt des Volkes und um Ermäßigung des Steuerdrucks, die Entlassung des vierten Theils der gegen funfzigtausend Mann betragenden Landtruppen verfügte (19. Dec.). Bald darauf kam noch eine weitere Reduction der Truppen in Vorschlag. Hiergegen übergaben die Officiere und Soldaten am 13. August 1652 eine Vorstellung, in der nicht nur auf schnelle Auszahlung des rückständigen Soldes gedrungen wurde, sondern den Abgeordneten auch in gebieterischem Tone gerathen ward, ihre Aufmerksamkeit mehr als bisher der Verbreitung des Evangeliums und der Verbesserung der Gesetzgebung zu widmen, und sündhafte, der guten Sache abgeneigte Personen nicht länger in ihren Stellen zu lassen. Zuletzt wurden Anordnungen zur Zusammenberufung eines neuen Parlaments gefordert, damit, wie es hieß, auch andere wackere Männer sich um das Vaterland verdient machen könnten. Die Versammlung beschloß, daß künftig Alle, welche dergleichen Bittschriften übergeben würden, des Hochverraths schuldig sein sollten; eine Maßnahme, die Cromwell nicht unerwünscht kam, da sie den Bruch zwischen Parlament und Heer unheilbar machen mußte. Der Armee unter solchen Umständen gewiß, wollte Cromwell allen Qualen des Zweifels, von denen er bestürmt wurde, ein Ziel setzen, und da er vergebens List und Verstellung aufgeboten hatte, um die starren Republikaner zu gewinnen, sah er deutlich ein, daß ihn kein anderer Weg als offene Gewalt über die letzte Kluft hinüberführen würde, die ihn von seinen Hoffnungen trennte. Sein Plan war, zunächst das ihm hinderliche Parlament zu sprengen und einen neuen Staatsrath aus seinen Anhängern zu bilden.

Während er hierüber am 20. April 1653, wie schon am Tage zuvor, mit seinen Anhängern und mehreren einflußreichen Officieren eine eifrige Berathung hielt, beschäftigte sich das Parlament mit seiner Auflösung, jedoch nur in dem Sinne, daß die Mehrheit bedacht war, durch Bestimmungen über die Wahlen sich auch in der nächsten Versammlung das Uebergewicht zu sichern, und gegen Cromwell wie gegen die Forderungen der Armee sich durch den Beistand der Presbyterianer und der Gemäßigten zu verstärken. Indeß Harrison, ein eifriger Anhänger Cromwell's, die Debatten hierüber auf jede Weise aufzuhalten suchte, eilte Oberst Ingoldsby nach Whitehall, wo dem General bald nach

Karl's Hinrichtung seine Wohnung angewiesen worden war, um denselben von dem Gegenstand der Verhandlung in Kenntniß zu setzen. Rasch sprang Cromwell auf, nahm einige seiner vertrauteren Officiere mit sich, befahl dreihundert Musketieren ihm zu folgen, und eilte nach Westminsterhall. Nachdem er die Soldaten an den Thüren, Treppen und Vorzimmern des Gebäudes vertheilt, trat er ruhig in den Saal, setzte sich auf seinen gewöhnlichen Platz und hörte eine Zeit lang den Verhandlungen zu. Dann sagte er seinem Nachbar, dem Oberst Harrison, ins Ohr: „jetzt ist es Zeit!" — „Herr," erwiederte dieser leise, „es ist ein gefährliches Unternehmen; ich bitte euch, es ernstlich zu überlegen, ehe ihr Hand anlegt." — „Wohl gesprochen!" entgegnete der General, und saß wieder eine Viertelstunde still. Als endlich der Sprecher zur Abstimmung schreiten wollte, stand Cromwell auf und ergriff das Wort. Von gemäßigten Vorstellungen über das Benehmen der Parlamentsglieder ging er allmählig zu immer heftigeren Vorwürfen über: wie sie in Herzenshärtigkeit und Selbstsucht den Staat und die Sache des Herrn vergessen hätten, wie sie die Krieger vernachlässigt, die im Felde ihr Blut verspritzt, wie sie die abtrünnigen Presbyterianer gewinnen und die Fortdauer ihrer Gewalt für immer begründen wollten, um ihre Beutel zu füllen. Aber ihre Zeit sei gekommen. „Schämt euch," fuhr er fort, „und entfernt euch! Macht besseren Leuten Platz, die ihr Amt getreuer verwalten. Der Herr hat sich von euch losgesagt; er hat andere Werkzeuge erkoren, sein Werk zu betreiben." Hier unterbrach ihn Sir Peter Wentworth und äußerte, daß er noch niemals eine so unparlamentarische Sprache vernommen, die um so beleidigender sei, da sie von einem Manne ausgehe, der der Diener des Hauses sei und den dasselbe nur zu sehr begünstigt habe. Bei diesen Worten stürzte Cromwell in die Mitte des Saales und rief zornglühend: „Kommt nur her, Sir, ich will eurem Geschwätz ein Ende machen." In der heftigsten Bewegung schritt er einige Mal auf und ab; dann stampfte er heftig mit dem Fuße und schrie: „Ihr seid nicht länger ein Parlament, ich sage euch, ihr seid kein Parlament mehr! Bringt sie herein!" — Die Thüren öffneten sich und Oberst Worsley trat mit zwanzig Musketieren in den Saal. Als der Republikaner Harry Vane bei diesem Anblick ausrief: „das ist gegen Sitte und Recht, gegen Treue und Glauben!" brüllte Cromwell fast krampfhaft: „O Sir Harry Vane! Sir Harry Vane! Der Herr befreie mich von Sir Harry Vane! Er hätte Alles verhindern können; aber er ist selbst ein Heuchler ohne Treu und Glauben." Hierauf nahm er Harry Martin beim Rocke, und sagte zu ihm: „du bist ein Hurer!" zu einem

andern: „du bist ein Ehebrecher!“ zu einem dritten: „du bist ein Säufer!“ zu einem vierten: „du bist ein Wucherer! — Was sollen wir mit diesem Gesindel, welches den Bekennern des Evangeliums eine Schmach und ein Aergerniß ist? Fort damit; ihr selber habt mich gezwungen so zu verfahren! Ich habe den Herrn Tag und Nacht angerufen, daß er mich lieber hinwegnehmen als meine Hand zu solchem Werk gebrauchen möchte.“ Dann wendete er sich gegen die Soldaten mit dem Befehl das Haus zu leeren. Oberst Harrison führte den Sprecher von seinem Sitze bei der Hand herunter, die Anderen wichen vor den nahenden Kriegern. Cromwell blieb bis zuletzt, und als der Saal leer war, ließ er die Thüren verschließen, und ging ruhig nach Whitehall zurück.

Noch eine seinen Planen hinderliche Behörde hatte Cromwell aus dem Wege zu schaffen, den Staatsrath. An demselben Tage, an welchem die Auflösung des langen Parlaments in so seltsamer Weise vor sich gegangen war, trat er Nachmittags in die Sitzung jenes Collegiums und erklärte dessen Befugnisse mit der Aufhebung des Parlaments für erloschen. Der Präsident Bradshaw, der auch im Blutgericht über Karl I. den Vorsitz geführt, entgegnete dem Lord-General mit republikanischer Festigkeit: „Sir, wir haben gehört, was ihr heute im Parlament vorgenommen, und bevor wenige Stunden vorübergehen, wird diese Kunde ganz England erfüllen. Aber das Parlament ist nicht aufgelöst, keine Macht unter dem Himmel außer ihm selber kann es auflösen.“ Seine Worte blieben ohne Wirkung, und die Räthe mußten auseinander gehen.

So hatte in schneller Folge eine Partei die andere gestürzt und die äußerste Ansicht stets die Oberhand behalten, um wiederum den Kräften, welche sie selbst entfesselt und hervorgerufen, zum Opfer zu fallen. Die Armee, von ihrem kühnen Führer geleitet, triumphirte nunmehr entschieden; gelang es dem letztern, die in derselben liegende rohe Gewalt auf die Dauer zu bändigen und als sein Werkzeug zu gebrauchen, so mochte er furchtlos die höchste Spitze des Staates ins Auge fassen und ersteigen. Cromwell hatte jetzt zum ersten Male seine Absichten offener gezeigt; die Festigkeit des Parlaments hatte ihn genöthigt, die Maske der Demuth und Heuchelei, die er so lange getragen, abzuwerfen. Doch wollte er auch jetzt noch nicht als Alleinherrscher im vollen Sinne auftreten, vielmehr die Formen der Verfassung, unbeschadet seiner wirklichen Gewalt, möglichst schonen, sich alle Parteien verbinden und zugleich eine durch die andere schrecken. Für die Royalisten hatte er bereits in dem letzten Parlament eine Amnestie durchgesetzt; den Presbyterianern stellte

er die Aufrechthaltung ihrer Kirchenverfassung nach ihren Hauptzügen in Aussicht; bei den Republikanern klagte er über Selbstsucht und Eigennutz des vorigen Regiments; den Independenten und Heiligen bewies er die Unmoralität des Lebenswandels der bisherigen Machthaber. Zunächst bildete er einen Staatsrath, der unter seinem Vorsitz aus vier Rechtsgelehrten und acht Officieren bestand; die Berufung eines neuen Parlaments sollte folgen. Da der religiöse Fanatismus offenbar die meisten Anhänger unter Presbyterianern wie Independenten und Levellers zählte, da das ganze Heer in dieser Richtung lebte und webte, Cromwell selbst aber hoffen durfte, grade Leuten solcher Art und Stimmung gegenüber durch die Gluth seiner Begeisterung und die Gewalt seiner Rede am meisten wirken und unter dem Deckmantel strenger Gottesfurcht die Verletzung politischer Rechte am ehesten den Augen entziehen zu können: so sollte die neue gesetzgebende Versammlung England's aus lauter Begeisterten und Heiligen bestehen. Die Geistlichen der presbyterianischen Kirche, die Gemeinden der Independenten und Levellers mußten namentliche Listen ihrer gottesfürchtigsten, gläubigsten und allen Sünden des Fleisches feindlichsten Glieder und Angehörigen einsenden; und aus diesen wählte der Staatsrath, unbekümmert um die Gerechtsame des Volkes, hundertfunfzig Abgeordnete, denen in ihren Einberufungsschreiben mitgetheilt wurde, welche Grafschaft oder welchen Ort ein jeder zu vertreten hätte. Aus Irland wurden nur sechs, und für Schottland nur vier Mitglieder ernannt. Die Berufenen sollten funfzehn Monate sitzen, und nachher ihre Nachfolger selbst wählen.

Am 4. Juli eröffnete Cromwell das neue Parlament im Rathszimmer von Whitehall. Er suchte den Versammelten die Hand Gottes in den Ereignissen der nächsten Vergangenheit nachzuweisen, in der Verurtheilung des Königs, in der Abschaffung des Oberhauses, der Reinigung und Auflösung des langen Parlaments; er bezeichnete sie als von Gott selbst in ihr hohes Amt eingesetzt, und ermahnte sie, das Gericht der Gnade und Wahrheit treu zu üben und mit den Heiligen im Glauben zu verharren. „Wir sind berufen," fuhr er in erhöhter Begeisterung fort, „zu dem Krieg des Lammes mit seinen Feinden; wir sind angelangt an der Schwelle des Eingangs bei dem äußersten Saume der Verheißungen und Prophezeihungen; Gott hat sich erhoben sein Volk aus den Tiefen zu erretten, Juda heimzuführen in seine Sitze. Gott erschüttert die Berge und sie taumeln; Gott hat auch einen hohen Hügel, sein Hügel ist wie der Hügel von Basan, und der Wagen Jehovah's sind zwanzigtausend Engel, und Gott wird wohnen auf diesem Hügel

immerdar." Denselben Charakter wie diese Rede trugen auch die Zusammenkünfte des neuen Parlaments. Sie glichen mehr pietistischen Conventikeln als Staatsversammlungen. Gleich der folgende Tag ward nach dem damaligen Ausdruck angewendet den Herrn zu suchen; und ununterbrochen von sechs Uhr Morgens bis acht Uhr Abends wurde gebetet und gepredigt. Jede Sitzung eröffneten lange Anrufungen Jehovah's und endeten sie; man hörte nichts als Anspielungen und Sprüche aus dem alten Testamente, alle politischen Verhältnisse wurden aus dem biblischen Gesichtspunkte betrachtet; überdies waren die meisten Mitglieder Leute niederen Standes ohne Vermögen und Kenntnisse, weil Cromwell bei ihrer Berufung davon ausgegangen war, daß geistige Beschränktheit, verbunden mit religiöser Befangenheit, ihm die geringsten Hindernisse in den Weg legen würde. Da viele als Wiedergeborne in dem Herrn betrachtet sein wollten, hörte man seltsame Vornamen. Einer unterschrieb sich Machfriede Heaton, ein anderer Tödtediesünde Pimple, ein dritter Stehfestinderhöhe Stringer, ein vierter Weinenicht Billing, ein fünfter Kämpfedengutenkampfdesglaubens White u. s. w. Von einem der eifrigsten Beter und Sprecher, dem Lederhändler Preisegott Barebone, wird dieses Parlament auch wohl das Barebone-Parlament genannt.

Indeß zeigte die Versammlung bei aller Maßlosigkeit und Verkehrtheit in Reden und Ausdrücken doch mehr praktischen Sinn, und bei der Bewilligung der Auflagen mehr Widerstand, als dem Lord-General erwünscht war. Wie sie nun nach ihrem Ausdruck den Satan in seiner festen Burg angriffen, d. h. alle Patronats- und Präsentationsrechte abschafften, weil es wider Vernunft und Billigkeit sei, daß die Staatsgewalt oder ein Privatmann der Gemeinde den Führer vorsetze; und wie sie dann sogar über das Aufhören der Kirchenzehnten, wodurch eine große Verwirrung in den Eigenthumsverhältnissen im Allgemeinen und in der Ausstattung der Pfarrer im Besondern hervorgebracht worden wäre, fünf Tage lang auf das heftigste debattirten: machte Cromwell kurzen Proceß, indem er beschloß, das von ihm geschaffene Parlament sofort wieder zu vernichten. Er besprach sich mit seinen nächsten Anhängern, welche ebenfalls in jener Versammlung Platz gefunden hatten; hierauf gingen diese am 12. December eine Stunde früher als gewöhnlich in die Sitzung, und faßten auf den Antrag des Obersten Sydenham den Beschluß, daß das Parlament, nachdem es so viele verkehrte Maßregeln ergriffen, sich auflösen und die Herrschaft in die Hände desjenigen zurückgeben müsse, von dem es dieselbe empfangen habe. Inzwischen

hatten sich noch andere Mitglieder eingefunden und erklärten sich sogleich gegen einen so schlecht begründeten Vorschlag; aber die Independenten verließen, ohne darauf zu achten, ihre Sitze, und begaben sich, den Sprecher, der ebenfalls gewonnen war, an ihrer Spitze, in feierlichem Zuge, etwa funfzig Personen, nach Whitehall, wo man eilig eine Schrift aufsetzte, die von Allen unterzeichnet und danach Cromwell übergeben ward. Sie enthielt die Entsagung der obersten Staatsgewalt. Voll Erstaunen und Verwunderung hatten die Uebrigen unterdeß die Berathungen in Westminsterhall fortgesetzt. Allein sie wurden alsbald auf eine ähnliche Art unterbrochen wie das Rumpfparlament acht Monate vorher. Oberst White erschien mit einer Compagnie Soldaten, und fragte sie, was sie hier machten. „Wir suchen den Herrn," antwortete Einer. „Dann müßt ihr anders wohin gehen," versetzte der Oberst; „denn wie ich gewiß weiß, ist er seit mehreren Jahren schon nicht mehr hier gewesen." Und damit trieb er sie zum Hause hinaus.

So lag nun die Regierung abermals in den Händen Cromwell's und des Heeres; und es kam jetzt für den Ersteren nur noch darauf an, die Mehrzahl der Officiere für seine Erhebung zu gewinnen. General Lambert, einer seiner treuesten Anhänger, bemächtigte sich rasch der Gemüther, und entwarf, nachdem der Rath der Officiere vier Tage lang den Herrn gesucht hatte, mit Beihülfe desselben eine sogenannte Regimentsordnung mit einer neuen Würde für Cromwell, die unter dem Titel einer Protection oder eines Protectorats die volle Kraft der Königswürde darstellen sollte. So hoffte man alle Theile zu befriedigen. Cromwell gab seine Zustimmung nach scheinbarer Weigerung; worauf er am 16. December 1653 durch acht in Parade aufgestellte Regimenter in feierlichem Zuge von Whitehall nach Westminster fuhr. Vor ihm her gingen der Lord-Mayor und die Aldermänner von London, hinter ihm der Staatsrath und der Rath der Officiere. Nachdem Cromwell, der in schwarzen Sammet gekleidet war, auf einem Prunksitz Platz genommen hatte, trat Lambert vor, setzte den Anwesenden auseinander, wie die bedrohlichen Zeitumstände eine starke und einige Regierung forderten, und bat den Lord-General im Namen der drei Nationen, die Würde eines Protectors von England, Schottland und Irland anzunehmen. Hierauf verlas einer der Secretäre des Staatsraths die neue Verfassungsurkunde. Die Hauptbestimmungen waren: Die gesetzgebende Gewalt ist bei dem Lord-Protector, zu dem Oliver Cromwell als der erste auf Lebenszeit ernannt ist, und beim Parlamente, das alle drei Jahre berufen werden muß und vor Ablauf des fünften Monates seiner Sitzungszeit

nicht aufgelöst werden darf. Die Zahl der Mitglieder desselben ist vierhundert für England, je dreißig für Schottland und Irland. Auch wenn der Protector seine Genehmigung versagt, erhält ein Beschluß des Parlaments nach zwanzig Tagen Gesetzeskraft. Wer ein Vermögen von zweihundert Pfund besitzt, hat Wahlrecht; wer unbescholten, gottesfürchtig und reines Wandels ist, und über dreiundzwanzig Jahre zählt, darf gewählt werden. Die ausübende Gewalt hat der Protector, der mit Zustimmung des Staatsraths Krieg erklärt und Frieden schließt, den Befehl über die Land- und Seemacht führt, und die Staatsämter besetzt. Er kann ohne Zustimmung des Parlaments keine Gesetze geben, noch Abgaben erheben. Von der Religionsduldung bleiben die Katholiken ausgeschlossen. Die königlichen Domänen erhält der Protector. Nach seinem Tode ernennt der Staatsrath seinen Nachfolger. Ein stehendes Heer von zwanzigtausend Fußsoldaten und zehntausend Reitern soll die neue Verfassung schützen, und aus den öffentlichen Einkünften seine Besoldung ununterbrochen erhalten. Nach der Vorlesung dieser Bestimmungen erhob sich Cromwell und leistete stehend den Eid, der ihn verpflichtete, die neue Verfassung gewissenhaft zu halten. Hierauf überreichte ihm Lambert kniend ein Bürgerschwert, wogegen er Cromwell's Degen zurückerhielt, zum Zeichen, daß dieser fortan nicht durch Kriegsgewalt, sondern den Gesetzen gemäß regieren wolle.

---

11. Cromwell's Protectorat.

(1653—1658.)

Cromwell stand am Ziel seiner Wünsche. Er war entschlossen, seine Stellung mit der ganzen Kraft seines Herrschergeistes nach innen und außen zu behaupten. Ungeachtet während des Bürgerkrieges fast alle Verbindungen mit fremden Mächten abgebrochen waren, brachte er das von ihm verwaltete Reich bald zu hohem Ansehen bei allen Nachbarn. Auswärtige Monarchen, selbst der stolze Ludwig XIV., buhlten um des Protectors Freundschaft, und sandten ihm Glückwünsche; der Seekrieg mit Holland endete im April 1654 eben so ehrenvoll, wie wir sahen, als er geführt worden war; und der Protector beschloß, durch diese Erfolge ermuntert, die Aufmerksamkeit seiner Unterthanen auf neue Kriegsthaten zu lenken. Obgleich eine vorsichtige Politik ihm rathen mußte, Frank-

reich's bedenklich aufsteigende Macht nicht zu erhöhen, verband er sich dennoch mit diesem Staate gegen das ohnehin im Sinken begriffene Spanien, theils aus religiösem Eifer, insofern Spanien vorzugsweise das katholische Princip repräsentirte, theils weil der Krieg gefahrlos schien und reiche Beute in Europa und Amerika verhieß. Der treffliche Seeheld Blake, ein würdiger Nebenbuhler Tromp's und Ruyter's, schuf seinem Vaterlande in diesen Kämpfen eine Seemacht, dergleichen es bisher nicht gekannt hatte, und begeisterte die Engländer durch seine Thaten so sehr für den Seedienst, daß man von ihm den Anfang jener Größe der englischen Kriegsschifffahrt rechnen kann, die in unseren Tagen eine so bewundernswürdige Höhe erreicht hat. Er führte sein Geschwader, noch ehe der Krieg gegen Spanien erklärt war (März 1655), in das Mittelmeer, aber mit dem geheimen Auftrage, die westindische Silberflotte wegzunehmen. Vorher griff er Algier an, und vernichtete die Flotte des Bei; auch Tunis und Tripolis, hierdurch geschreckt, versprachen in Zukunft keine englischen Schiffe mehr zu berauben. Doch gelang der Hauptzweck seines Zuges erst im folgenden Jahr. Inzwischen hatte der Admiral Penn in Westindien S. Domingo angegriffen und Jamaica erobert; Blake selbst drang am 20. April 1657 mit großer Verwegenheit in den Hafen von Santa Cruz auf Teneriffa, wo er die Silberflotte von Peru verbrannte, trotz des Schutzes, den ihr die begleitenden Kriegsschiffe und zahlreiche am Ufer aufgeworfene Batterien gewährten. Blake starb auf der Rückkehr von diesem Zuge, eben als sein Schiff in den Hafen von Plymouth einlief. Um dem Kriege noch mehr Gewicht zu geben, schloß Cromwell auch ein Bündniß mit Schweden, und unterhielt die Allianz mit Frankreich, das dafür die Stuarts mit allen ihren Anhängern von seinem Boden verbannte. In den Jahren 1657 und 1658 fochten sechstausend englische Veteranen unter Turenne's Commando in den Niederlanden gegen die Spanier.

Die neue Verfassung gewährte den Engländern wenig mehr Rechte und Freiheiten, als sie zur Zeit König Karl's besessen; mit Grund konnte gefragt werden, ob dieselben zu den ungeheuren Anstrengungen, die man seit zehn Jahren gemacht, zu den Gewaltthaten, die man im Namen der Freiheit begangen, auch nur in einigem Verhältniß ständen. Schlimmer war, daß man befürchten mußte, selbst diese Bestimmungen, wie sie eigenmächtig von Unberechtigten getroffen waren, auf gleiche Weise gelegentlich widerrufen zu sehen: man hatte die Beispiele der ungesetzlichen Auflösung des langen und des Barebone-Parlaments vor Augen; man kannte das Verfahren des jetzigen Machthabers, durch Berufungen auf

das Innere, auf Gemüth, Gottseligkeit und frommen Lebenswandel die festen Formen, wodurch Freiheit und Recht geschützt werden sollten, zu verspotten und niederzureißen. Doch konnte Cromwell zu seiner Sicherheit auf den Ueberdruß des Volks an Umwälzungen, auf die ihm völlig ergebenen Verwaltungsbehörden, sowie auf die zahlreichen und pünktlich besoldeten Truppen rechnen, die über alle wichtigeren Städte des Reichs vertheilt waren. Seine Gegner unter den Officieren suchte er auch noch fernerhin durch den Schein der Demuth zu täuschen. Hätte er sein Gefühl zu Rathe gezogen, äußerte er öfter, so würde er lieber den Stab des Schäfers ergriffen, als die Protectorstelle angenommen haben. Nur dem Gebote der Vorsehung und der Nothwendigkeit habe er gehorcht, das eigene Glück dahingegeben, um sein Vaterland vor Anarchie und Untergang zu bewahren. Mit Freuden werde er die schwere Bürde niederlegen, sobald es mit Sicherheit für die Nation geschehen könne. Aber er konnte mit solchen Worten nur noch wenige täuschen; viele nannten ihn ohne Scheu einen listigen und meineidigen Bösewicht, dem ein noch schlimmerer Ausgang als dem letzten Tyrannen bereitet werden solle. Gegen solche ließ der Protector nunmehr unnachsichtige Strenge walten; selbst Oberst Harrison, bisher sein treuester Anhänger und Genosse bei der Auflösung des langen Parlaments, mußte in den Tower wandern; einige Royalisten, einer Verschwörung gegen Cromwell beschuldigt, wurden hingerichtet; und ein Aufstand mehrerer schottischer Großen, der Grafen von Angus, Athol, Seaforth, Kenmure und anderer ward schnell durch Monk unterdrückt.

Unter so drohenden Anzeichen war, den Vorschriften der neuen Verfassung gemäß, Cromwell's zweites Parlament am 3. September 1654 zusammengetreten. Zur Eröffnung desselben begab sich der Protector mit königlichem Gepränge nach Westminster. Seine Leibwache bildete die Spitze des Zuges; ihr folgten entblößten Hauptes mehrere hundert Edelleute und Officiere. Vor dem Wagen Cromwell's schritten seine Pagen und Lakaien in reicher Kleidung einher; unmittelbar dahinter führte der Gemahl der zweiten Tochter des Protectors, Claypole, neuerlich zum Oberstallmeister erhoben, das prächtig geschmückte Staatsroß desselben. Den Beschluß machten der Staatsrath und die ersten Beamten. In seiner Rede suchte Cromwell den Zustand des Reiches beim Schlusse des letzten Parlaments zu schildern. Das Volk sei in Aufregung gewesen, sagte er, durch die Gleichheit, welche die Levellers einführen wollten, durch die Lehren der Wiedertäufer und Fünfmonarchisten — zweier Secten, welche sich berufen wähnten, die nahe Ankunft

des Erlösers, mit der das fünfte Weltreich beginnen werde, vorzubereiten —, durch die Träume und Hirngespinnste der Ideologen und Theoretiker, mit denen die vorhandenen Zustände nicht zu vereinigen seien, durch die Verfechter der Gewissensfreiheit, die jede kirchliche Einrichtung als babylonisch und unchristlich verdammten, endlich durch ganze Schaaren von Jesuiten, welche die Gemüther durch ihre Verführungskünste verleitet hätten. Diesem Bilde hielt er den Zustand entgegen, wie er seit jener Zeit herbeigeführt worden. Mit schnellen Schritten, so schloß er, habe die Regierung das Volk dem Lande der Verheißung genähert; das Parlament habe es nur hineinzuführen. Sie möchten nicht zurückblicken auf die Fleischtöpfe Aegyptens und ihn nicht als ihren Gebieter, sondern als ihren Mitknecht im Weinberge des Herrn betrachten.

Indeß trotz seiner Ermahnungen und trotz aller Eingriffe in die Wahlfreiheit, wie sie der Staatsrath sich erlaubt hatte, zeigte sich schon in den ersten Sitzungen, daß die Versammlung von einem oppositionellen Geiste beseelt sei. Zu Cromwell's größtem Erstaunen und Unwillen wurde seine ganze Stellung, sowie die neue Verfassung von den Abgeordneten in Zweifel gestellt. Es wurde gefragt, warum man sich einem Manne unterordnen solle, der sein Recht einzig und allein nach der Länge seines Schwertes abmesse; warum die Mitglieder des langen Parlaments, die nur der Gewalt gewichen seien, nicht wieder zusammenträten. An der Spitze der Opposition standen Bradshaw und Haslerig; sie brachten, ungeachtet der sehr zahlreichen Anhänger des Protectors, die ihren Sitz in der Versammlung meist dem Einfluß der Regierung und der Einschüchterung bei den Wahlen verdankten, die Frage zur Discussion, ob die Verwaltung des Regiments bei einem Haupte bleiben solle oder nicht. In Betreff des juridischen Standpunktes, ob nämlich Cromwell ein Recht habe in der angemaßten Stelle zu verbleiben, ward alsbald gegen ihn entschieden; der zweite Gesichtspunkt, ob eine Beschränkung des Parlaments durch einen Protector nützlich sei, unterlag einer längeren Debatte. Die Opponenten stützten sich mit Grund darauf, daß eben wegen der Unräthlichkeit solcher Beschränkung das Königthum abgeschafft worden sei; wenn die Souveränetät nicht bei den Stellvertretern des Volks sei und bleibe, wären die, welche Karl's Tod herbeigeführt, nothwendig für Schurken und Mörder zu erachten.

Diesem Geiste der Widersetzlichkeit glaubte Cromwell schnell wiederum Schranken setzen zu müssen. Am 12. September fanden die Abgeordneten den Sitzungssaal gesperrt, und wurden vor Seine Hoheit in das „gemalte Zimmer" beschieden. Hier erklärte er der Versammlung,

daß er sich seine Würde nicht angemaßt, sondern durch Gott und das Volk dazu erhoben worden sei; darum käme es dem Parlament nicht zu, seine Stellung und die Grundlagen der neuen Verfassung in Zweifel zu ziehen; sie müßten die Staatsgewalt nothwendiger Weise anerkennen, von der ihre eigene Berufung ausgehe, weil sie sonst vollkommen rechtlos dastehen würden. Eine hierüber sprechende Erklärung habe er abfassen lassen; wer diese nicht unterzeichne, schließe sich selbst vom Parlament aus. In der That wurden über hundert Mitglieder, die ihre Unterschrift verweigerten, am folgenden Tage von den Wachen nicht eingelassen. Dennoch reichte auch diese gewaltsame Maßregel zur Unterdrückung des Widerspruchs nicht hin; das verstümmelte Parlament fuhr fort, Cromwell's Verordnungen zu untersuchen und die neue Verfassung bis auf die Hauptpunkte, welche die noch versammelten Mitglieder durch ihre Erklärung sanctionirt hatten, umzugestalten. Unwillig ließ sie der Protector, nachdem die von der Constitution des 16. December 1653 bestimmte Frist von fünf Monaten verstrichen war, auseinandergehen.

Ein solches Benehmen gegen das Parlament konnte die Unzufriedenheit mit dem Protector nur steigern. Andere Gründe kamen hinzu, die Zahl seiner Anhänger zu schwächen. Cromwell's höhere Stellung, die geordnete Hofhaltung, womit er sich umgab, entzogen ihn mehr und mehr der religiösen Gemeinschaft mit den sogenannten Heiligen, und der Vertraulichkeit, in der er bisher mit seinen Kriegsgefährten gelebt hatte. Zwar war er vorsichtig genug, beide Parteien, deren Macht er wohl kannte, nicht ganz zurückzustoßen; doch kam er seltener als sonst dazu mit ihnen zu beten und zu singen, zu seufzen und zu weinen, und über die Weissagungen im alten Testament zu reden. Ebenso hatte er ehemals, da er noch General gewesen war, nach dem rohen Geiste der Zeit, bei fröhlichen Mahlen mit seinen Officieren sich die ausgelassensten Soldatenstreiche erlaubt, wie denn sein Charakter überhaupt neben dem religiösen Enthusiasmus zu derber Spaßmacherei hinneigte. Jetzt zeigte er auch hierin eine größere Zurückhaltung, die ihm die Herzen vieler entfremdete. Eine Verschwörung der Royalisten und Republikaner folgte der andern; und immer mußten sie mit Blutströmen gedämpft werden. Flugschriften aller Art wurden unter dem Volke verbreitet, welche die Heuchelei und den Eidbruch des Protectors auseinandersetzten; selbst die Aufwiegelung des Militärs blieb nicht unversucht. Cromwell kam indeß stets den geheimen Planen durch schlaue, zahlreiche und wohlbesoldete Kundschafter zuvor; um die offenen Aufstände niederzudrücken und die Steuern schnell einzutreiben, die auf eine bis dahin unerhörte Höhe

gestiegen waren*), theilte er im April 1656 das Land in zwölf Militärgouvernements, deren jedem ein Generalmajor mit fast unbeschränkter Vollmacht vorgesetzt wurde. Derselbe hatte nicht bloß das Recht, Truppen in seinem Bezirke auszuheben, sowie nach Willkür Personen zu verhaften und Güter einzuziehen, sondern sogar die Aufsicht über Kirchen und Schulen zu führen.

Diese Einrichtungen vermehrten den Unwillen des Volkes; daß militärischer Despotismus das Ende so langer und blutiger Kämpfe sein sollte, erfüllte jeden mit Erbitterung. Als der Protector auf den 17. September 1656, sowohl aus Geldmangel als um den Bestimmungen der Verfassung zu genügen, ein neues Parlament berufen mußte, belehrte ihn der Augenschein über die bedenkliche Stimmung des Landes. Fast aller Orten fielen seine Candidaten durch, an andern erreichten die Beamten und Generalmajore die Wahl der von ihnen vorgeschlagenen Bewerber nur durch offene Gewalt und Blutvergießen. Dennoch beschloß Cromwell keinen seiner erklärten Gegner zum Parlament zuzulassen. Die Generalmajore mußten über alle Gewählten in politischer und religiöser Beziehung berichten, und ihren Angaben oder sonstiger Kunde gemäß strich der Protector über hundert Abgeordnete unter dem Vorwande unmoralischer Gesinnung aus den Listen. So glaubte er auf den Geist des Hauses zählen zu können. Er eröffnete die Sitzungen mit einer Rede, worin er die Gefahren, die der Regierung drohten, ausführlich schilderte. Indem er die Wichtigkeit des Krieges gegen Spanien übertrieb, forderte er zur Unterstützung auf gegen das Land, von welchem in Bezug auf England die Stelle der Schrift gelte: „und ich will Feindschaft setzen zwischen deinem Samen und ihrem Samen;" dann erzählte er, daß Karl Stuart ein Heer in Belgien sammle, daß die Papisten und Cavaliere, die so oft blutige Verschwörungen gestiftet, wiederum aufstehen wollten, daß sie sich jetzt zu diesem Zwecke mit den Levellers verbündet hätten, von denen auch schon ein Gesandter nach Madrid geschickt worden sei. Auch die Gläubigen der fünften Monarchie schlössen sich an die Letzteren zu seinem Verderben und suchten eine Versöhnung zu stiften zwischen Herodes und Pilatus, Christum zum Tode

---

*) Die Staatsschulden standen etwa der jährlichen Gesammteinnahme gleich. Diese belief sich 1654 auf 2,200,000 Pfund, wovon etwa eine halbe Million auf die Schulden abgingen. Die Regierung kostete 200,000 Pfund, die Marine über 900,000, das Landheer von 57,000 Mann fast 1,400,000 Pfund, so daß im J. 1656 ein Deficit von 800,000 Pfund bestand. S. Ranke, a. a. O. Bd. III. S. 518 ff.

zu bringen. Die Mittel gegen solche Gefahren seien kräftige Fortsetzung des Krieges und Verstärkung der Regierungsgewalt nach innen; die Abgeordneten möchten daher keine Zeit mit unwichtigen Dingen verlieren, sondern ungesäumt die nöthigen Geldsummen votiren; eine Ermahnung, die Karl I. in derselben Weise öfter ausgesprochen hatte. „O Herr," fuhr Cromwell fort, „der du bist vormals gnädig gewesen deinem Lande und hast die Gefangenen Jakob's erlöset, erzeige uns auch jetzt deine Gnade und hilf uns; und wenn sich der Papst und die Spanier und der Teufel gegen uns setzen und uns umringen wie ein Bienenschwarm, werden wir sie in deinem Namen ausrotten. Ja, der Herr der Heerschaaren ist mit uns, der Gott Jakob's ist unsere Zuflucht."

Dennoch zeigte auch diese Versammlung anfangs einigen Widerstand, aufgeregt durch eine heftige Schrift der ausgeschlossenen Parlamentsglieder, in der unter andern von Cromwell gesagt wurde: „Ungeachtet so vieler heuchlerischen Gelübde und Versprechungen ist Alles in die Hände dieses Sultans und seiner Janitscharen gefallen; und zum Beweise, daß die Nation alle Rechte verloren hat, nimmt er ihr auch die Wahlfreiheit und setzt ein Ding ein, Parlament genannt, um das zu thun, dessen er selbst sich schämt. Aber sogar diese Thiere seiner Zucht verschmähen solch einen Reiter, diesen größten Usurpator, Räuber und Mörder, den England jemals sah, und wider den sich Alle vereinigen sollten als den Vernichter ihres Glückes und ihrer Rechte." Es waren dies böse Zeichen für den Protector, eben jetzt, da er damit umging, den Schlußstein auf sein kühnes Gebäude zu setzen und sein Protectorat in ein erbliches Königthum zu verwandeln. War es ihm auch vielleicht ehemals mit seinem Freiheitsdrange Ernst gewesen, so war es doch jetzt und längst seine Ueberzeugung, daß nicht eher an eine ruhige Verwaltung dreier so großen Reiche zu denken sei, als bis die gesetzgebende und vollziehende Gewalt in einer Hand ruhe, und die Thronfolge auf alle Zeiten festgesetzt sei. Aus der Nöthigung, diese Ueberzeugung zu verbergen oder zu umschleiern, war die lange Reihe seiner Heucheleien und Verstellungen hervorgegangen. Zudem verhehlte ihm die Selbstsucht, daß die Familie eines Emporkömmlings nicht leicht eine dauernde Bürgschaft der Ruhe und bürgerlichen Ordnung zu gewähren vermag.

Der Antrag ward endlich, nach langen und schlauen Vorbereitungen, im Parlamente wirklich gemacht (23. Febr. 1657); allein er erweckte große Bewegungen. Dennoch brachten Cromwell's Freunde es dahin, daß zuletzt doch mit 123 Stimmen gegen 61 der Beschluß durchging, dem Protector Titel, Würde und Amt eines Königs von England,

Schottland und Irland zu übertragen (25. März). So schien denn der lange Wunsch des unruhig Strebenden erreicht. Allein in Begriff den letzten Schritt zu thun schwankte Cromwell. Als ihm der Sprecher den schriftlich in Form eines „gehorsamen Gesuchs und Gutachtens“ abgefaßten Beschluß überreichte (31. März), erwiederte er, er müsse zuvor den Herrn suchen, damit ihm eine Antwort in den Mund gelegt werde; sei es, daß er wirklich Besorgnisse vor der Zahl und Stärke der Feinde hegte, sei es, damit ihm die Zögerung den Schein erwerbe, als thue er den Schritt nothgedrungen, nicht aus Herrschsucht. Auch in seiner Antwort am 4. April, die des Lobes und Dankes voll war, erklärte er: noch könne er nicht finden, daß es seine Pflicht gegen Gott und das Parlament erfordere, das Amt des souveränen Magistrats unter jenem Titel anzunehmen.

Inzwischen zeigten sich von verschiedenen Seiten bedenkliche Gefahren. Nirgend hatte die Absicht der Wiedereinführung des Königthums stärkern Unwillen erregt, als unter den fanatischen Wiedertäufern und den Bekennern der fünften Monarchie. Dünkte ihnen schon das Protectorat eine gottlose Einrichtung, so war das Königthum nach ihrer Meinung eine freche Anmaßung der Rechte und der Gewalt, wie sie allein dem Herrn und Heiland Jesu zukämen. Sie hielten sich für die in der Offenbarung verkündeten Blutzeugen, die ihren Schlaf beendet hätten, um für des Herrn Sache das Schwert zu schwingen. Deshalb beschlossen sie, Cromwell's Erhebung zum Könige als ein Werk des Satans zu hindern. Es waren nur achtzig Männer, welche in London zusammentraten; aber von Fanatismus begeistert, hielten sie sich jedem Werke gewachsen; denn sie seien die Krieger Gottes, der, wenn sie auch nur die Kraft des Wurmes besäßen, ihnen Gewalt geben würde, die Berge zu zertrümmern; er habe den Löwen von Juda ihnen zum Panier verliehen, um sein zerstreutes Volk zu sammeln. Das Ziel der Verschwörung war, Jesus Christus als himmlischen und irdischen König zu verkündigen, und in seinem Namen einen Rath der Heiligen zur Regierung des Landes einzusetzen. Aber Cromwell bezahlte seine Spione nicht vergebens. Am Abend vor dem zum Ausbruch bestimmten Tage wurden die Rädelsführer in den Tower gesetzt, und als die Krieger Christi am folgenden Morgen auf ihren Sammelplatz eilten, wurden sie einzeln von der bewaffneten Macht überwältigt und gefangen. Noch drohender war die Stimmung des Heeres. Selbständig trat der Rath der Officiere zusammen; die Majorität sprach sich gegen das Königthum aus, und mehr als hundert Mitglieder dieser Versammlung begaben sich zum Protector,

ihm ihre Meinung offen darzulegen. Vergebens suchte er die Angesehensten durch Privatconferenzen zu gewinnen; an demselben Tage, wo seine endliche Entscheidung über den Antrag erwartet wurde, am 8. Mai Morgens, übergaben zwei Obersten, sieben Oberstlieutenants, acht Majore und sechszehn Hauptleute dem Parlament eine dringende Vorstellung „an der alten Sache festzuhalten." Diejenigen, hieß es darin, durch die der General gedrängt werde, den Königstitel anzunehmen, hätten nur die Absicht, ihn zu verderben und die Nation in die frühere Knechtschaft zurückzuführen. Diese Nachricht und die Besorgniß vor einer allgemeinen Erhebung des Heeres bestimmte Cromwell jetzt, wie viel es ihm auch kostete, die Königswürde definitiv abzulehnen. Dagegen erhielt er von dem Parlamente eine feierliche Bestätigung der Protectorwürde und das Recht, seinen Nachfolger selbst zu ernennen. Nachdem die Stellvertreter des Volks hierauf noch die Staatseinkünfte um 300,000 Pfund für drei Jahre vermehrt hatten, wurde das Parlament auf sechs Monate vertagt.

Von dieser Zeit an scheint sich der Protector, voll Erbitterung gegen die Volkspartei, einen andern Plan vorgezeichnet zu haben. Er suchte nunmehr den Adel zu gewinnen. Gelegenheit dazu gaben ihm die Beschlüsse des Parlaments, welches in dem gehorsamen Gesuch und Gutachten neben der Erhebung des Protectors bestimmt hatte, daß das Parlament künftig wieder aus zwei Häusern bestehen solle. Das „andere Haus," wie man um den Namen Oberhaus zu umgehen sagte, sollte nicht unter vierzig und nicht über siebzig Mitglieder zählen dürfen. Diese sollten von dem Protector ernannt, aber von den Gemeinen bestätigt werden. Zunächst nun vermählte Cromwell seine dritte Tochter mit dem Lord Falconberg und seine vierte an den Grafen Warwick; dann ernannte er beide und noch acht andere von altem Adel für das neue Oberhaus; die übrigen waren Officiere und Rechtskundige, im Ganzen zweiundsechszig Personen. Sie erhielten wie früherhin die Vorrechte der Peerschaft für sich und ihre Familien. Als aber der Protector am 20. Januar 1658 beide Häuser versammelte, fanden sich von den alten Lords außer Falconberg nur noch Lord Eure ein; und das Unterhaus, dem er den Wiedereintritt der früher Ausgeschlossenen für die Bewilligung des Oberhauses zugestanden hatte, zeigte so große Widersetzlichkeit, daß er das Parlament schon am 4. Februar wieder auflöste. Allein um so heftiger wurde die Mißstimmung, und um so banger die Lage. Mehrere Mordplane gegen Cromwell's Leben kamen an den Tag; das Unterhaus hatte keine neuen Subsidien bewilligt, und die

Armee murrte, da der Sold bereits mehrere Monate im Rückstande war; Schriften wurden verbreitet, in denen Cromwell's Tödtung als eine gerechte und würdige Handlung anempfohlen ward; viele Officiere sprachen von der Herstellung der Republik „ohne einen Mann an der Spitze;“ und Karl, der Prätendent, knüpfte von den Niederlanden aus mit den Royalisten und den Presbyterianern Unterhandlungen an.

Um alle diese Versuche zu seinem Sturze schleunig und nachdrücklich zu vereiteln, scheute sich Cromwell nicht, zu einem unter den Tudor's und Stuart's arg verrufenen Werkzeuge der Tyrannei seine Zuflucht zu nehmen. Er errichtete wieder einen hohen Gerichtshof und besetzte ihn mit seinen ergebensten Anhängern. Als die ersten Opfer dieses Tribunals fielen zwei Royalisten, Sir Henry Slingsby und Doctor Hewet, ein Geistlicher der Episcopalkirche. Für des Letztern Leben verwendete sich selbst Cromwell's geliebteste Tochter, Elisabeth Claypole, vergebens. Bald darauf hatte der Protector ihren Verlust zu beweinen, der durch eine sehr schmerzhafte Krankheit erfolgte (6. Aug.); auf dem Sterbebette soll sie ihrem Vater mit eindringenden Worten quälende Zweifel an der Gerechtigkeit seiner Sache erweckt haben. Wenigstens vermehrte sich seitdem die innere Unruhe Cromwell's in demselben Maße, wie die Sorgen für die Behauptung seiner Stellung stiegen. Alle Qualen des Tyrannen, der auf dem Wege des Verbrechens zur Größe gelangt ist, verfolgten ihn. Fast von allen Freunden, ja von seiner früheren Zuversicht, daß er im Namen Gottes handle, verlassen, stand er in trauriger Einsamkeit allein da, und sah nichts als Feinde um sich her, die sein Leben bedrohten. Jedes fremde Gesicht beunruhigte ihn; Alles, was er that, verrieth die Angst und das Mißtrauen, von denen er gefoltert ward. In großer Gesellschaft schreckte ihn das Geräusch und im einsamen Zimmer die Stille. Er führte nicht nur beständig Pistole, Dolch und Degen bei sich, sondern trug auch einen Panzer unter der Kleidung, und that keinen Schritt unbegleitet von starken Wachen. Seine Reisen machte er mit großer Schnelligkeit. Nie kehrte er auf demselben Wege zurück, den er gekommen war; nie sagte er's vorher, wann und wohin er gehen wolle. Seine Zimmer hatten sämmtlich verborgene Ausgänge, sein Schlafgemach wechselte er häufig, und besetzte die Thüren mit sicheren, königlich bezahlten Wachen. Unter dieser fortdauernden geistigen Aufregung mußte jedoch seine körperliche Kraft allmählig erliegen. Am 17. August ward er von einem Fieber befallen, das bald die Besorgniß der Aerzte erregte. In der Nacht vom 2. zum 3. September fragte der Kranke seinen Caplan Starry, ob es möglich sei, aus der Gnade zu fallen. Jener verneinte

es. „Nun dann wohl mir;“ rief Cromwell aus; „denn das weiß ich gewiß, daß ich einmal in der Gnade gewesen bin!“ Hierauf betete er: „Mein Herr und mein Gott, obschon ich nur ein elender, beklagenswerther Mensch bin, stehe ich doch durch deine Gnade im Bunde mit dir, und werde zu dir kommen um deines Volkes willen. Du hast mich zum geringen Werkzeuge erkoren, ihm einiges Gute zu thun. Viele in diesem Volke halten mich zu hoch, andere werden sich freuen über meinen Tod. Doch was du auch über mich beschlossen hast, o Herr, thue ihnen auch ferner Gutes, zeige denen, welche zu viel auf das Werkzeug achteten, mehr auf dich selbst zu bauen, und verzeihe den andern, welche den Staub eines Wurmes mit Füßen treten wollten, denn auch sie sind dein Volk“ *).

Am folgenden Morgen (3. Sept. 1658) endete der Protector, am Jahrestage seiner Siege von Dunbar und Worcester. Sein Körper ward mit großem Gepränge und königlichen Ehren in der Westminsterabtei unter den Gräbern der Herrscher England's beigesetzt. Jedenfalls starb Cromwell zu einer für ihn glücklichen Stunde; denn unter den äußerst schwierigen Umständen der letzten Zeit würde die Behauptung der Herrschaft neue Gewaltthaten nöthig gemacht und diese vielleicht wieder stärkere Reactionen hervorgerufen haben. Seine Staatsverwaltung war im Ganzen kräftig, streng und gerecht, so weit seine Stellung nicht ins Spiel kam. In dieser letztern Beziehung schreckte er vor Ungesetzlichkeiten und despotischen Mitteln, wie wir gesehen, niemals zurück. Doch zeigte er sich nicht blutgierig; er war zufrieden, die gegen ihn geschmiedeten Complotte zu kennen und zu vereiteln; Hinrichtungen waren nicht allzu häufig. Trotzdem hat er an Eingriffen in die Verfassung, an willkürlichem Verfahren gegen das Parlament, die Thaten Karl's I., die den Bürgerkrieg hervorriefen und ihren Urheber aufs Blutgerüst brachten, weit überboten. Cromwell's Hofhaltung war bei feierlichen Gelegenheiten, beim Empfange fremder Gesandten glänzend und prunkvoll; außerdem lebte er still und einfach. Seiner Familie zeigte er sich stets als ein zärtlicher Gatte und Vater; seine Mutter, die erst 1654 starb und die Erhebung ihres Sohnes mehr mit Sorge als Freude betrachtet hatte, ehrte er bis an ihre letzten Tage, hörte auf ihre Rathschläge, wenn er sie auch nicht befolgte, und veranstalteteihr ein glänzendes Leichenbegängniß.

*) Lingard, Geschichte England's, deutsche Uebers. Bd. XI. S 333.

12. Die Restauration.
(1660.)

Cromwell hinterließ, außer seinen Töchtern, zwei Söhne, Richard und Henry. Der erste hatte bisher zurückgezogen gelebt, besaß weder das religiöse noch das militärische Ansehen seines Vaters, und zeigte überhaupt wenig Lust und Geschick zu Staatsgeschäften; während der zweite, damals gerade Statthalter von Irland, bereits vielfach im Kriege und in der Verwaltung beschäftigt, stets einen kraftvollen und gewandten Geist verrathen hatte. Dennoch erklärte der Staatsrath, da Cromwell keine Bestimmung über seinen Nachfolger getroffen hatte, den ältesten zum Protector des Reiches. Die verschiedenen Parteien waren noch unentschlossen über die Wege, welche nunmehr einzuschlagen wären; und da viele sich von Richard's milder Gemüthsart bessere Zeiten versprachen, fehlte es in den ersten Tagen nicht an glückwünschenden Adressen. „Die Sonne sei untergegangen," hieß es in diesen, „aber es folge keine Nacht. Wenn der Protector gleich Moses das Volk Gottes aus Aegypten geführt, so erblühe in seinem Sohne ein Josua, der es in den Besitz des gelobten Landes der Wahrheit und Gottesfurcht setzen werde. Elias sei gen Himmel gefahren, Elisa aber verweile auf Erden, der Erbe seines Mantels und seines Geistes." Dagegen wurden aber auch andere Stimmen laut. So beteten die schottischen Geistlichen: „der Herr möge sich gnädig erzeigen den Verbannten und Gefangenen; er möge gewähren, daß sie zurückkehren mit Garben der Freude; er möge sein Volk von Pharao's Joch und den Frohnvögten Aegypten's befreien und die Zeit der Heimführung beschleunigen." Die Officiere hielten heimliche Zusammenkünfte, die Armee murrte, daß nunmehr ein Mann an die Spitze treten solle, der schlecht zu Pferde sitze und nie das Schwert für die Sache des Herrn gezogen habe. Die Bestätigung oder Verwerfung seiner Stellung mußte der neue Protector von dem Parlamente erwarten, das am 27. Januar 1659 zusammentrat. Die Erschöpfung aller Geldmittel hatte ihn genöthigt, dasselbe so schnell zu berufen; auch sein Vater hätte nicht lange mehr ohne Parlament regieren können.

Die Wahlen, welche nicht nach dem durch die neue Verfassung vorgeschriebenen Verfahren, sondern nach der älteren Weise erfolgten, brachten die Republikaner — an ihrer Spitze die alten Vorkämpfer Vane, Haslerig und Bradshaw — in ebenso starker Anzahl ins Unterhaus als die Anhänger des Protectors; und so geschah es, daß die Majorität ge-

wöhnlich von wenigen Gemäßigten abhing. Das neue Oberhaus zeigte sich noch unterwürfiger und fügsamer als früher zur Zeit des Bürgerkrieges. Zwar genehmigten die Gemeinen zunächst die Nachfolge Richard's, aber mit dem Zusatze, daß die Beschränkung seiner Rechte zu Gunsten der Freiheit des Volkes einer künftigen Bill vorbehalten bliebe; auch erkannten sie das Oberhaus als eine parlamentarische Versammlung an, jedoch nur unter der Bedingung, daß diese Anerkennung einzig und allein für die Dauer der gegenwärtigen Sitzungen Kraft haben sollte. Bald traten immer deutlicher die Absichten der Republikaner hervor, die nichts Anderes bezweckten, als dem Parlament wiederum die höchste Gewalt im Staate zuzuwenden; und da das Heer diesen Entwürfen entgegenarbeitete, um sich selbst die Alleinherrschaft zu erwerben, so mußte man auf die Erneuerung jenes Kampfes gefaßt sein, der nach der Gefangennehmung Karl's I. ausgebrochen und durch die Usurpation Cromwell's beendet worden war. Eine von sechshundert Officieren unterzeichnete Vorstellung, ihren Soldforderungen zu genügen, des Landes Beschwerden abzustellen und an der guten alten Sache festzuhalten, wurde vom Parlamente zurückgewiesen; und überdies faßte dasselbe den Beschluß, daß jede Versammlung der Befehlshaber ohne vorgängige Erlaubniß des Protectors und des Parlaments strafbar sein, und daß alle Officiere, die nicht das schriftliche Versprechen ablegen würden, niemals die Sitzungen des Parlaments zu stören oder dessen Freiheiten zu schmälern, ihre Stellen verlieren sollten. Hierdurch erbittert bestürmten einige der heftigsten und verwegensten Hauptleute den jungen Protector, das Parlament auf der Stelle aufzulösen. Wolle er dieß nicht, so werde die Armee ihre Absicht mit dem Schwerte in der Hand durchsetzen; er möge dann sehen, wie es mit seiner Würde stehe. Richard war schwach genug nachzugeben, und das Parlament wurde aufgelöst (22. April). Aber die Officiere, nur bedacht die Folgen ihres Sieges zu benutzen, bekümmerten sich noch weniger als früher um den Protector.

Da sich die neuen Gewalthaber in ihren Versammlungen nicht über die Anordnung des zukünftigen Regiments vereinigen konnten, kamen sie endlich auf den Gedanken, das lange Parlament wieder zu versammeln; jedoch nur in der Gestalt, die es nach der Ausschließung der presbyterianischen Mitglieder gehabt hatte. Nach und nach wurden zweiundvierzig Abgeordnete zusammengebracht, welche ihre Sitzungen am 7. Mai mit einem Programm eröffneten, worin sie die religiöse und politische Freiheit herzustellen und das Protectorat abzuschaffen versprachen. Dieser Erklärung folgte die Einsetzung eines Sicherheitsaus-

schusses und eines Staatsrathes. Um indeß auch dem neuen Parlamente von vorn herein jede Selbständigkeit zu nehmen, ward demselben von den Officieren sogleich eine in gebietendem Tone abgefaßte Vorstellung überreicht, die den Mitgliedern ihr weiteres Benehmen vorzeichnen und die Gesichtspunkte angeben sollte, denen gemäß sie ihre Beschlüsse zu fassen hätten. Nach diesen Vorgängen legte Richard, fast von allen verlassen, und im schüchternen Bewußtsein, daß er der Mann nicht sei, solche Stürme zu beschwören, am 25. Mai seine Würde durch eine öffentliche Erklärung nieder. Auch sein Bruder Heinrich, noch unentschlossen, für welche Partei er sich erklären solle, wurde von den Soldaten, welche die freie Republik proclamirten, zur Abdankung gezwungen. Beide kehrten in den Privatstand zurück, in welchem sie ihre Tage ruhig und ungekränkt verlebten.

Wider Erwarten der Officiere und der eingereichten Vorstellung zum Trotz nahm auch das Rumpfparlament den Kampf gegen die Armee auf, und nur die Furcht vor den Presbyterianern und Royalisten konnte während einiger Monate ein scheinbares Einverständniß zwischen beiden Parteien erhalten. Nachdem aber Lambert einen Aufstand, den die Royalisten in Cheshire erhoben hatten, mit einigen Regimentern unterdrückt hatte, forderten die Officiere derselben einen ihren Verdiensten angemessenen Lohn, sowie das Versprechen, daß keinem Officier ohne Urtheil des Kriegsgerichts seine Stelle genommen werden dürfe, und die Uebergabe der Staatsverwaltung in die Hände eines beständigen Senats. Haslerig, der Führer der republikanischen Partei im Parlamente, brachte strenge Maßregeln gegen das Heer in Vorschlag; worauf eine zweite Petition der in London befindlichen Officiere darauf antrug, alle diejenigen zur Untersuchung zu ziehen, welche grundlose Beschuldigungen gegen das Heer erheben würden. Haslerig, im Vertrauen auf drei Regimenter, die dem Parlament Schutz versprochen hatten, beschloß das Aeußerste zu wagen, und brachte am 12. October einen Beschluß bei den Gemeinen durch, welcher die Absetzung Lambert's und acht anderer Obersten, der Häupter der Militärpartei, verfügte. In der Nacht versammelte er die treuen Soldaten und besetzte die Umgebungen des Parlamentshauses; allein Lambert hatte bereits seine Abtheilungen in den Straßen, die zu demselben führten, aufgestellt, und ließ die Mitglieder, welche sich zur Sitzung begeben wollten, nicht durch. Beide Parteien standen sich darauf den ganzen Tag schlagfertig in Westminster gegenüber; es ward unterhandelt, und da viele von den Soldaten Haslerig's zu ihren Kameraden übergingen, gab dieser endlich so weit nach,

daß das Haus seine Sitzungen einstellen, und die Officiere eine neue Verfassung entwerfen, dieselbe aber der Bestätigung eines neuen Parlaments unterwerfen sollten. Die Regierung war nun abermals in den Händen der Befehlshaber, die vorläufig, kraft der „der Armee inwohnenden höchsten Gewalt“, die Staatsverwaltung einem neuen Sicherheitsausschusse von dreiundzwanzig Personen übergaben.

Durch die schnell auf einander folgenden Veränderungen hatte der Zustand England's den höchsten Grad der Verwirrung erreicht. Die Ideen, welche die Revolution und die Republik hervorgerufen hatten, übten keine Kraft mehr über die Gemüther, und die Führer der Parteien überließen sich rückhaltslos ihrer Selbstsucht. Lambert glaubte, daß die Zeit gekommen sei, seinen lange genährten Plan auszuführen, der ihn zu Cromwell's Nachfolger machen sollte; aber die Masse des Volkes war aller Umwälzungen müde, die seit achtzehn Jahren nichts als Gelderpressungen, Gütereinziehungen, Verhaftungen, Hinrichtungen und Verfolgungen bewirkt hatten.

Das war die Lage der Dinge, als General Monk beschloß, sich des unterdrückten Parlaments im Interesse „der alten Gesetze und Freiheiten des Landes“ anzunehmen. Monk stammte aus einer angesehenen Familie in Devonshire, machte seine militärische Schule in den Niederlanden, kämpfte dann für den König, wurde gefangen und trat nach längerer Gefangenschaft in die Dienste des Parlaments. Hier erwarb er im irländischen und schottischen Kriege Cromwell's Vertrauen in dem Grade, daß er ihn, wie wir sahen, in Schottland zurückließ und ihm seitdem den Oberbefehl aller dortigen Truppen übergab. Sein Benehmen war vorsichtig, schweigsam und so zurückhaltend, daß schwerlich Jemand seine wahren Absichten errathen konnte; doch hatte er sich die Liebe der Soldaten in hohem Grade zu erwerben gewußt. Dem Sicherheitsausschuß wurde er jedoch trotz aller Zurückhaltung verdächtig, und die Nachricht, daß dieser damit umgehe, ihn verhaften zu lassen, bewog Monk gegen Ende des Jahres 1659 mit sechstausend Mann nach London aufzubrechen. Lambert, als General des Sicherheitsausschusses, ging ihm mit dem englischen Heere entgegen. Aber in der Gegend von York stieß Fairfax, der sich seit Cromwell's Erhebung in das Privatleben zurückgezogen hatte, mit einem zahlreichen Heerhaufen, vornehmlich aus Royalisten der umliegenden Grafschaften bestehend, zu Monk; viele Soldaten von Lambert's Armee desertirten, und dieser selbst, im Begriff die Feindseligkeiten zu eröffnen, erhielt plötzlich Befehl vom Parlament, das Commando niederzulegen. Gleich darauf wurde er verhaftet.

In London war nämlich in der Zwischenzeit eine neue Umwälzung zum Ausbruch gekommen. Auf die Kunde von Monk's Unternehmen hatten die Bürger, der Militärtyrannei überdrüssig, die Waffen für ein freies Parlament ergriffen; ein Theil der zurückgebliebenen Truppen war, von Haslerig gewonnen, zu den Bürgern übergegangen, worauf die Führer der Militärpartei den Muth verloren und die Flucht ergriffen hatten. Darauf war das Rumpfparlament wieder zusammengetreten und entfernte, die neu gewonnene Macht schnell benutzend, alle seine Gegner aus den Befehlshaberstellen des Heeres. Dessen ungeachtet setzte Monk seinen Marsch nach London fort, äußerte gegen Fairfax, der ihm rieth Karl II. zu proclamiren, daß dies ein gefährliches Unternehmen sein würde, und langte Anfangs Februar 1660 in der Nähe der Hauptstadt an. Nachdem die dort noch liegenden Truppen auf sein Verlangen entfernt worden waren, zog er am 3. Februar mit seinem Heere ein und nahm in Whitehall sein Quartier. Der Sprecher des Parlaments dankte ihm für die großen Dienste, die er dem Vaterlande erwiesen. Er antwortete in allgemeinen Ausdrücken, daß nur die Herbeiführung gesetzlicher Ordnung sein Zweck sei, den nunmehr das hergestellte Parlament zu übernehmen habe. Als ihm aber eine vom Parlament entworfene Eidesformel, welche gegen die Zurückführung der Stuart's gerichtet war, vorgelegt wurde, weigerte er sich, dieselbe zu beschwören. Hierdurch wurde das Parlament beunruhigt, und schon war die Rede davon ihm den Oberbefehl zu nehmen; doch beschloß man, zuvor noch seine Treue zu prüfen.

Die City von London hatte erklärt, keine Steuern zu bezahlen, bevor nicht ein vollständiges und freies Parlament nach den alten Grundgesetzen des Landes an die Stelle des Rumpfparlaments zusammengetreten sei; und die Bürger, um sich gegen etwaige Gewaltmaßregeln zu vertheidigen, hatten die Straße durch Verrammelungen und Ketten gesperrt. Monk erhielt jetzt Befehl, die Aufrührer zu unterwerfen. So unangenehm dem General auch dieser Auftrag sein mußte, da er darauf berechnet war, ihn mit der Stadt zu verfeinden, so begann er ihn dennoch (9. Februar) zu vollziehen; wobei er weniger auf Widerstand, als auf Staunen und Unwillen stieß. Als nun aber das Parlament noch weiter ging und auch die Auflösung des Gemeinderaths der City von ihm verlangte, glaubte er nicht länger zögern zu dürfen; denn hätten erst einmal die Republikaner im Parlament durch seine eigene Hülfe vollständig die Oberhand gewonnen, so würde es leicht gewesen sein, ihn selber bei Seite zu schieben. Schon im Verlaufe des 10. Februar

zeigte er sich lauer, und am Abend entwarf er mit mehreren seiner Officiere eine Vorstellung an die Gemeinen, worin sich das Militär beklagte, daß es zum Werkzeug persönlicher Rache der Machthaber gebraucht werden solle, und die Einberufung der vormals ausgeschlossenen Mitglieder des Parlaments verlangte, damit dann sogleich die Vorbereitungen zu einer neuen Versammlung der Stellvertreter des Volks getroffen werden könnten. Am 11. in der Frühe wurde die Vorstellung von ihm und allen zusammenberufenen Officieren unterzeichnet; sobald sie abgesandt war, besetzte Monk neuerdings die City, aber nun als Freund der Stadt und des Gemeinderaths*).

Von diesem Augenblick an verwandelte sich der allgemeine Unwille der Bevölkerung London's gegen Monk in den ausgelassensten Jubel. Erleuchtungen, Freudenfeuer und Lobgeschrei verkündigten auf allen Straßen die neu auflebende Hoffnung. Das Rumpfparlament war nun seinerseits bestürzt und erbittert, aber ohnmächtig. Auf Monk's Einladung erschienen alsbald die ausgeschlossenen Mitglieder von der presbyterianischen Partei; schon ehemals royalistischer Gesinnung, insofern sich Karl I. ihren Bedingungen unterworfen hatte, waren sie jetzt, von so vielen Stürmen ermüdet, noch unbedingter für die Wiederherstellung des Königthums eingenommen. Da sie nach ihrem Wiedereintritt die Mehrheit bildeten, so verließen die meisten Republikaner das Haus: Jene, von allem Widerspruch der Gegner befreit, fügten sich ganz in Monk's Willen, ernannten ihn zum Oberbefehlshaber in allen drei Reichen, lösten sich auf (16. März), und ordneten an, daß sogleich ein neues Parlament zusammentrete. Bis zur Eröffnung desselben errichtete Monk einen Staatsrath von gemäßigten und meist königlich gesinnten Männern, denen sich das öffentliche Vertrauen zuwandte. Alles war nun wieder beruhigt, und der Umschwung schien damit beendigt zu sein.

Monk's Absichten gingen indeß weiter; wahrscheinlich hatte er schon vom Beginn seines Unternehmens an den mit ausgezeichneter Schlauheit verhüllten Plan gehegt, das Königthum wieder herzustellen; vielleicht mit der Beschränkung, ihn je nach dem Verlauf der Dinge fallen zu lassen oder weiter zu verfolgen. Die Umstände schienen in diesem Augenblick günstig; aller Orten erhoben die Royalisten nach dem Sturz des Heeres und der Republikaner das Haupt, und auf die starke Partei der Presbyterianer konnte Monk sicher rechnen. Frei von Cromwell's Ehrgeiz, dachte er nicht an sich selbst, sondern an die alte Dynastie, an

*) Vgl. Guizot, Monk, deutsch von Rödiger, 1851, S. 103 ff.

den verdrängten Prinzen Karl, und war überzeugt, daß dessen Rückkehr die sich kreuzenden Ansprüche der Parteien vernichten, und die höchste Gewalt wieder auf eine dem Ehrgeiz und der Freiheitsschwärmerei unzugängliche Spitze erheben werde. Die Stimmung des Volkes zeigte sich auch bei den Wahlen, die meist schon mit Rücksicht auf die Gesinnung zu Gunsten des Königs geschahen. Endlich ward das Parlament am 25. April 1660 eröffnet. Der Sprecher Sir Harbottle Grimstone, von der presbyterianischen Partei, wies auf die Nothwendigkeit einer bessern Verfassung hin. Viele Mitglieder, die Monk's Wünsche kannten, stimmten ein; allgemeine Klagen erhoben sich über die Gräuel der Anarchie, die man so lange geduldet; Cromwell's Regierung ward verwünscht, und die Hinrichtung des Königs als ein die britische Nation schändender Flecken beklagt. Nachdem man mehrere Tage lang diese Sprache geführt hatte, glaubte Monk, der im Stillen durch diplomatische Schritte alles genügend vorbereitet hatte, seiner Sache gewiß zu sein. In der Sitzung vom 1. Mai zeigte der Präsident des Staatsraths der Versammlung an, daß Sir John Greenville mit Briefen von Sr. Majestät dem Könige Karl II. abgesendet um Einlaß bitte. Die Erlaubniß ward sogleich ertheilt; von Breda aus verhieß Karl, durch seine Anhänger und durch Monk von der Lage der Dinge unterrichtet, Allen, die binnen vierzig Tagen zu Treue und Gehorsam zurückkehren würden, volle Verzeihung an Leib, Leben, Freiheit, Gütern und Rechten; nur diejenigen sollten davon ausgenommen sein, die das Parlament selbst bezeichnen werde; außerdem verhieß er volle Gewissensfreiheit für Jedermann, und für die Armee Bezahlung des Soldrückstandes sowie Uebertritt in den königlichen Dienst mit Beibehaltung des bisherigen Grades.

Die wilde Leidenschaft für eine schrankenlose Freiheit war in Folge der bitteren Erfahrungen in den Gemüthern erloschen, und hatte, nach dem unter solchen Umständen gewöhnlichen Wandel oder Rückschlag, der Sehnsucht nach Ruhe und Ordnung Platz gemacht. Ohne Berufung traten die alten Lords als geborne Räthe des Königs im Oberhause zusammen; worauf sie sowohl als die Gemeinen beschlossen, daß, da nach den alten Grundgesetzen des Landes die Regierungsgewalt bei dem Könige und beiden Häusern des Parlamentes sei, es auch in Zukunft so gehalten werden solle. Wappen und Zeichen der Republik sollten vernichtet und Karl eingeladen werden, die Krone in Empfang zu nehmen. Nur Prynne, der auch in diesem Parlament einen Sitz gefunden hatte, der unbeugsame Verfechter des Rechts und der strengen Gesetzlichkeit, trug darauf an, Maß und Ziel in dem neuen Eifer zu halten, das Wohl

des Volkes zu bedenken und einen Ausschuß zur Abfassung eines Vertrages niederzusetzen, um alle zwischen dem Könige und dem Parlament streitigen Rechte, aus denen der Bürgerkrieg und aller seitherige Zwist hervorgegangen, auf eine billige Weise festzusetzen. Aber Monk, sei es um seinen Diensten bei Karl II. noch höheren Werth zu geben, sei es aus Furcht, bei diesen Verhandlungen alle Ansprüche der Parteien, den kaum unterdrückten Haß, die alte Eifersucht und den hemmenden Argwohn wieder aufleben zu sehen, widersprach entschieden; der König, erklärte er, komme allein, ohne Heer und Flotte, er werde in Westminster wie in Breda in ihren Händen sein. Allerdings mochten Monk's Besorgnisse, den günstigen Augenblick unbenutzt verstreichen zu lassen, wohl begründet sein; anderer Seits trägt er aber die Schuld, daß Karl, der den Thron auf diese Weise ohne durch irgend ein Zugeständniß gebunden zu sein bestieg, sich wieder zu jener Machtfülle, die sein Vater hatte geltend machen wollen, berechtigt glaubte und dadurch für künftige Zeiten den Grund zu einer neuen Umwälzung legte.

Am 8. Mai ward Karl II. feierlich in London zum König ausgerufen. Hierauf berathschlagten die Gemeinen über die Geschenke, die man den Ankömmlingen machen wollte. Für Greenville, den Bringer der frohen Botschaft, ward ein Diamant für 500 Pfund Sterling gekauft; dem Könige übersandte man ein Geschenk von 50,000, seinem ältern Bruder, dem Herzog von York, 10,000, und dem zweiten, dem Herzog von Glocester, 5000 Pfund. Eine Gesandtschaft von Lords und Commons schiffte nach Holland hinüber und lud den neuen Herrscher ein, von seinem Reiche Besitz zu nehmen. Schon dort fingen die Ehrenbezeigungen an. Keine Stadt ließ Karl II. ohne festliche Veranstaltungen durch, und überall drängte man sich um so mehr den fremden Fürsten zu sehen, je weniger man noch kurz zuvor um ihn sich gekümmert hatte. Admiral Montague hatte sich mit der englischen Flotte in der Bay von Scheveningen eingefunden. Hier ging Karl mit seinen Brüdern an Bord, indeß Montague sogleich ehrerbietig den Befehl dem Herzog von York als künftigem Lord-Großadmiral übergab. Zu Dover empfing Monk (25. Mai) an der Spitze des Adels der benachbarten Grafschaften den neuen Herrscher, der ihn im Angesicht unzähliger Zuschauer mit Thränen des Danks und der Freude umarmte. Alle Wege bis London waren mit jubelnden Volksmassen bedeckt, selbst die Armee empfing den König auf Blackheath mit freudigem Zuruf. Am 29. Mai, seinem dreißigsten Geburtstag, zog Karl in die Hauptstadt ein; die Häuser waren mit Teppichen geschmückt, die Straßen mit Blumen bedeckt, unaufhör-

liches Beifallsgeschrei stieg zum Himmel. „Wo sind denn meine Feinde?" rief der König aus. Und als ihn der Lord=Mayor von London und die Sprecher beider Häuser mit den Worten eifrigster Ergebenheit empfangen hatten, sagte er: „Gewiß es muß meine Schuld gewesen sein, daß ich nicht früher gekommen bin; heute habe ich wenigstens Niemand getroffen, der nicht betheuert hätte, wie meine Herstellung stets sein Wunsch gewesen sei."

Neuere Geschichte.

Dritter Zeitraum.

Das Zeitalter der englischen Revolution und der Eroberungskriege Ludwig's XIV., Karl's XII. und Peter's I.

Vom Westphälischen Frieden bis zum Ausgang des Nordischen Krieges (1648—1721).

Zweiter Abschnitt.

Ludwig XIV. und die zweite englische Revolution; West- und Südeuropa bis zum Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges.

1. Ludwig XIV. unter Mazarin's Leitung.

(1654—1661.)

Die gleichzeitigen Bewegungen in England und in Frankreich hatten in einer gewissen Wechselwirkung gestanden. Aber während dort die Revolution das Königthum stürzte, war hier vielmehr die Macht der Krone aus den Unruhen der Fronde nur desto stärker hervorgegangen. Mazarin hatte, wie wir sahen, durch ruhige Ueberlegung und klare Auffassung der Verhältnisse, durch Standhaftigkeit und rechtzeitiges Nachgeben, alle seine Widersacher besiegt. Mit ihrem Unterliegen aber waren zugleich die letzten, der absoluten Herrschergewalt noch entgegenstehenden Schranken zu Boden geworfen. Der Adel wagte seit dieser Zeit keine Umtriebe und keine Empörungen mehr; statt wider den Hof aufzutreten, suchte er fortan nur durch seine geschmeidige Sitte und gewandtes Bezeigen in dessen Mitte zu glänzen; seine Selbständigkeit war für immer dahin. Auch das Parlament, das Organ des erblichen und darum unabhängigen Beamtenstandes, das in den letzten vierzig Jahren, seit die Reichsstände nicht mehr berufen worden, seine Ansprüche

auf die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten mit Nachdruck geltend gemacht hatte, war gedemüthigt, und bot nur zu bald die Hand zur Ausführung despotischer Entschlüsse; nur wenn der Glanz der Krone sich auf Augenblicke verdunkelte, wagten es die Räthe zuweilen in der früheren Weise hervorzutreten. Dem jungen hochfahrenden und herrschsüchtigen König waren in der Gestalt jener Unruhen die Folgen zügelloser Willkür und selbstsüchtiger Widersetzlichkeit so stark entgegengetreten, daß ihm das durchgreifendste Verfahren und unbedingter Gehorsam für seine Befehle zur Ruhe des Staats unumgänglich nothwendig erschienen. Mazarin's Lehre und Beispiel fand unter solchen Umständen den günstigsten Boden. Er zeigte seinem Zögling, den er in den nächsten Jahren noch vollkommen leitete, wie viel ein Herrscher sich erlauben dürfe, der durch Festigkeit und strenge Uebereinstimmung seiner Handlungsweise die Unterthanen an den Glauben zu gewöhnen vermöge, daß sein Wille das höchste Gesetz und sein Vortheil der oberste Zweck alles gemeinschaftlichen Strebens sein müsse. Ludwig war noch nicht sechszehn Jahre alt, als er einmal auf die Nachricht, das Parlament habe sich eigenmächtig versammelt, um gegen eine vom Hofe bekannt gemachte Verordnung eine Vorstellung abzufassen, plötzlich von Vincennes nach Paris gesprengt kam, und wie er war, in Jagdkleidern, Stiefeln und Sporen, die Reitpeitsche in der Hand, in die Rathsversammlung trat, um dieser in den härtesten Ausdrücken ihre Widersetzlichkeit vorzuwerfen. Die alten, meist der höchsten Achtung würdigen Männer fühlten sich durch dieß außerordentliche Verfahren tief gekränkt, und thaten deshalb bescheidene Einsprache; allein die despotische Handlung war einmal ausgeübt. Als bei einer andern Gelegenheit das Parlament sich wiederum eine Prüfung königlicher Befehle erlauben wollte, wurden einige Mitglieder desselben sofort ins Elend verwiesen.

Auch Mazarin's Anmaßungen fanden keinen Widerspruch mehr, ungeachtet sie mit seiner Sicherheit zunahmen. Er behandelte die vornehmsten Herren wie seine Diener, ließ sich auf seinem Zimmer während des Bartscheerens und Ankleidens, oder während er mit seinen Affen spielte, die Staatssachen vortragen, und erlaubte Niemandem mehr, selbst dem Kanzler nicht, in seiner Gegenwart niederzusitzen. Da sein Verhältniß zur Königin=Mutter allmählig erkaltete, wußte er den jungen Monarchen um so mehr an sich zu fesseln, theils durch die überlegene Einsicht, die er in allen Staatsangelegenheiten zeigte, und den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen, theils durch große Nachgiebigkeit gegen dessen für alle Leidenschaften und Genüsse empfängliches Gemüth.

Einen ungeziemenden Umgang mit einer seiner Nichten, Maria Mancini, sah er dem jungen Monarchen, der schon früh eine ausschweifende Neigung für das weibliche Geschlecht zeigte, gern nach; als aber der König am Ende wirklich erklärte, dieselbe heirathen zu wollen, überwog das Interesse des Staatsmannes bei Mazarin alle Rücksicht auf die privaten Vortheile, welche er sich von einer solchen Verbindung versprechen durfte. Er erklärte dem Könige, wenn er bei diesem Entschlusse bleibe, so müsse er, der Cardinal, Frankreich verlassen und alle seine Verwandten aufgeben. „Ich besitze," sagte er, „allen Ehrgeiz, den ein rechtlicher Mann haben darf, und gehe vielleicht in einigen Punkten über die Grenze hinaus. Ich liebe meine Nichte, aber ich liebe den König von Frankreich noch mehr, und interessire mich mehr für Ihren Ruhm und die Erhaltung Ihres Staates, als für alle übrigen Dinge in der Welt."

Mazarin hatte eine ganz andere Verbindung für Ludwig XIV. in Vorschlag. Philipp IV. von Spanien hatte nur eine Tochter, Maria Theresia, und einen Sohn (den nachmaligen König Karl II.), dessen schwache Gesundheit weder ein langes Leben noch Nachkommen erwarten ließ. Gelang es nun, die Vermählung Maria's mit Ludwig zu Stande zu bringen, so fielen diesem nach dem Ableben ihres Bruders alle Rechte der Succession zu; die Kräfte Spanien's und Frankreich's, in deren Gegensatz Europa seit den Zeiten der Reformation seine Freiheit gesehen hatte, wären dann vereinigt gewesen, und alle anderen Reiche hätten vor einer kolossalen Macht den Nacken beugen müssen. Diese großartigen Plane im Auge beschloß Mazarin, den langen Krieg mit Spanien, der besonders durch Turenne's Verdienste in den Niederlanden sehr glücklich geführt worden war, obgleich Condé ihm gegenüber befehligt hatte, zu beendigen. Im Jahre 1659 kam man wegen eines Waffenstillstandes überein und die Unterhandlungen begannen. Ein besonderes Hinderniß bildete die Wiedereinsetzung des Prinzen von Condé in seine Güter und Rechte, welche der spanische Hof als eine Ehrensache betrachtete. Nach dem Abschluß der Präliminarien begaben sich Mazarin und der erste Minister Philipp's IV., Don Luis de Haro, zu den weiteren Conferenzen auf die Fasaneninsel in dem Flusse Bidassoa, der innerhalb der westlichen Pyrenäen Frankreich und Spanien scheidet. Dieselbe Förmlichkeit und Kleinlichkeit in Beziehung auf Ceremoniel und Etiquette, welche wir bei den Unterhandlungen zu Münster bemerkt und getadelt haben, herrschte auch hier. Auf der Mitte der Insel war ein zeltartiges Gebäude errichtet, das halb auf spanischem, halb auf französi-

schem Boden stand. Zu beiden Seiten waren Eingänge angebracht, damit Mazarin und Haro zu gleicher Zeit eintreten könnten; ihre Stühle standen nahe bei einander, so daß sie sich sprechen konnten, ohne den Boden ihrer Reiche zu verlassen. Am 7. November 1659 ward die Friedensurkunde, die aus hundertvierundzwanzig Artikeln bestand, sowie der Heirathsvertrag unterzeichnet. Frankreich gewann nicht nur bedeutende Landstriche und Festungen in Artois, Flandern, Hennegau, Luxemburg und zwischen der Sambre und Maas, sondern auch an der Südgrenze die Grafschaften Roussillon und Cerdagne, und eine baare Summe von fünfhunderttausend Goldkronen als Brautschatz für die Infantin Maria Theresia. Obgleich Haro es durchgesetzt hatte, daß Ludwig und die Infantin auf jede Art von Erbfolge in den Ländern der spanischen Krone Verzicht thun mußten, war Mazarin doch überzeugt, daß früher oder später sich je nach den Umständen größere oder geringere Ansprüche würden erheben und durchsetzen lassen. Andere Punkte des Pyrenäischen Friedens betrafen die Wiedereinsetzung Condé's und die Zurückstellung des Herzogthums Lothringen, auf welche Bedingung Spanien, rühmlicher als Kaiser Ferdinand und das deutsche Reich, hartnäckig bestanden hatte. Doch mußte Herzog Karl mehrere Plätze seines Landes, nebst einer mitten durch dasselbe gehenden Heerstraße, eine halbe Meile breit und dreißig Meilen lang, von Metz nach dem Elsaß, an Frankreich abtreten. Condé kam nach Frankreich zurück, und erhielt seine Güter wieder. Zu Aix stellte er sich dem jungen Könige vor, dankte, und bat um Verzeihung. Mit französischer Höflichkeit antwortete ihm Ludwig: „Mein Vetter, nach den großen Diensten, die Sie meiner Krone erwiesen haben, erinnere ich mich eines Uebels nicht mehr, das nur Ihnen selbst geschadet hat.“

Am 6. Juni 1660 beschworen die beiden Monarchen auf der Fasaneninsel persönlich die geschlossenen Verträge, am 7. wurde Maria Theresia ihrem jungen Gemahl übergeben, und am 9. fand die Hochzeitfeier zu Saint Jean de Luz statt; die Neuvermählten hielten einen äußerst glänzenden Einzug in Paris. Einige Monate früher war der Herzog von Orleans, des Königs Oheim, im zweiundfunfzigsten Jahre seines Alters gestorben (3. Februar). Auch Mazarin hatte von seiner Reise in die Pyrenäen einen äußerst geschwächten Körper zurückgebracht, und ging von der Zeit an langsam dem Tode entgegen. Die ihm noch übrige Zeit benutzte er, seine Geschäfte in Ordnung zu bringen und dem Könige Rathschläge für die Zukunft zu ertheilen. Er rieth ihm, keinen ersten Minister mehr zu ernennen, sondern selbst zu regieren. Den bis=

herigen Oberaufseher der Finanzen, Marquis von Fouquet, schilderte er ihm als einen eigennützigen und gefährlichen Mann; dagegen empfahl er ihm Colbert als den trefflichsten Kenner dieses Zweiges, und zu Staatsräthen die beiden gewandten Secretäre Le Tellier und Lionne. Nicht ohne Gewissensunruhe konnte der Sterbende an die ungeheuren Schätze denken, die er während seiner Herrschaft zum großen Theil auf unrechtmäßige Weise an sich gerissen hatte. Mehrere Schriftsteller schätzen seine Verlassenschaft bis auf fünfzig Millionen Livres. Der Krone vermachte er achtzehn der schönsten und größten Diamanten, die man noch lange nach ihm die achtzehn Mazarins genannt hat, der Königin-Mutter einen Ring mit einem großen Diamant und einige andere werthvolle Kostbarkeiten, der jungen Königin einen Strauß von funfzig Diamanten, und dem Bruder des Königs einunddreißig Smaragde. Dem Papste schenkte er 600,000 Livres zur Führung des Türkenkrieges in Candia. Seiner Schwester setzte er ein Jahrgeld von 18,000 Livres aus; seinem Neffen als Haupterben vermachte er das Herzogthum Nevers, beträchtliche Einkünfte von einigen andern Gütern, die Hälfte seines Hausgeräths und sein ganzes Vermögen zu Rom, das sich auf mehrere Millionen belief. Wie Mazarin nach Richelieu's Vorgang stets einen großen Theil seiner Einkünfte für Schauspiele, Feste, Gemäldesammlungen, Statuen, Bildsäulen und Bibliotheken verwandt hatte, so ließ er es auch in seinem Testamente an Vermächtnissen für Gelehrte, Künstler und Bauunternehmungen nicht fehlen. Das Collegium der vier Nationen zu Paris ist seine Stiftung; ihm vermachte er auch seine Bibliothek. Während seiner letzten Tage, da er schon von großen Schmerzen niedergedrückt war, spielte ein Anderer für ihn in seinem Zimmer und sagte dem Kranken, daß er gewinne. „Ich verliere unterdeß im Bette weit mehr," antwortete dieser. Kurz vor seinem Tode ließ er sich noch einmal sorgfältig kleiden und durch seinen Palast und Garten tragen, um von den Herrlichkeiten, deren Anblick ihn so lange erfreut hatte, Abschied zu nehmen. Am 9. März 1661, im neunundfunfzigsten Jahre seines Alters, starb er mit großer Standhaftigkeit, die indeß weniger aus religiöser Gesinnung, als aus der Absicht hervorging, keine Schwäche zu zeigen. Ludwig, obgleich er seinen ganzen Hof die Trauer anlegen ließ, war zufrieden, eines Führers entledigt zu sein, dessen er nicht mehr zu bedürfen glaubte; er hatte, wie er selbst sagt, nur deshalb Mazarin gewähren lassen, damit nicht der Schein von Ungnade auf ihn falle, wodurch die mühsam beschwichtigten Stürme leicht abermals hät-

ten erregt werden können*). Ganz frei wurde indessen der König erst einige Zeit später, als auch seine Mutter, im vierundsechszigsten Altersjahre ihre Tage beschloß (1666).

2. Ludwig's XIV. Selbstregierung und erster Eroberungskrieg.

Schon am Morgen nach Mazarin's Tode erklärte Ludwig dem Kanzler Seguier, dem Oberintendanten der Finanzen Fouquet und den Staatssecretären, daß er nunmehr die Regierung selbst übernehmen wolle. Nur die Achtung für einen Minister, der dem Staate unter schwierigen Umständen so treu gedient, habe ihn abgehalten, diesen Schritt schon früher zu thun. Ohne seinen ausdrücklichen Befehl hätten sie nichts mehr, nicht einmal einen Paß, auszufertigen. Dieselbe gebietende Stellung, wie im Innern seines Reiches, war Ludwig auch entschlossen gegen die Nachbarn, ja gegen ganz Europa durchzusetzen, und um jeden Preis das Supremat Frankreich's zu begründen; es geschah in einer Weise, wie sie bis dahin unerhört gewesen. Seinen Anspruch, überall der Erste sein zu wollen, zeigte er zunächst in einem Rangstreit mit Spanien, der den kaum geschlossenen Pyrenäischen Frieden wieder zu vernichten drohte. Aus den Unterhandlungen zu Münster und auf der Fasaneninsel kennen wir zur Genüge den Werth, den die damalige Zeit auf den Vortritt der Gesandten und das Ceremoniel im Allgemeinen zu legen pflegte. Als nun im Jahre 1661 bei der Ankunft eines schwedischen Botschafters die fremden Gesandten in London diesem entgegengingen, wollte der spanische Gesandte, da die Abgeordneten seines Staates seit hundertundfunfzig Jahren, wo sie zur Zeit Karl's V. zugleich kaiserliche Boten waren, den Vortritt vor allen übrigen hatten, auch hier dieses Ehrenrecht behaupten; und als der französische Gesandte, Graf d'Estrades, ihm vorfahren wollte, kam es unter den Dienern zu Thätlichkeiten, bei denen der Londoner Pöbel so eifrig für die Spanier Partei nahm, daß d'Estrades' Wagen zertrümmert, die Pferde getödtet und viele seiner Leute verwundet wurden. Auf das höchste erzürnt, gab

*) Dreyss, mém. de Louis XIV. pour l'instruction du Dauphin, 2. vols. Einen Auszug daraus giebt Georg, das polit. Testament Ludwig's XIV., 1862. Vgl. S. 16.

Ludwig XIV. dem spanischen Gesandten an seinem Hofe sogleich Befehl, Paris zu verlassen, rief den seinigen aus Madrid zurück, und schrieb dem Könige Philipp IV., seinem Schwiegervater, er werde den Krieg sofort wieder beginnen, wenn der Vorrang des französischen Botschafters seinerseits nicht anerkannt werden würde. Philipp, der es nicht der Mühe werth hielt, seine Unterthanen eines so leeren Zwistes wegen in einen Krieg zu verwickeln, sagte: „wir wollen als Vater handeln," ließ seinen Gesandten aus London zurückkommen, und schickte 1662 den Grafen Fuentes nach Fontainebleau, der dann (24. März) in Gegenwart des Hofes und aller fremden Botschafter die Erklärung abgab, daß der König von Spanien allen seinen Ministern befohlen habe, künftig bei öffentlichen Feierlichkeiten nicht mehr mit dem französischen Gesandten um den Vorrang zu streiten; worauf Ludwig, die Worte für ein volles Zugeständniß nehmend, sich an die übrigen Diplomaten wandte und sagte: „Ich bitte Sie, Ihren Herren diese Erklärung zu melden, damit sie wissen, daß der katholische König seinen Gesandten befohlen hat, den meinigen bei allen Gelegenheiten den Vorrang zu lassen."

In noch weit höherem Grade ließ Ludwig den Papst Alexander VII. seine Uebermacht empfinden und zeigte durch seine gewaltthätigen Schritte, wie wenig noch das Ansehn des Oberhauptes der Kirche selbst bei katholischen Herrschern geachtet wurde. Ludwig war bereits mit der Curie gespannt; die päpstlichen Nuntien beschwerten sich über Beschränkungen der geistlichen Jurisdiction in Frankreich, über Bestrafung der Priester von weltlichen Tribunalen in Criminalsachen noch ehe die kirchliche Degradirung erfolgt sei, und über willkürliche Anordnungen des Königs im Allgemeinen. Da geschah es, daß die Leute des französischen Gesandten, des Herzogs von Crequi, eines stolzen und übermüthigen Mannes, mit einigen corsischen Soldaten des Papstes durch ihr freches und anmaßendes Wesen in Streit geriethen. Diese Händel setzten sich einige Zeit fort, und da die Franzosen mehrmals das Uebergewicht behielten, gaben der General der päpstlichen Truppen, Mario Chigi, Bruder des Papstes, und der Cardinal Imperiali, Gouverneur von Rom, den Corsen die Weisung, bei nächster Gelegenheit Rache zu nehmen. Am 20. Aug. 1662 begegneten einige Bedienten des Gesandten dreien Corsen, und fingen wie gewöhnlich Händel an; sie wurden alsbald von anderen Franzosen, wie jene von anderen Corsen unterstützt; endlich wurde die Zahl der letzteren die größere; wüthend eilten sie nach der Wohnung des Gesandten im Palast Farnese, und schossen nach seinen Fen=

stern, ja nach dem Wagen seiner Gemahlin, die eben nach Hause kam; viele Franzosen wurden verwundet, ein Page getödtet. Sofort mußte Crequi auf Befehl seines Monarchen Rom verlassen, der päpstliche Gesandte zu Paris wurde von den französischen Reitern über die Grenze gebracht, und der König von Spanien sowie die Herzoge von Savoyen und Toscana wurden ersucht, achtzehntausend Franzosen den Durchzug durch ihre Gebiete zu erlauben. Als Alexander hierauf Anerbietungen zu einer Genugthuung machte, stellte Ludwig die ausschweifendsten Forderungen. Unter andern sollte der Bruder des Papstes auf sechs Jahre des Landes verwiesen, und dem Cardinal Imperiali diese Würde genommen werden. Natürlich zögerte der päpstliche Hof, die Bedingungen anzunehmen; worauf Ludwig Befehl gab, Avignon und die Grafschaft Venaissin (bekanntlich damals dem Papste gehörig) mit der Krone Frankreich zu vereinigen. Um den König zu befriedigen, ließ Alexander hierauf einen Corsen und einen Sbirren, welche vorzugsweise bei dem Tumulte betheiligt waren, hinrichten; aber dennoch brach wirklich ein französisches Heer von funfzehntausend Mann Fußvolk und sechstausend Reitern nach Italien auf. So bedrängt, mußte sich der hülflose Papst Alles gefallen lassen. Am 12. Februar 1663 ward ein förmlicher Friede zu Pisa unterzeichnet, worin der Papst versprach: seinen Neffen Fabio Chigi als Legaten nach Frankreich zu schicken, der öffentlich eine demüthige Abbitte der Beleidigung thun sollte; die corsische Nation für unfähig zu erklären, jemals wieder im Kirchenstaat zu dienen; vor der corsischen Hauptwache eine Säule, die dies Decret verewige, zu errichten; auch den Häscherhauptmann in Rom, der bei dem Aufstande thätig gewesen, seiner Stelle zu entsetzen. Noch mehr, Mario Chigi sollte sich schriftlich entschuldigen und auf sein Ehrenwort versichern, daß er an dem Frevel gegen den französischen Gesandten keinen Antheil gehabt habe, und der Papst diese Erklärung durch ein Breve bestätigen. Der Cardinal Imperiali sollte sich persönlich in Paris rechtfertigen; und endlich, zum Uebermaße des Hohns, sollte Augustin Chigi, ein anderer Neffe des Papstes, nebst seiner Gemahlin, einer Farnesischen Prinzessin, dem Herzoge von Crequi und dessen Gemahlin bei ihrer Rückkehr nach Rom zehn Meilen weit entgegen kommen, und denselben ihr Mißvergnügen über den Vorfall vom 20. August bezeigen. Der Papst erfüllte diesen entehrenden Vertrag pünktlich, und erhielt dafür Avignon und Venaissin wieder zurück. Drei Jahre nachher erlaubte Ludwig auch, die Schandsäule wieder niederzureißen.

Bald fand Ludwig Gelegenheit, seine Uebermacht auf vortheilhaf-

tere Weise zur Vergrößerung seines Reiches geltend zu machen. Es war ein Lieblingsgedanke Mazarin's gewesen, die spanischen Niederlande mit Frankreich zu vereinigen, und diese Absicht hatte ihn allein vermocht, den Krieg gegen Philipp IV. so übermäßig zu verlängern. Was damals fehlgeschlagen war, beschloß Ludwig jetzt, nachdem Philipp 1665 gestorben war, mit aller Kraft durchzusetzen. Er erklärte, daß er als Gemahl der Tochter Philipp's IV. erster Ehe Erbansprüche auf jene Länder habe, und suchte den Einwand, daß Maria Theresia feierlich auf ihre Successionsrechte verzichtet habe, durch Berufung auf gewisse Eigenthümlichkeiten des in einigen niederländischen Provinzen geltenden Erbrechts zu widerlegen. Außerdem machte er bemerklich, daß die Spanier die Mitgift seiner Gemahlin nicht in den versprochenen Fristen bezahlt hätten, wodurch also der ganze damalige Tractat gebrochen sei. So elend nun insbesondere der aus den privatrechtlichen Gewohnheiten von Brabant und Malines hergeleitete Vorwand war, welche bestimmten, daß bei einer zweiten Heirath des Vaters oder der Mutter die Kinder erster Ehe den Besitz an Grund und Boden mit Vorbehalt der Benutzung für den noch lebenden Theil der Eltern erben sollten, rückte Turenne dennoch mit fünfunddreißigtausend Mann, denen noch eine Reservearmee von einigen zwanzigtausend Kriegern folgte, im Mai 1667 in Flandern ein, während der Prinz Condé, dessen Talente der König jetzt wieder zu gebrauchen dachte, bald darauf die Franche-Comté angriff. Die Spanier waren ohne alle Vorbereitung. Es fehlte an Geld, an geübten Truppen, an tüchtigen Anführern; auch von Deutschland durfte man keine Hülfe erwarten, da Kaiser Leopold gerade zu jener Zeit mit den unzufriedenen Ungarn zu thun hatte. So war es denn freilich den zahlreichen französischen Truppen ein Leichtes, einen großen Theil der spanischen Niederlande im ersten Anlauf wegzunehmen; auch die Eroberung der Franche-Comté machte keine Schwierigkeiten. Ludwig war bei der Belagerung von Lille und einigen andern Festungen zugegen und zog mit Gepränge in die eroberten Plätze ein. Noch glänzender war seine Rückkehr nach Paris, und von den Schmeichlern des Hofes umgeben fühlte Ludwig seinen Ehrgeiz vollkommen befriedigt. Einen großen weltgeschichtlichen Ruhm suchte er so wenig, als er an weitreichende Eroberungszüge dachte, wofür ihm auch die nöthigen kriegerischen Gaben fehlten, obgleich er nicht ohne Muth war; seine Uebermacht zu zeigen, schwache Ländchen zu überfallen und zu berauben, und dann triumphirend zu den Festen des staunenden Hofes zurückzukehren, genügte ihm.

Von allen benachbarten Staaten waren vorzüglich die Holländer

über die reißenden Fortschritte Frankreich's in Sorgen; denn es mußte ihnen auf alle Weise lieber sein, ein schwaches spanisches Gebiet zwischen sich und Frankreich zur Scheidewand, als das letztere zum unmittelbaren Nachbarn zu haben; wie denn auch die Generalstaaten aus demselben Grunde schon im Jahre 1648 das französische Bündniß aufgegeben und auf ihre Hand Friede mit Spanien geschlossen hatten. Jetzt eröffneten sie mit England und Schweden geheime Unterhandlungen, und schlossen unter dem Namen der Tripelallianz mit beiden einen festen Bund, kraft dessen sie sich verpflichteten, zuerst als Vermittler zwischen Frankreich und Spanien aufzutreten, im Fall aber, daß ihre gütliche Dazwischenkunft fruchtlos bliebe, Frankreich zur See und zu Lande anzugreifen. Ludwig stutzte über die Kühnheit der Holländer; indeß war man eines Theils auf so viele Feinde nicht gefaßt, andern Theils hoffte man, durch Abschluß eines Friedens die verhältnißmäßig geringen Anstrengungen hinlänglich belohnt zu sehen. Außerdem wirkte auch die Eifersucht des Kriegsministers Louvois, eines Sohnes des Kanzlers Le Tellier, gegen Turenne, dessen bereits bedeutendes Ansehn beim Könige durch neue Siege immer mehr wachsen mußte, auf eine friedliche Stimmung des französischen Cabinets hin. So wurde denn am 2. Mai 1668 zu Aachen ein Vertrag unterzeichnet, zufolge dessen Frankreich die Franche-Comté wieder an Spanien zurückgab; dagegen aber alle seine Eroberungen in den spanischen Niederlanden, zwölf Städte, Dornik, Oudenarde, Ryssel, Cortryck, Charleroi, Ath, Binch, Furnes, Bergues, Scarpe, Armentieres und Douai mit allen dazu gehörigen Aemtern und andern Pertinenzien behielt.

---

8. Die Stellung der Vereinigten Niederlande, Ludwig's zweiter Eroberungskrieg und der große Kurfürst von Brandenburg.

Aber die Waffen ruhten nicht allzu lange. Wenige Monate nach dem Abschluß des Aachener Friedens war im Rathe Ludwig's XIV. schon von neuen Eroberungsplanen die Rede. Louvois stellte vor, wie weit größerer Ruhm und Gewinn, als von den spanischen, von der Eroberung der Vereinigten Niederlande zu erwarten sei. Diese seien nicht nur der Sammelplatz aller Reichthümer der beiden Indien, sondern auch der Markt von ganz Europa; und wenn man die Holländer mit allen

ihren auswärtigen Besitzungen zu Unterthanen hätte, würde man der ganzen übrigen Welt Gesetze vorschreiben können. Ja, verbunden mit den Holländern würde Frankreich sodann auch leicht die dazwischen liegenden belgischen Niederlande wegnehmen, und gegen Osten — ein lang genährter Wunsch der Franzosen — die Grenze des Reichs bis an den Rhein ausdehnen können. An Vorwänden fehle es nicht, da die Holländer sich in den vorigen Krieg mit Spanien gemischt und dem Könige zwei mächtige Feinde erregt hätten. Außerdem wurde mit heuchlerischen Trugschlüssen ausgeführt, daß den Holländern selbst durch die Vereinigung mit Frankreich mehr Gewinn als Nachtheil erwachsen würde, indem sie der unaufhörlichen inneren Unruhen zwischen Republikanern und oranisch Gesinnten endlich überhoben werden würden, die doch über kurz oder lang ihrer Freiheit ein Ende machen müßten; ihren Handel aber würden sie unter französischem Scepter mit noch mehr Sicherheit betreiben können als zuvor.

Der Erfolg konnte nicht zweifelhaft sein, wenn es gelang, die Holländer zu vereinzeln; deshalb ging der König zunächst auf Abschließung von Bündnissen aus. Auf diesem Wege glaubte man auch am besten den Folgen der Aufregung und Entrüstung vorzubeugen, welche so fortgesetzte willkürliche Eingriffe in den rechtmäßigen Besitzstand der Staaten, wenn sie unerwartet kamen, hervorrufen mußten. Mit leichter Mühe wurde in erster Linie der Kurfürst Maximilian Heinrich von Köln, ein Prinz aus dem bairischen Hause, durch seinen Minister, den Fürsten Wilhelm von Fürstenberg gewonnen, in der Absicht, sich dergestalt einen Weg nach Holland zu bahnen, ohne die spanischen Niederlande berühren zu müssen. Der Bischof von Münster, Bernhard von Galen, ließ sich ebenfalls ködern; schon früher in Streit mit den Holländern begriffen, weil diese die Bürgerschaft seiner Stadt, mit der er wegen Beeinträchtigung ihrer Freiheiten zerfallen war, unterstützt hatten, versprach er jetzt Hülfstruppen gegen sie. So verblendet also, so uneingedenk ihrer heiligsten Pflichten gegen das Vaterland handelten damals deutsche Reichsfürsten, daß sie eine schon an sich überlegene feindliche Macht in ihren Eroberungsplanen gegen die Niederlande noch unterstützten, d. h. in Planen, deren Gelingen zugleich den Verlust ihrer eigenen Freiheit sowie der des gesammten Deutschland's herbeiführen mußte. Auch der Herzog Johann Friedrich von Hannover, ja selbst Christian von Mecklenburg-Schwerin sagten dem König von Frankreich zahlreiche Hülfstruppen zu; Braunschweig, Baiern, die Pfalz und Würtemberg versprachen neutral zu bleiben. Sogar am kaiserlichen Hofe

fand französisches Geld Eingang; Fürst Lobkowitz, der erste Minister Kaiser Leopold's, des Nachfolgers Ferdinand's III., schloß einen geheimen Freundschaftsbund mit Frankreich. Spanien, das nächst dem Kaiser und den deutschen Ständen am meisten betheiligt war, ließ sich dennoch ebenfalls durch die diplomatischen Künste der französischen Abgesandten beschwichtigen. Noch wichtiger aber war der Gewinn der Theilnehmer an der Tripelallianz. Wiewohl eben erst mit den Niederlanden verbündet, erklärte sich Schweden bereit, für 600,000 Thaler jährlicher Subsidien ein Heer von sechszehntausend Kriegern in Pommern und Bremen bereit zu halten, um jeden Reichsstand, der sich etwa zur Unterstützung der Holländer rüsten möchte, durch eine Ueberziehung seines Gebiets im Zaum zu halten. Mit England waren gleich nach dem Aachener Frieden geheime Unterhandlungen angeknüpft worden, bei denen Karl II., ungewarnt durch die gewaltigen Ereignisse der nächsten Vergangenheit seines Reiches unumwunden erklärte, er wünsche mit Ludwig in engere Verbindung und Freundschaft zu treten. Zugleich entschuldigte er sein Benehmen bei der Tripelallianz, das allein seinem damaligen Botschafter im Haag beizumessen wäre. Karl's Absicht war nämlich, zum katholischen Glauben überzutreten und den Kampf gegen die ständischen Gerechtsame seines Volkes im Interesse des Absolutismus wieder aufzunehmen. Der unglückliche Ausgang seines Vaters hatte ihm gezeigt, daß die Kräfte der englischen Krone allein hiezu nicht ausreichten; deshalb war er bemüht, sich frühzeitig mächtige und nahe gelegene Bundesgenossen zu verschaffen. Unter den damaligen Umständen ließ die Handelseifersucht, die seine Unterthanen gegen die Niederländer hegten, und die schon während seiner Regierung zu einem zweiten Kriege beider Staaten geführt hatte, ihn hoffen, daß ein mit Frankreich gegen Holland geschlossenes Bündniß vorläufig die Gesinnung des Volkes nicht verletzen werde. Ludwig ging mit Freuden auf Karl's Anträge ein, die ihm den Beistand der kriegsbewährten englischen Seemacht verhießen, zumal er auf seine eigene neugebildete Flotte sich noch nicht verlassen zu dürfen glaubte. Karl II. erhielt das Versprechen von 350,000 Pfund Subsidien, und die Zusicherung der Provinz Seeland im Hinblick auf die bevorstehende Theilung der vereinigten Niederlande.

Umfassendere Vorbereitungen hatte die Politik noch niemals zu einer Unternehmung getroffen, geschweige denn gegen einen seinem äußeren Gebiete nach so unbedeutenden Staat; auch im Innern Frankreich's sorgte die kräftige Verwaltung, die Ludwig unter seinen Augen ausbildete, für alle Bedürfnisse des Krieges im reichsten Ueberfluß. Und so

rüstete sich denn dieselbe Macht, welche die Niederlande einst in ihrer Empörung gegen die spanische Krone unterstützt hatte, jetzt aus allen Kräften zu deren Untergang, und sah sich in diesem Beginnen von der verkehrten Politik ganz Europa's — mit einer einzigen Ausnahme, auf die wir zurückkommen werden — theils durch directe Mitwirkung theils durch schlaffe Unthätigkeit unterstützt. Werfen wir zunächst aber einen Blick auf den Zustand des Staates, gegen den alle diese Anstalten gerichtet waren.

Wir haben die Darstellung der niederländischen Verhältnisse beim Ende des ersten Krieges der Republik gegen England abgebrochen. Kurze Zeit darauf wurden die Holländer zum Schutze ihres Ostseehandels in einen Kampf gegen Schweden verwickelt. Karl Gustav, der Nachfolger Christinen's auf dem schwedischen Throne, bekriegte, in der Absicht, die von Gustav Adolf begonnenen Entwürfe fortzusetzen, Polen und Dänemark; und da die Unterwerfung beider Reiche dem bedeutenden Handel der Niederlande mit den Ostseeküsten ein Ende gemacht haben würde, sandten die Generalstaaten (1656) eine Besatzung nach Danzig, um diese Stadt gegen Karl Gustav's Angriff zu vertheidigen; im zweiten Jahr darauf erschien auch eine holländische Flotte im Sunde, schlug die schwedische Seemacht und brachte Verstärkungen nach Kopenhagen (1658). Da der König sich dennoch den Forderungen England's, Frankreich's und der Niederlande, alsbald Frieden zu schließen, nicht fügen wollte, führte Ruyter siebzig Kriegsschiffe durch den Sund und blokirte die schwedische Flotte in Landscrona. Bald darauf machte Karl Gustav's Tod diesen Kämpfen ein Ende.

Die Angelegenheiten der Republik wurden damals von dem staatsklugen Rathspensionar Johann de Witt mit Entschlossenheit und Einsicht geleitet. Wie Oldenbarneveld stand er an der Spitze der aristokratischen, anti-oranischen Partei, welche seit dem Tode Wilhelm's II. die Oberhand hatte. Doch fehlte es nicht an Bestrebungen der Gegner. In Gröningen, Seeland und Oberyssel, wo die Anhänger der Oranier besonders zahlreich waren, kam es sogar zu blutigen Auftritten. Höher stiegen die Aussichten der statthalterischen Partei, deren Hoffnungen einzig auf Wilhelm's nachgeborenem, jetzt zehn Jahre altem Sohne beruhten, als dessen Oheim, Karl II., den Thron von England bestieg; um so mehr, da dieser die Aristokraten Holland's, die ihn während seines Exils in ihrem Lande vollkommen unbeachtet gelassen hatten, persönlich haßte. Dieser Stimmung Raum zu geben, fand Karl in kurzem Gelegenheit. Die Engländer hatten mehrere kleine Niederlassungen auf der Küste von Guinea angelegt, denen

die Holländer, um den dortigen Handel mit Negern und Goldstaub auch für die Zukunft allein betreiben zu können, durch ihre überwiegende Macht und ihren Einfluß bei den einheimischen Stämmen in jeder Weise zu schaden suchten. Um sich gegen diese Nachtheile zu sichern, rüstete die kürzlich in England errichtete afrikanische Compagnie mehrere Kriegsfahrzeuge aus, und ließ die holländischen Forts auf Guinea mitten im Frieden wegnehmen. Hiermit nicht zufrieden, segelte der englische Befehlshaber Sir Robert Holmes über den Atlantischen Ocean, eroberte mehrere Besitzungen der Republik in Nordamerika und nannte deren Hauptstadt statt Neu-Amsterdam, zu Ehren des Lord Admirals von England, New-York (1664). Schnell entschlossen gab der Rathspensionar dem Admiral de Ruyter Befehl, die afrikanischen Forts wieder wegzunehmen, was dieser berühmte Seemann mit seiner gewohnten Kühnheit und Schnelligkeit ausführte. Diesen ersten Feindseligkeiten folgte ein strenges Verbot aller englischen Fabrikate von Seiten der Niederlande. Und hierauf erklärte Karl am 14 März 1665 den Generalstaaten förmlich den Krieg.

Der Beginn des Kampfes war für die Republik höchst ungünstig. Der Herzog von York, der die Zurüstungen in England mit großem Eifer betrieben hatte, ging am 21. April mit neunundneunzig Kriegsschiffen in See, und traf auf der Höhe von Lowestoft, einer englischen Küstenstadt, die holländische Flotte unter dem Admiral Opdam, die etwa eben soviel Segel zählte (3/13. Juni). Nach einem vierstündigen Gefecht fing das holländische Admiralschiff Feuer, und sprengte Opdam mit fünfhundert Seeleuten in die Luft, worauf sich die Holländer mit Verlust von achtzehn Schiffen zurückziehen mußten. Die Generalstaaten schrieben diese sehr bedeutende Niederlage dem schlechten Benehmen mehrerer Schiffsführer zu, die alsbald vor Gericht gestellt wurden. Drei derselben wurden zum Tode verurtheilt, sechs andern die Degen zerbrochen. Schon wollte die Unzufriedenheit der oranisch Gesinnten gegen de Witt offen ausbrechen, als de Ruyter aus Afrika zurückkehrte, und die außerordentliche Thätigkeit des Großpensionars die Flotte in acht Wochen neu bemannte, ausbesserte und wieder auf dreiundneunzig Fahrzeuge brachte, die er selbst das Senkblei in der Hand durch eine bisher für unfahrbar gehaltene Oeffnung zwischen Holland und Texel aus der Zuidersee ins Nordmeer führte. Um die oranische Partei einigermaßen zu befriedigen, bewirkte er zu gleicher Zeit einen Beschluß der Generalstaaten, der den jungen Wilhelm zum Kinde des Staats erklärte, der seine Erziehung zu Kriegs- und Friedensämtern übernehmen werde.

Zu einem größeren Seetreffen kam es erst wieder, als sich Ruyter und Monk, jetzt zum Herzog von Albemarle erhoben, am 1/11. Juni 1666 bei Foreland begegneten. Die überwiegende Anzahl der holländischen Schiffe erfocht nach einem vier Tage hindurch fortgesetzten Kampfe einen glänzenden Sieg, der den Engländern dreiundzwanzig Fahrzeuge und sechstausend Mann kostete. Bei einem zweiten Zusammentreffen am 4. August blieben die Engländer im Vortheil, weil Cornelis Tromp, der Sohn des berühmten Martin Hapertszoon, sich mit seiner Abtheilung zu weit vorwagte und dadurch von der Hauptflotte abgeschnitten wurde. Das Vordringen der Engländer bis an die holländische Küste und in die Bliestraße, wo sie hundertfunfzig Kauffahrer verbrannten, waren die Folgen dieses Unglücks; aber de Witt schwur das Schwert nicht in die Scheide zu stecken, bis er Rache für diese Verluste genommen. Diese zu vollführen erschien Ruyter im Juni 1667 unerwartet mit seiner Flotte an der Mündung der Themse, und drang trotz aller auf den Ufern errichteten Batterien und Forts den Fluß hinauf bis nach Gravesend und Upnor Castle, wobei er den Engländern acht ihrer größten Schiffe nahm; dreizehn andere hatten sie selbst vernichtet. Dies kühne Unternehmen, die fortdauernde Blokade der Themse und der südlichen Häfen England's beschleunigte den Abschluß der schon zu Breda begonnenen Unterhandlungen, um so mehr als sich Karl II. überzeugt hatte, daß die Absicht, in welcher er den Krieg unternommen, die Erhebung des Prinzen von Oranien, dadurch auf keinen Fall erreicht würde.

Der Friede vom 21/31. Juli 1667 war so angethan, daß die Republik befestigt in ihrer Macht wie in ihrem Ansehen und mit Vortheil aus dem gefährlichen Kampfe hervorging. Denn ob auch Neu-Niederland an Karl abgetreten werden mußte, so behielten doch die Generalstaaten dafür das im Laufe des Krieges eroberte Surinam, und die Navigationsacte wurde für ihren Handel dahin beschränkt, daß sie auf deutsche Producte, welche in Holland den Rhein hinab oder zu Lande eingeführt worden, keine Anwendung finden sollte. Die Freude und das Vertrauen auf die eigene Kraft, das die glückliche Beendigung des Krieges gegen England sowie der rasche Erfolg der daran sich knüpfenden Tripelallianz gegen Frankreich überall verbreitete, benutzte de Witt, um das sogenannte immerwährende Edict bei den Ständen Holland's durchzusetzen, welchem gemäß der Generalcapitän der See- und Landmacht nie wieder zugleich Statthalter sein sollte, während die Oranier bisher beide Würden in ihrer Person vereinigt hatten. Obgleich dies Edict in den übrigen Provinzen, wo die oranische Partei stärker war, bedeutenden Wider-

spruch erregte, so gelang es der geistigen Ueberlegenheit des Rathspensionars dennoch, im Jahre 1670 die sogenannte Acte der Harmonie zu Stande zu bringen, welcher sämmtliche Landschaften beitraten. Sie bestimmte, gegen den Beschluß der Generalstaaten von 1651, daß die Statthalterschaft in den Niederlanden wiederum ins Leben treten könne, aber nur unter der Bedingung der Trennung dieser Würde vom Generalcapitanat. Hierdurch schienen dem Rathspensionar die künftigen Statthalter hinreichend beschränkt, und die Gefahr, die der Verfassung von dem Mißbrauche der Gewalt eines mächtigen Hauses drohen könne, für immer abgewendet.

So standen die Sachen, als Ludwig XIV. seine Vorbereitungen zur Vernichtung der Republik machte. Prinz Wilhelm hatte das einundzwanzigste Jahr erreicht, und die oranisch Gesinnten wünschten bei dem drohenden Kriegswetter ein Oberhaupt aus dem geliebten Fürstenhause an der Spitze des Staates zu sehen. De Witt wußte auch diesmal dessen Anstellung als Generalcapitän auf Lebenszeit, wie seine Anhänger verlangten, zu hintertreiben; er wurde nur für den bevorstehenden Feldzug zum Anführer des Heeres ernannt. Trotz seiner Jugend zeigte der Prinz eine Strenge und einen Ernst der Gemüthsart, eine Verachtung des Prunkes und alles weichlichen Wesens, welche in ihm ungewöhnliche Eigenschaften vermuthen ließen und die Erwartung seiner Anhänger, daß Muth und Klugheit seiner Ahnen auch auf ihn übergegangen seien, zu bekräftigen schienen. Indeß stand er ohne alle kriegerische Vorbereitung und Erfahrung da, und was noch schlimmer war, die Landmacht der Republik befand sich, weil der Rathspensionar und die aristokratische Partei ihre Aufmerksamkeit nur auf die Flotte gewendet hatten, in einem gänzlichen Verfall. Kaum zwanzigtausend Mann ungeübter Truppen konnte man zusammenbringen. Auch nach Verbündeten sahen sich die Generalstaaten vergebens um. Die deutschen Reichsfürsten beharrten auf den verkehrten Wegen, die sie eingeschlagen hatten, obgleich ein gerade damals eintretendes Ereigniß vollkommen geeignet war, ihrer sträflichen Verblendung ein Ende zu machen.

Der Herzog Karl IV. (III.) von Lothringen, den Frankreich während des dreißigjährigen und des folgenden spanischen Krieges so hart bedrängt, und den nur die Anstrengung des Madrider Cabinets vor dem schon damals drohenden französischen Joche gerettet hatte, unterhandelte jetzt mit den Generalstaaten über ein Bündniß. Ein willkommener Vorwand für Ludwig, durch seine bereitstehenden Truppen das ihm wohlgelegene Land, welches die Verbindung der alten Gebietstheile mit den

neuen französischen Besitzungen im Elsaß herstellte, mitten im tiefsten Frieden und auf Grund der unverschämten Erklärung, daß der allerchristlichste König Lothringen fortan in seinen Schutz nehmen wolle, im Fluge überfallen und besetzen zu lassen (Aug. und Septbr. 1670). Der Herzog rettete sich mit Mühe aus der Gefangenschaft.

Dennoch erkannte von allen deutschen Fürsten nur ein einziger die Gefahren, die dem Vaterlande von Frankreich's schnell anwachsender Uebermacht drohten. Es war der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, der sich in der preußischen Geschichte durch die Selbständigkeit, Einsicht und Kraft seiner Politik den Namen des großen Kurfürsten erworben hat. Wie er sich zuvor schon allen Unterhandlungen und gleißnerischen Versprechungen, womit die Franzosen bereits seit dem westphälischen Frieden die einzelnen deutschen Stände zu umgarnen bemüht waren, mit Festigkeit widersetzt hatte, so scheiterten auch jetzt an ihm alle Ueberredungskünste. Vergebens bot man ihm als Beuteantheil bei der Theilung der Niederlande die an Cleve grenzenden Provinzen Geldern und Zütphen; mit Verachtung wies er die Anträge zurück. Ueberdies war er der Oheim Wilhelm's von Oranien (Friedrich Heinrich's Tochter war seine Gemahlin); seine westphälischen Besitzungen grenzten an das Gebiet der Generalstaaten, und seine gesunde Einsicht sagte ihm zu deutlich, was er selbst nach der Unterwerfung Holland's zu erwarten habe. So verbündete er sich denn ohne Zögern und Zagen — er allein — mit der kleinen und verlassenen Republik, durch einen am 26. April 1672 zu Berlin abgeschlossenen Vertrag, in welchem er derselben 20,000 Mann Hülfstruppen versprach.

Dies verhältnißmäßig unbedeutende Heer, das erst aus weiter Entfernung herbeigeführt werden mußte, verbunden mit ihren eigenen Truppen und einer allerdings ansehnlichen Flotte, waren alle Kräfte, welche die vereinigten Staaten der furchtbaren Macht Ludwig's und seiner Bundesgenossen entgegenzusetzen im Stande waren. Am 6. April 1672 war die französische Kriegserklärung und schon am 29. März die englische erfolgt. Alsbald erschien der König mit seinem Bruder, umringt von prächtigen Garden, und von dem Kern des französischen Adels, an der Spitze von hundertundzwölftausend Mann, an der holländischen Grenze. Von Köln und Münster aus setzten sich für ihn zwanzigtausend Deutsche in Marsch. Louvois war überall gegenwärtig; Condé und Turenne befehligten die Heere; Vauban, der erste Ingenieur seiner Zeit, sollte die Belagerungsanstalten leiten; und ein anderer trefflicher Artillerist, Martinet, führte die ersten Pontons, seine Erfindung, dem Heere

nach, das zum Theil, gleichfalls auf seinen Vorschlag, mit Bajonettgewehren versehen worden war. Furcht und Schrecken ging vor diesen Kriegern her; sie selbst aber jauchzten, und der König führte einen Geschichtschreiber (Pelisson) mit sich, damit er ein Augenzeuge seiner bevorstehenden Heldenthaten sei.

Der erste Stoß des furchtbaren Kolosses erschütterte die Gemüther am meisten. Eine Anzahl kleiner holländischer Städte ward in größter Schnelligkeit weggenommen; Mastricht ließen die Franzosen liegen, Wesel leistete keinen Widerstand. Am 12. Juni setzte der König bei Tolhuis ohne Schwierigkeit über den Rhein, und wollte in das Herz des Landes eindringen. Prinz Wilhelm mußte sich zurückziehen, die Fortschritte der Franzosen waren reißend, am 20. Juni ging schon Utrecht, bald darauf Naarden über. Oberyssel, durch Bernhard von Münster erobert, sagte sich von der Union los, um unter des Bischofs Hoheit wieder zum deutschen Reiche zu treten; die französischen Vortruppen standen bereits auf dem Boden der Provinz Holland. Aber die zahlreichen Städte, die sich ergaben, schwächten das Hauptheer durch die Besatzungen, die man darin lassen mußte. Condé rieth daher, sie zu schleifen und unaufhaltsam nach Amsterdam vorzudringen. Geschah dies, so war Holland verloren. Indeß Louvois glaubte auch ohnedies sicher genug zu gehen; der König selbst zauderte, und so unterblieb die Ausführung des wichtigen Vorschlags. Vier französische Dragoner, die nach Beute umherstreiften, kamen an das Thor von Muiden, drei Meilen vor Amsterdam, wo sich die Schleusen befinden, durch deren Oeffnung die Fluthen der Vecht über die ganze Landschaft geleitet werden können. Erschrocken brachte der Magistrat des Orts ihnen die Schlüssel; sie warfen dieselben übermüthig in den Stadtgraben, und ritten zurück. Bald darauf, als die Franzosen die Wichtigkeit Muidens erfuhren, sandten sie eine Abtheilung hin, um sich desselben zu bemächtigen, aber es war zu spät; Johann Moritz von Nassau hatte sich mit einer kleinen Schaar in die Stadt geworfen, und bald war nun die ganze Gegend in einen See verwandelt. Dennoch war die Republik in der größten Muthlosigkeit, die Gewerbe standen still, die Läden waren geschlossen, in den Kirchen drängten sich angstvolle Schaaren, um Rettung vom Himmel zu erflehen.

Der Unwille des großen Haufens wandte sich gegen den Rathspensionar. Als dieser nun in der höchsten Noth durch Peter de Groot (einen Sohn des berühmten Hugo) Unterhandlungen mit Frankreich versuchte, und Alles bot, was nur irgend mit seines Vaterlands Ehre bestehen konnte, gelang es seinen Gegnern mit leichter Mühe, das unwürdige Ge-

rücht unter das Volk zu streuen, de Witt sei mit den Franzosen heimlich einverstanden und wolle die Republik dem Feinde verkaufen. Lieber französisch als prinzlich, sollte er gesagt haben. Da stieg der Zorn des Volkes immer höher. Wie de Witt in der Nacht zum 22. Juni aus der Versammlung der Generalstaaten heimkehrte, ward er von vier Meuchelmördern überfallen, und nur seine tapfere Gegenwehr rettete ihm das Leben. Doch war dies Ereigniß bloß das Vorspiel zu allgemeineren Angriffen. Das Volk, meist Oranisch gesinnt, erzwang von den Ständen am 2. Juli die Aufhebung des immerwährenden Edicts, und am 6. ward Wilhelm III. zum erblichen Statthalter, Generalcapitän und Admiral von Holland und Seeland ernannt, der beiden einzigen vom Feinde damals nicht besetzten Provinzen, denen sich später auch Utrecht, Geldern und Oberyssel anschlossen. Nicht zufrieden mit diesem Siege, boten die Gegner de Witt's Alles auf, das Volk gegen den edlen Patrioten, dessen Staatsverwaltung für die Niederlande so bedeutende Früchte getragen hatte, noch heftiger aufzuregen. Vergebens legte der Pensionar unter diesen Umständen seine Stelle nieder (4. Aug.); der Haß der Verblendeten kannte keine Grenzen. Als ein kundiger Bösewicht, Namens Tichelaar, sich rühmte, von dem ebenso rechtschaffenen Bruder des Großpensionars, Cornelis de Witt, durch Geldversprechungen zur Ermordung des Prinzen von Oranien versucht worden zu sein, ließ der Hof von Holland ihn einziehen, im Haag gefangen halten und den schuldlosen Mann viertehalb Stunden lang auf eine barbarische Weise foltern. Kaum hatte er mit Heldenmuth unter fortdauernden Betheurungen seiner Unschuld die entsetzliche Marter überstanden, als der bethörte und wüthende Pöbel ihn und seinen Bruder, den man unter dem Vorwande, der Gefangne wünsche ihn zu sprechen, herein gelockt hatte, mit Gewalt aus dem Gefängnisse riß, beide mit Schlägen, Stößen, Stichen und Schüssen tödtete, und an den Leichnamen den abscheulichsten Muthwillen übte (20. August). Die Stände von Holland verlangten Untersuchung und Bestrafung der Mörder; allein der neue prinzliche Statthalter, durch seinen Widerwillen gegen die gestürzten Gegner verblendet, wußte dies schmählicherweise zu verhindern. Ja noch mehr! Jener Elende, der Cornelis de Witt des Mordversuches angeklagt und den Pöbel bei der Blutthat angeführt hatte, erhielt von ihm ein Jahrgehalt zur Belohnung; es ist dies ein unauslöschlicher Schandfleck im Leben des Prinzen, der hierdurch de Witt gegenüber nicht viel schuldloser erscheint, als sein Ahnherr Moritz bei der Verhaftung und dem Proceß Oldenbarneveld's. Von der Deputation der Generalstaaten wurde Wilhelm III. bevollmächtigt, sämmtliche

Anhänger de Witt's aus der Zahl der Beamten und der städtischen Magistrate zu entfernen. Wie gewaltsam diese Umwälzung auch war, so hatte sie doch zunächst für die einheitliche Kräftigung der Staatsgewalt höchst günstige Folgen, während die innere Zerrissenheit bisher alle Maßregeln gegen den Feind geschwächt oder vereitelt hatte.

Von einem Vergleich mit Frankreich war nicht mehr die Rede; vielmehr war Wilhelm von Oranien fest entschlossen, sich mit seinen Kriegern bis auf den letzten Augenblick zu vertheidigen; und auf den schlimmsten Fall hielten die reichsten Familien Amsterdam's eine Anzahl Schiffe bereit, um sich mit ihren Schätzen nach Ostindien einzuschiffen und die daheim vernichtete Republik in einen andern Welttheil zu verpflanzen. Aber es kam so weit nicht. Der Augenblick der größten Gefahr war bereits vorüber; der tapfere Widerstand Gröningen's hielt die Bischöfe von Münster und Köln lange Zeit in ihrem Vordringen auf und schwächte ihre Truppen. In Holland hatte man das ganze Land vermittelst Durchgrabung der Dämme, welche die Fluthen der Yssel, des Rheins, des Leck und der Merve zusammenhalten, unter Wasser gesetzt, was in den früheren Monaten wegen großer Trockenheit nicht vollständig hatte gelingen wollen; nur fünf Verbindungswege, auf denen die Truppen der Republik vertheilt waren, blieben offen. Dazu kam, daß die von Frankreich erwartete Mitwirkung der englischen Flotte zum Angriff auf Seeland ausblieb. Schon am 28. Mai (7. Juni) war Ruyter mit 91 Schiffen in der Southwoldbai zwischen Harwich und Yarmouth auf die verbündete englische und französische Flotte unter dem Herzog von York gestoßen, welche 130 Segel zählte. Die Schlacht währte den ganzen Tag, und der Herzog von York mußte, nachdem zwei Schiffe unter ihm in den Grund geschossen waren, seine Flagge zum dritten Male auf dem Linienschiff „die Stadt London" aufpflanzen. Kein Theil trug den Sieg davon; aber die größten Verluste erlitten die Alliirten. Ihre Flotte bedurfte so sehr der Ausbesserung, daß erst im Juli wieder neunzig Schiffe mit einigen tausend Mann Landtruppen an Bord in See gehen konnten; das Commando führte der aus dem englischen Bürgerkrieg bekannte Prinz Rupert. Indeß die Natur selbst that ein Wunder zu Holland's Rettung. An eben dem Tage, da Rupert mit Hülfe der Fluth im Texel landen wollte (14. Juli 1672), dauerte die Ebbe, statt sechs, zwölf Stunden, und ein darauf folgender heftiger Sturm trieb ihn weit in die hohe See zurück. Er mußte wiederum in den englischen Häfen Zuflucht suchen. Ludwig selbst, dem das unbequeme Kriegsleben auf die Dauer nicht behagte, war bereits nach Versailles zu seinen Buhlerin-

nen zurückgekehrt; von seinem Hofe als ein zweiter Alexander begrüßt und gefeiert.

Allmählig näherte sich auch der Kurfürst von Brandenburg dem Schauplatz des Krieges. Die Absicht, den Kaiser für die Niederlande zu gewinnen, hatte ihn längere Zeit aufgehalten. Schon glaubte er seinen Zweck erreicht zu haben, da Leopold, erschreckt durch die raschen Fortschritte der Franzosen, 12,000 Mann unter dem Grafen Montecuculi „zur Aufrechthaltung der Reichsfreiheit und der niederländischen Republik" zu den brandenburgischen Kriegsvölkern stoßen ließ. Allein er wußte nicht, daß der kaiserliche Befehlshaber geheimen Befehl hatte, kein Treffen zu wagen. Ueberhaupt sollte dieser die Waffen nur zeigen, nicht gebrauchen. In diesem Sinne bestand Montecuculi darauf, statt, wie der Kurfürst verlangte, den Marsch gleich nach Westphalen zu richten, sich nach der Mosel zu wenden, um von hier aus die Verbindungen und den Rücken der Franzosen zu bedrohen. Aber der Erzbischof von Trier weigerte den Durchmarsch aus Furcht vor den Franzosen; und als man nun den Weg durch das Mainzische nehmen wollte, zeigte der dortige Kurfürst, Johann Philipp von Schönborn, Briefe von Lobkowitz, wonach den Truppen der Uebergang über den Rhein gar nicht gestattet werden sollte, weil der Kaiser wider seinen Willen zu Marschbefehlen getrieben worden sei. So mußte man nothgedrungen zurückgehen, um durch Hessen nach Westphalen zu gelangen. Durch so viel nutzloses Hin- und Herziehen entkräftet, gelangte das Heer endlich erschöpft an den Niederrhein. Trotzdem zwang dessen Ankunft die Franzosen, ihr schon durch zahlreiche Besatzungen geschwächtes Heer noch mehr zu theilen. Nachdem Turenne mit 20,000 Mann über Wesel dem Kurfürsten von Brandenburg entgegengegangen war, glaubte Wilhelm von Oranien gegen die Uebrigbleibenden schon angriffsweise verfahren zu können und machte noch im December einen Angriff auf Charleroi, der indeß mißglückte. Zu derselben Zeit setzte der eintretende Frost die Provinz Holland auf einige Tage noch einmal in Gefahr; denn der Marschall von Luxemburg, den der König in Utrecht zurückgelassen hatte, versah einen Theil der französischen Truppen mit Schlittschuhen, und wollte auf der Eisfläche, welche die ganze Gegend bedeckte, Leyden und Haag überfallen (28. Dec.). Aber ein plötzlich eintretendes Thauwetter zwang ihn auf halbem Wege wieder umzukehren; im Zorn über das Mißlingen des schönen Plans erlaubte er seinen Soldaten, einige reiche Dörfer auszuplündern und die Einwohner zu ermorden.

Der Kurfürst von Brandenburg war unablässig bemüht, zu Gun-

sten der bedrängten Republik eine Coalition zu Stande zu bringen. Wirklich zeigte sich auch Spanien geneigt, den Holländern zu helfen, weil man sich nicht länger verbergen konnte, daß die Vernichtung der Republik durch Frankreich den Verlust aller noch übrigen Besitzungen der spanischen Krone in den Niederlanden nach sich ziehen müsse. Ebenso ließ sich der Kaiser bewegen, auf ernstlichere Unterstützung als bisher zu denken, und das Reich, dessen Neutralität von den Franzosen mehrfach verletzt worden war, zur Kriegserklärung aufzufordern. Ehe es indeß von Seiten Spanien's, des Kaisers und des Reiches zu irgend welchen Entschließungen kam, stand Ludwig bei Eröffnung des neuen Feldzuges (1673) noch stärker gerüstet da, als im vorigen Jahre. Die Hauptarmee, bei der sich der König selbst befand, unternahm, von Condé geführt, zuerst die Belagerung von Mastricht; zwanzigtausend Mann befanden sich bei den Truppen der Bischöfe von Köln und Münster, die gegen den Kurfürsten von Brandenburg operiren sollten; mit einem ebenso starken Heere fiel der Herzog von Orleans in die spanischen Niederlande ein, um allen etwa von hier drohenden Feindseligkeiten zuvorzukommen; Turenne sollte nach Zurückwerfung der Brandenburger mit vierzigtausend Mann Rheinaufwärts rücken und die Reichsfürsten durch ein furchtbares Beispiel von allen Kriegsgedanken zurückschrecken. Bedrängt durch die ihm an Zahl weit überlegenen feindlichen Abtheilungen, und ohne alle Geldmittel, da die von der Republik versprochenen Subsidien ausblieben, war Friedrich Wilhelm in augenscheinlicher Gefahr, seine westphälischen Länder ganz zu verlieren, und glaubte daher für den Augenblick der Uebermacht weichen zu müssen; erbittert über das Zaudern des Wiener Hofes und der Reichsfürsten, schloß er am 16. Juni mit den Franzosen zu Vossem unweit Löwen, wo sich Ludwig damals aufhielt, einen Frieden, in welchem er allerdings Wesel und Rees einbüßte. Dennoch verzagten die Holländer nicht. Wilhelm von Oranien ging allen Vermögenden mit einem schönen Beispiel der Vaterlandsliebe voran, indem er seine sämmtlichen Einkünfte zur Führung des Krieges hergab; und obgleich Mastricht am 30. Juni fiel, hielt er doch das Vordringen der Franzosen auf Amsterdam durch die Wiedereinnahme und Vertheidigung von Naarden bis in den September auf.

Inzwischen nahte die so lange ersehnte und von Friedrich Wilhelm so rastlos, wiewohl vergeblich betriebene Hülfe. Die Wegnahme Belgien's, die der Herzog von Orleans ohne Kriegserklärung vollendet hatte, bewog Spanien endlich, am 30. August ein Bündniß mit den freien Niederlanden im Haag abzuschließen; und am gleichen Tage versprach

auch der Kaiser ebendaselbst der Republik gegen Subsidien dreißigtausend Mann Hülfstruppen. Die frechsten Verletzungen des Reichsgebiets hatten die Unschlüssigkeit Leopold's nach langem Kampfe überwunden. Deutsche Kaufmannsgüter auf dem Rhein waren ohne Umstände weggenommen worden; ein französisches Corps hatte das Erzbisthum Trier besetzt und die Hauptstadt nach einer vierzehntägigen Belagerung erobert; zehn Reichsstädte im Elsaß wurden durch den Marquis de la Feuillade wider alles Völkerrecht unter französische Botmäßigkeit gebracht, die Rheinbrücke bei Strasburg niedergebrannt, die Befestigungen von Colmar und Schlettstadt gesprengt.

Auf die Nachricht von dem Abschluß des Bündnisses zwischen dem Kaiser und der Republik brach Turenne nach Süddeutschland auf, Städte und Dörfer ringsum verheerend und niederbrennend. Er ging über den Main, und nahm Heilbach und Mergentheim, um die Truppen Leopold's, die sich bei Nürnberg sammelten, von einer Bewegung gegen Holland abzuhalten. Bei Ochsenfurt in Franken trafen die Heere auf einander, und es gelang Montecuculi's kriegskünstlerischer Einsicht, seinem berühmten Gegner durch geschickte Bewegungen die Zufuhr abzuschneiden und ihn Schritt vor Schritt zum Rückzuge über die Tauber, den Neckar und den Rhein zu nöthigen. Von diesem Feinde befreit, eilte Montecuculi nach dem Niederrhein. Bei seiner Annäherung beschloß der Prinz von Oranien, sein Vaterland durch einen kühnen Zug zu befreien. Nach Zurücklassung einiger Truppen in Holland ging er über Bergen op Zoom im Rücken der französischen Hauptarmee nach Flandern, vereinigte sich zu Herentals mit den spanischen Truppen, welche der Graf Monterey in den niederländischen Provinzen zusammengebracht hatte, ging bei Venlo über die Maas, und vereinigte sich bei Andernach glücklich mit Montecuculi; worauf die Verbündeten, zusammen gegen 50,000 Mann stark, die Belagerung von Bonn unternahmen, um den Franzosen den Rückzug durch die kurfürstlich Kölnischen Lande abzuschneiden. Dieses kühne Unternehmen des Prinzen hatte den gewünschten Erfolg; nach einem vergeblichen Versuche Condé's, Bonn zu entsetzen, entschloß er sich im November zum Rückzuge, um sich auf der Linie von Dünkirchen, Mons, Namur und Metz mit Turenne in Verbindung zu setzen. Ganz Holland wurde geräumt, nur in Mastricht blieb eine Besatzung zurück; die Franzosen hatten von ihren Eroberungen keinen andern Gewinn als die Beute, die sie sich durch ihre furchtbaren Plünderungen verschafft hatten. Ihr Rückzug war so eilfertig, daß sie achtundzwanzigtausend holländische Kriegsgefangene, den Mann für sechs

Livres, frei ließen. Auch der Seekrieg des Jahres 1673 endete zu Gunsten der Republik. Am 7. Juni trafen Ruyter und Cornelis Tromp mit zweiundfunfzig Linienschiffen und funfzehn Fregatten bei Walcheren auf die Franzosen und Engländer, deren Stärke achtzig Linienschiffe und sechszig kleinere Kriegsschiffe betrug. Trotz ihrer Uebermacht konnten die Verbündeten, die der Prinz Rupert befehligte, nichts ausrichten, und eine zweite Schlacht an der Küste von Seeland warf die Engländer bis in die Themse zurück (14. Juni). Zum dritten Mal in See wollte der Prinz eine Landung bei Scheveningen versuchen, um den Haag durch Ueberfall wegzunehmen. Aber Ruyter's Wachsamkeit verhinderte diesen Plan, und Rupert mußte nordwärts steuern. Am Helder erreichten ihn die verfolgenden Holländer (21. Aug.); die Küste war mit angstvollen Zuschauern bedeckt, die ihre Rettung von der Tapferkeit ihrer Landsleute erwarteten. Ihre Hoffnung wurde nicht getäuscht; um sieben Uhr Abends wichen die Verbündeten.

Das folgende Jahr (1674) ließ sich noch schlimmer für Frankreich an. Sein Bundesgenosse, England, war des Krieges müde; das englische Volk wünschte wohl das Uebergewicht der eigenen Flagge, aber nicht die Vernichtung der Niederlande; das Parlament klagte laut über das französische Bündniß, und drohte die Minister in Anklagestand zu versetzen. So mußte sich Karl zum Frieden entschließen (19. Febr.) und war zufrieden, noch zwei Millionen Gulden für seine Kriegskosten von den Holländern zu erhalten. Auch Münster und Köln, nunmehr von den Kaiserlichen und dem Prinzen von Oranien in ihren eigenen Gebieten bedrängt, söhnten sich mit Holland aus. Endlich erfolgte am 28. Mai 1674 auch die Kriegserklärung des Reiches gegen Ludwig, nach schwerfälligen Berathungen. Da indeß von den Contingenten der Fürsten zur Reichsarmee wie immer wenig zu erwarten war, so schlossen die Holländer noch besondere Tractate mit mehreren Fürsten Norddeutschland's. Auch der Kurfürst von Brandenburg, dessen Politik nun obgesiegt, und der sich die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten gegen Frankreich im Fall des Reichskrieges vorbehalten hatte, betrat mit Genugthuung den kaum vor einem Jahr verlassenen Schauplatz von Neuem und führte sechszehntausend Mann frischer Truppen herbei, deren Unterhaltung Spanien und Holland übernommen hatten. Nur Baiern, Würtemberg und Hannover legten die Hände in den Schooß.

Ludwig fürchtete die große Anzahl seiner Feinde nicht; denn er kannte die innere Schwäche der meisten verbündeten Mächte. Das deutsche Reich hatte sich in seiner Gesammtheit seit Jahrhunderten ohnmäch-

tig gezeigt; Spanien war entkräftet; am kaiserlichen Hofe hatte er einflußreiche Verbindungen, die auch im vorigen Jahre Montecuculi's Fortschritte gehemmt hatten. Drei Armeen wurden von Frankreich ins Feld geführt. In der Mitte sollte Turenne nach Franken vordringen; auf dem rechten Flügel war Ludwig im Begriff, selbst die Franche-Comté anzugreifen; auf dem linken befehligte der Prinz Condé das gegen die Niederlande bestimmte Heer. Die Franche-Comté ward ohne Mühe innerhalb sechs Wochen erobert, nur Besançon hatte einigen Widerstand geleistet. In der Pfalz ließ Turenne furchtbare Verheerungen anrichten. Ohne Mittel zum Widerstande sah der Kurfürst Karl Ludwig, der Nachfolger des unglücklichen Friedrich's V., von Mannheim aus sein Land ringsum in Flammen, und forderte voll innerer Empörung und Verzweiflung den feindlichen Feldherrn zum Zweikampf heraus. Dieser nahm indeß, wie es heißt, auf Befehl seines Herrn, diese Forderung nicht an. Endlich erschien den Bedrängten zum Trost der vertriebene Herzog Karl von Lothringen, der mit dem Kaiser, den Niederlanden und Spanien zur Wiedereroberung seines Landes ein Bündniß geschlossen und einige tausend Kriegsleute auf deren Kosten geworben hatte. Von 6000 Mann Reichstruppen unter General Caprara unterstützt, hoffte er durch die Pfalz nach Nancy vorzudringen. Bei Sinzheim zwang ihn Turenne mit überlegenen Streitkräften zur Schlacht, und zerstreute nach einem hartnäckigen Gefecht durch einen von ihm selbst geführten Cavalerieangriff die Armee des Herzogs (16. Juni 1674). Mit dem Rest seiner Truppen stieß Karl zum kaiserlichen General Bournonville, der mit österreichischen Regimentern und Reichstruppen 30,000 Mann stark in der Gegend von Speier über den Rhein ging, und durch seine Annäherung Turenne nöthigte, die Pfalz zu verlassen. Ohne die Ankunft des Kurfürsten von Brandenburg zu erwarten, der mit zwanzigtausend Kriegern im Anzuge war, folgte Bournonville den Franzosen und griff Turenne am 4. October zwischen Holzheim und Ensisheim an, wobei er einige tausend Mann ganz nutzlos opferte. Wenige Tage darauf verstärkte das Eintreffen Friedrich Wilhelm's die Kaiserlichen in dem Maße, daß Turenne mit leichter Mühe zurückgeworfen worden wäre, wenn Uebereinstimmung und Entschlossenheit im deutschen Lager geherrscht hätten. Allein Bournonville widersprach, nachdem er sich einmal unbesonnen ausgesetzt, den Angriffsplanen des Kurfürsten und verwarf alle Vorschläge desselben; die Brandenburger schrieen über Verrath. So geschah es, daß die Verbündeten am Schlusse des Feldzuges nach zwei unglücklichen Gefechten bei Mühlhausen und Türkheim (29. Dec. 1674

und 5. Jan. 1675) gezwungen wurden, schimpflich über den Rhein zurückzukehren.

Dagegen focht Condé in den Niederlanden minder glücklich als Turenne. Da das vereinigte Heer der Holländer, Spanier und Deutschen gegen sechszigtausend Mann stark war, rieth der Prinz von Oranien dringend zu einem raschen Einfall in Frankreich; aber der kaiserliche Feldherr, Graf des Souches, folgte wiederum geheimen Befehlen des Fürsten von Lobkowitz, suchte jedes Treffen zu vermeiden und hinderte, wie Bournonville im Süden, auch hier alles kräftige und entschiedene Auftreten. Im August setzten sich die Verbündeten gegen Charleroi in Bewegung, der Graf des Souches mit den Kaiserlichen voran, die Holländer in der Mitte, die Spanier zuletzt, alle durch große Zwischenräume getrennt. Diesen Augenblick benutzte Condé, um sich mit seiner ganzen Macht, 40,000 Mann, auf den Nachtrab zu werfen. Die Spanier wurden überwältigt und flohen in Verwirrung. Im raschen Vordringen stürmte Condé beim Dorfe Senef auch gegen die Holländer; aber mit Besonnenheit stellte der Prinz von Oranien alsbald seine Truppen auf einer Hügelreihe in Schlachtordnung, und nach einigen Augenblicken der Verwirrung begeisterte er sie durch sein Beispiel, indem er selbst in den ersten Reihen kämpfte, zum ausdauerndsten Widerstand. Das Gefecht währte (11. August) von Mittag bis in die Nacht, wo man noch zwei Stunden beim Schein des Mondes kämpfte. Dessen ungeachtet blieb die Schlacht unentschieden, nachdem jedes Heer sieben bis achttausend Mann verloren hatte. Wenige Tage darauf hätte Oranien abermals Gelegenheit gehabt, sich mit dem Feinde zu messen, wenn der kaiserliche General des Souches (dem Einige auch die Schuld beimessen, daß der Tag von Senef kein entschiedener Sieg geworden) ihm nicht entgegen gewesen wäre. Der Prinz belagerte Oudenarde, und Condé wollte, um es zu entsetzen, eine neue Schlacht wagen. Mit Freuden eilte ihm jener entgegen, aber des Souches weigerte sich mitzufechten. Darüber entstand eine so große Uneinigkeit, daß die Kaiserlichen die Laufgräben ganz verließen, worauf der nun zu schwache Prinz die Belagerung aufheben mußte. Dafür eroberte er aber Grave, Huy und Dinant (Novbr. 1674), womit der Feldzug beschlossen war.

Den nächsten Feldzug (1675) eröffnete, wie gewöhnlich, der König Ludwig selbst in den Niederlanden; das heißt, er folgte einige Wochen dem Heere, sah den Kriegsoperationen zu, und kehrte, sobald der erste Schlag gelungen war, wieder nach Versailles zurück. Condé, Crequi und Humieres waren die eigentlichen Anführer. Sie eroberten Lüttich,

Gent, Dinant und Limburg. Dagegen gelang es dem Herzoge von Lothringen am 11. August den Marschall Crequi bei Consarbrück zu schlagen. Er verfolgte den Feind bis Trier, schloß die Stadt ein und zwang den Marschall, sich am 6. September zu ergeben. Noch unglücklicher verlief der Krieg für die Franzosen in Süddeutschland. Fürchterliche Verheerungen bezeichneten die Richtung ihrer Züge. Wisloch, Bruchsal, S. Remy, Graben und Gernsheim wurden auf Befehl des Marschalls Vaubrün in Asche gelegt. Mit gleicher Barbarei ward der ganze Breisgau verwüstet. Glücklicher Weise erhielt indeß statt Bournonville's der geprüfte General Montecuculi das Commando der Reichstruppen, und durch frühere Erfahrungen gewitzigt, hatte er sich diesmal völlige Unabhängigkeit vom Hofkriegsrathe zu Wien zur Bedingung der Uebernahme des Commando's gemacht. Ganz Europa richtete mit gespannter Aufmerksamkeit seine Blicke nach dem Oberrhein, wo er Turenne begegnen wollte; man war begierig, welchen Ausgang der Kampf zwischen den größten Feldherren der damaligen Zeit nehmen werde. Lange waren beide bemüht, sich durch Märsche und Gegenmärsche den Vortheil abzugewinnen. Endlich ging Turenne bei Wilstädt über den Rhein, Montecuculi zog sich nach dem Dorfe Sasbach unweit Offenburg, im Gebiet des Bisthums Strasburg zurück, um hier in vortheilhafter Stellung dem Feinde eine Schlacht anzubieten. Turenne folgte eifrig, traf alle Anordnungen zur Schlacht und ritt mit dem Generallieutenant von der Artillerie, Marquis Saint Hilaire, auf einen Hügel, um die Bewegungen des Feindes zu erspähen. Aber die Kanonade hatte bereits begonnen (27. Juli), und kaum war der Feldherr auf jener Höhe angelangt, als er von einer Kanonenkugel in den Unterleib getroffen wurde, die auch dem General Saint Hilaire den Arm wegnahm, so daß beide zugleich vom Pferde sanken. Auf das Geschrei der Begleitenden stürzte der junge Saint Hilaire herbei, und bezeugte dem blutenden Vater sein kindliches Mitleid; aber schön erwiederte der edle Mann: „Nicht mich, mein Sohn, mußt du beweinen, sondern diesen großen Mann hier, dessen Gleichen unser Vaterland wohl nicht wieder finden wird. Unglückliches Heer, wie wird es dir ergehen! Aber eilt, setzt euch wieder zu Pferde, und thut eure Schuldigkeit. Mich laßt hier liegen; Gott wird es mit mir nach seinem Willen machen."

Turenne war im vierundsechzigsten Jahre seines Alters gefallen. Wie sein älterer Bruder, der Herzog von Bouillon, reformirten Glaubens, gelang es der Beredtsamkeit des berühmten Bossuet, ihn noch im funfzigsten Jahre zur katholischen Kirche zurückzuführen. Mit Gustav Adolf

gilt Turenne für einen Begründer der neuern Kriegskunst; wenn jener aber hauptsächlich in der Aufstellung und Bewegung der Truppen im Angesicht des Feindes ausgezeichnet war, so übertraf ihn Turenne in der Auffassung und Durchführung großer strategischer Entwürfe. Selten ließ er es auf ein Gefecht ankommen, wenn er des Gelingens nicht sicher war. Künstliche Märsche, Schnelligkeit und Ueberraschung waren die Hauptmittel seiner Erfolge; und in diesen Beziehungen kann ihm sein Nebenbuhler der Prinz Condé nicht gleichgestellt werden, dessen militärische Eigenschaften vornehmlich in schneller Entschlossenheit, in Benutzung des günstigen Augenblicks und im kühnen Angreifen zu suchen sind. Leider hat Turenne, sonst auch durch die Gaben des Gemüths und Herzens ausgezeichnet, seinen Kriegsruhm in den letzten Jahren durch grausame Verwüstungen Deutschlands befleckt, und wenn auch die Befehle des Kriegministers die hauptsächliche Ursache waren, so trägt er doch den Vorwurf, dieselben mit Gleichmuth und im vollsten Umfange ausgeführt zu haben. Ganz Frankreich klagte um den Helden; beim Empfang der Trauerbotschaft rief der König im ersten Schrecken aus: „Wir verlieren Alles, Turenne ist todt." Sein Leichnam wurde mit großem Gepränge zu Saint Denis in der Gruft der Könige beigesetzt, wo ein prächtiges Denkmal seine Grabstätte bezeichnet.

Turenne's Tod setzte sein Heer dergestalt in Bestürzung, daß Niemand mehr daran dachte, den Feind anzugreifen. Man suchte nur in möglichster Ordnung über den Rhein zu kommen, wobei indeß Montecuculi's heftige Verfolgung den Franzosen einen großen Verlust an Menschen und Gepäck zufügte. Hierauf übernahm der aus den Niederlanden abgerufene Condé den Befehl der verwaisten Truppen, ohne diesen Sommer noch etwas von Bedeutung auszurichten. Zum Winter dankte er vollends ab, und zog sich für immer zurück. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er auf seinem Lustschlosse Chantilly bei Paris zu; vom Hofe vergessen und von der Gicht gequält, mußte er Turenne's ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde beneiden, als er 1686 im fünfundsechzigsten Lebensjahre auf dem Krankenbette starb. Auch Montecuculi legte nach vollendetem Feldzuge sein Commando nieder. Außerdem hatte der Kaiser auch den Verlust eines andern Feldherrn zu beklagen, des Herzogs Karl von Lothringen, der am 17. September 1675 starb, und sein Heer wie seine Ansprüche seinem Neffen Karl V. hinterließ.

Auch das nordöstliche Deutschland mußte in dieser Zeit unter den Händeln leiden, die Ludwig's Ehrgeiz und Ländersucht hervorgerufen hatte. Um den Kurfürsten von Brandenburg vom Rhein abzuziehen, bewog der

französische Gesandte Feuquieres den schwedischen Hof, den Bestimmungen des oben erwähnten Bündnisses gemäß, ein Heer in die Marken einfallen zu lassen. Im December 1674, als Friedrich Wilhelm mit seinen Truppen im Elsaß gegen Turenne focht, rückten 16,000 Schweden unter dem Feldmarschall Wrangel in die wehrlosen Marken, später auch in Hinterpommern ein, erpreßten schwere Brandschatzungen, und betrugen sich als Herren des Landes. Friedrich Wilhelm schrieb seinem Statthalter in der Mark, dem Fürsten Georg von Dessau: die Schweden würden ihn durch ihren Einbruch nicht zur Untreue gegen seine Bundesgenossen bewegen; er bedaure das Schicksal seiner Unterthanen; indessen solle man den Feind nicht reizen, sondern so lange in Geduld verharren, bis er mit seiner ganzen Macht zu Hülfe kommen könne. Er reiste hierauf mitten im Winter selbst nach dem Haag, um mit den Niederländern zu unterhandeln, versuchte auch die Höfe zu Wien und Kopenhagen zum Kriege gegen Schweden zu bewegen; aber beide versagten ihm ihre Hülfe. Auf dem Reichstage bemühte er sich ebenfalls vergebens um einen Bundesgenossen. So mußte er sich denn selbst genug sein. Mit seinen in den fränkischen Winterquartieren wohl ausgeruhten Brandenburgern brach er zu Anfang Juni 1675 plötzlich auf, eilte mit angestrengten Märschen nach Magdeburg, ließ hier den größten Theil seiner Truppen zurück, und stand mit 6000 Reitern und 1200 Musketieren, die auf Wagen fortgeschafft worden, vor Rathenow (25. Juni), als man ihn noch tief in Franken glaubte. Schrecklich war die Ueberraschung der in Rathenow befindlichen Schweden, wie sie sich plötzlich von allen Seiten angegriffen sahen. Nach einem Kampf von wenigen Stunden war die Stadt genommen, und der Kurfürst eilte weiter, um die feindlichen Heerhaufen, die in den Umgebungen von Brandenburg, Pritzerbe und Havelberg standen, vereinzelt zu überfallen. Bei Fehrbellin traf er am 28. Juni auf den Generallieutenant Wrangel, einen Stiefbruder des Feldmarschalls, der eiligst mehrere Regimenter versammelt hatte, um in Havelberg zu den übrigen Abtheilungen des schwedischen Heeres zu stoßen, welche dort unter dem unmittelbaren Befehl des Feldmarschalls Wrangel standen. Da die Schweden trotzdem an Zahl weit überlegen waren (denn ihre Stärke betrug 11,000 Mann und achtunddreißig Geschütze), so widerriethen die meisten Befehlshaber dem Kurfürsten, einen so kriegerischen und sieggewohnten Feind mit bloßer Reiterei (5600 Mann) anzugreifen. Friedrich Wilhelm wollte dagegen den Vortheil, den ihm die Abwesenheit des kriegserfahrnen Feldmarschalls Wrangel auf der feindlichen Seite gewährte, nicht fahren lassen, und beschloß die Schlacht.

Der Prinz von Hessen-Homburg führte die brandenburgische Avantgarde, 1500 Reiter, und hieb kühn in die Feinde, ehe die übrigen Truppen herankamen. Endlich erschien der Kurfürst, und erkannte trotz eines dichten Nebels bald die vortheilhaftesten Punkte des Terrains. Auf einem Sandhügel, der die Stellung der Schweden beherrschte, ließ er seine ganze Artillerie, nur dreizehn Geschütze, auffahren, zu deren Deckung die Dragonerregimenter Derfflinger und Bomsdorf absaßen und die umliegenden Gebüsche besetzten. Hier wurde der Kampf am heftigsten; denn Wrangel, die Wichtigkeit dieser Anhöhe wohl einsehend, ließ den Angriff auf dieselbe unablässig erneuen; der Kurfürst befand sich überall, wo die Gefahr am größten war, und feuerte durch Wort und Beispiel den Muth seiner wackeren Krieger an. „Getrost, tapfere Soldaten," rief er ihnen zu, „ich will euch zum Siege führen oder ritterlich mit euch sterben." Einen Augenblick war er im Handgemenge von schwedischen Reitern rings umzingelt, aber die Hülfe der Seinigen zögerte nicht. Hier war es auch, wo der Stallmeister Froben an der Seite seines Herrn von einer Kanonenkugel getroffen zu Boden sank und verschied. Gegen Mittag wichen die Schweden auf allen Punkten. Sie hatten dreitausend Mann an Todten und Gefangenen verloren, und eilten nach Vorpommern zurück, wohin Feldmarschall Wrangel mit seiner Abtheilung schon vorausgegangen war. Dieser glorreiche Sieg verschaffte dem brandenburgischen Namen in ganz Europa Ruhm und Achtung. Friedrich Wilhelm konnte, wie sein großer Nachkomme sagt, die berühmten Worte Cäsars: veni, vidi, vici, mit vollem Rechte auf sich anwenden. Jetzt fand er auch an Münster und Dänemark, die sich in Bremen und Verden zu theilen hofften, bereitwillige Bundesgenossen gegen Schweden; er verfolgte daher seine Siege, und machte sich im Herbst zum Meister des größten Theiles von Vorpommern.

Am Rhein erhielt der junge Herzog Karl V. von Lothringen im folgenden Jahre (1676), nach Montecuculi's Abgang, den Oberbefehl. Aber wenn es ihm auch trotz der Bemühungen des Marschalls von Luxemburg, der in diesen Gegenden an Condé's Stelle die Führung des französischen Heeres übernommen hatte, gelang, die starke Festung Philippsburg wegzunehmen (17. Sept.), so wurden doch weitere Fortschritte durch die furchtbare Verwüstung gehindert, welche die Franzosen in dem ganzen Landstriche der Saar anrichteten. In den Niederlanden hinreichend beschäftigt, und nicht stark genug, um nach Turenne's Tod den Krieg in jenen Gegenden mit Nachdruck zu führen, beschloß Louvois die Feinde dadurch von einem Einfall in Frankreich abzuhalten, daß er die

deutschen Grenzländer in Wüsteneien verwandeln ließ. Vierzehn Meilen weit sah man nichts als Brandstätten und verödete Felder. Zweibrücken wurde fast ganz niedergebrannt, Mümpelgard rein ausgeplündert und, obgleich man den Einwohnern Freiheit und Leben versprochen, so mißhandelt, daß sämmtliche Bürger Haus und Hof verließen. Auf gleiche Weise hausten die Franzosen den Winter über im Breisgau, so daß die unglücklichen Bewohner in die Wälder flüchten mußten, wo sie dem Hunger und der Kälte erlagen. Noch mehr! Aus aufgefangenen Briefen erfuhr man, daß Ludwig den Befehl gegeben, alles Land zwischen der Saar, der Mosel und dem Rhein durch eine systematische Verwüstung mit Feuer und Schwert den feindlichen Heeren unzugänglich zu machen. Lebhafter und weniger grausam wurde der Krieg in anderen Gegenden geführt. Um die Spanier in ihrem eigenen Lande zu beschäftigen, war der Marschall von Navailles in Roussillon eingefallen, und drang über die Pyrenäen vor; an der Sambre focht der Herzog von Rochefort; in den Niederlanden befehligte der König selbst, unterstützt von den Marschällen Friedrich von Schomberg, Crequi, Humieres, La Feuillade und Lorges. Durch Vauban's Geschicklichkeit ward die Festung Condé schon am 26. April den Spaniern entrissen; zur Rettung von Bouchain, dessen Berennung darnach unternommen wurde, nahm der Prinz von Oranien eine Stellung zwischen Valenciennes und Raimes. Da die Franzosen um funfzehntausend Mann stärker waren als die Alliirten, drang Ludwig auf eine Schlacht; aber seine Höflinge beschworen ihn, sein theures Leben nicht in Gefahr zu setzen; und er gab nach. Da nun auch Wilhelm seinerseits durch die Spanier verhindert wurde anzugreifen, so fiel jene Stadt am 11. Mai. Im Juni verließ Ludwig das Heer und der Marschall von Luxemburg begnügte sich für diesen Feldzug, den Prinzen von Oranien zur Aufhebung der Belagerung von Mastricht zu zwingen.

Bedeutender war der Verlust, den die Verbündeten durch den Tod Ruyter's zur See erlitten. In Sicilien war ein Aufruhr gegen die spanische Regierung ausgebrochen. Die Stadt Messina hatte von älteren Zeiten her eine freie Verfassung und die Anordnung der gemeinsamen Angelegenheiten zu bewahren gewußt. Als die Spanier, um dies Hemmniß ihrer unumschränkten Herrschaft aus dem Wege zu räumen, jetzt eine Partei gegen den Adel der Stadt, in dessen Händen das Regiment war, begünstigten, kam es zu einer Empörung, durch welche der Gouverneur Don Diego de Soria gezwungen wurde, sich in das Fort San Salvador zu flüchten, das den Hafen beschützte (1674). Einige Trup-

pen, welche die Vicekönige von Neapel und Sicilien zusammengebracht hatten, wurden von den Aufrührern zurückgeschlagen; worauf diese insgeheim einen Abgeordneten an den französischen Botschafter in Rom sandten, um ihre Stadt dem Schutze Ludwig's XIV. zu übergeben. Dieser, erfreut den Spaniern auch hier eine Diversion bereiten zu können, und lüstern auf Sicilien's Besitz, ging auf das Anerbieten ein. Und so erschien wiederholt (27. Sept. 1674 und 3. Januar 1675) ein französisches Geschwader unter Valbelle, das die Messinesen mit Mannschaften, Lebensmitteln und Munition unterstützte. Ueberall wurden die französischen Zeichen aufgepflanzt, das Fort San Salvador gemeinsam erstürmt und dergestalt die Spanier aus ihrem letzten Stützpunkt innerhalb der Stadt vertrieben. Dennoch geriethen die Rebellen durch 41 spanische Kriegsschiffe, die den Hafen sperrten, und durch eine gleichzeitige Einschließung von der Landseite in große Gefahr. Da erzwang sich eine neue französische Flotte unter dem Admiral Vivonne und dem Generallieutenant der Marine, Düquesne, der sich vom Freibeuter zum Flottenführer emporgeschwungen hatte, am 11. Februar 1675 mit einer Verstärkung von etwa 4000 Soldaten die Einfahrt in den Hafen*). Ludwig glaubte sich bereits im Besitz Sicilien's, ließ den Herzog von Vivonne, den Bruder seiner damaligen Geliebten, der Marquise von Montespan, zum Vicekönig jener Insel einsetzen (28. April), und schickte im Juni noch weitere Verstärkungen, so daß die Spanier sich zur Aufhebung der Blokade gezwungen sahen und Agosta erobert ward. In so mißlicher Lage forderte der Madrider Hof die Hülfe seiner Verbündeten, der Holländer. Diese sandten Ruyter mit zehn Linienschiffen und vierzehn kleinen Fahrzeugen ab. Vergebens beklagte sich der alte Held bei der Admiralität über die Schwäche und Mangelhaftigkeit der Ausrüstung; seit de Witt's Sturz und dem Frieden mit England wurde wenig auf die Seemacht gewendet. Auf seine Beschwerden erhielt Ruyter zur Antwort, man hoffe nicht, daß er in seinen alten Tagen den Muth verlieren werde. „Mein Leben," erwiederte der wackere Mann, „schätze ich gering für den Staat, aber es schmerzt mich, daß jene Herren die Flagge der freien Niederlande so wenig hochhalten." Am 8. Januar 1676 traf er in den Gewässern der liparischen Inseln auf die französische Flotte unter Düquesne. Ein hartnäckiges Gefecht, das von zehn Uhr Morgens bis in die Nacht währte, blieb unentschieden. Am 9. Januar wurde Ruyter durch neun spanische, am 10. Düquesne durch acht

---

*) Vgl. Martin, hist. de France, 4. éd. T. XIII. (1858). S. 462 f.

französische Schiffe verstärkt. Auf der Höhe von Agosta in der Nähe des Aetna begann am 22. April ein zweites furchtbares Treffen, in welchem alsbald eine Kugel dem berühmten holländischen Admiral beide Beine zerschmetterte, so daß er nach einigen Tagen (29. April) im siebzigsten Lebensjahre zu Syrakus starb, wohin sich die verbündete Flotte zurückgezogen hatte. Eine dritte Seeschlacht bei Palermo, in welcher der Herzog von Vivonne selbst die französischen Schiffe führte, endete mit einer vollständigen Niederlage der Verbündeten (2. Juni). Traurig kehrten die Reste der holländischen Flotte mit den Gebeinen ihres großen Seehelden in das Vaterland zurück; die Franzosen aber behaupteten nicht bloß Messina, sondern eroberten auch Taormina, Scaletta und andere Orte, und würden noch größere Fortschritte gemacht haben, wenn ihr Stolz, ihr Uebermuth und ihr ausschweifendes Leben die Sicilianer nicht erbittert, und ihre Sorglosigkeit nicht ganze Wochen in Festlichkeiten und Schmausereien unthätig verbracht hätte. Vivonne übertraf hierin alle seine Untergebenen. „Haben wir auf dem Meere," schrieb er seiner Schwester, „die Holländer und Spanier besiegt, so hat sich uns auf der Küste mehr als eine schöne Sicilianerin ergeben." Erst bei dem Frieden von Nymwegen verließen die Franzosen die Insel und nahmen siebentausend Messinesen, die nicht zurückzubleiben wagten, mit nach Frankreich. Bald darauf rückten die Spanier ohne Widerstand in die Stadt, die von sechzigtausend Einwohnern nur noch elftausend zählte. Die strengen Maßregeln des Madrider Hofes, welcher alle, die in jener Zeit ein Amt bekleidet hatten, verbannte und die Güter der Ausgewanderten einziehen ließ, vollendeten das Unglück Messina's, von dem es sich nie wieder erholt hat.

Im Frühjahr 1677 drang der Herzog von Lothringen, trotz aller Verwüstungen der Grenzländer, mit vierzigtausend Mann über die Saar, und trieb den Marschall Crequi vor sich her; da er indeß auf die Mitwirkung von 20,000 Mann Reichstruppen, die durch den Elsaß vorrücken sollten, gerechnet hatte, diese aber durch geschickte Bewegungen der Franzosen in der Gegend von Strasburg festgehalten wurden, so mußte er sich, im Rücken bedroht, nach großen Mühseligkeiten wieder über den Rhein zurückziehen. Er hatte sein Heer schon in die Winterquartiere vertheilt, als Crequi durch einen schnellen Marsch und in Folge der Feigheit des Commandanten noch das wichtige Freiburg eroberte (17. November), wo die Franzosen unermeßliche Beute fanden, da die Einwohner des ganzen Breisgaues ihre kostbarsten Habseligkeiten hierher geflüchtet hatten. Auch das Jahr 1678 verging am Oberrhein

unter Plünderungen, Mordbrennereien und blutigen Gräueln, ohne daß ihren Urhebern, den Franzosen, ein Zoll breit Landes abgenommen werden konnte; vielmehr gingen noch Landau und Kehl verloren.

Schnellere Fortschritte machte der Kurfürst von Brandenburg gegen die schwedischen Bundesgenossen Frankreich's. Während ein Theil seiner Truppen mit dem Heere des Bischofs von Münster und dreitausend Dänen unter dem General Baudissin in das Herzogthum Bremen einfiel, einen Platz nach dem andern wegnahm, und den schwedischen Feldmarschall Heinrich Horn im August 1676 auch die Hauptfestung jenes Gebiets, Stade, nach viermonatlicher Belagerung zu übergeben zwang, vollendete der Kurfürst selbst die Unterwerfung des schwedischen Pommern's bis auf einige Festungen, und begann im Juni 1677 die Berennung Stettin's mit 250 Geschützen und bedeutenden Streitkräften. Dreitausend Schweden, auserlesene Krieger, unter einem thätigen und einsichtigen Führer, Johann von Wolf, vertheidigten die Stadt, von den Einwohnern unterstützt, bis die Hälfte der Häuser in Schutt und Asche lag. Erst im December wurden die Thore gegen freien Abzug der Besatzung dem Kurfürsten geöffnet, der 10,000 Mann bei dieser Belagerung eingebüßt hatte. Die Bürger baten Friedrich Wilhelm, ihren langen Widerstand zu verzeihen; wenn er sie einst beherrschen werde, dürfe er dieselbe Ausdauer von ihnen gegen jeden Feind erwarten.

Nicht minder eifrig betrieb Dänemark den Krieg gegen Schweden; nachdem König Christian V. noch im Jahre 1675 persönlich Rostock und Wismar genommen hatte, eroberte seine Flotte die Insel Gothland, und schlug unter Cornelis Tromp's Anführung, den die Generalstaaten zu diesem Zweck nach Dänemark gesandt hatten, die schwedische Seemacht auf der Küste von Blekingen. Lorenz Kreutz, der schwedische Admiral, flog mit seinem Linienschiff von 134 Kanonen und einer Besatzung von 1100 Mann in die Luft; Ugla, der nach ihm das Commando übernahm, hatte dasselbe Schicksal; fünf andere Schiffe wurden in den Grund geschossen, drei genommen (11. Juni 1676). Auf diese Weise Herr des Meeres, landete Christian mit sechszehntausend Kriegern auf Schonen, nahm Helsingborg, Landscrona und Christianstadt, während Tromp Blekingen unterwarf. Endlich erschien der junge König Karl XI. von Schweden mit einem ansehnlichen Heere; bei Lund kam es zur Schlacht (14. October), an welcher Tromp mit dreitausend eben angekommenen holländischen Matrosen Theil nahm; beide Theile schrieben sich den Sieg zu, in Wahrheit blieben die Schweden im Vortheil. Nach einem zweiten Treffen bei Landscrona (24. Juli 1677) wurden

die Dänen, die auch diesmal den Kürzern zogen, in Schonen immer mehr beschränkt, bis sie sich mit der Behauptung der eroberten Plätze begnügten; mit den übrigen Truppen segelte Christian im September nach Rügen und nahm, von brandenburgischem Kriegsvolk unterstützt, diese Insel in kurzer Zeit weg. Seine Flotte hatte inzwischen die Ueberreste der schwedischen Seemacht auf der Höhe von Rostock und an der Südmündung des Sund (11. Juni und 11. Juli 1677) vernichtet. Dennoch gelang es den Schweden unter dem Grafen Königsmark Rügen durch die Unvorsichtigkeit des dort commandirenden dänischen Generals im Januar 1678 wieder einzunehmen. Dies veranlaßte den Kurfürsten zu neuen Anstrengungen; aber erst im September eroberte er in Verbindung mit Christian die Insel zum zweiten Male und nöthigte Königsmark, sich mit dem Rest seiner Truppen nach Stralsund zu werfen. Nach einem furchtbaren Bombardement fiel die Festung am 21. October, worauf sich im November auch Greifswald, der letzte Platz, den die Schweden im nordöstlichen Deutschland behaupteten, ergab. Mit Recht durfte der Kurfürst erwarten, daß es ihnen nie wieder verstattet sein werde, dahin zurückzukehren.

Schon hielt Friedrich Wilhelm den Feldzug und den ganzen Kampf für beendet, als ihn der Einbruch von 16,000 Schweden unter Heinrich Horn in das unbeschützte Herzogthum Preußen zu neuen Thaten rief. Bereits waren Tilsit und Insterburg von ihnen erobert; die in jenen Gegenden vorhandenen geringen Streitkräfte hatte man zum Schutze Königsberg's bei dieser Stadt versammelt. Am 10. Januar 1679 brach der Kurfürst mit 9000 Kriegern aus den Marken auf und überschritt nach einem ebenso schnellen Marsch wie jener war, der ihn aus Franken nach Rathenow geführt, am 20. bei Marienwerder die Weichsel. Die überraschten Schweden wagten auch diesmal nicht Stand zu halten. Auf ihrem eiligen Rückzuge konnte General Görtzke nur den Nachtrab erreichen, und diesem durch mehrmalige Gefechte bedeutenden Schaden zufügen. Als der Kurfürst an das frische Haff kam, über welches der Frost eine feste Brücke geschlagen hatte, hoffte er, dem General Horn auf diesem Wege zuvorkommen und den Rückzug abschneiden zu können. Er ließ deshalb sein ganzes Fußvolk auf Schlitten setzen; aber obgleich er auch das kurische Haff auf diese Weise überschritt und mit unglaublicher Geschwindigkeit schon am 29. Januar in der Nähe von Tilsit war, konnten doch nur die letzten Truppen des Feindes geschlagen werden. Trotzdem hatte Horn kaum noch dreitausend Krieger bei den Fahnen, als er in Livland anlangte; so heftig war die Verfolgung gewesen.

In solcher Art tobte der Krieg, den Ludwig's Ehrgeiz erregt hatte, vom Sund bis zum Mittelmeer, von Kurland bis in die Pyrenäen. In den Niederlanden hatte der König den Feldzug des Jahres 1677 im März eröffnet; die Festungen Valenciennes und Cambray wurden erobert, die letztere nicht ohne den Verdacht geheimer Verrätherei. Zu gleicher Zeit gelang es dem Herzoge von Orleans, besonders durch die Hülfe des Marschalls von Luxemburg, dem Prinzen von Oranien bei Montcassel eine Niederlage beizubringen (11. April). Der Prinz hatte die Schlacht gewagt, um das von den Franzosen belagerte Saint Omer zu entsetzen, konnte aber nur durch einen geschickten Rückzug sein geschlagenes Heer retten. Die Franzosen ließen dem königlichen Bruder einen Hauptantheil an der Ehre dieses Tages, und überall, wo sich der Hof sehen ließ, rief das Volk: „es lebe der König und Monsieur, der die Schlacht gewonnen hat!" Als Ludwig darauf nach Saint Omer kam, das sich gleich nach dem Treffen ergeben hatte, war von Montcassel kaum die Rede; eifersüchtig auf den Ruhm seines Bruders, wollte er sich nicht einmal das Schlachtfeld zeigen lassen, und weiter Sehende prophezeihten dem Herzoge von Orleans', daß dies wohl sein erster und letzter Feldzug gewesen sein möchte. Nach dem Fall von Saint Omer hatten die Spanier von den zahlreichen belgischen Festungen nur noch Gent, Namur und Mons im Lande, Ostende und Nieuport an der See in Händen. Die übrigen Städte waren zum Theil mit stärkeren Mauern umgeben, aber doch nicht so verwahrt, daß sie einer ernstlichen Belagerung hätten widerstehen können.

Inzwischen waren schon im Jahre 1676 Unterhandlungen in Nymwegen eröffnet worden. Ludwig wünschte den Frieden, um die Vortheile, die er mit Anspannung aller Kräfte seines weiten Reiches gewonnen hatte, durch eine längere Fortdauer des Kampfes nicht einzubüßen. Auch das Volk murrte und der Finanzminister Colbert, dem der Ruin des Landes nicht gleichgültig war, drang ernstlich auf Beendigung des Krieges. Dazu kam das Unglück Schweden's; der große Kurfürst von Brandenburg war nächstens mit siegreichen Truppen am Rhein zu erwarten, und die dänische Seemacht konnte zu der niederländischen Flotte stoßen. Am besorgtesten machte Ludwig die Annäherung Holland's und England's, dessen Volk und Parlament mit lauter Stimme Krieg gegen Frankreich forderten; die Ursache des früheren Hasses Karl's II. gegen die Republik war mit der Erhebung des Prinzen von Oranien aus dem Wege geschafft, und jetzt warb dieser sogar um Maria, die Tochter des Herzogs von York. Nach einigem Zögern ertheilte der Vater, dem es

darum zu thun war, die durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche (s. unten) verlorene Volksgunst wieder zu gewinnen, die Einwilligung zu ihrer Vermählung mit einem protestantischen Fürsten. Ludwig erkannte darin sofort eine Bedrohung seiner Zukunft. „Wie gefällt dem Könige von Frankreich diese Ehe?" fragte Lord Danby den englischen Gesandten in Frankreich, Lord Montagu. „Ungefähr," erwiederte dieser, „wie der Verlust von zehn Schlachten und Festungen." Doch trotz aller Erschöpfung konnte Frankreich nur in einer nochmaligen großen Anstrengung die Möglichkeit vortheilhafter Bedingungen erblicken. Ludwig eröffnete daher den niederländischen Feldzug von 1678 früher als alle vorigen; er brach schon im Februar mit seinem ganzen Hofe auf, die Königin und die Marquise von Montespan nicht ausgenommen. Der Marschall von Humieres mußte Gent berennen, das sich am 9. März ergab. Ypern und Löwen folgten. Hierauf ging der König wieder nach Saint Germain zurück, und ließ in Nymwegen die Friedensvorschläge erneuern.

Es kam den Franzosen Alles darauf an, die Holländer von ihren Bundesgenossen zu trennen. Gelang dies, so konnte man allen übrigen den Frieden vorschreiben. Der Kaiser war so wenig wie Spanien im Stande ohne Subsidien der Republik den Kampf fortzuführen; auf der andern Seite kam Schweden ohne Hülfe Frankreich's täglich in größere Gefahr. Auch die Holländer waren ermüdet, und sahen sich selbst nicht bedroht; seit vier Jahren war ihr Gebiet von allen französischen Truppen geräumt. So brachte denn die Geschicklichkeit der Gesandten Ludwig's, die ihnen dringend vorstellten, ihre Kräfte doch nicht länger für Spanien und Oesterreich aufzuopfern, und die zu dem günstige Bedingungen boten, die Generalstaaten endlich zu dem Schritt, ihre Bundesgenossen, denen sie die Rettung verdankten, schimpflich im Stich zu lassen. Am 10. August Nachts wurde der Friede unterzeichnet, und die Republik, auf deren gänzlichen Untergang es zuvor abgesehen war, verlor jetzt nicht ein Dorf. In einem besondern Artikel versprach Ludwig dem Prinzen Wilhelm die Zurückgabe seines Fürstenthums Orange, welches er, bei Gelegenheit eines Streits der Mutter und Großmutter dieses Fürsten über die dortige Verwaltung, schon 1660 mit gewohnter Willkür hatte einziehen und dem Gebiete Frankreich's einverleiben lassen, unter dem Vorwande, daß die stark befestigte Stadt Orange stets französischen Aufrührern zum Zufluchtsort gedient habe. Ungeachtet aller nunmehrigen Zuvorkommenheiten Ludwig's, hatte übrigens der Prinz-Statthalter, im richtigen Bewußtsein, daß die Uebermacht Frankreich's

durchaus nicht gebrochen sei, vielmehr jeden Augenblick wieder neue Verwickelungen im Staatensystem Europa's hervorrufen könne, den Separatfrieden aus allen Kräften zu hintertreiben versucht. Noch vier Tage nach der Unterzeichnung desselben lieferte er dem Marschall von Luxemburg eine Schlacht (14. Aug.), da in beiden Heeren der Abschluß noch nicht officiell bekannt war. Die Franzosen blokirten Mons, und der Marschall von Luxemburg deckte die Belagerung durch eine vortheilhafte Stellung zwischen der Abtei Saint Denys und den Ruinen des alten Schlosses Casteau. Den ersten Posten erstürmte der Prinz nach tapferer Gegenwehr, wobei er sich persönlich großen Gefahren aussetzte; kurz darauf nahmen die Spanier unter dem Herzoge von Villa Hermosa auch das Schloß. Schon wichen die Feinde auf allen Punkten, als durch einen raschen Angriff Luxemburg's die Franzosen noch spät am Abend Casteau wiedergewannen und dergestalt einen Theil ihrer Stellung behaupten konnten.

Von Spanien verlangte Ludwig als Friedenspreis die ganze Franche-Comté und sechszehn feste Plätze in den spanischen Niederlanden. Verlassen von den Holländern und in Furcht vor noch größeren Verlusten mußten sie am 17. September 1678 unterzeichnen. Nun blieben Kaiser und Reich allein übrig. Den Bestimmungen des westphälischen Friedens gemäß verlangten die deutschen Stände Theilnahme an den Berathungen durch eine besondere Reichsdeputation; indeß stellte Leopold vor, daß solche „fast schlecht respectirt werden dürfte," dafür wolle er dem Reichstage stets Nachrichten vom Stande der Unterhandlungen geben. Hierauf gingen die Stände ein, unter der Bedingung, „daß über die kaiserlichen Propositionen gerathschlagt und dem Kaiser nöthigen Falls mit einem Gutachten an die Hand gegangen würde." Aber plötzlich schloß Leopold am 5. Februar 1679 für sich und das Reich Frieden, mit der Entschuldigung, daß der Drang der Umstände nicht erlaubt habe, die Meinung der Stände einzuholen. Er wußte wohl, daß Brandenburg, Münster und die zuletzt mit diesen verbündeten Herzöge von Braunschweig, welche die Schweden ganz aus Deutschland vertrieben hatten, einem Frieden nicht beigetreten sein würden, der die völlige Wiederherstellung der schwedischen Herrschaft auf deutschem Boden festsetzte. Für die Zurückgabe Philippsburgs trat Oesterreich die Festung Freiburg von seinen eigenen Besitzungen ab; ein Tausch, den Ludwig aus dem Grunde wünschte, weil der letztere Platz tiefer in Deutschland lag. Von Breisach bis dahin mußte eine Militärstraße verstattet werden. Zugleich willigte der Kaiser im Namen des Reichs in die Abtretung der Franche-Comté. Der

Herzog von Lothringen sollte Nancy und Longwy dem Könige überlassen, und zu der schon früher durch sein Gebiet bewilligten Straße noch drei andere, jede eine halbe Meile breit, zugestehen. Wie sein Oheim vor dreißig Jahren, weigerte sich jetzt Karl V. diesen schimpflichen Frieden anzunehmen, und so blieben seine Länder noch lange von den Franzosen besetzt. Den Gipfel aller Schmach jedoch bildete eben jenes Zugeständniß an die Schweden.

Auf solche Weise gab die Uebereilung des Kaisers die einzigen Vortheile auf, welche deutscher Seits in diesem unglücklichen Kriege erkämpft worden waren, und ließ eine treffliche Gelegenheit vorübergehen, die Einheit des Reichs im Innern wieder herzustellen und so die Nachtheile auszugleichen, die man auf der westlichen Grenze erlitten hatte. Eine unselige Eifersucht des Wiener Hofes gegen die Fortschritte Brandenburg's war leider bei dem leichtsinnigen Friedensschluß ebenfalls im Spiele; unverholen hatte sich der Minister Hocher geäußert: „es gefalle dem Kaiser nicht, daß sich ein neuer König der Vandalen an der Ostsee erheben wolle.“ Es war nicht zu erwarten, daß Brandenburg mit seinen Verbündeten im Stande sein werde, die gemachten Eroberungen durch eigene Kraft gegen Frankreich und Schweden zu behaupten. Während der Kurfürst bei Tilsit die Schweden bekämpfte, brach ein starkes französisches Heer in seine westphälischen Länder und trieb die Einwohner von Cleve und Mark durch Brandschatzung, Raub und Mord auf das Aeußerste. Vergebens verlangte Friedrich Wilhelm wenigstens die Vermittelung der Niederlande, denen er zuerst gegen Frankreich Beistand geleistet hatte. Nicht einmal Stettin, dessen Eroberung ihn so große Opfer gekostet, wollte Frankreich in seinen Händen lassen. Endlich mußte er nachgeben, nachdem auch Münster und die Herzöge von Braunschweig ihren Frieden mit Frankreich und Schweden abgeschossen und gegen 300,000 Thaler alle ihre Eroberungen im Herzogthum Bremen zurückgegeben hatten. Unbelohnt für bedeutende Erfolge, unentschädigt für große Aufopferungen an Geld und Menschen, aber ruhmvoll ging Friedrich Wilhelm aus dem Kampf hervor. Als er den Frieden, der am 29. Juni 1679 zu St. Germain abgeschlossen ward, unterzeichnete, brach er voll schmerzlichen Unwillens in die Worte Virgils aus: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! Im September schloß auch Dänemark, auf die Bedingung vollständiger Wiederherstellung des früheren Zustandes, mit Frankreich und Schweden ab.

4. Ludwig's gewaltsame Eingriffe in Deutschland und Italien.

Die Resultate des großen eben beendeten Kampfes waren für Europa höchst bedenklich. Nicht nur hatte Frankreich einer Coalition der bedeutendsten Mächte gegenüber Eroberungen gemacht und behauptet; es war der französischen Politik auch gelungen, die Verbündeten zu trennen und zu ungünstigen Einzelverträgen zu nöthigen. Noch nie war eine Macht mit solchen Ansprüchen, mit solchem Gewicht aufgetreten wie damals Frankreich; und um dessen Umsichgreifen zu hemmen, schien weder ein einzelner Staat hinreichende Kräfte, noch die Gesammtheit derselben ein hinreichendes Bewußtsein von dem Umfange der drohenden Gefahren zu haben. Ludwig wollte zwar die Staaten Europa's nicht erobern, wohl aber zu einem gewissen Vasallenverhältniß herabdrücken, und glaubte bereits diesem Ziel nicht allzu fern zu stehen. Seine Armee wurde auch nach dem Friedensschluß in der Stärke von 100,000 Mann Linientruppen und 14,000 Garden beibehalten; durch unausgesetzte Bemühungen war die unbedeutende Seemacht, die Ludwig vorgefunden, bereits bis auf 96 Linienschiffe, 42 Fregatten, 36 Feluken und ebenso viele Brander gebracht worden. Nicht weniger als von den Waffen erwartete Ludwig von seinem diplomatischen Einfluß, der sich über ganz Europa erstreckte. England's Herrscher, Karl II., der vor allen, nachdem Spanien seine Bedeutung verloren, die Pflicht gehabt hätte, den Anmaßungen Frankreich's im Verein mit den deutschen Staaten entgegenzutreten, fand sich vielmehr durch die verkehrte Stellung, die er seinem Volke gegenüber eingenommen hatte, an Ludwig gewiesen, und seine Hinneigung zum Katholicismus vermehrte diese Annäherung; außerdem sah er in Ludwig's Hof und Herrschergewalt das Ideal fürstlichen Lebens und Gebahrens. Nicht gewillt sich allein auf die Gesinnung Karl's zu stützen, wußte Ludwig durch hohe Jahrgelder auch die bedeutendsten Mitglieder des englischen Ministeriums und des Parlaments in sein Interesse zu ziehen. Dies System der Bestechung wurde auch sonst in der umfassendsten Weise betrieben. Durch große Summen, die man deutschen Staatsmännern und Gelehrten mit vollen Händen spendete, gewann Frankreich die meisten Höfe Deutschland's, oder wußte sie wenigstens in Unthätigkeit oder bei kraftlosem Auftreten zu erhalten; ja die Stände des Reichs konnten sich noch damit entschuldigen, daß es im Wiener Cabinet, wie wir gesehen, mitten im Kriege gegen Frankreich nicht anders als bei ihnen bestellt wäre. Mehr als einmal klagte Mon=

tecuculi, daß die Entwürfe und Befehle des Hofkriegsrathes eher in Versailles als in seinem Hauptquartier bekannt seien. Französischer Einfluß bestimmte die Beschlüsse der Schweizer Cantone, deren kriegslustige Jugend zahlreich in Ludwig's Armee diente; die freien Fürsten Italien's standen wegen Spanien's Besitzungen in ihrem Lande größten Theils gegen diese Macht auf Seiten der Franzosen; ebenso Schweden, das durch Frankreich's Beistand seine deutschen Länder zurück erhalten hatte, und die Interessen Ludwig's gegen Oesterreich und das deutsche Reich theilen mußte; die Polen und die Türken sowie die ungarischen Mißvergnügten konnte Ludwig nach Gutdünken gegen Oesterreich und gegen Rußland gebrauchen, wenn dieses Miene machte die Schweden zu bekämpfen *).

Wie schwach und unbedeutend erschien Deutschland, unter vierhundert Herren, in sich zerrissen, ohne ein kräftiges Oberhaupt, gegen solche Macht und solche Verbindungen. Auch war Ludwig weit entfernt, sich mit dem zu begnügen, was er zu Nymwegen gewonnen. Der Friede sollte nur zur Erholung des Landes und zur Ansammlung neuer Kräfte benutzt werden; und wenn auch der Ehrgeiz des Königs einen Augenblick ruhen wollte, sorgte Louvois, der dessen Ruhmsucht und Eitelkeit planmäßig bearbeitete, für neue Beschäftigung, damit sein Einfluß nicht ganz an die Frau von Montespan verloren gehe. Eine Veränderung im französischen Ministerium, welche Louvois' Ansehen vermehrte, trug dazu bei, neue Händel in Gang zu bringen. Die auswärtigen Angelegenheiten waren nach Mazarin's Tode bis zum Jahre 1671 von dem Marquis von Lionne, der schon unter dem Cardinal gearbeitet hatte, geführt worden. Ihm folgte Pomponne, bei weitem billiger und rechtlicher als sein Vorgänger, und den Eroberungsplanen abgeneigt. Nach dem Friedensschluß von Nymwegen erhielt Pomponne seine Entlassung. „Ich war genöthigt," sagt Ludwig in seinen hinterlassenen Reflexionen über das Amt eines Königs, „dem Herrn von Pomponne zu befehlen sich zurückzuziehen, weil es Allem, was durch seine Hände ging, an der Großartigkeit und Kraft gebrach, die man haben muß, wenn man die Befehle eines Königs von Frankreich vollzieht, der nicht unglücklich ist." Sein Nachfolger wurde der Bruder des Finanzministers, Colbert Croissy, der in Verbindung mit den Grafen d'Estrades und d'Avaux (einem Neffen des am Münsterschen Friedensschluß betheiligten Botschafters) die Unterhandlungen zu Nymwegen zur Zufriedenheit Ludwig's geleitet

*) Ranke, historisch-politische Zeitschrift, Bd. II. S. 5.

hatte, und sich bald nach Antritt seines Amtes im vollsten Einverständniß mit Louvois befand. Auf ihren Rath behielt man zunächst mehrere niederländische Plätze, die nach den Nymwegischen Festsetzungen hätten herausgegeben werden sollen. Im Elsaß, wo es schon seit dem westphälischen Frieden von Seiten Frankreich's nicht an gewaltthätigen Chicanen, Anmaßungen und Uebergriffen gefehlt hatte, zwang man die zur Kriegszeit, zumal 1672 und 1677, arg mißhandelten zehn Landvogteistädte, dem König den Eid der Treue zu leisten und das deutsche Reichswappen zu beseitigen; ja unverholen gab man die Absicht kund, über alle Theile des Elsaßes ohne fernere Respectirung der reichsunmittelbaren Stände und Städte sich die volle Souveränetät anzueignen*). Um den Länderraub in ein System zu bringen und die offenen Rechtsverletzungen in den Schein einer rechtlichen Procedur zu kleiden, wurden die berüchtigten Reunionskammern erfunden. Louvois legte nämlich dem Könige, auf den Antrag eines Parlamentsraths zu Metz, Roland de Ravaux, einen Entwurf vor, nach welchem eine genaue Untersuchung über alle diejenigen Territorien und Städte angestellt werden sollte, die mit den im Münsterschen und Nymwegischen Frieden abgetretenen Gebietstheilen des deutschen Reichs in älterer oder späterer Zeit in Lehensverbindungen oder anderen Beziehungen gestanden hätten, um diese dann, als in den Zugeständnissen begriffen, mit Recht in Besitz nehmen zu können. Es sei dies das beste und sicherste Mittel, sich des linken Rheinufers ohne Schwertschlag zu bemächtigen. Freudig ging der König auf diesen Plan ein; das Parlament zu Metz wurde mit Ermittelung der Dependenzen der drei lothringischen Bisthümer beauftragt, das zu Besançon in Betreff Burgund's bevollmächtigt; für den Elsaß wurde eine besondere Reunionskammer zu Breisach, und für die spanischen Niederlande eine vierte zu Dornick eingesetzt. Ganz Zweibrücken, obgleich dies Herzogthum dem Bundesgenossen Frankreich's, Karl XI. von Schweden gehörte, sowie Saarbrück, Veldenz, Sponheim, Mümpelgard, Lauterburg, Germersheim, Homburg, Falkenburg, Bitsch und zahlreiche andere Städte und Bezirke wurden nun von diesen Kammern für alte Dependenzen der neu erworbenen Provinzen erklärt, und dem Könige von Frankreich die Oberhoheit über dieselben zugesprochen. Ludwig ließ sogleich die Besitzer aller derartigen Landschaften, zum Theil mächtige deutsche Fürsten, vorladen, um über ihre Rechte, die doch durch Staatsverträge gewährleistet waren, wie über Privatverhältnisse französischer

---

*) Vgl. Ad. Schmidt, Elsaß und Lothringen, S. 30 f. S. 43 f.

Unterthanen von seinen Gerichten entscheiden zu lassen. Da Niemand erschien, wurde ihr Eigenthum als verwirktes Lehen oder unter anderem Rechtsvorwande mit Gewalt in Besitz genommen.

Kaiser und Reich erstaunten über die freche Anmaßung eines Königs, der sich von seinen Höflingen den Großen nennen ließ und die Worte Ehre und Großmuth unaufhörlich im Munde führte. Das erste war, daß man (1680) Gegenvorstellungen versuchte, die dem Gerechtigkeitsgefühl unwidersprechlich einleuchten mußten. Aber vergebens machte der Reichstag geltend, daß das Verfahren Frankreich's dem „klaren Buchstaben" und den ausdrücklichen Vorbehalten des westphälischen Friedens (s. oben) zuwiderlaufe, daß unter „Dependenzen" niemals die Besitzungen „unmittelbarer Reichsstände" verstanden werden könnten, und daß bei jenem Verfahren der Besitzstand der „ganzen Welt" unsicher werden müßte. Den deutschen Rechtsgründen wurden französische Scheingründe entgegengesetzt; und um den Schein des Rechts zu behaupten, sandte Ludwig wirklich Abgeordnete auf den vom Reiche anberaumten Congreß zu Frankfurt, wo diese Zwistigkeiten ausgeglichen werden sollten, ohne indeß das Reunionsverfahren abzustellen. Selbst französische Schriftsteller bemerkten spottend, daß der König auf die Weise ganz Deutschland einziehen könne; wogegen anderer Seits geltend gemacht wurde, daß, wenn man auf die ältesten Zeiten zurückginge, Frankreich vielmehr dem römischen Reiche wieder unterworfen werden müsse. Aber ehe noch der Congreß zu Berathungen kam, weil der Reichstag zu Regensburg in gewohnter elender Weise über den modus tractandi nicht ins Reine kommen konnte, zeigte ein neuer Gewaltschritt Ludwig's, was man von Verhandlungen mit ihm zu erwarten habe. Diese frechste aller Gewaltthaten war die plötzliche Ueberrumpelung und räuberische Aneignung Strasburg's.

Mit durchaus unzweideutigen Worten war im westphälischen Frieden die bisherige Freiheit und Reichsunmittelbarkeit der Stadt Strasburg besonders gewahrt worden. Die Deutschen legten auf die Erhaltung dieser reichen, festen und wichtigsten Stadt im Elsaß, des Hauptschlüssels zum Rhein und zum Reiche, einen solchen Werth, daß schon Karl V. gesagt hatte, wenn Wien und Strasburg zugleich in Gefahr wären, würde er zuerst die letztere Stadt zu retten eilen. Es war französischer Seits rechtlich unmöglich, auch nur den leisesten Anspruch auf dieselbe zu begründen; dennoch sah sie sich schon seit längerer Zeit bedrängt und bedroht; und zu ihrer größeren Sicherstellung wurde daher bereits seit einem halben Jahr mit der Bürgerschaft über die Aufnahme

einer kaiserlichen Besatzung verhandelt. Plötzlich, mitten im tiefsten Frieden, und nachdem der König die Deutschen mit der Hoffnung eingeschläfert, er werde sich auf dem Congreß zu Frankfurt gütlich bedeuten lassen, gingen in aller Stille mehrere französische Regimenter durch Lothringen nach dem Elsaß, vereinigten sich an einem bestimmten Tage schnell in der Nähe von Strasburg, unter dem Vorwand einer Musterung. Es waren 30,000 bis 35,000 Mann beisammen, die, mit zahlreichem Belagerungsgeschütz versehen, alsbald die Stadt einschlossen und angriffen. Zwei Tage darauf (29. Sept. 1681) erschien Louvois selbst im Lager und forderte die bestürzten Einwohner auf, sich zu ergeben. Falls man nicht unverzüglich gehorche, werde er sie sämmtlich als Rebellen behandeln. Die Bürger, von aller Hülfe und Leitung verlassen, und der Stadtrath, zum Theil von Ludwig bestochen, beschlossen der Gewalt zu weichen. Die Wehrkraft der Stadt war äußerst gering, zur Vertheidigung von vierzehn Bastionen kaum 500 kampftüchtige Milizen vorhanden, und die Bürgerschaft vermochte höchstens 3000 Waffenfähige aufzustellen, da grade damals ihre Reihen durch ein hitziges Fieber und durch Abwesenheit der Kaufleute auf der Frankfurter Messe gelichtet waren. Ueberraschung und Verrath ließen es nicht einmal zu einem Versuche des Widerstandes kommen, obwohl die Masse der Bevölkerung voll Entrüstung war. Schon am folgenden Tage wurden auf Grund einer Capitulation die Thore geöffnet; die Stadt mußte eine französische Besatzung einnehmen, dem Könige von Frankreich huldigen, ihm das Zeughaus einräumen, alle Waffen auf das Rathhaus liefern, und das Münster wieder den Katholiken übergeben. Bald darauf (23. October) hielt Ludwig XIV. in Person mit gewohnter Pracht seinen Einzug in die Stadt. Der landesverrätherische Bischof Franz Egon von Fürstenberg, ein Bruder des oben genannten Wilhelm von Fürstenberg, und eben so leidenschaftlich für Frankreich gesinnt als dieser, hatte das Seinige zur Uebergabe der Stadt beigetragen und empfing nun, am Morgen des 24. October, den König siegesfreudig im Münster mit den schmachvollen Worten: „Nachdem ich durch den Arm Ew. Majestät in den Besitz dieser Kirche wieder eingesetzt bin, aus welcher die Gewaltthätigkeit der Ketzer meine Vorgänger vertrieben hat, kann ich wohl mit dem alten Simeon sagen: Herr, jetzt lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen. Nie werden wir aufhören, als die gehorsamsten und treuesten Knechte und Unterthanen unsere Gebete gen Himmel zu senden, daß es der Allmacht gefalle, Ew. Majestät mit Glück und Segen zu überströmen.“ Er bezog

zuvor schon von Ludwig XIV. eine jährliche Pension von 60,000 Livres als Verräthersold. Der Rathsschreiber Günzer, der vorzugsweise die Unterhandlungen bei der Uebergabe geleitet, erhielt ein Geschenk von 50,000 Gulden. So kam eine der wichtigsten Reichsstädte, das Thor zum Innern von Deutschland, ohne Schwertschlag in französische Hände. Aehnliche Reunionen folgten darauf, und wurden, da Niemand ausreichende Kraft zum Widerstand besaß, mit derselben Leichtigkeit vollzogen.

Und was hätte den König hindern sollen, da die Unbehülflichkeit des unförmlichen Reichskörpers seit Jahrhunderten zu Tage lag, und sich jetzt nicht einmal mehr durch die frechsten Eingriffe und Verhöhnungen in Bewegung setzen ließ. Die Besetzung des ganzen Rheinlandes hätte den Regensburger Reichstag zu keinem schnellen und energischen Beschluß gebracht. In unbegreiflicher Verblendung betrieb man hier, in den Zeiten der ärgsten Bedrängniß und Beschimpfung des gemeinsamen Vaterlandes, die abgeschmacktesten Streitigkeiten um Rang und Titel mit lächerlichem Eifer. Die Gesandten der Kurfürsten wollten Excellenzen heißen, und sogar in ihren eigenen Häusern den Vorrang vor den fürstlichen haben. Bei den Gastmählern, die der kaiserliche Commissarius gab, wollten sie auf roth ausgeschlagenen Stühlen und einem Fußteppich sitzen, von Edelknaben bedient sein, und mit goldenen Messern und Gabeln essen, wogegen die fürstlichen Gesandten nur auf grünen Stühlen ohne Fußteppich sitzen, nur von Lakaien bedient werden, und nur silberne Gabeln bekommen sollten; und wenn der Reichsprofoß am Pfingsttage die Gesandten mit Maien beehrte, dann sollten die kurfürstlichen sechs, die fürstlichen aber nur vier bekommen. Als der Frankfurter Congreß im Sommer 1681 endlich zusammentrat, gingen doch auch hier wieder der Berathschlagung tausend Rangstreitigkeiten voraus, und kleinliche Erörterungen darüber, wie man sitzen wolle, ob an einem runden Tische, oder an mehreren Tischen, und in welcher Ordnung die Stimmen gesammelt werden sollten; die Kurfürsten wollten die Fürsten, und diese wieder die Reichsstädte und die Ritterschaft von manchen Verhandlungen ganz ausschließen. Ja es entstanden darob heftige Reibungen, die es auch nicht zum geringsten Resultate kommen ließen. Die französischen Gesandten verlangten ihrerseits die Führung der Verhandlungen in französischer Sprache, während bis um diese Zeit sowohl auf den Reichstagen wie in den diplomatischen Verhältnissen sämmtlicher Staaten die lateinische üblich gewesen war; und sie beharrten unerschütterlich auf ihrer Forderung. In solcher Lage wurde man

durch das Strasburger Attentat überrascht; aber auch diese wichtige Frage erledigte man nur dadurch, daß man sie dem Reichstag überwies. Schließlich kam man weder in Frankfurt noch in Regensburg über Worte hinaus. Noch bis in den März 1682 wurde der Congreß durch bloße Ceremoniellfragen gelähmt, und im December zerschlug er sich vollends durch die Abreise des französischen Gesandten.

Aber auch eingreifenderer Mittel bediente sich Ludwig, um das Reich und insbesondere die Kraft Oesterreich's zu lähmen. Im Geheimen unterstützte er eine schon seit mehreren Jahren in Ungarn ausgebrochene Empörung; und endlich gelang es ihm auch, Sultan Mohammed IV. zur Kriegserklärung gegen den Kaiser zu bestimmen. Der Einbruch der Türken und ihr Vordringen bis Wien (Juli 1683) brachte Oesterreich in der That an den Rand des Verderbens, so daß Leopold von den deutschen Angelegenheiten völlig abgezogen ward, obwohl er bereits im Jahre zuvor einem Bündniß zwischen Spanien, Schweden und den vereinigten Niederlanden zur Aufrechthaltung des Münsterschen und Nymweger Friedens beigetreten war. Erst nachdem der Großvezier Kara Mustapha am 12. September vor den Thoren der belagerten Hauptstadt zurückgeschlagen worden war, ungeachtet ihn Ludwig mit Geld, Officieren und Ingenieuren unterstützt hatte, konnte der Kaiser, wie es alle deutschen Patrioten längst ersehnt und begehrt, eine größere Aufmerksamkeit auf die französischen Händel verwenden. Das war auch um so nöthiger, als Ludwig XIV. alsbald wieder neue Gewaltstreiche vorbereitete. Er hatte die Absicht gehegt, Deutschland durch die Türken in die äußerste Noth zu bringen, um dann als Retter auftreten und als Preis der Rettung seinem Sohne die deutsche Kaiserkrone verschaffen zu können; da nun der unerwartete Entsatz Wien's diese Entwürfe vernichtete, so beschloß er, sich wenigstens einigermaßen durch die Wegnahme Luxemburg's und Trier's zu entschädigen. Im October 1683 brachen die Marschälle Humieres und Crequi in die spanischen Niederlande ohne Kriegserklärung ein, und setzten sich darin fest; der erstere nahm Courtray und Dixmuiden; Luxemburg ergab sich, nachdem die Franzosen 6000 Bomben in die Stadt geworfen, am 4. Juni 1684 an Crequi. Der Madrider Hof, erstaunt über den Angriff mitten im Frieden, sah sich genöthigt, wider Willen den Krieg gegen Frankreich zu erklären. Unbekümmert darum wandte sich Crequi auch gegen das deutsche Reich; das Erzbisthum Trier wurde besetzt, die Stadt belagert und am 15. Juni eingenommen. Nachdem dieser Schlag gelungen, wurde dem Reichstage französischer Seits Waffenstillstand angeboten, obgleich der

Krieg niemals eröffnet war; und mehrere Stände, namentlich der Kurfürst von Brandenburg, drangen ernstlich auf die Annahme desselben, da ersichtlich sei, daß Deutschland gegen die Franzosen nichts ausrichten könne, so lange man gegen die Türken beschäftigt wäre. Nach einigem Bedenken willigte der Kaiser ein, da er sich immer noch nicht zum Frieden mit den Türken entschließen mochte. So kam am 15. August 1684 zu Regensburg zwischen dem Kaiser, dem Reich und Spanien einer Seits und der Krone Frankreich anderer Seits ein sogenannter Waffenstillstand zum Abschluß, wonach der letztern alle bis zum 1. August 1681 gemachten willkürlichen Erwerbungen, mit Einschluß von Straßburg, bis zur Herstellung eines definitiven Friedens ungestört verbleiben sollten.

Inzwischen hatte Ludwig auch zur See Vortheile erkämpft. Um die Flotte in Uebung zu erhalten, wurde sie 1682 und 83 nach Algier geschickt, mit dem Auftrage, dies Raubnest zu bombardiren, das den französischen Handel lange gestört und beeinträchtigt hatte. Der Admiral Dequesne setzte ihm so heftig zu, daß der Dey um Gnade bat, alle französische Sklaven unentgeltlich losließ, und künftig vor der Macht des Königs die schuldige Ehrerbietung zu hegen gelobte. Zwei Jahre darauf erfuhren Tunis und Tripolis eine ähnliche Züchtigung.

Auch Italien mußte um diese Zeit die Wirkungen des französischen Uebergewichts empfinden. Durch Pignerol, das Richelieu erworben, hatte man den Anfang gemacht, in diesem Lande festen Fuß zu fassen; jetzt schien sich Gelegenheit zu einer noch wichtigern Erwerbung zu bieten. Karl III. von Mantua, Enkel jenes Karl's, der durch Frankreich's Hülfe das Herzogthum erworben, starb 1665. Sein Nachfolger Ferdinand Karl IV. lebte in Wollust und Ausschweifung, und durfte, obgleich verheirathet, keine Nachkommen erwarten. Von verschiedenen Seiten, namentlich vom Herzog Karl V. von Lothringen, wurden vorläufig Ansprüche erhoben, die Kaiser Leopold zu unterstützen geneigt schien; der Madrider Hof begünstigte auch die Forderungen Vincenzo Gonzaga's, eines Verwandten Ferdinand Karl's, auf Rückgabe des Herzogthums Guastalla, das der letztere nach dem Aussterben der dort regierenden Seitenlinie des Gonzagischen Hauses 1678 in Besitz genommen hatte. Deshalb beschloß Ferdinand Karl, sich durch eine Verbindung mit Frankreich zu sichern. Der mit den betreffenden Verhandlungen beauftragte Graf Mattioli, der, früher Professor der Jurisprudenz in Bologna, zum Staatssecretär des vorigen Herzogs von Mantua emporgestiegen war, scheint indeß seine Vollmachten überschritten zu haben. Am 8. December

1678 schloß er nämlich im tiefsten Geheimniß, weil der französische Hof die damals zu Nymwegen eben in der Reife begriffenen Unterhandlungen mit Spanien und dem Kaiser nicht zu stören wünschte, zu Versailles einen Vertrag ab, der Ludwig dem XIV. das Besatzungsrecht der Festung Casale in Montferrat, des Schlüssels zum Herzogthum Mailand und zu Oberitalien, gegen die Bezahlung von 100,000 Scudi zusicherte; worauf der Brigadier Catinat sogleich im Stillen mit einigen Truppen abgesandt ward, die sich vereinzelt durch das Piemontesische schleichen sollten, um den Platz zu besetzen. Indeß schienen Oesterreich und Spanien dennoch bereits unterrichtet, indem sie Ferdinand Karl dringend aufforderten, sich über das Gerücht einer Abtretung Casele's zu erklären; auch fielen Haufen zusammengerotteter Bauern die französischen Soldaten auf ihrem Durchzuge an und jagten sie zurück. Endlich brachte der Gesandte Ludwig's am Turiner Hofe, d'Estrades, heraus, daß Mattioli auf der Rückreise von Versailles das Geheimniß an Savoyen verkauft, und für einige Zahlungen auch Mittheilungen an den Wiener und Madrider Hof gemacht habe. Erzürnt sandte Ludwig an d'Estrades den Befehl, sich des Treulosen zu bemächtigen. Da offene Gewalt nicht räthlich schien, benutzte der Gesandte eine Geldforderung Mattioli's an den König von Frankreich, für seine Reisen und für die Summen, die er zur Bestechung der Buhlerinnen Ferdinand Karl's gebraucht, um denselben auf die französische Grenze zu locken, wo, wie er vorgab, Catinat Auftrag erhalten habe ihm die verlangten Gelder auszuzahlen. Statt dessen ward aber Mattioli an dem bestimmten in einsamer Waldgegend belegenen Orte verhaftet und bei dunkler Nacht unter einem fremden Namen dem Gouverneur von Pignerol, Herrn von St. Mars, übergeben, dem er dann auch bei dessen Versetzung nach der Insel Marguerite und später in die Bastille folgen mußte; hier starb Mattioli unbekannt und vergessen*). Nach

---

*) Sehr Vieles spricht dafür, daß der Mann mit der eisernen (oder richtiger schwarzen Sammet-) Maske, der in den Registern der Bastille unter dem Namen Marchioli erscheint, Niemand anders war, als dieser gegen das Völkerrecht verhaftete Mantuanische Minister Mattioli; die Veranlassung zu jener Benennung wäre in dem Umstande zu suchen, daß St. Mars auf seinen Reisen, statt ihn in einem eng verschlossenen Wagen mitzuführen, ihn der Bequemlichkeit halber eine schwarze Maske tragen ließ. Vgl. Delort, histoire de l'homme au masque de fer, 1825. Schlosser und Bercht, Archiv für Geschichte, Thl. II. S. 193. Ranke, Franz. Gesch. Bd. III. S. 456. Martin, a. a. O. T. XIII. S. 45 f. S. 584 hält die Identität für „wenig wahrscheinlich" und neigt zu der Hypothese Voltaire's, daß die eiserne Maske ein unehelicher Sohn

diesem Zwischenspiel erneute Ludwig die Unterhandlungen mit dem Herzog von Mantua, den seine Geldnoth endlich nach einigen wahren oder erkünstelten Schwierigkeiten bewog, die Eröffnung seiner Festung für 50,000 Dublonen baar und 600,000 Livres Jahresgehalt zuzugestehen; hierauf forderte der Marquis Boufflers beim Turiner Hofe die Erlaubniß zum Durchzug französischer Truppen durch das Piemontesische, und erhielt dieselbe wirklich von Maria Johanna, die seit 1675, seit dem Tode ihres Gemahls Karl Emanuel's II., die Vormundschaft über ihren unmündigen Sohn Victor Amadeus II. führte. Am 30. September 1681, an demselben Tage, als Louvois Strasburg besetzte, zogen 4000 Cavalleristen, die Boufflers befehligte, und 8000 Fußgänger unter Catinat in Casale ein.

Wie sehr sich Ludwig in dem übermüthigsten Gebrauche seiner Macht und Furchtbarkeit gefiel, zeigte sich einige Jahre darauf besonders in seinem Verfahren gegen die Genueser. Diese hatten sich nach dem Mißglücken der Verschwörung des Fiesco und nach einer neuen Reformation der durch Andreas Doria's Mitwirkung gegebenen Verfassung, die zu Gunsten des jüngeren Adels gegen die uralten Geschlechter der Stadt vorgenommen worden war, im Ganzen großer Ruhe nach innen und außen, ungestörten Handels, wenn auch nicht mehr in dem früheren Umfange, und einer wohlgeordneten Verwaltung zu erfreuen gehabt. In ihrer auswärtigen Politik hielt sich die Republik, der frühern Unterdrückung von Seiten Frankreich's eingedenk, an Spanien, und hatte zu dessen Dienst im Kriege vier Galeeren ausgerüstet. Dazu kam nun für Frankreich nach der Besitznahme Casale's noch eine andere Beschwerde, indem die Genueser den Transport von Salz und andern Vorräthen für die dortige französische Besatzung über Savona durch ihr Gebiet nicht gestatten wollten. Solchen Trotz zu brechen wurden Dequesne und der Marquis von Seignelai, Colbert's Sohn, mit einer gewaltigen Flotte nach Genua gesandt. Sie verlangten (17. Mai 1684) die Auslieferung jener vier Galeeren, die Bewilligung des Transits und die Absendung einer Gesandtschaft nach Versailles, die den König um Verzeihung bitten und ihn der tiefsten Reue und Unterwerfung versichern sollte. Diese Sprache eines auswärtigen Königs gegen einen fremden Staat empörte die freien Genueser. Sie gaben eine Antwort, wie sie der Würde einer Republik angemessen war, worauf die französische Flotte

---

Anna's von Oesterreich gewesen sei; doch sprechen seine eigenen Angaben am meisten für Mattioli.

sogleich eine furchtbare Beschießung der Stadt begann, ohne daß die Bürger Zeit genug gehabt hätten, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. So wurden bald der Palast des Dogen, die Schatzkammer, das Zeughaus, ein großes Waarenmagazin und einige hundert Privathäuser theils verbrannt, theils zerschmettert. Aber dennoch ertheilten die Signoria und der Senat auf eine zweite Aufforderung Seignelai's wiederum eine verneinende Antwort. Das Bombardement begann hierauf von Neuem, und zugleich landeten einige tausend Franzosen, plünderten die Vorstadt San Pietro d'Arena, und zündeten sie an. Nach sieben Tagen, während welcher 13,000 Bomben in die Stadt geworfen und diese fast völlig zerstört war, kehrte die Flotte zurück, da sie keine Munition mehr hatte. Indeß wollte sich die Republik einem zweiten vernichtenden Angriff dieser Art nicht aussetzen, und beschloß demnach sich in das Unvermeidliche zu fügen. So kam am 12. Februar 1685 ein Vergleich zu Stande, in welchem zwar nicht mehr von der Auslieferung der Galeeren und von dem Salztransit die Rede war, die Republik aber allen übrigen Forderungen Frankreich's Genüge leisten, und namentlich versprechen mußte, den Dogen Francesco Maria degli Imperiali mit vier Senatoren nach Versailles zu senden, um auf das Demüthigste ihr Bedauern darüber auszudrücken, daß sie das Mißfallen des Königs erregt habe. Am 15. Mai empfing Ludwig die Abgeordneten, den Hut auf dem Kopfe, auf einem prächtigen Throne sitzend, rings umgeben von seinem ganzen Hofe. Der Doge blieb stehen, doch gleichfalls mit bedecktem Haupte. Er mußte in der ihm vorgeschriebenen Anrede Ludwig XIV. einen Monarchen nennen, der „an Tapferkeit, Größe und Großmuth alle Könige der verflossenen Jahrhunderte übertroffen habe, und seine Macht als eine unerschütterliche seinen Nachkommen hinterlassen werde." Sobald einmal durch diese tiefe Demüthigung der stolzen Ehrsucht Frankreich's genügt war, zeigte Ludwig dem Dogen, einem würdigen und geistreichen Manne, ein äußerst freundliches und höfliches Benehmen, das gegen Louvois' und Seignelai's Hochmuth sehr abstach. Dieß veranlaßte jenen zu sagen: „Der König raubt unsern Herzen die Freiheit durch die Art, wie er uns empfängt, aber seine Minister geben sie uns wieder." Auf Seignelai's Frage, welche von den vielen Seltenheiten von Versailles ihm die bewundernswürdigste scheine, antwortete der Doge: „Die, mich hier zu sehen."

---

5. Ludwig's dritter Eroberungskrieg.

Deutschland durfte sich von dem zu Regensburg abgeschlossenen Waffenstillstand keine allzu lange Ruhe versprechen. Willkürlich hatte Ludwig den Frieden von Nymwegen gebrochen; es stand nur bei ihm, auch den neuen Vertrag, durch den sein Reich ohne alle Anstrengung noch bedeutendere Vortheile erlangt hatte, wieder umzustürzen, sobald die Gelegenheit günstig schien. Noch war dem verheerenden Strom kein Damm entgegengestellt; in den Verhältnissen des Reiches sowie der übrigen Staaten Europa's hatte sich nichts geändert, was Ludwig einen stärkeren Widerstand, als er früher gefunden, verkündigt hätte. Seine Plane stiegen immer höher. Fortdauernd wurde mit den einzelnen deutschen Kurfürsten unterhandelt, die Wahl des künftigen Kaisers auf ihn selbst oder seinen Sohn zu lenken; die bevorstehende Erledigung des spanischen Thrones gab ihm, da König Karl II. kinderlos war, durch seine Vermählung mit Maria Theresia die lockende Aussicht, auch dieses Reich mit Frankreich zu verbinden oder doch einem französischen Prinzen zuzuwenden. Alsbald begannen die Reunionen von Neuem; die im Elsaß belegenen Güter des deutschen Ordens, die des Strasburger Domcapitels, sowie die der Freiburger Universität wurden eingezogen. Bei Hüningen wurde ein Fort errichtet und über den Rhein eine Brücke geschlagen, die zum Theil auf einer dem Markgrafen von Baden-Durlach gehörigen Rheininsel ruhte, weshalb die Abtretung derselben verlangt wurde. Als Kurfürst Karl von der Pfalz, Nachfolger des oben erwähnten Karl Ludwig, nach einer noch nicht fünfjährigen Regierung ohne männliche Erben starb, und die Regierung seines Landes auf eine Nebenlinie des kurfürstlichen Hauses, die Pfalzgrafen von Neuburg, übergehen sollte, erhob Frankreich auch auf diese Länder Ansprüche. Die Schwester des verstorbenen Kurfürsten, Elisabeth Charlotte, war nämlich mit Ludwig's XIV. Bruder, dem Herzog Philipp von Orleans, vermählt; und nun forderte der König im Namen seiner Schwägerin nicht nur die ganze bewegliche Hinterlassenschaft, sondern auch die Allodien. Einstweilen beanspruchte man den Besitz sämmtlicher Länder, bis Pfalzgraf Philipp Wilhelm von der Neuburger Linie von jedem einzelnen Territorium nachgewiesen habe, welche Theile ihm als Mannlehen gebührten. Tiefer als viele andere Reichsstände fühlte auch bei diesen neuen Anlässen Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Schmach und die Gefahren, die das willkürliche Supremat Frankreich's dem Bestehen der Staaten und

der rechtlichen Ordnung der Dinge in Deutschland und Europa in immer steigendem Maße bereitete. Daher schloß er zu Berlin, nachdem er sich auch den Generalstaaten wieder genähert, mit dem Kaiser ein Bündniß zur Aufrechthaltung der Rechte aller Reichsstände gegen Angriff und Gewalt, namentlich aber der Rechte des neuen Kurfürsten von der Pfalz, auf zwanzig Jahre (8. Mai 1686): ein für andere Fürsten wiederum antreibender Schritt, der dem Kurfürsten um so höher anzurechnen ist, als er damals mit Leopold in Streit war; wegen seiner Ansprüche auf das von Ferdinand I. eingezogene Jägerndorf und auf die anderen schlesischen Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, mit deren Beherrscher, Herzog Friedrich dem II., Kurfürst Joachim II. im Jahre 1537 eine Erbverbrüderung geschlossen hatte. Die Nachkommen Herzog Friedrich's waren nämlich vor kurzem (1675) ausgestorben, die Länder aber von Leopold ohne Weiteres in Besitz genommen worden. Zwei Monate nach dem Berliner Vertrage brachte der Kaiser in der That zu Augsburg ein größeres Bündniß zu Stande (9. Juli), in welchem sich Oesterreich, Spanien wegen der Ueberreste des burgundischen Kreises, Schweden wegen seiner deutschen Besitzungen, der Kurfürst von Baiern und die am rechten Ufer des Oberrheins ansässigen Fürsten und Stände zur Erhaltung der Ruhe und des Regensburger Waffenstillstandes verpflichteten. In Paris kam indeß diese Nachricht nicht unerwünscht, da sie willkommenen Vorwand zu neuem Kriege gab; vorher aber gedachte man sich noch des Erzbisthums Köln, dessen Gebiet beim bevorstehenden Kampf von großer Wichtigkeit schien, auf bequemere Weise zu versichern.

Wilhelm von Fürstenberg hatte den Kurfürsten Maximilian Heinrich von Köln bisher fast immer im Sinne Frankreich's zu lenken gewußt; noch vor kurzem hatte er es dahin gebracht, daß derselbe eine französische Besatzung in seine Festung Neuß aufnahm; da des Kurfürsten Tod nahe bevorstand, bemühte sich der Hof von Versailles, dem treuen Freunde die Anwartschaft auf die erzbischöfliche Würde zu verschaffen, die Fürstenberg selbst aus allen Kräften erstrebte. Nach dem Tode seines Bruders Franz Egon bereits zum Bischof von Strasburg (1682) und durch Ludwig's Verwendung auch zum Cardinal erhoben, bestimmte er Maximilian Heinrich noch in seinen letzten schwachen Tagen, ihn dem Capitel als Coadjutor des Erzbisthums zu empfehlen. Seine Wahl für diese Würde, die ihm im gewöhnlichen Lauf der Dinge auch die erzbischöfliche gesichert haben würde, zu hintertreiben, warnte der Kurfürst von Brandenburg die Chorherren vor Fürstenberg's französischer Gesinnung; und der Kaiser

ließ diesem die Coadjutorschaft von Lüttich antragen nebst anderen Vortheilen, wenn er die Kölner dem Prinzen Joseph Clemens von Baiern überließe. Auch der Papst erklärte sich für den Letzteren. Dennoch erfolgte die Wahl Fürstenberg's mit achtzehn Stimmen gegen sechs, da die Capitularen meist durch französisches Gold bestochen waren. Unter diesen Umständen starb Maximilian Heinrich am 3. Juni 1688. Sofort ließ der Kaiser den Domherren eine nachdrückliche Schrift gegen eine etwaige Wahl des Bischofs von Strasburg übergeben, worin es unter Anderem hieß: „Der Cardinal von Fürstenberg sei von Nation zwar ein Deutscher, allein notorisch der Krone Frankreich knechtischer und sklavischer Anhänger, auch derselben Minister und in ihrem Reiche eingebürgert. Ferner sei er in verschiedenen Geschäften derselben feindlich gegen das Reich aufgetreten, habe dem allerchristlichsten Könige den Vasalleneid geleistet, den Erzsprengel von Köln zum Schauplatze des vorigen Kriegs gemacht, die Stadt Strasburg vom Reiche abgerissen, auch bei der Uebergabe Lüttich's mitgewirkt, in die Festungen des Erzbisthums französische Garnisonen aufgenommen und Bonn mit fremdem Gelde befestigt. Ein solcher Mann dürfe nicht zur Wahl zugelassen werden.“ Obgleich sich nun durch diese Vorstellungen neun Domherren für Joseph Clemens von Baiern umstimmen ließen, erhielt Fürstenberg doch am 19. Juli dreizehn günstige Vota, die ihn indeß, da er bereits Bischof von Strasburg war, nicht zum Erzbischof wählen, sondern zu dieser zweiten Würde nur postuliren konnten. Aber trotz der Minderzahl der auf den bairischen Prinzen gefallenen Stimmen bestätigte im September Papst Innocenz XI., Alexander's VII. Nachfolger, die Wahl desselben mit der Motivirung, daß „die Postulation, nach kanonischem Recht, nur durch doppeltes Mehr die Wahl annullire.“

Dieser mißlungene Versuch Frankreich's in Bezug auf Köln, sowie die Nachricht neuer Siege der Kaiserlichen gegen die Türken, wodurch, ohne einen Umschwung der Verhältnisse im Westen, ein baldiger Friede im Osten in Aussicht stand, bewog den König, den beschlossenen Krieg nicht länger aufzuschieben; durch einen unerwarteten Einbruch wollte er den Schauplatz desselben wieder innerhalb der Grenzen Deutschland's verlegen und dem Sultan durch eine kräftige Diversion Luft machen. Am 25. September verließ der Dauphin Versailles, um sich an die Spitze der Truppen zu stellen, und rückte mit 80,000 Mann über die Grenzen der Rheinpfalz, ehe die vom 24. Sept. datirte Kriegserklärung in Regensburg ankam. In diesem Manifest erklärte der König, daß er genöthigt sei die Waffen zu ergreifen, weil aus dem Augs-

burger Bündniß klar hervorgehe, daß der Kaiser auf Krieg gegen Frankreich sinne; ferner werde die pfälzische Erbschaft trotz aller Forderungen von seiner Seite der Herzogin von Orleans noch immer widerrechtlich vorenthalten, und Leopold habe die Freiheit der erzbischöflichen Wahl in Köln zu Gunsten eines österreichisch gesinnten Prinzen beeinträchtigt. Uebrigens müsse die Mäßigung Sr. Majestät des Königs von Frankreich jedermann einleuchten, indem seine Absicht nur dahin gehe, Philippsburg zu belagern, von wo aus man seine Länder am leichtesten anfallen könne, und Kaiserslautern als Unterpfand für die Ansprüche der Herzogin von Orleans zu besetzen; ja der König erbiete sich, um den Frieden im voraus zu erleichtern, die Festungswerke der erstgenannten Stadt gleich nach der Eroberung zu schleifen. Außerdem wolle er auch alle Feindseligkeiten einstellen, falls ihm sämmtliche reunirte Orte sammt Hüningen und dem dort erbauten Fort förmlich abgetreten, die pfälzische Erbschaft durch eine genügende Summe abgekauft und der Graf von Fürstenberg zum Kurfürsten von Köln erhoben werden würde.

Indeß mußte Ludwig bei Eröffnung dieses Krieges auf stärkern Widerstand als bei seinen früheren Unternehmungen gefaßt sein; die bedeutendsten Mächte Europa's waren bereits ihm gegenüber zu einem großen Bündniß vereinigt; den deutschen Ständen hatten zwanzigjährige Mißhandlungen endlich die Augen geöffnet; vor Allen fürchteten die Protestanten das Uebergewicht und die Eroberungen Frankreich's, da Ludwig schon daheim drei Jahre zuvor das Edict von Nantes zurückgenommen und die Reformirten seitdem grausam verfolgt hatte, während andrerseits auch Jakob II. von England, auf Frankreich's Macht gestützt, sein Reich wieder in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen versuchte. Selbst in den kürzlich reunirten Landen bemühte sich Ludwig den Protestantismus zu unterdrücken. Aber gerade von diesen Versuchen zu einer neuen Erhebung des Katholicismus nahm ein Ereigniß seinen Ursprung, das den Gegnern Ludwig's in dem bevorstehenden Kampfe Ueberlegenheit und Sieg zu versprechen schien. Schon seit längerer Zeit war nämlich, wie wir später genauer sehen werden, das englische Volk durch die Begünstigung der katholischen Religion von Seiten seines Herrschers in Gährung; trotzdem aber schritt Jakob auf seinem Wege eifrig fort. So mußte der Unwille seiner Unterthanen täglich höher steigen; sehnsüchtig richtete man den Blick nach Holland, dessen Statthalter Wilhelm als Gemahl der Tochter Jakob's einige Ansprüche auf die Erbfolge hatte; und als dem Könige gerade um diese Zeit höchst unerwartet ein Thronfolger geboren wurde, war dies Ereigniß nur an-

gethan, die Besorgniß des Volks vor der Fortdauer des Stuart'schen Herrscherhauses und seiner Regierungsgrundsätze zu vermehren. Durch zahlreiche Ausgewanderte mit der herrschenden Stimmung England's genau bekannt, rüstete Wilhelm ein Heer mit Bewilligung der Generalstaaten, und landete mit 50 Kriegs- und 500 Transportschiffen am 15. November 1688 in der Bucht von Torbay. Der größte Theil des Volks erklärte sich für ihn, Jakob entfloh am 3. Januar 1689 nach Frankreich, und das Parlament übertrug nunmehr dem Prinzen von Oranien mit seiner Gemahlin gegen Anerkennung der Nationalrechte die Krone von England. Dagegen hatte Ludwig bereits am 26. November 1688, sobald er die Landung des Statthalters vernommen, den Generalstaaten Krieg erklärt; worauf diese, gleichwie der neue König von England, sich im folgenden Jahre zu Wien dem Augsburger Bündniß anschlossen. So war die Lage der europäischen Staaten auf einmal zu großem Nachtheil Frankreich's verändert; England, seiner natürlichen Politik zurückgegeben, stand unter den Vorkämpfern des verbündeten Europa gegen Frankreich's Supremat. Auch Victor Amadeus von Savoyen, beleidigt durch die steigenden Anmaßungen Ludwig's, der für den bevorstehenden Krieg die Ueberlieferung der Citadelle von Turin verlangte, erklärte sich 1690 für Spanien und Oesterreich.

Inzwischen hatte der Krieg in Deutschland längst begonnen. Der Kaiser klagte in seinem Manifest, daß Frankreich nach so vielfacher Verletzung des Nymweger Friedens, nach der Abreißung mehrerer Provinzen des Reiches unter lächerlichen Rechtsformen, noch einmal, unter Brechung des Waffenstillstandes und ohne Beachtung alles Gebrauchs und völkerrechtlichen Gesetzes bei Eröffnung von Feindseligkeiten, treulos und heimtückisch über die deutschen Länder mit Raub und Mord herfiele, ohne Grund, ja ohne Vorwand. „Seine kaiserliche Majestät," hieß es weiter, „wäscht ihre Hände in Unschuld über die Folgen dieses Krieges, und erklärt vor Gott und aller Welt, daß sie nicht Ursache des Kampfes ist, sondern Frankreich denselben aus eigener Willkür begonnen hat. Welche Erfolge aber auch der Herr der Heerschaaren den Waffen der Feinde verleihen mag, so wird der Kaiser stets die Wege der Vorsehung verehren, welche sich zuweilen der Geißel des Attila bedient, um in ihrer Barmherzigkeit die zu züchtigen, die sie lieb hat." Diese Worte offenbarten freilich wenig Vertrauen und viel Resignation. Der erste unheilvolle Anprall kam über die Pfalz. Mit gewohntem Fleiß hatten die Pfälzer und ihre Nachbarn am Rhein die vor zehn Jahren niedergebrannten Wohnungen wieder erbaut, die verwüsteten Felder und Wein-

berge von Neuem bestellt, und eben angefangen ihre Drangsale zu vergessen, als plötzlich die französische Armee ihre Fluren mit neuer Verheerung überschwemmte. Vauban leitete die Belagerung von Philippsburg, welches am 29. October 1688 fiel. Heilbronn, Manheim, Frankenthal ergaben sich anderen Abtheilungen, Speier und Worms wurden überrumpelt, bis nach Schwaben und tief in Franken drangen die Franzosen unter fürchterlichen Brandschatzungen vor. Stuttgart ward besetzt und dann der Mauern beraubt; ein geheimes Einverständniß mit dem Kurfürsten von Mainz hatte die Franzosen schon früher ohne Schwertstreich in Besitz dieser festen und wichtigen Stadt gebracht (17. Oct.); Coblenz hielt sich durch muthige Vertheidigung, aber der Cardinal von Fürstenberg nahm französische Garnisonen in Bonn, Kaiserswerth und Rheinberg auf, während Köln, nicht unter der weltlichen Gewalt des Erzbischofs stehend, seine Thore brandenburgischen Truppen öffnete, welche die Rechte des bairischen Prinzen bewahren sollten. Während dieser reißenden Fortschritte des Feindes berathschlagte man in Regensburg mit deutscher Langsamkeit über die Art und Weise, wie diesem Feinde begegnet werden müsse. Erst am 14. Februar 1689 wurde der Beschluß gefaßt, den Beherrscher von Frankreich für einen Reichsfeind und den abgenöthigten Krieg für einen Reichskrieg zu erklären und „mit Verwerfung aller Einflüsterungen, mit rechtschaffener, einmüthiger und unzertrennlicher Zusammensetzung aller von Gott verliehenen Macht eilfertig und tapfer, nach dem Beispiel der bereits verbündeten Kurfürsten und Stände, dem gemeinsamen Feind entgegenzugehen, das Occupirte oder in geistlichen und weltlichen Dingen Veränderte zu retten und in den alten verfassungsmäßigen Stand zu setzen, den Feind zu gebührendem Schadenersatz anzuhalten, keine Neutralität oder Correspondenz mit dem Feinde zu gestatten, und sich so schnell als thunlich über die weitere Einrichtung der Kriegsverfassung zu vergleichen." Diese Beschlüsse erhielten die Bestätigung des kaiserlichen Hofes mit dem Beisatze: „daß die Krone Frankreich nicht bloß als Feind des Reiches, sondern der ganzen Christenheit, ja nicht anders als denn der wahre Türke selbst zu betrachten sei." Aber während man noch damit beschäftigt war Truppen zu werben, und sich mit den nöthigen Kriegsvorräthen zu versehen, liefen aus den Rheinlanden die empörendsten Nachrichten ein. Louvois hatte beschlossen, das schon im vorigen Kriege mit Erfolg angewendete Mittel der Verwüstung der Grenzlande in einer fürchterlich ausgedehnten Art zur Sicherung des französischen Reichs und zur Lähmung der feindlichen Streitkräfte in Anwendung zu bringen. Auf seine Vorstellung gab Lud-

wig Befehl, zunächst „die Pfalz niederzubrennen.“ Auch alle jenseit des Rheins eingenommenen Plätze, die man aus Mangel an Truppen nicht besetzen oder nicht behaupten zu können glaubte, sollten auf diese Weise vernichtet werden. Alle Gräuel des dreißigjährigen Krieges sind nichts gegen die jetzt beginnenden, kaltblütig und systematisch durchgeführten Frevel gegen friedliche Bürger und Bauern, die keinen Widerstand gewagt, vielmehr allen Forderungen der Fremden sich geduldig gefügt hatten.

Schon im Januar 1689 schickte der Brigadier Melac von Heidelberg aus seine Reiter in verschiedenen Haufen nach den Orten Rohrbach, Laimen, Nußloch, Wisloch, Kirchheim, Bruchhausen, Eppenheim, Neckarhausen und anderen, deren Einwohner den ganzen Winter hindurch die geforderten harten Brandschatzungen nebst starken Getreide- und Futterlieferungen pünktlich herbeigeschafft hatten, und ließ sie plündern und in Brand stecken. Das erschrockene wehrlose Volk, das händeringend auf den Knien um Gnade flehte, ward ausgezogen, zerstreut, im Winter halb nackt über die öden Felder gejagt, und zum Theil niedergemacht. In Heidelberg selbst ward das kurfürstliche Schloß und Zeughaus ausgeplündert, und nebst der Neckarbrücke und einem Theil der Stadtmauer in die Luft gesprengt; darauf wurden auch die Wohnungen der Bürger an mehreren Orten in Brand gesteckt (2. März). In Manheim, wo man gleichfalls den ganzen Winter hindurch die Franzosen aufs beste verpflegt hatte, und ihnen in Allem zu Willen gewesen war, mußten die Einwohner selbst, auf Befehl des General Montclas, die Festungswerke abtragen und öffentliche wie Privathäuser durch Minen in die Luft sprengen helfen; und weil dies Alles noch zu langsam ging, so ward endlich der Rest der halb verschütteten Stadt durch die Flamme vertilgt (5. März). Dasselbe Schicksal traf hiernächst die schönen Städte Offenburg, Kreuznach, Ladenburg, Oppenheim, Gernsheim, Wachenheim, Bretten, Bruchsal, Frankenthal, Alzey, Rochsheim, Pforzheim, Baden, Rastadt, Kuppenheim, Stollhofen und unzählige kleinere Orte und Dörfer, die alle dem Erdboden gleich gemacht, und deren Einwohner, nachdem die Soldaten die viehischsten Gräuel an ihnen verübt hatten, zu Bettlern gemacht wurden. Nicht einmal die Flucht nach einem andern Orte ward ihnen gestattet, außer wenn sie in das französische Gebiet wandern wollten.

Das härteste Schicksal erfuhren die alten Reichsstädte Speier und Worms. Beide hatten sich im vorigen Herbst auf die Bedingungen ergeben daß Rath und Bürgerschaft in ihren Rechten unangetastet blei-

ben, und nur einige hundert Mann auf französische Kosten als Besatzung in ihre Mauern aufnehmen sollten. Der Marschall Duras und der Dauphin selbst hatten den Bürgern diese Zusage auf das heiligste bekräftigt, aber nur um sie desto sicherer zu betrügen. Die Zahl der eingelegten Truppen wurde bis auf das Sechsfache erhöht, und an Vergütung der Unterhaltungskosten ward nicht gedacht. Noch mehr, die Einwohner wurden ohne Ausnahme gezwungen, die Summen, die sie in Holland, Köln, Frankfurt, Nürnberg oder in anderen Staaten, mit denen sich Frankreich im Kriege befand, schuldig waren, auf das gewissenhafteste anzugeben und an die französische Kriegscasse zu bezahlen. Im Februar mußten sie, wie die Manheimer, ihre eigenen Festungswerke zerstören helfen. Hierauf wurden die Zeughäuser erbrochen, alles Geschütz nach Landau geführt, und was man nicht fortschleppen konnte, in den Rhein versenkt. Bei schwerer Strafe mußten die Einwohner alle Kornvorräthe, ihren letzten Trost bei der vorauszusehenden Hungersnoth, nach Philippsburg zur Unterhaltung der dortigen französischen Besatzung ausliefern. Von Speier, wo damals noch das Reichskammergericht war, wurden die Acten desselben, sammt den Cassen, eingepackt und nach Landau geführt. Und nun, da die Einwohner mit beispiellosem Gehorsam sieben Monate lang sich Allem unterworfen hatten, was nur die härteste Tyrannei verlangen konnte, und nichts als der Tod ihnen noch übrig schien, ward ihnen am 22. Mai angekündigt: des Königs Interesse erfordere es, die Städte Worms und Speier ganz von der Erde zu vertilgen, doch solle es den Bürgern erlaubt sein, sich nach den zunächst gelegenen französischen Städten zu retten. Die bebenden Einwohner suchten wenigstens eine Milderung ihres Schicksals von diesen Unmenschen zu erflehen; aber Alles, was sie erlangen konnten, waren einige hundert Wagen, die man ihnen zum Fortschaffen ihrer wenigen noch übrigen Habe überließ. Die meisten derselben wurden mit den bisher noch verborgenen Lebensmitteln beladen, was die Franzosen nicht sobald merkten, als sie ihnen auch diese noch wegnahmen, und so die Unglücklichen, die vor einem Jahre noch in Wohlstand und Ansehen gelebt hatten, vollends in brot- und heimathlose Vertriebene verwandelten. Darauf wurden beide Städte in Brand gesteckt, (Speier den 31. Mai, Worms den 5. Juni 1689) und in zwei große Aschenhaufen verwandelt. In Worms blieb nur der Dom verschont. Sechs Wochen hinter einander beschäftigten sich dann die Mordbrenner mit Durchsuchung der Keller und Gewölbe, worin sie Beute mancherlei Art fanden. Damit aber die Bürger nicht selbst in ähnlicher Absicht dahin zurückkehren möch-

ten, wurden allenthalben Wachen ausgestellt. Sogar die Begräbnisse wurden erbrochen und die Todten ihres Schmucks beraubt. In dem gleichfalls verwüsteten Dome zu Speier fanden die räuberischen Kriegsleute in den Gräbern der alten Kaiser unter andern werthvollen Ueberbleibseln zwei silberne Särge, öffneten sie, streuten die vermoderten Gebeine höhnend auf dem Boden umher, und schafften die Särge nebst den darin gefundenen Kostbarkeiten fort. So wurde den oberen Rheinlanden Alles geraubt, was an Selbständigkeit, an bestehende Rechte, an vormalige Größe und Herrlichkeit erinnerte. Als der junge Herzog von Crequi, auf dessen Befehl diese Gräuel geschahen, von einigen menschlicheren Officieren gefragt ward, was denn die Wormser und alle übrigen so friedlichen Bürgerschaften verbrochen hätten', daß man sie mit so ausgesuchten Qualen foltere, erwiederte er kurz: „der König wills," und wies ein Verzeichniß von zwölfhundert Städten und Dörfern vor, die alle noch verbrannt werden müßten. Und auf die Frage, was dies für ein neuer Kriegsgebrauch sei, äußerte er, daß das Volk in diesem Lande aus Ketzern bestehe, deren Ausrottung eben so gerecht sei, als die Bemühungen des Kaisers, den Mohammedanischen Glauben mit Feuer und Schwert zu vertilgen.

Erst im Frühjahr erschienen die deutschen Heere im Felde; doch fehlte viel, daß sie zahlreich und stark genug gewesen wären, die gebührende Rache für alle diese Freveltaten an den Franzosen zu nehmen. Friedrich Wilhelm von Brandenburg hatte den Ausbruch des Krieges nicht mehr erlebt; aber sein Sohn, Kurfürst Friedrich III., der ihm am 29. April 1688 gefolgt war, beharrte treu auf dem von seinem Vater eingeschlagenen Wege. Bereits hatte er dem Prinzen von Oranien sechstausend Mann zu dessen Expedition nach England gegeben, funfzehnhundert brandenburgische Krieger stießen zum Reichsheere, und mit einer Armee von dreißigtausend Mann griff er selbst die Franzosen im Erzbisthum Köln an, um sie aus der seinen rheinischen Besitzungen so gefährlichen Nähe zu verdrängen. Im folgenden Jahre führte der Generallieutenant Barfuß dem Kaiser noch sechstausend Brandenburger zur Hülfe in Ungarn zu, welche dort bis zum Ende des Krieges gegen die Türken stritten, und mehrmals verstärkt wurden. Unter den übrigen deutschen Fürsten zeichnete sich Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen im Eifer für Freiheit und Vaterland aus; der erste von allen war er schon im October 1688 mit 14,000 Mann in Franken erschienen; auch Baiern und die oberländischen Kreise strengten alle ihre Kräfte an. So gelang es denn 1689 dem Herzog von Lothringen, der auch jetzt die

Truppen des Reichs und des Kaisers führte, den Franzosen nach einer zweimonatlichen Belagerung wenigstens Mainz, den Schlüssel Franken's, wieder zu entreißen. Unterdeß hatte der Kurfürst von Brandenburg, von einem holländischen Corps unterstützt, den General Sourdis bei Neuß geschlagen, und Rheinberg, Kaiserswerth und Bonn erobert. Auch in den Niederlanden focht der Fürst Georg Friedrich von Waldeck, den Wilhelm von Oranien als Befehlshaber zurückgelassen, an der Spitze holländischer, deutscher und spanischer Truppen mit Glück gegen den Marschall d'Humieres. Schlimmer ging es hier für die Verbündeten, als der Marschall von Luxemburg, der Freund und Schüler Condé's, im folgenden Jahre den Oberbefehl über die dortigen französischen Truppen erhielt. Mit seinem Meister theilte er den hochfahrenden raschen Geist, den richtigen Blick, die schnelle Entschlossenheit und das unruhige, leidenschaftliche Gemüth. Neben den Kriegsthaten beschäftigten ihn nach damaliger Weise galante Abenteuer und Weiberränke. Sein Aeußeres war von abschreckender Häßlichkeit, aber der durchschimmernde lebendige Geist und der kraftvolle Mannssinn erwarben ihm doch der Frauen Gunst in hohem Grade. Bei dem Dorfe Fleurus in der Grafschaft Namur stieß er am 1. Juli 1690 auf den Fürsten von Waldeck und überflügelte, da die Front der feindlichen Stellung durch schwer zu ersteigende Hügel und das vor derselben liegende Schloß von St. Amand unangreifbar schien, durch eine meisterhafte Bewegung die Holländer in der linken Flanke. Hier gefaßt, warf sich ihre Reiterei in wilde Flucht; aber das Fußvolk hielt mannhaft Stand; obgleich von vorn und in der Seite stark gedrängt, ging es noch mehrmals zum Angriff vor, so daß der Rückzug mit Ruhe und Ordnung bewerkstelligt werden konnte. Auch blieb die Schlacht ohne weitere Folgen, theils weil auch die französische Armee große Verluste erlitten hatte, theils weil der Kurfürst von Brandenburg dem Fürsten von Waldeck bedeutende Verstärkungen zuführte.

Am Rhein war der Feldzug des Jahres 1690 sehr spät eröffnet und lässig geführt worden. Herzog Karl von Lothringen war am 17. April gestorben; Deutschland hatte in ihm einen trefflichen Feldherrn verloren, der durch Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern nicht ganz ersetzt werden konnte. Wenigstens verhinderte dieser die Franzosen nicht, ihre Winterquartiere wieder im Breisgau und im Badenschen zu nehmen. Noch glücklicher kämpften die Franzosen in Italien. Hier führte Catinat, bisher Gouverneur von Casale, den Oberbefehl, und stellte bald seinen unbekannten Namen dem glänzenden Ruhm der Marschälle an die Seite, indem er sich mit Luxemburg in den jetzigen

Feldzügen ebenso auszeichnete wie Turenne und Condé im vorigen Kriege. Er war zuerst Advocat, hatte aber diese Laufbahn im fünfundzwanzigsten Jahr verlassen, um von der Pike an in raschem Aufsteigen alle militärischen Grade durchzumachen. Mit einem großen Verstand und ausgezeichneten Feldherrngaben vereinigte er Mäßigung, Keuschheit und Bescheidenheit, und seine Leutseligkeit erhob ihn zum Abgott der Soldaten. Bei der Abtei Staffarda unweit Saluzzo traf er am 18. August auf den Herzog Victor Amadeus, dessen Heer durch vierzehntausend Spanier sowie einige österreichische und brandenburgische Regimenter verstärkt war. Die savoyischen Truppen ergriffen bald die Flucht, die Deutschen und Spanier setzten aber trotzdem mit ausgezeichneter Tapferkeit das Gefecht noch fünf bis sechs Stunden fort. Endlich wichen auch sie der Uebermacht, und Catinat legte sich ermattet und in seinen Mantel gehüllt auf die Erde nieder. Während er ruhte, kehrten seine siegreichen Reiter von der Verfolgung des Feindes zurück, stellten die erbeuteten Fahnen im Kreise um den schlafenden Feldherrn auf, und erwarteten sein Erstaunen und seinen gebührenden Dank beim Erwachen nicht vergebens. Auch auf der See erlangten die Franzosen bedeutende Vortheile, der Admiral Tourville griff die vereinigte englische und niederländische Flotte auf der Höhe von Bevezier an und brachte den Holländern eine empfindliche Niederlage bei (10. Juli), da die Engländer unthätig dem Kampfe zuschauten.

Im folgenden Jahre (1691) boten alle Fürsten Deutschland's mit dem redlichsten Willen ihre Kräfte auf, und brachten eine Macht zusammen, die der Schrecken Frankreich's hätte werden müssen, wenn die Anführer einig gewesen wären. Aber der Befehlshaber der kaiserlichen Truppen, Graf Caprara, wollte immer das Gegentheil von dem, was der Kurfürst von Sachsen, der Anführer der verbündeten Reichstruppen, für ersprießlich achtete; und jeder weigerte sich von dem andern Befehle anzunehmen. So mußte man bald wieder über den Rhein zurückkehren, und als die französischen Truppen unter dem General de Lorges bei Philippsburg diesen Fluß ebenfalls überschritten und brandschatzend vordrangen, hatte man große Mühe dieselben am Ende des Sommers nur bis nach Hüningen zurückzudrücken. In den Niederlanden übernahm jetzt König Wilhelm von England das Commando.

Bisher nämlich war Wilhelm in Irland beschäftigt gewesen, wo der vertriebene Jakob II., der bei Ludwig großmüthige Aufnahme und Unterstützung zur Wiedereroberung seines Reiches gefunden hatte, schon am 22. März 1689 mit fünftausend Mann französischer Truppen ge-

landet war. Was Jakob in England verhaßt machte, das Bekenntniß der katholischen Religion und sein Eifer für dieselbe, mußte ihm die Liebe der Irländer erwerben; bald sah er sich von vierzigtausend Kriegern umgeben, und die englischen Truppen, nur viertausend Mann stark, waren genöthigt sich nach Londonderry und Inniskillen zurückzuziehen. Es stand bei Jakob, das ganze Land zur höchsten Begeisterung für ihn und sein Haus zu entflammen, wenn er selbst dessen Interessen zu den seinigen gemacht und mit ganzer Seele ergriffen hätte. Aber Halbheit und Zähigkeit im Festhalten gewisser Vorrechte, die Jakob von seinem unglücklichen Vater überkommen hatte, lähmte auch sein Auftreten in Irland gleich in den ersten Tagen. Das von ihm selbst zusammenberufene Parlament verlangte die Erklärung der Unabhängigkeit Irland's von der englischen Krone und die Gestaltung ihrer Insel zu einem besonderen Reich; und Jakob, obgleich der Feind, der ihn gestürzt hatte, auf dem englischen Thron saß, verweigerte in unbegreiflicher Verblendung seine Zustimmung. Ebenso wenig willigte er in das Verlangen des katholischen Clerus, das königliche Supremat über die Kirche, wie es seit Heinrich VIII. den Herrschern England's zustand, aufzugeben, obgleich dieses Vorrecht den schärfsten Widerspruch zur Lehre und Verfassung der katholischen Kirche bildete, für deren Begünstigung er doch den Thron seiner Vorfahren geopfert hatte. So konnte es nicht fehlen, daß sich eine bedeutende Partei gegen Jakob bildete, und der unglückliche Erfolg seiner ersten Unternehmungen verminderte die Zahl und das Vertrauen seiner Anhänger noch mehr. Nachdem man über neuntausend Menschen vergeblich aufgeopfert hatte, mußte die unternommene Belagerung von Londonderry wieder aufgegeben werden. Dagegen landete der zweiundachtzigjährige Marschall von Schomberg*), der nach der Aufhebung des Edictes von Nantes als Protestant aus Frankreich ausgewandert und in die Dienste des Kurfürsten von Brandenburg getreten war, nachdem ihn dieser wieder dem König Wilhelm überlassen hatte, im August 1689 mit 10,000 Mann, denen im Frühjahr 1690 Wilhelm selbst mit 22,000 Mann folgte. Nachdem sich beide Heerhaufen vereinigt, rückte der König gegen Jakob vor, der neue Verstärkungen aus Frankreich erhalten und hinter der tiefen und reißenden Boyne eine vor-

---

*) Er stammte aus einer Rheinischen Familie, deren Name eigentlich Schönberg lautete. Er war es, der an der Spitze der portugiesischen Truppen den Sieg bei Villa Viçosa gewann und späterhin in den Niederlanden kämpfte. Aus einer andern ebenfalls deutschen Familie stammten Heinrich und Karl von Schomberg.

theilhafte Stellung genommen hatte. Verwegen stürzten sich am 11. Juli die englischen Reiter des linken Flügels, Schomberg voran, im Angesicht des Feindes in den Fluß, und schwammen hindurch; das Fußvolk folgte vermöge einer Furt, obgleich den Soldaten das Wasser bis an die Schultern reichte. Das Gefecht war erbittert und blutig; an der Spitze der Truppen ward Wilhelm verwundet und beendete Schomberg die lange Reihe seiner Kriegsthaten durch einen glorreichen Tod im Handgemenge. Endlich ging durch Jakob's Muthlosigkeit und Unentschlossenheit — Fehler, die er früher als Lord-Admiral der englischen Flotte nicht gezeigt hatte — die Schlacht für ihn völlig verloren; sein Heer wurde zersprengt. Jakob rettete sich nach Dublin, von wo ihn eine französische Fregatte nach Brest führte. Wilhelm behandelte die Rebellen mit nicht minderer Strenge als vor ihm die Plantagenet's, die Tudor's und Stuart's. Alle Lords und Herren von der Gegenpartei wurden zur Confiscation ihrer Güter verurtheilt; ein Spruch, der ebenso räuberisch wie bei früheren Gelegenheiten dieser Art in Vollzug gesetzt wurde; doch erhielten alle Theilnehmer der Empörung, die den geringen Volksklassen angehörten, Verzeihung. Die völlige Unterdrückung des Aufstandes überließ Wilhelm dem Lord Churchill, der kürzlich zum Grafen von Marlborough erhoben worden war und mit zehntausend frischer Truppen im September anlangte. Marlborough nahm Cork mit stürmender Hand und Kinsale nach einer kurzen Belagerung; worauf sich der Herzog von Lauzun zu Gallway mit allen französischen Truppen einschiffte. Im folgenden Jahre eroberte Gotthard van Ginkel Baltimore und Athlone, und schlug die noch 28,000 Mann starken Haufen der Empörer in einer entscheidenden Schlacht bei Aghrim. Die letzten Reste derselben warfen sich nach Limerick und vertheidigten sich hartnäckig, bis Ginkel, von Wilhelm bevollmächtigt, eine für das ganze Land geltende Capitulation abschloß, da der König seine dortigen Truppen so schnell als möglich in den Niederlanden brauchen wollte. Der Vertrag bestimmte Amnestie für alle noch im Kriege befindlichen Empörer, die Aufrechthaltung der Freiheit des katholischen Cultus, wie sie zu den Zeiten Karl's II. gewesen, und das Recht für alle Katholiken Waffen zu tragen. Die Auswanderung mit Verkauf aller Güter ward freigegeben, doch sollte sich Niemand in England oder Schottland ansiedeln; Alle, die nach Frankreich gehen wollten, erhielten die hierzu nöthigen Fahrzeuge von der Krone. So setzte sich die Auswanderung, die schon unter Cromwell in so bedeutendem Umfang begonnen, in noch größerem Maßstabe fort. In Frankreich konnten sogleich zwölf nur aus Irländern bestehende Re-

gimenter gebildet werden, und man rechnet, daß innerhalb funfzig Jahren über 400,000 streitbare Männer des irischen Volkes im Dienste des französischen Hofes auf dem Schlachtfelde gestorben sind.

Mit geringerem Erfolge als in Irland führte Wilhelm den Krieg in den Niederlanden. Ludwig belagerte Mons, und nahm diese Festung, ohne daß der König von England es hindern konnte (10. April 1691). Den Feldzug des Jahres 1692 begann er, vom Dauphin und den Herzoge von Orleans begleitet, mit der Berennung Namur's. Vauban's Genie nöthigte die Stadt schon acht Tage nach der Eröffnung der Laufgräben zur Uebergabe; die Citadelle vertheidigte ein berühmter holländischer Ingenieur, Menno von Coehorn, noch funfzehn Tage länger. Diesen Unfall wieder gut zu machen, überraschte Wilhelm das Lager des Marschalls von Luxemburg bei Steenkerken (3. August), ward aber nach einem hitzigen Gefecht, in welchem beide Armeen gegen siebentausend Mann verloren, zurückgeworfen. Dagegen mißlang Ludwig XIV. ein anderes Unternehmen, worauf er große Hoffnungen gesetzt hatte. In Brest waren vierundvierzig und in Toulon fünfunddreißig Linienschiffe segelfertig gemacht worden, um eine Transportflotte von 300 Schiffen zu escortiren, auf welcher Jacob mit 11,000 ausgewanderten Engländern und Irländern und viertausend französischen Soldaten nach seinem Reich übersetzen wollte, um nochmals die Wiedereroberung zu versuchen. Auf die erste Nachricht von diesen Zurüstungen verbreitete sich in England die größte Bestürzung, da der König und die Armee sich in den Niederlanden befanden; aber Wilhelm's Gemahlin Maria, der dieser in seiner Abwesenheit die Regierung übertragen hatte, zeigte besonnenen Muth und ergriff kräftige Maßregeln. Die Milizen wurden zusammengezogen und ein befestigtes Lager bei Portsmouth aufgeworfen. Doch kam es gar nicht zur Landung. Als widrige Winde die Escadre von Toulon längere Zeit am Auslaufen verhinderten, gab Ludwig ungeduldig dem Admiral Tourville, dem Sieger von Bevezier, der das zu Brest gerüstete Geschwader commandirte, den Befehl auszulaufen und die feindliche Seemacht zu schlagen, damit die Transportschiffe den Canal sicher passiren könnten. Auf der Höhe von la Hogue traf Tourville am 29. Mai 1692 die vereinigte niederländische und englische Flotte unter van Almonde und Russel, zusammen achtzig Segel stark. Gegen diese fast doppelt überlegene Anzahl verrichteten die französischen Seeleute Wunder der Tapferkeit; erst um zehn Uhr Abends begann Tourville seinen Rückzug nach der französischen Küste. Aber heftig verfolgt, mußte er selbst am 31. Mai mit zwölf Schiffen in der Bucht von la Hogue auf den Strand laufen,

wo sie am 2. Juni von dem Engländer Rooke, der mit 200 Schaluppen in die Bai drang, in Brand gesteckt wurden. Drei andere Linienschiffe wurden in Cherburg in die Luft gesprengt.

So empfindlich diese Verluste dem Könige sein mußten, so konnte doch der erhöhte Ruhm der französischen Flagge dafür einigen Ersatz geben, und der Landkrieg des folgenden Jahres brachte wieder neue Lorbeeren, indem der Marschall von Luxemburg seine Kriegsthaten durch einen glänzenden Sieg krönte und schloß. Am 29. Juli 1693 griff er den König Wilhelm mit überlegener Truppenzahl in dessen befestigtem Lager zwischen Landen und Neerwinden an. Besonders heftig wüthete der Kampf auf dem rechten Flügel der Verbündeten um das Dorf Neerwinden, den Schlüssel ihrer Stellung, welches zweimal genommen und wieder verloren, erst nach dem dritten Angriff Nachmittags in Besitz der Franzosen gelangte. Wilhelm leistete Alles, was Einsicht, Tapferkeit und Entschlossenheit einem Feldherrn auf dem Schlachtfelde gebieten; aber das schlechte Benehmen seiner Cavallerie, die er der feindlichen entgegenwarf, als diese durch das genommene Dorf im Trabe vorging, um die Verbündeten in der offenen Flanke zu fassen, entschied den Sieg zu Gunsten der Franzosen. Wilhelm's Reiterei wich nämlich gleich beim ersten Angriff, und der König mußte starke Abtheilungen der Infanterie seines linken Flügels herbeiziehen, um die Fortschritte des Feindes auf dieser Seite aufzuhalten, worauf die Tapferkeit der französischen Truppen dann auch bei Landen die eilig in der Nacht aufgeworfenen Schanzen durchbrach und so heftig nachdrängte, daß der Rückzug der Verbündeten bald in Flucht ausartete. Das ganze Lager mit 75 Geschützen, 66 Fahnen und Standarten fiel den Franzosen in die Hände. Wilhelm verlor 12,000 Mann an Todten und Gefangenen, und hatte die erste entschiedene Niederlage erlitten. Bald darauf legte Luxemburg das Commando nieder; er starb am 4. Januar 1695. Zwei Monate nach der Schlacht bei Neerwinden schlug auch Catinat die Verbündeten bei Marsaglia mit einem Verlust von achttausend Mann aus dem Felde und rettete durch diesen Sieg die Festung Pignerol, die seit längerer Zeit von dem Herzoge von Savoyen belagert worden war.

In Deutschland waren die Franzosen im Jahre 1692 ebenfalls glücklich gewesen und hatten Schwaben von Neuem verwüstet, so daß der Kaiser den Markgrafen Ludwig von Baden, einen trefflichen Schüler Karl's von Lothringen, aus dem Türkenkriege abrief, um das Commando am Rhein zu übernehmen (1693). Aber auch er mußte sich begnügen ein verschanztes Lager bei Heilbronn aufzuschlagen und von hier

aus eine Vertheidigungslinie bis an den Schwarzwald zu ziehen, wodurch dann wenigstens auch in den folgenden Jahren ein weiteres Vordringen der Franzosen verhindert wurde. Mehr konnte der Prinz nicht thun; denn der anfängliche Kriegseifer der deutschen Fürsten war bereits erloschen, ihre Aufmerksamkeit wurde von inneren Streitigkeiten über die Errichtung einer neuen Kurwürde vollständig in Anspruch genommen, und das Reichsheer mußte ohne Ersatzmannschaften mehr und mehr zusammenschmelzen. Unter diesen Umständen war es für ein Glück zu achten, daß Frankreich zu gleicher Zeit gegen Holland, England, Spanien und Savoyen kämpfen mußte, und mithin nur einen kleinen Theil seiner Kraft auf den Krieg am Rheine wenden konnte; wenn auch andererseits die eben dadurch gebotene Gelegenheit zur Bestrafung und Demüthigung des räuberischen Feindes wiederum unbenutzt vorüberging.

Auch Frankreich's Anstrengungen ließen allmählig nach; es zeigte sich eine allgemeine Erschöpfung des Landes, hauptsächlich durch die großen Rüstungen verursacht, die für die Feldzüge in den Niederlanden, dem Hauptschauplatze des Krieges, wo jährlich allein über 100,000 Mann starke Heere im Felde zu erscheinen pflegten, nöthig gewesen waren. Auch machte es sich fühlbar, daß der Marschall von Luxemburg nicht mehr den Befehl führte. So beschränkte man sich in den nächsten Jahren von beiden Seiten auf Belagerungen; in den Niederlanden wurden noch Huy und Dixmuiden von den Franzosen genommen; in Spanien eroberte der Herzog von Noailles, ein Günstling der jetzt bei Ludwig alles geltenden Frau von Maintenon, der den Krieg in Catalonien schon seit 1689 wiewohl ohne Erfolg und militärische Einsicht geführt hatte, im Jahre 1694 Girona. In Italien waren bereits seit der Schlacht bei Marsaglia Unterhandlungen mit dem Herzoge von Savoyen angeknüpft worden; einer Seits durfte Ludwig hier durch die Erinnerung seines früheren Einflusses zu wirken hoffen; andrer Seits brachte die Anwesenheit und die Ernährung der deutschen Truppen, die nach und nach sehr verstärkt worden waren, große Unzufriedenheit unter den Einwohnern hervor. Der Herzog war bereit einen Vertrag abzuschließen, zumal da Ludwig, dem Alles daran liegen mußte, seine Feinde zu trennen, vortheilhafte Bedingungen bot; nur die Furcht vor den bisherigen Verbündeten hielt ihn zurück. So versprach er zunächst die Unthätigkeit seiner Truppen, so weit dies möglich wäre (1695); dann forderte er, zum Schein von Catinat gezwungen, Spanien und Oesterreich auf, Italien für neutral zu erklären; endlich, als diese die Neutralität verweigerten, trat er offen auf Frankreich's Seite. In dem Friedensvertrage mit Ludwig, den er schon

am 29. Juni 1696 heimlich vollzogen hatte, der aber nun erst, am 15. September, veröffentlicht wurde, gab Frankreich alle seine Eroberungen zurück, und überließ auch dem Herzoge Casale, sowie Pignerol, unter der Bedingung, die Festungswerke zu schleifen und nie wieder herzustellen.

Ludwig's feindliche Absichten gingen aus Entwürfen zu größeren Erwerbungen hervor. Man erwartete den Tod des kinderlosen Königs Karl II. von Spanien, und Ludwig war entschlossen, seine vorgeblichen Ansprüche auf die Erbfolge dieses Landes mit allen Kräften gegen Oesterreich geltend zu machen, um dann im Besitz einer so kolossalen Macht Europa vollständig zu erdrücken. Es war voraus zu sehen, daß die Verwirklichung solcher Plane nicht ohne eine neue große Bewegung der übrigen Staaten geschehen würde; und für den Krieg, der hierdurch herbeigeführt werden mußte, wollte Ludwig jetzt Zeit zur Vorbereitung gewinnen und seinen Unterthanen einige Jahre Ruhe gönnen. Der Kaiser dagegen, der in seinen eigenen Kräften weit minder haltbare Stützen hatte, wünschte eben darum den großen Bund bis dahin zusammen zu halten; indeß wiederholten sich die Verhältnisse des Nymweger Friedensschlusses. Durch den Türkenkrieg beschäftigt, hatte der Kaiser nicht mehr geleistet als im vorigen Kriege; Spanien und das Reich waren zur Fortführung des Kampfes nicht ohne Neigung, aber ohne Kraft; auch Holland und England durften sich keiner Siege über den mächtigen Gegner rühmen. Endlich übernahm Schweden die Vermittelung, und die Verhandlungen wurden zu Ryswick, einem Dorfe zwischen dem Haag und Delft, an welches ein Lustschloß des Prinzen von Oranien stieß, im April 1697 eröffnet. Ihren Abschluß beschleunigten bedeutende Erfolge, welche die Franzosen noch in diesem Sommer erkämpften. In Spanien eroberte nämlich der Herzog von Vendome Barcelona, in den Niederlanden nahm der aus Italien abgerufene Catinat das wichtige Ath, und der Admiral Duguai Trouin brachte eine ganze holländische Kauffahrerflotte nebst den begleitenden Kriegsschiffen in die französischen Häfen. Die Republik war es zufrieden, Zugeständnisse in Betreff ihres Handels zu erhalten, die sie ihren Lebensbedingungen gemäß höher achtete als eroberte Landschaften; Ludwig versprach, daß in Zukunft alle Holländer in Frankreich unter den nämlichen Bedingungen wie französische Unterthanen ihren Handel betreiben sollten. König Wilhelm wurde durch die Anerkennung seiner Herrschaft über England und durch die Verpflichtung von Seiten Ludwig's, Jakob II. nicht länger unterstützen zu wollen, zufrieden gestellt; und der Krone Spanien wurden alle Eroberungen in

den Niederlanden und Catalonien zurückgegeben, bis auf zweiundachtzig Städte, Flecken und Ortschaften, von denen Ludwig behauptete, daß sie Dependenzen früherer Abtretungen seien. Diese drei Verträge mit Holland, England und Spanien wurden sämmtlich am 20. September 1697 unterzeichnet.

Vergebens klagten die Gesandten des Kaisers und des deutschen Reiches über Treulosigkeit und Verrath ihrer Bundesgenossen; Ludwig bot ihnen an, Freiburg, Breisach, Kehl und Philippsburg nebst Allem, was außerhalb des Elsasses besetzt worden sei, gegen die Bestätigung des Besitzes von Strasburg wieder heraus zu geben, den Herzog von Lothringen und den Pfalzgrafen von Zweibrücken wieder einzusetzen, und nichts weiter zu reuniren. Zur Annahme dieser Artikel setzten die französischen Gesandten eine kurze Frist; erfolge bis dahin keine Entscheidung, so würden die Feindseligkeiten wieder beginnen. So blieb dem deutschen Reiche unter den damaligen Umständen leider keine Wahl. Man gab nach, und am 30. Oct. 1697 sollte die Friedensurkunde zu Ryswick unterzeichnet werden, als die französischen Gesandten, um dem evangelischen Glauben in Deutschland bei dieser Gelegenheit Abbruch zu thun, noch den Abend vorher (29. Oct.), kurz vor Mitternacht, als der Vertrag ins Reine geschrieben wurde, die Hinzufügung einer Clausel verlangten, daß die katholische Religion an allen dem Reiche zurückgegebenen Orten im dermaligen Zustande bleiben solle. Ludwig XIV. hatte nämlich in allen Städten, die in Folge seiner Reunionen besetzt worden waren — bei weitem die Mehrzahl derselben bekannte sich zum Protestantismus —, neben dem evangelischen die Ausübung des katholischen Cultus angeordnet; und obgleich er im Vertrag zu Regensburg versprach, den Zustand der Religion überall ungestört zu lassen wie er durch den westphälischen Frieden festgestellt worden, hatte er dennoch das frühere Verfahren im Verlauf des Krieges, mit gewaltsamer Entreißung der Kirchen und anderen Bedrückungen verbunden, fortgesetzt und erweitert. Wie weit jene Clausel reichte, erhellt aus einem erst später dem Reichstage übergebenen Verzeichniß, wonach unter dem Schutze derselben in nicht weniger als 1922 Orten, d. h. auch in allen denen, wo während des Krieges irgend einmal ein katholischer Feldprediger Messe gelesen, dem Cultus der römischen Kirche Fortgang gelassen werden sollte. Voll Staunen und Entrüstung über die heimtückische Art, durch solche nachträglich gestellten Bedingungen die gefaßten Schlüsse wieder umwerfen oder neue Zugeständnisse auf dem Wege der Ueberraschung abdringen zu wollen, beriethen sich die Gesandten der evangelischen Stände über die Abwehr der

neuen Forderung mit ihren Collegen katholischen Glaubens; aber der kaiserliche Gesandte, Graf Kaunitz, erklärte, daß in Kirchensachen Friedensstipulationen mit einer fremden Macht nicht maßgebend seien; und auch die Abgeordneten der katholischen Stände meinten in demselben Sinne, daß sie die Fortsetzung des Krieges wegen dieses Anstandes nicht auf sich nehmen könnten. So wurde dem Trotze der Franzosen die übermüthige Forderung bewilligt, und dem veränderten Friedensinstrument die Unterschrift ertheilt. Evangelischer Seits unterzeichneten indeß nur drei Abgeordnete, worauf die Franzosen erklärten, daß dieser Umstand die Friedenshandlung nicht aufhalten solle, im Fall die Ratification des Reiches innerhalb sechs Wochen erfolge. Sie erfolgte in der That zu Regensburg am 26. November, jedoch mit der Hinzufügung, daß die katholischen Fürsten niemals gegen die Protestanten von der „dem Reiche obtrudirten Clausel" Gebrauch machen würden.

Das verbündete Europa hatte wiederum vergeblich neun Jahre gegen Frankreich gekämpft. Trotz der großen Coalition konnte man nicht einmal die Zurückführung der Dinge auf den Zustand des Nymweger Friedens erhalten; und Ludwig hatte das Uebergewicht doch in dem Maße behauptet, daß er nur Friede geschlossen, um einen vierten und größern Eroberungskrieg als alle bisherigen unternehmen zu können, dessen Erfolg das Gleichgewicht und die Freiheit der Staaten für immer gestört haben würde. In Deutschland sammelten sich endlich wieder, der Furcht entledigt, die Rheinischen Flüchtlinge auf den Brandstätten der Städte und Dörfer, und fingen an, ihre eingeäscherten Wohnungen wieder aufzubauen, den Anwohnern vulkanischer Berge gleich, die trotz der oft erprobten Tücke des gefährlichen Nachbars doch immer wieder zu seinem Fuße zurückkehren, sobald er zu toben aufgehört hat. Nur das Reichskammergericht war nach der Zerstörung Speier's nach Wetzlar verlegt worden (1693). Aber die Pfälzer waren noch nicht weit mit ihrem Bau gekommen, als am 1. November 1700 Karl's II. so ängstlich erwarteter Tod erfolgte, der Europa mit helleren Kriegsflammen als zuvor entzündete und die Werke ihres Fleißes zum dritten Mal niederriß.

6. Der Hof Ludwig's XIV.

Wenn Ludwig in den Verhältnissen seines Reiches zu den übrigen Staaten sich als gebietenden Herrn zu zeigen bemüht war, so gab er seinen Unterthanen gegenüber begreiflicherweise diesem Streben noch größeren Umfang. Stets war er bedacht, die Majestät des Herrschers in Allem, was er vornahm und sprach, zu bewahren, und seine schöne männliche Gestalt sowie die edle Bildung seines Gesichts unterstützten ihn hierin nicht wenig. Auch in seinem Leben und seiner Umgebung sollte sich der Glanz der Krone in beständigem Widerschein abspiegeln, und durch eine imposante Pracht jeden Gedanken des Widerstandes oder der Auflehnung, wie sie die Zeiten seiner Minderjährigkeit gesehen hatten, im Keim ersticken. Zugleich bot sich ihm hierdurch ein passendes Mittel, den Adel durch fortdauernde Feste, Lustbarkeiten und persönliche Gunstbezeigungen in seine Nähe zu ziehen, ihn den einsamen Schlössern zu entreißen, auf denen er fern vom Hofe den Herrschern Frankreich's so oft getrotzt hatte, ihn seine Einkünfte durch die Nachahmung des königlichen Luxus verschwenden zu lassen, seinen Ehrgeiz auf Rang und Würde am Hofe zu richten und seine Selbständigkeit auf diese Weise ganz zu vernichten*). Dazu kam des Königs eigene Neigung für ein in Festen und Lustbarkeiten dahinströmendes Leben. Seine Eitelkeit gefiel sich in dem Bewußtsein, der Mittelpunkt derselben zu sein; bei seinem festen Körper und seinem feurigen Blut hielt er sich zu allen Genüssen berechtigt, und nicht leicht hat ein Herrscher das Leben mehr genossen als er.

---

*) Ludwig sagt hierüber in seiner Schrift, welche den Titel Instructions pour le Dauphin trägt und im Jahre 1671 abgefaßt ist: Cette société de plaisirs qui donne aux personnes de la cour une honnête familiarité avec nous, les touche et les charme plus qu'on ne peut dire. Les peuples d'un autre côté se plaisent au spectacle, où au fond on a toujours pour but de leur plaire. Par là nous tenons leur esprit et leur coeur quelquefois plus fortement peut-être que par les récompenses et les bienfaits; et à l'égard des étrangers, dans un état qu'ils voient florissant d'ailleurs et bien réglé, ce qui se consume en ces dépenses qui peuvent passer pour superflues, fait sur eux une impression très-avantageuse de magnificence, de puissance, de richesse et de grandeur, sans compter encore que l'adresse à tous les exercices de corps, qui ne peut être entretenue et confirmée que par là, est toujours de bonne grâce à un prince et fait juger avantageusement par ce qu'on voit, de ce qu'on ne voit pas. Vgl. Georg, das polit. Testament Ludwig's XIV. (1862). S. 74 ff.

Schon Richelieu hatte glänzende Hoffeste in feinerer Weise gegeben, als die ungeschlachte Pracht und Verschwendung der früheren Zeit sie kannte, und dieselben durch die Aufführung der Trauerspiele des trefflichen Dichters Corneille verherrlicht. Mazarin hatte darauf noch größere Abwechselung in die Belustigungen gebracht, indem er die Oper, die bereits im funfzehnten Jahrhundert in Italien entstanden war, hinzufügte. Doch verschwand alles Vorangegangene gegen die unermeßliche Pracht, welche Ludwig auf seine Feste verwendete. Carrousselpartien, allegorische Pantomimen, Ballette und Singspiele, von den Herren und Damen des Hofes in den reichsten Costümen aufgeführt, wechselten mit Comödien, Maskenzügen und Feuerwerken; andere Zerstreuungen drängten sich in bunter Reihenfolge dazwischen. In allen Festspielen war dem König die Hauptrolle zugetheilt, bald die eines Helden, bald eines Gottes; und Alles war nur darauf abgesehen, seine Größe, seine Weisheit, seine Unwiderstehlichkeit zu rühmen. Indeß hatten diese Lustbarkeiten insofern eine ernste Seite, als die ersten Geister Frankreich's ihre Talente für solche Gelegenheiten in Bewegung setzten. Unter den Lustspielen Moliere's sind die meisten für Hoffeste verfertigt, und Racine machte als achtzehnjähriger Jüngling eine Ode auf die Vermählung des Königs, durch die er den Grund zu seinem nachmaligen Glück legte. Solche Beispiele ermunterten Gelehrte und Dichter, wetteifernd einen Herrscher zu preisen, dessen sämmtliche Thaten und Worte keinen andern Zweck hatten, wie den, sich als den größten Monarchen der Erde geehrt zu wissen. Nie ist einem Könige mehr, aber auch keinem sinn- und geistreicher geschmeichelt worden als Ludwig XIV.

So viel Glanz und Pracht erforderte zu seiner Darstellung gemäße Räume. Paris mit dem alten Palast des Louvre war dem König durch die Erinnerung an die Meutereien des Volkes der Hauptstadt verleidet. Er nahm seinen Sitz zuerst zu St. Germain; später zog ihn ein kleines Schloß, Versailles, welches sein Vater wegen der nahe liegenden großen Wälder zum Ruhepunkt seiner häufigen Jagden ausersehen und an sich gekauft hatte, in dem Grade an, daß er es zum Mittelpunkt des Hoflebens zu machen beschloß. Demnach begannen hier im Jahre 1664 größere Arbeiten, die bis zum Jahre 1702 im umfassendsten Maßstabe fortgesetzt wurden. Man berechnet die Kosten dieser riesenhaften Bauten und Anlagen auf 90 Millionen Livres*). Bald erhob sich um den

---

*) Zinkeisen, Versailles. Historisches Taschenbuch von Raumer, achter Jahrgang, Seite 358.

Palast auch eine ausgedehnte Stadt. Durch diese und unzählige andere Unternehmungen der Art erhielten auch die bildenden und zeichnenden Künste, wie die Poesie durch das Hofleben Ludwig's XIV., eine mächtige Beförderung. Kenner der Malerei schätzen noch jetzt die trefflichen Werke des Nicolas Poussin, Le Sueur und Le Brun, von denen die beiden ersten sich mehr nach dem hohen, edlen Style Raphael's bildeten, während der letzte mehr der Schule der Caracci folgte. Medailleurs und Steinschneider, Bildhauer und Baumeister wetteiferten, den Ruhm ihres Königs mit ihrem eigenen zu verewigen. Zwar konnte nur eine Zeit, welche allen Schöpfungen der Poesie wie der bildenden Kunst jener Epoche unbedingt huldigte, auch die Bauten und Bildwerke derselben als unübertreffliche und höchste Muster betrachten, während sie dem unbefangenen Blicke nichts als weitere Ausbildungen der gesunkenen italienischen Kunst sind. Dennoch aber bleiben die Anlagen in Versailles, Marly, Trianon u. s. w. immerhin höchst merkwürdig, theils wegen der ausgezeichneten Talente, welche sich dort um die Wette wenn auch in verkehrter Richtung versucht haben, theils der erstaunlichen Anstrengungen wegen, die daselbst im Interesse der Kunst gemacht wurden. Auf sämmtliche Bauten an den königlichen Schlössern sollen bloß von 1674 bis 1690 gegen hundertundfunfzig Millionen Livres verwandt worden sein. Dafür wurde aber auch der Garten zu Versailles mit seinen Grotten, Springbrunnen, Statuen und Baumgängen lange Zeit als ein Wunderwerk angesehen; und Le Notre, ein Mann von außerordentlichem Talent, wurde durch Anlage desselben der Schöpfer eines neuen Geschmacks in der Gartenkunst, der sich bald über ganz Europa verbreitete und trotz mancher unnatürlichen Richtung so große Vorzüge hat, daß er noch heut zu Tage bewundert und in mehreren Stücken angewendet wird.

In diesen Sälen und Gärten des Hofes bildete sich jener freiere gesellige Ton, jenes belebte und geistreiche Gespräch, jenes leichte und angenehme Bezeigen, welches das Vorbild aller übrigen Höfe, ja aller höheren Stände Europa's wurde; und Frankreich übte durch diese sociale Bildung, durch die von ihm ausgehenden Moden in Worten, Benehmen und Sitten einen nicht viel geringeren Einfluß als durch seine Waffen und seine diplomatischen Verbindungen, da gerade die bedeutendsten Männer der übrigen Staaten von diesen Wirkungen berührt wurden. Versailles und Paris wurden die Hauptstädte der Welt. Das vorzüglichste Interesse des am dortigen Hofe versammelten Adels bildeten zahllose Intriguen um Ansehen, Einfluß, Titel, Belohnungen, Rang, Ehrenstellen und Gunst des Königs, und neben diesen Bemühungen die

Reize der Galanterie. Das große Gewicht, welches weibliche Schönheit, weiblicher Geist und weibliche Ränke auf die Regierung und das Hofleben Frankreich's geübt haben, datirt schon von den Zeiten der ersten Herrscher aus dem Hause Valois; es war nur vorübergehend unter Ludwig XI. unterdrückt gewesen, um mit neuer Kraft unter Franz I. und mitten in den Unruhen der Ligue hervorzutreten. Wie es dann namentlich während der Minderjährigkeit Ludwig XIII. und bis zur Fronde fortgedauert, ist öfter berührt worden. Ludwig XIV. war indeß in den Jahren seiner Blüthe und Kraft entschlossen, selbst seiner Mutter und seiner Gemahlin, so wenig als seinen Geliebten, Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu gestatten, und durch Aufrechthaltung eines gewissen Anstandes bei innerlich aufgelösten und unsittlichen Verhältnissen die Wiederkehr des Cynismus früherer Zeiten zu verhindern*). Durch dieses Verfahren des Königs, durch die noch vorhandene Kraft und Tüchtigkeit des Adels an Körper und Geist, welche letztere sich auch in zahlreichen literarischen Werken, wie sie damals aus dessen Mitte hervorgingen, deutlich ausspricht, durch die häufigen Kriegszüge, an denen die ganze Jugend desselben Theil nahm, um dann im Winter die Belohnung ihrer tapfern Thaten in den Blicken und Worten der Damen zu finden, erhielt das Verhältniß der Geschlechter am Hofe zu Versailles einen romantischen Anstrich, der hie und da an die Blüthe der Ritterzeit erinnern könnte, wenn sich nicht schon in den letzten Jahren Ludwig's die Keime jener Versunkenheit und Gemeinheit gezeigt hätten, die unter der Regentschaft und unter Ludwig XV. ans Tageslicht trat. Doch fehlte es auch früher an Schattenseiten nicht. Vor Allem mußte die Leichtfertigkeit der Sitten und die Ungebundenheit des Verkehrs die Grundlagen der Familien untergraben und vernichten; man war schon so weit entartet, daß sich fast Niemand mehr bemühte, eheliche Untreue zu verbergen; häusliche Tugenden und Einfachheit der Sitten wurden selbst in Moliere's Lustspielen lächerlich gemacht, und um bekannte Buhlerinnen sammelten sich die angesehensten Leute des Hofes. Die berühmteste unter diesen ist Ninon de l'Enclos. Die Anmuth, Feinheit und Lebhaftigkeit ihres Geistes erhielt ihr fortdauernd eine große und auserlesene Zahl von Verehrern; ihre geistige Frische lieh ihrem Körper noch im sechszigsten Jahre hohe Reize, welche ihren eigenen Sohn, dem sie seine Abkunft verheim-

---

*) Voltaire sagt von ihm: Si on le considère dans sa vie privée, on le voit bon fils sans vouloir que sa mère le gouverne, bon mari sans être jamais fidèle, bon père, bon maître, et toujours aimable avec dignité.

licht hatte, zum Selbstmörder machten, und erhielt das Interesse an ihrer Person bis zum achtzigsten. Auch verborgener gehaltene Laster traten zuweilen ans Tageslicht. Nachdem eine junge und schöne Frau, die Gräfin von Brinvilliers, durch einen unerklärlichen Drang, von dem sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben wußte, ihren Gatten, Eltern, Freunde, Diener und andere Personen in großer Anzahl vergiftet hatte, und verbrannt worden war, errichtete Ludwig, als Verbrechen dieser Art häufiger wiederkehrten, einen eigenen Gerichtshof zu Verfolgung derselben, den man die chambre ardente nannte.

Ludwig's Gemahlin, Maria Theresia, die Tochter Philipp's IV. von Spanien, besaß wenig von den Eigenschaften, die den jungen König hätten fesseln können. Die geistige Verdumpfung der nach Spanien verpflanzten Linie des Habsburgischen Herrscherhauses hatte sich auch ihr mitgetheilt; bei viel natürlicher Herzensgüte zeigte sie so wenig Verstand, daß sie kaum den Anforderungen genügte, die ihr Gemahl an die äußere Würde und Haltung der Königin bei Festen und in den Hofzirkeln machte. Doch hielt Ludwig strenge darauf, daß die gebührende Achtung ihr niemals versagt und sie in ihren Neigungen nicht gestört wurde. Als eine plötzliche Krankheit ihrem Leben schon im fünfundvierzigsten Jahre ein Ende machte (30. Juli 1683), sagte der König: „dies ist der erste Verdruß, den sie mir jemals gemacht hat.“

Seine Neigung hatte bereits vor mehr als zwanzig Jahren zum ersten Mal auf heftige Weise Louise Françoise de la Baume le Blanc, Demoiselle de la Balliere, gefesselt. Unter den Damen des Hofstaates der ersten Gemahlin des Herzogs von Orleans, einer Tochter König Karl's I., zeichnete sie sich durch ihren leichten und zarten Wuchs, ihr schönes blondes Haar und ihre braunen lebhaften Augen nicht allzu sehr aus. Ihr ganzes Ansehen war frisch und reizend, sonst ohne auffallende Schönheit. Erst achtzehn Jahre alt, äußerte sie mehrmals gegen ihre Freundinnen: sie wünsche wohl, daß Ludwig nicht ein so großer Herr sei. Das Gerücht trug diese Worte weiter, und eines Tages, als der König die Herzogin von Orleans besuchte, sagte der Herzog von Roquelaure scherzend zu ihm: „Sire, die Balliere liebt euch leidenschaftlich, wahrhaftig, sie hat keine schlechte Wahl getroffen!“ „Wer ist das Mädchen?“ fragte der König überrascht, worauf sie jener mit den Worten: „mein Kind, hier ist euer ruhmwürdiger Geliebter,“ herbeiführte. Geschmeichelt durch eine Eroberung, die er nur seiner Person verdankte, kam der König häufiger, und bald zeigten prächtige Schmucksachen dem erstaunten Hofe, wie hoch die Demoiselle de la Balliere in der Gunst

Ludwig's stehe. Wirklich hatte sie den König durch die Sanftmuth und Einfachheit ihres Wesens und die Aufrichtigkeit ihrer Neigung so bezaubert, daß er sie mit allem Feuer der ersten Liebe verehrte. Doch wünschte er seine Leidenschaft anfangs geheim zu halten und suchte deshalb öfter in dem damals noch einsamen und stillen Versailles eine Freistatt, wo er einige Zeit ungestört mit seiner Geliebten weilen konnte. Trotz dieser Vorsicht begannen bald äußerst verwickelte Intriguen der Hofleute, die theils gegen die La Balliere gerichtet waren, theils darauf hinausgingen, sich ihres Einflusses auf den König zu bedienen. Auch in den Vorzimmern fehlte es nicht an spöttischen Bemerkungen, so daß das schüchterne Mädchen, verwirrt und betäubt durch Alles was auf sie eindrang, plötzlich St. Germain verließ, um sich in das Kloster Chaillot zurückzuziehen. Ludwig empfing diese Nachricht in einer Audienz, die er einem fremden Gesandten ertheilte. Er sprang auf, warf sich aufs Pferd, und entriß die Geliebte mit Gewalt ihrem Zufluchtsort. Von nun an wollte er sie nicht mehr aus den Augen lassen; er ernannte sie zur Herzogin, und glänzende Feste bezeichneten ihren Triumph. Auch sie widerstand dem Könige nicht länger. Als sie sich schwanger fühlte, wich Ludwig nicht von ihrem Lager und verrichtete alle Dienste eines besorgten Krankenpflegers, bis sie glücklich, wiewohl nach heftigen Schmerzen, einer Tochter genas. Späterhin, als sie dem Könige auch einen Knaben gebar, wurde dieses Ereigniß durch eine ganze Reihe von Lustbarkeiten gefeiert. Indeß stumpfte die Zeit die Leidenschaft Ludwig's ab und ließ die Reize der Herzogin erbleichen. In einem Ballette von Benserade, die Musen, welches vom Hofe getanzt wurde, fiel ihm neben seiner Geliebten die hohe und gebietende Gestalt einer Dame auf, die wie jene im Costüm einer Schäferin erschien. Es war Athenais von Mortemart, seit zwei Jahren an den Marquis von Montespan verheirathet. Die Aufmerksamkeit, die der König diesem neuen Stern bewies, erschreckte die Herzogin, aber furchtsam wie sie war, wagte sie ihren Schmerz lange nur in einsamen Thränen auszuweinen. Endlich faßte sie das Herz, dem Gebieter Vorstellungen zu machen; worauf dieser kühl erwiederte, daß er ihr stets seine Freundschaft bewahren werde, aber aus Erfahrung werde sie wohl wissen, daß er nicht genirt sein wolle. Nachdem die Herzogin noch einige Zeit ihren Verlust ertragen und den wachsenden Einfluß ihrer Nebenbuhlerin gesehen, nahm sie, als dieser sogar Zimmer im Schlosse zu Versailles angewiesen worden waren, am 19. April 1674 feierlich vom ganzen Hofe Abschied, um in einem der strengsten Klöster, dem der Carmeliterinnen in der Straße St. Jacques zu Paris, unter

dem Namen der soeur Louise de la miséricorde, den Erinnerungen ihrer Jugend zu leben und die Fehltritte derselben durch lange und harte Bußübungen auszulöschen. Sie starb 1710.

Ludwig's Neigung für die Montespan war von der zärtlichen Leidenschaft, mit welcher die la Balliere sein Herz erfüllt hatte, ebenso weit entfernt, wie jene selbst von der Einfachheit und Hingebung der ersten Geliebten des Königs. Die Montespan war nicht minder herrschsüchtig und launenhaft als schön, und in schwachen Stunden gelang es ihr nur allzu gut, den auf seine Macht sonst so eifersüchtigen König zu lenken. Sie wurde bald der Mittelpunkt des Hofes, die Hoffnung und der Schrecken der Minister und Generale, und es gelang ihr durch einen eigenthümlichen feinen Ton, durch Geist und beißenden Witz, der so scharf war, daß zu Versailles Niemand mehr vor ihren Fenstern vorüberzugehen wagte, sich fast zehn Jahre lang in Gunst und Ansehen bei dem Könige zu erhalten. Sie kannte alle Staatsgeheimnisse, sagt die Frau von Maintenon, und gab sehr gute und sehr schlechte Rathschläge, unter dem Einfluß ihrer jedesmaligen Leidenschaften. Ihre Nachfolgerin hob sie selber empor. Als sie dem Könige einen Sohn geboren hatte, der heimlich erzogen werden sollte, wurde die Witwe Scarron als eine vorzüglich kluge, zuverlässige und verschwiegene Person zu diesem Geschäft auserſehen. Obgleich von französischen Eltern geboren, hatte diese die ersten Jahre ihres Lebens in Amerika verlebt, und war in ihrem vierzehnten Jahre als Fräulein von Aubigné nach Paris zurückgekommen, wo sie mit Ninon de l'Enclos bekannt wurde und mit deren Anbetern in einem nicht allzu tadellosen Umgang lebte. Später, da sie aus Dürftigkeit eine Stelle als Gesellschaftsfräulein bei einer reichen und stolzen Frau angenommen, lernte der berühmte komische Dichter Scarron, einer der witzigsten Köpfe, aber auch eins der ungestaltesten und ausgemergeltsten Gerippe Frankreich's, ihren seltenen Geist kennen, und trug ihr die Ehe an (1651). Entweder muß ihre Lage sehr traurig gewesen sein, oder sie wollte dem gefährlichen Leben eines vereinzelt stehenden jungen Mädchens ein Ende machen, kurz sie entschloß sich Scarron's Antrag anzunehmen, und fand in ihrem neuen Stande das Bedürfniß des Umgangs mit gebildeten Männern auf das vollkommenste befriedigt. Scarron's Haus war der Sammelplatz der vorzüglichsten Köpfe von Paris; und hatte man den kleinen possierlichen Mann vorher wegen seiner launigen Einfälle gern besucht, so kam man jetzt, da er eine schöne und geistreiche Frau hatte, noch viel fleißiger, und viele glänzende Edelleute wußten von ihrem Glücke bei derselben zu er-

zählen. Nach Scarron's Tode (1660) zog sie sich in die Einsamkeit zurück, lebte von einem kleinen Gehalte, und erheiterte ihren Geist durch Bücher und religiöse Uebungen. „Ich würde vielleicht," schreibt sie von sich selbst, „nie an Gott gedacht haben, wenn mich die Menschen mehr befriedigt hätten." Indeß ist es nicht ganz klar, wie weit ihr religiöser Eifer ein innerlich begründetes Bedürfniß ihres Herzens war, da sie späterhin die aus dem Glauben und der Kirche entnommenen Vorstellungen vortrefflich zu ihren Zwecken zu benutzen wußte. In jener Lage übernahm sie die Pflege und Aufsicht über den Sohn der Marquise Montespan, ertrug geduldig und ausharrend alle Heftigkeit, alle Launen und allen Stolz der hochfahrenden Maitresse und verwaltete ihr Amt zu so großer Zufriedenheit des Königs, daß ihr einige Jahre nachher auch die Erziehung eines zweiten Bastards von derselben Mutter anvertraut ward. Als der König in der Folge diese Kinder öffentlich anerkannte und an den Hof kommen ließ, erschien auch ihre Erzieherin daselbst, und flößte durch ihr feines, würdevolles und kluges Betragen dem Könige ein ungewöhnlich großes Interesse ein. Er las einige von ihren Briefen und fand sie vortrefflich, unterhielt sich oft mit ihr, und seine Achtung für sie wuchs immer mehr. Um diese Zeit war er der schon so lange unterhaltenen Marquise von Montespan überdrüssig geworden, und brannte für das schöne und stolze Fräulein von Fontanges, eine der Hofdamen seiner Schwägerin. Jene, die mit dem Hochmuth einer Favoritsultanin auch die Eifersucht einer solchen verband, schnaubte wüthende Rache, und Ludwig bediente sich außer seines Beichtvaters, La Chaise, besonders der Witwe Scarron, um die Buhlerin zu beruhigen. Aber vergebens suchte man sie zu trösten; selbst der Tod ihrer blühenden Nebenbuhlerin, der kurz nach deren Erhebung zur Herzogin (1681) ganz plötzlich erfolgte, gab ihr die frühere Stellung nicht wieder zurück. Ihr argwöhnischer Blick bemerkte allzu gut, daß die Witwe Scarron mit jedem Tage höher in der Gunst des Königs stieg, und sie vollends zu verdrängen drohte. Als sie sich endlich eingestehen mußte, daß Alles für sie verloren sei, zog sie sich vom Hofe zurück, und mit Freuden zahlte ihr der erleichterte König ein monatliches Gehalt von tausend Louisd'or*). Auch sie lebte noch lange genug, um ihre Sünden in harter Buße und Kasteiung zu bereuen. Den größten Theil ihres Vermögens gab sie den Armen, machte grobe Handarbeiten für diese, geißelte sich täglich und trug beständig Gürtel, Arm- und Kniebänder mit eisernen Spitzen, die

*) Mémoires de Mad. de la Fayette, p. 224—234

ihr tiefe Wunden verursachten. Trotzdem bewahrte sie die äußere Würde und das königliche Bezeigen, welches sie in den Zeiten ihres Glücks sich zu eigen gemacht, bis an ihr Ende. Sie starb 1707*).

Die Witwe Scarron, seit einiger Zeit Frau von Maintenon (von der Herrschaft Maintenon, die sie sich, durch reiche Geschenke Ludwig's dazu in Stand gesetzt, schon im Jahr 1679 gekauft hatte), war zwei Jahre älter als der König, und nicht weit von funfzig Jahren als sie in jenes nähere Verhältniß zu ihm kam. Obgleich nicht mehr schön, zeigte ihr Benehmen doch Würde und Anmuth, und ihr freier Geist, den sie durch fleißige Lectüre und durch die bildenden Zustände ihres früheren Lebens sehr verständig entwickelt hatte, entschädigte für manchen fehlenden Reiz des Körpers. Ludwig fühlte, je älter er wurde, eine immer größere Leere, welche die rauschendsten Festlichkeiten nicht ausfüllen, der Ruhm und das Glück seiner Waffen nicht zu beleben vermochten. Er bedurfte vor Allem einer Unterhaltung, sein Herz fühlte keine jener ungestümen Regungen mehr, die ihn einst zu den Füßen der la Valliere getrieben hatten; er suchte die Sorgfalt der Freundin, nicht mehr die Schönheit der Geliebten. Hierauf baute die Maintenon, geduldig ausharrend, ruhig und überlegt wie sie war, ihren Plan. Sie widersprach dem Könige nie, gab sich den Schein einer großen sittsamen Zurückhaltung, ermahnte ihn, so lange seine Gemahlin lebte, sich derselben wieder zu nähern, bemühte sich seine Launen zu zerstreuen, während sie selbst weder Eigensinn noch Leidenschaft zeigte, und es gelang ihr auf diese Weise den König immer mehr an ihren Umgang zu gewöhnen. Noch eines andern wirksamen Mittels wußte sie sich zu bedienen. Sie suchte sein religiöses Gefühl zu erwecken, welches bei der Art, wie die Könige von Frankreich damals erzogen zu werden pflegten, nicht allzu schwer schien. Bald fühlte der welke und erschöpfte Ludwig, der keine jener üppigen Freuden seines frühern Lebens mehr genießen konnte, Reue und Gewissensbisse, welche sein Beichtvater, im Einverständniß mit der Maintenon, zu vermehren und nach seinem Willen zu leiten wußte. So sah sich die letztere bald am Ziele ihres Ehrgeizes. Der König konnte ihre Gesellschaft nicht mehr entbehren, und doch zeigte ihm ihre Zurückhaltung sowie seine damalige religiöse Stimmung, daß an ein Verhältniß in der frühern Weise nicht zu denken sei. Er entschloß sich endlich, sie förmlich zu seiner Gemahlin zu erheben (1685). Louvois war außer sich vor Schrecken, als er diesen Vorsatz vom Könige selbst erfuhr. „Ists

*) S. Simon mémoires, tome V. p. 470. Paris 1829.

möglich?“ rief er, „der größte König auf der Erde will sich so entehren, die Witwe Scarron zu heirathen?“ Er warf sich ihm zu Füßen, und beschwor ihn weinend, von seinem Vorsatz abzustehen. Der König antwortete: „Sind Sie närrisch? Stehen Sie auf!“ Am andern Morgen glaubte der Minister an der verlegenen und finstern Miene der Frau von Maintenon zu sehen, daß der König die Schwachheit gehabt habe, ihr Alles wiederzusagen. Alles was er erlangen konnte war, daß der König die Verbindung nicht bekannt machte. Die Trauung ward ganz in der Stille in der Privatcapelle des Schlosses von Versailles von dem Erzbischof von Paris vollzogen. Der Pater La Chaise, der Gouverneur von Versailles, der erste Kammerdiener Bontemps und Herr von Montchevreuil waren die einzigen Zeugen. Einige verschwiegene Bediente hatten den Befehl, der Frau von Maintenon in Gegenwart von Fremden wie einer Hofdame, in ihrem Gemache hingegen wie einer Königin zu begegnen. Selten verließ sie ihre Wohnung im Schlosse zu Versailles, welche den Zimmern des Königs gegenüber lag, um sich dem Hofe zu zeigen; dagegen brachte Ludwig fast alle Nachmittage bei ihr zu, und blieb zuweilen bis gegen Mitternacht; oft arbeitete er auch in ihrer Gegenwart mit seinen Ministern, indeß sie las oder sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigte. Bei allem Schein zurückgezogener Bescheidenheit hatte sie doch auf den Gang der Staatsangelegenheiten den bedeutendsten Einfluß; mit den Ministern war sie stets vorher über die Beschlüsse einig; während der König Alles selbst zu entscheiden meinte, leitete sie die Geschäfte, vertheilte die Aemter und bewilligte Auszeichnungen und Gnadengeschenke. Nur auf die auswärtigen Angelegenheiten blieb sie ohne Einfluß, da sich Colbert Torcy, Croissy's Nachfolger, entschieden weigerte in ihrem Zimmer zu arbeiten. Nicht mindern Einfluß übte die Maintenon über den Hof und die Familie des Königs; mehr als einmal verließen die Töchter und Schwiegertöchter Ludwig's ihr Zimmer mit thränenden Augen. Ihrem unersättlichen Stolze war nichts kränkender, als daß sie die öffentliche Bekanntmachung der Ehe nicht erlangen konnte. In engeren Zirkeln betrug sie sich aber dennoch als Königin. Neben ihrer Thätigkeit für den Staat und die Unterhaltung Ludwig's beschäftigte sie sich mit Werken der Mildthätigkeit, und ermunterte auch den König dazu. Der Ueberlegenheit ihres Verstandes, ihrer geduldigen Ausdauer gelang es, ihre hohe Stellung unverändert bis zum Tode des Königs zu behaupten. Aber wie sehr sich auch ihr Ehrgeiz hierdurch befriedigt fühlen mochte, so trug sie doch Bedenken, denselben offen zu zeigen; deshalb, oder weil sie wirklich zuweilen von der Last und Unbequem-

lichkeit ihrer Lage überwältigt ward, sprach sie gegen junge Mädchen die Warnung aus, sich nicht von dem Schimmer der Macht täuschen zu lassen; ja sie äußerte sogar, daß sie sich herzlich nach dem Ende dieses Lebens sehne, was ihren Bruder, der sie vielleicht besser durchschaute, zu der Spötterei veranlaßte: „Ganz gewiß hast du schon das Wort, droben Gott den Vater zu heirathen.“ Indeß kann ihrem oft wiederholten Ausspruch, daß es keine größere Pein gebe, als tagtäglich einen Menschen unterhalten zu müssen, der für keine Unterhaltung mehr empfänglich sei, allerdings die Wahrheit nicht abgesprochen werden. Gleich nach dem Tode des Königs verließ sie den Hof, und zog sich nach St. Cyr zurück, wo sie eine reich ausgestattete Erziehungsanstalt für dreihundert Töchter armer Edelleute gestiftet hatte. Dort liegt sie auch begraben.

Die zusammenhaltende Ordnung und der bewegende Mechanismus des Hoflebens zu Versailles war die Etiquette, die im sechszehnten Jahrhundert in Spanien entwickelt, durch Anna von Oesterreich und Maria Theresia nach Frankreich verpflanzt, hier unter Ludwig XIV. ihre höchste Ausbildung erreichte. Sie war das Mittel, dem Willen des Königs auch in seinen nächsten Umgebungen Achtung und Gehorsam zu verschaffen, dem Ehrgeiz der Einzelnen Grenzen zu setzen, die Ansprüche auf Rang und Titel festzustellen, und die Hoffeste zu regeln. Es konnte nicht fehlen, das die Kleinlichkeiten hierin bald bis auf das Aeußerste getrieben wurden. Jeder Spaziergang hatte seine Gesetze. Anders waren die Gebräuche auch in Versailles, anders in Marly, anders in Trianon, anders in Fontainebleau. In Marly durfte jeder mit bedecktem Kopfe gehen, in Versailles bedeckte sich Ludwig allein. Jeder Große von Rang mußte dem König regelmäßig die Aufwartung machen. Wenn er beim Aufstehen oder Schlafengehen durch die Zimmer ging und nicht sämmtliche Herren seines Hofes ehrerbietig dastehen sah, so ließ er es die Fehlenden bald empfinden. Baten solche einmal um eine Begünstigung oder ein Amt, so war die Antwort: „ich kenne sie nicht; das sind Leute, die ich nicht sehe.“ Sonst war Ludwig gewöhnlich sehr höflich, und wußte sich immer mit einer so würdevollen Artigkeit auszudrücken, daß selten Jemand der bezaubernden Anmuth seiner Rede widerstand. Vor vornehmen Frauen und vor Prinzen vom Geblüt nahm er den Hut ganz ab und hielt ihn einige Augenblicke lang am Ohre, bei Geringeren begnügte er sich nur an den Hut zu greifen. Seine Tagesordnung war folgende. Um acht Uhr weckte ihn der erste Kammerdiener; dann ging die Oberhofmeisterin hinein, um ihn nach einer alten Sitte zu küssen, und zwei Leibärzte, um ihn zu reiben und ihm ein anderes Hemde zu geben. Hierauf rief man einige Kammer-

herren, von denen einer ihm das Weihwasser und der andere das Gebetbuch reichte. Damit blieb er dann einige Augenblicke allein, bis er alle wieder hereinkommen ließ. Jetzt war er aufgestanden, man reichte ihm das Morgenkleid, und nun füllte sich das Zimmer mit Prinzen, Generalen und den Herren vom sogenannten zweiten Zutritt. In ihrer Gegenwart zog er sich mit zierlichem Anstande Strümpfe und Schuhe an, ließ sich den Bart abnehmen und seine Perücke aufsetzen; wobei von gleichgültigen Dingen, meist von der Jagd gesprochen wurde. Sobald er angekleidet war, ward von Allen gebetet; die Geistlichen knieten. Dann ging der König in sein Cabinet, wohin ihm die Anwesenden folgten. Hier ertheilte er seine Befehle über Feste, Feierlichkeiten und sonstige Vorfälle, sprach mit Einzelnen, und entließ dann den Hof, bis auf seine natürlichen Söhne und deren Hofmeister und die Kammerleute. Jetzt konnte man ein Wort anbringen; gewöhnlich aber ward von Bauentwürfen, neuen Anlagen und dergleichen gesprochen. Sodann ging es in die Messe, und hier war es, wo der ganze Hof, in der Galerie zwischen des Königs Cabinet und der Capelle, im feierlichen Aufzuge stehen mußte. Nach der Messe erschienen die Minister, um sich mit dem Könige zu berathen und in seinem Cabinet zu arbeiten. Um ein Uhr ward gespeist, gewöhnlich vom kleinen Couvert, d. h. der König saß in seinem Zimmer allein an einem viereckigen Tische, in Gegenwart seines Bruders sowie seiner Söhne und Enkel, welche stehend zusahen. Die Kammerherren bedienten ihn, und Monsieur (des Königs Bruder) reichte ihm von Zeit zu Zeit die Serviette, worauf er zuweilen die Erlaubniß erhielt sich zu setzen. Nach der Tafel ging der König in sein Cabinet, fütterte seine Hunde und spielte mit ihnen, kleidete sich um, und fuhr aus. Nach der Rückkehr ward wieder die Kleidung gewechselt; die Günstlinge, die Kammerleute, die Beamten besuchten ihn, oder er empfing Berichte und arbeitete. Nach einer Stunde ging er zur Maintenon, und blieb daselbst bis um zehn, dann setzte man sich zur Abendtafel, die meist sehr glänzend war. Schon zwei Stunden zuvor versammelten sich die Hofleute an einer verschlossenen Thür der Galerie, die zum Speisesaal führte, bis ein Kammerdiener, eine Liste in der Hand, erschien und die Namen der Glücklichen aufrief, welche die Ehre haben sollten, mit dem Könige zu speisen. Nach aufgehobener Tafel blieb dieser gewöhnlich einige Zeit im Saale stehen, mit dem Rücken an ein Geländer gelehnt, und von allen Anwesenden umgeben. Dann machte er den Damen eine Verbeugung und ging in sein Cabinet, wo die bedeutungslose Unterhaltung im engern Zirkel fortgesetzt ward, bis er sich in sein Schlafzimmer zurückzog, wohin

ihm nur die Personen vom ersten und zweiten Zutritt folgen durften. In ihrer Gegenwart verrichtete er wie des Morgens das Gebet und ward entkleidet. Dies hieß das kleine Niederlegen. Erst wenn der König das Bett bestieg, gingen die letzten Höflinge weg. Glänzender und mit wahrhaft imposanter Pracht zeigte sich der König und seine Umgebung auch in diesen unbedeutenden Ceremonien an den großen Galatagen, wo er die Huldigungen des gesammten Hofes und des ganzen Reiches entgegennahm, oder in der prachtvollen Galerie zu Versailles, den Gesandten fremder Mächte feierlichen Zutritt und Gehör bewilligte.

---

7. Ludwig's XIV. Staatsverwaltung.

Wie man auch über Ludwig als Menschen urtheilen mag, die Früchte seiner Regierung geben die deutlichsten Zeugnisse, daß er als Herrscher keine gewöhnliche Erscheinung war. Zum Könige Frankreich's noch in einem tieferen Sinn als dem der Erbfolge geboren, vereinigte er die hervorstechenden Züge und Leidenschaften seines Volkes in seiner eigenen Brust. Aus diesem Charakter gingen jener Tact und jenes zutreffende Gefühl hervor, die alle Schritte seiner Regierung im Innern des Landes leiteten. Im Gegensatz zu den Zuständen, wie sie während seiner Minderjährigkeit Geltung gehabt, wollte er Selbstherrscher sein in der ganzen Bedeutung des Worts, und verfolgte diesen Zweck in so umfassendem Maaßstabe, daß er zum ersten Mal den Staat mit Aufhebung aller bisherigen historischen Schranken, Hemmungen und Berechtigungen als einen einheitlichen Gedanken, als ein Allgemeines auffaßte, dessen Bewußtsein, ja dessen Dasein er in seiner Person darzustellen vermeinte. Diese Ansicht, welche die Grundlage seiner Herrscherweise bildete, sprach er einst in den wenigen Worten aus: „der Staat bin ich!" die er jedoch mehr im dunklen Gefühl ihrer Bedeutung als in deutlicher Erkenntniß hinwarf. Ausführlicher erklärte Ludwig seine Meinung über das Königthum in den schriftlichen Aufsätzen, die er zum Unterrichte des Dauphin verfaßte. Hier heißt es unter andern: „Frankreich ist ein monarchischer Staat in der weitesten Ausdehnung des Wortes. Alle Macht und Staatsgewalt beruht in den Händen des Königs; es kann im Reiche keine andere vorhanden sein, als die vom König eingesetzt ist. Diese Regierungsform ist dem Charakter der Nation und ihrer Lage am ange-

messensten. Alles, was sich im Umfange unserer Staaten befindet, welcher Natur es auch immer sein mag, gehört uns aus gleichem Rechtstitel an. Das Geld in unserer Privatcasse, wie die Gelder in den Händen unserer Schatzmeister, oder die wir im Handel der Völker lassen, müssen von uns in gleicher Weise zu Rathe gezogen werden." Und an einem andern Orte sagt er: „Derjenige, der den Menschen Könige gab, wollte sie als seine Stellvertreter geachtet wissen, und behielt sich allein das Recht vor, ihre Handlungen zu prüfen. Wer aber als Unterthan geboren ist, hat nichts weiter zu thun als zu gehorchen. Das Hauptgeschäft der Könige besteht darin, ihren Genius d. h. ihren guten Sinn walten zu lassen. Gott, der sie zu Königen schuf, wird ihnen auch die Aufklärungen mittheilen, die ihnen nöthig sind; und es giebt ohne Zweifel gewisse Amtsverrichtungen, wo, indem wir so zu sagen die Stelle Gottes vertreten, wir auch an seiner Voraussicht und Autorität Antheil erhalten zu haben scheinen, wie bei Beurtheilung der Gemüther, Vergebung von Amtsstellen, Gnadenbewilligungen u. s. w." Vor solchem Gefühl göttlicher Berechtigung, Erleuchtung und Machtvollkommenheit, vor solcher Concentration des Staates in der Person des Herrschers mußte das Aggregat von Provinzen, Lehnsherrschaften und Bürgerschaften, welche das frühere Frankreich gebildet hatten, bald verschwinden. Betrachten wir in kurzen Umrissen das Verhältniß der einzelnen Stände gegenüber der königlichen Gewalt.

Der Niederdrückung der selbständigen Gewalt des Adels, dessen Mitglieder sich zuletzt noch durch die Gouverneure der Provinzen und durch die Prinzen des Hauses Geltung zu verschaffen gemußt hatten, sowie der Heranziehung desselben zu den Festen des Hofes, ist bereits gedacht worden. Der Luxus dieses neuen Lebens ruinirte das Vermögen des Adels, und was noch übrig blieb, ging im Felde darauf, wohin sich die jungen Edelleute mit kostbarem Geräth und vielem Aufwand in Waffen, Pferden und Kleidung zu begeben pflegten. Die Etiquette des Hofes und die Subordination des Lagers gewöhnten den früher so trotzigen Edelmann an unterwürfigen Gehorsam; im Heere entschied das Alter des Dienstes und die Auszeichnung, nicht die längere oder kürzere Reihe der Ahnen; zu Versailles ging der Marschall den Herzogen voran. Wenn aber der Adel im Dienste des Königs verarmte, so verlangte er auch vom Staat belohnt und erhalten zu sein, und die großen Summen, die man sich als jährliche Gehalte oder Gnadengeschenke zu verschaffen wußte, haben nicht wenig zu der bald hervortretenden ungemeinen Erschöpfung der Finanzen Frankreich's beigetragen. Andere Mittel zur

Unterstützung herabgekommener adeliger Familien fanden sich in der Stiftung großer Cadettenhäuser für die jüngeren Söhne derselben, welche auf viertausend Personen berechnet waren; in der Gründung von Anstalten zur Erziehung ihrer Töchter, wie St. Cyr eine solche war; namentlich aber in der Verleihung geistlicher Stellen, die durch das Concordat von 1516 in den Händen des Königs war. Es wurden den Adeligen theils Pensionen und Jahrgehalte auf die Einkünfte der Bisthümer und Abteien angewiesen, theils die jüngeren Söhne der Familien geradezu mit diesen ausgestattet; daß aber eine so zusammengesetzte Geistlichkeit weder zur Verwaltung des Cultus sehr geschickt sein, noch dem Könige gegenüber einige Selbständigkeit verrathen konnte, liegt am Tage. Noch weniger Sorge als die Geistlichkeit konnte die erbliche Magistratur Frankreich's dem Könige machen. Nach kurzem Aufflammen in der Fronde war ihr Einfluß bereits durch einige kräftige Schritte Ludwig's verschwunden, und wenn sie auch ihre Ansprüche in der Theorie bewahrte, so gab sie doch äußerlich keine Lebenszeichen mehr von sich, im Stillen bessere Zeiten und minder kräftige Zustände der Staatsgewalt erwartend. Wenn so die ersten in sich wohl begründeten, auf Wissenschaft, Erfahrung und auf erblichen Besitz ihrer Aemter gestützten bürgerlichen Familien dem Throne keine Schranken ziehen konnten, wie viel weniger mochte dies der übrigen Masse dieses Standes gelingen, nachdem dessen Verbindungen und Rechte als Stadtgemeinden größten Theils aufgelöst und vernichtet waren. Durch die erstarkte Verwaltung des Staates, durch die im Jahre 1692 eingeführte Verkäuflichkeit der Stellen des Maire und der Schöffen wurde der Ruin der städtischen Freiheit vollendet. Doch bildeten sich aus der Mitte der Bürger tüchtige Geistliche für die unteren Stellen und bedeutende Litteraten; zunehmender Wohlstand ließ ihr Auge freier umherblicken, und die Bildung, welche sich allmählig unter ihnen zu verbreiten begann, sollte dereinst die bedeutendsten Früchte tragen. Vom Landmann ist in Beziehung auf den Staat nichts zu bemerken, da er in der Abhängigkeit und Unterthänigkeit des Klerus und des Adels war. Niemand dachte daran, sich dem Hofe zu widersetzen; vielmehr bemühten sich die Schriftsteller Frankreich's, auch andern Nationen die Lage und Verfassung ihres Reiches zu preisen, den glücklichen Zustand schutzreicher Unterthänigkeit, in dem sich Frankreich unter seinem Könige befinde, einem Fürsten, der vor allen verdiene, daß die Welt von seiner Tapferkeit und seinem Verstande geleitet und in rechte Einigkeit gebracht werde. So konnte Ludwig mit Recht seinem Sohne sagen: „In dem Staate, den du nach mir zu regieren bestimmt

bist, wird dir keine Autorität begegnen, die sich nicht eine Ehre daraus machte, ihren Ursprung und ihren Charakter von dir erhalten zu haben; keine gesellschaftliche Verbindung, die sich nicht verpflichtet fühlte, ihre einzige Sicherheit in der tiefsten Unterwürfigkeit gegen dich zu suchen." Aber dennoch bewahrte der Adel vollständige Steuerfreiheit nebst andern Privilegien, und mehrere Provinzen wenigstens das formelle Recht der Zusammenberufung ihrer Stände in gewissen Zwischenräumen zur Bewilligung der Abgaben.

Ludwig's Erziehung war von seiner Mutter und dem Cardinal Mazarin in hohem Grade vernachlässigt worden, aber sein bedeutender natürlicher Verstand, sein scharfer Blick konnten diesen Mangel in vielen Beziehungen ausgleichen. Bei seiner Eifersucht auf sein Ansehen konnte ihm die Lust nicht fehlen, sich um Alles bekümmern und Alles selbst prüfen zu wollen, und eben jene feurige Gemüthsart, die ihn jeden Ruhm suchen und jedem Genuß nachjagen ließ, trieb ihn auch, seinen Ehrgeiz in eine thätige und strenge Beaufsichtigung der Staatsverwaltung zu setzen*). Wie er unerbittlich im Zorn war, so zeigte er sich auch höchst freigebig in Belohnungen und unwiderstehlich, wenn er schmeicheln wollte. Die Formen der Administration wurden unter seinen Händen schärfer und ausgebildeter; seitdem es keinen Premierminister mehr gab, mußte sich die Eintheilung der Geschäftszweige in mehrere Departements mit besondern Vorgesetzten von selbst bilden, wenn auch noch viel daran fehlte, daß diese Theilung und die darauf gegründete Organisation nach festen und richtigen Principien geregelt war. Die Gewalt der Gouverneure der Provinzen, die sich während der Unruhen als sehr gefährlich gezeigt hatte, beschränkte Ludwig, indem er die Dauer ihres Amtes auf drei Jahre festsetzte und ihnen die Befugniß der Truppenaushebung, welche sie sich im Laufe der Zeit angemaßt hatten, wieder entriß. Dagegen wurden die Geschäftskreise der Intendanten, früher durch den Einfluß der Parlamente beeinträchtigt, sehr bedeutend ausgedehnt, und die in den einzelnen Provinzen liegenden Truppen zu ihrer Verfügung gestellt, um ihren Anordnungen den nöthigen Nachdruck zu verschaffen. Auch für die Gesetzgebung geschah sehr viel; es wurden nach und nach ein neues Criminalrecht, eine neue Ordnung für den Criminalproceß,

---

*) In seinen Réflexions sur le métier de roi sagt Ludwig: „Die Fehler, die ich begangen habe und die mir innerlichen Kummer verursachen, sind aus Gefälligkeit entstanden, weil ich mich zu unvorsichtig den Meinungen Anderer überlassen habe."

sowie ein neues Seerecht ausgearbeitet. Alle hierher gehörigen Bestimmungen sind unter den Titeln der Ordonnances de Louis XIV. und des Edicts des Handels und der Marine bekannt. In der Wahl seiner Gehülfen war der König anfangs äußerst glücklich. Der Staatssecretär Le Tellier, ein brauchbarer eifriger Geschäftsmann und dem König durch seine übergroße Ergebenheit besonders werth, wurde zum Kanzler erhoben; sein ältester Sohn, Besitzer des Marquisats Louvois, erhielt das Kriegswesen; Lionne leitete wie früherhin die auswärtigen Angelegenheiten. Den Oberintendanten der Finanzen, Fouquet, Vicomte von Melun und Vaux, haßte Ludwig wegen der freien und selbständigen Stellung, die derselbe unter Mazarin's Verwaltung gewonnen hatte und fernerhin zu bewahren gedachte; bald war sein Sturz beschlossen. Da man seinen weit verbreiteten Einfluß zu fürchten hatte, zeigte ihm der König scheinbar das größte Vertrauen, ließ sich von ihm bewirthen und nahm ihn auf einer Reise nach der Bretagne mit, deren Stände bei der Steuerbewilligung Schwierigkeiten machten. Hier wurde Fouquet, nachdem er sich noch eben mit dem Könige berathen, beim Heraustreten aus dem Schlosse zu Nantes verhaftet (15. September 1661) und unter Begleitung von hundert Musketieren nach Angers und später nach Vincennes geführt. Eine Specialcommission, die der König aus den Mitgliedern verschiedener Parlamente, zum Theil entschiedenen Feinden Fouquet's, zusammengesetzt hatte, sollte den hochverrätherischer Umtriebe Angeklagten womöglich zum Tode verurtheilen. Allerdings hatte Fouquet viel Geld verschwendet, theils für Mazarin, theils für seine Vergnügungen, theils um sich Freunde zu machen; aber seine Staatsverbrechen waren Erfindungen. Der Generalprocurator Talon arbeitete aus allen Kräften, die Verdammung des Unglücklichen zu bewerkstelligen; aber der Maitre des Requetes, Lefevre d'Ormesson, antwortete dem Könige, auf seine Anmahnung das Seinige zum Todesurtheil beizutragen, er werde thun, was Ehre und Gewissen ihm gebieten würden, und sprach anderthalb Tage lang nach seiner Ueberzeugung für die Unschuld Fouquet's. Dafür erhielt Ormesson dieselbe Antwort, als er zwölf Jahre darauf um eine Stelle für seinen Sohn anhielt. Fouquet ward zur Verbannung und zur Confiscation seines Vermögens verurtheilt; aber die erstere Bestimmung verwandelte der König in lebenslängliches Gefängniß zu Pignerol, wo der Verurtheilte erst 1680 starb*). Sein Nachfolger

*) S. Becht, der Oberintendant Fouquet u. s. w. im Archiv für Geschichte und Litteratur, Bd. I. S. 129 fg.

wurde Jean Baptiste Colbert, der Sohn eines Tuchhändlers zu Rheims (geb. 1619) und späterhin durch den König zum Marquis von Seignelai erhoben. Zuerst Secretär Mazarin's, stieg er durch Treue und Pünktlichkeit so weit empor, daß ihm Ludwig unmittelbar nach Fouquet's Absetzung — bei der Colbert indeß nicht im reinsten Lichte erscheint — unter dem Titel eines Generalkontroleurs der Finanzen dessen Geschäfte übergab.

Colbert war es, der Ordnung in den Staatshaushalt brachte, das Staatseinkommen erhöhte, den Handel belebte, dessen Thätigkeit und Uneigennützigkeit dem Könige die Mittel zu den Unternehmungen verschafften, durch die seine Regierung so glänzend geworden ist. Er schloß zuerst Handelsverträge mit den Niederländern, Dänen und Schweden, kaufte dem unbedachtsamen König Karl II. von England Dünkirchen, den Preis, für welchen Mazarin Cromwell's Unterstützung in den Niederlanden erhalten hatte, für 400,000 Pf. St. wieder ab, machte den Hafen dieser Stadt und den von Marseille zu Freihäfen, und zog dadurch den levantinischen Handel nach diesem, und den nordischen nach jenem hin. Die französischen Erzeugnisse, die früherhin von den Engländern und Holländern abgeholt worden waren, wurden fortan von französischen Schiffern selber ausgeführt. In der bisher wüsten Insel Cayenne in Südamerika und auf Madagascar wurden mit Glück französische Colonien angelegt (1661), für West- und Ostindien aber nach dem Muster der Engländer und Holländer Handelsgesellschaften gegründet. Beiden schoß der König beträchtliche Summen vor, viele Vornehme liehen Geld dazu her, ja die ganze Nation beförderte das Unternehmen. Dreizehn Millionen Livres wurden ferner aufgewandt, um den sogenannten königlichen Canal in Languedoc zu ziehen, der das Mittelländische mit dem Atlantischen Meere verbindet und von dem Hafen von Cette in die Garonne unterhalb Toulouse führt (1664). Jener Hafen von Cette sowie der bei Rochefort wurden jetzt erst angelegt, und an dem letztern Orte zugleich ein Seehospital, ein Zeughaus, und eine Schule zur Erlernung des Seewesens errichtet (1666). Colbert's Hauptaugenmerk aber waren die Manufacturen; von Jahr zu Jahr wurden deren neue angelegt und auf das reichlichste unterstützt. Der durch die vielen Bürgerkriege ertödtete Kunstfleiß der Franzosen erhob sich schöner als je zuvor, und bald nahmen es die französischen Fabrikanten mit den englischen und holländischen auf. Im Jahre 1669 zählte man schon 44,200 Wollenweber in Frankreich. Seidenzeuge, Spiegel, Tapeten, Spitzen, Tuch, Leinwand, Gold- und Silberdraht wurden in Menge verfertigt

und ausgeführt, und von den Engländern erkaufte man das Geheimniß der unlängst von ihnen erfundenen Strumpfwirkerstühle. Doch würde Colbert durch die Verminderung des Steuerdrucks noch viel mehr für das Wohl des Landes haben thun können, wenn nicht der Ehrgeiz und die Ländergier Ludwig's einen Krieg nach dem andern erzeugt, und so die Geldbedürfnisse mit jedem Jahr sich vervielfältigt hätten. Das Land wurde dadurch um einige Provinzen vergrößert, aber es verarmte. Dazu kamen die ungeheuren Summen, welche die Hofhaltung und die Bauten des Königs verschlangen. Colbert mußte daher unablässig darauf bedacht sein die Einnahmen zu erhöhen, und dies that er mit Geist, Geschick und Anwendung mancher sehr zweckmäßigen Maßregeln. Allein das System der Staatswirthschaft, dem er dabei folgte, hat eben so wenig Frankreich wahres Heil gebracht, als die Grundsätze desselben vor einer scharfen Prüfung haben bestehen können, so sehr sie auch ehemals gepriesen und in anderen Ländern nachgeahmt worden sind. Es beruht dies System auf einer durch Holland's Beispiel hervorgerufenen irrigen Vorstellung vom Nationalreichthum, vermöge deren die Fabriken und Manufacturen übermäßig und einseitig begünstigt, die Einfuhr fremder Erzeugnisse und Waaren ganz verboten oder durch hohe Zölle unmöglich gemacht, die Landwirthschaft aber und die mit ihr in Verbindung stehenden Gewerbe zu großem Schaden der allgemeinen Wohlfahrt vernachlässigt und gedrückt werden.

Wie Colbert den Staatshaushalt und die Industrie Frankreich's zu einer neuen und höheren Gestalt umschuf, die lange das Muster der übrigen Staaten geblieben ist, so geschah dasselbe mit dem Kriegswesen durch Louvois. Der großen Verstärkung des Heeres ist schon gedacht worden. Zeughäuser und Magazine wurden in bedeutender Zahl angelegt; man begann die Truppen gleichförmig zu kleiden und zweckmäßiger zu bewaffnen; das Geschütz wurde vermehrt; für untaugliche und ausgediente Krieger wurde in Paris ein Invalidenhaus von ungemeiner Größe und Pracht errichtet. Auch neue Festungen in übermäßiger Anzahl und Stärke wurden angelegt, und Vaubans Genie schien durch seine Bollwerke die Grenzen Frankreich's jedem fremden Heere für alle Zeiten unzugänglich zu machen. Doch während Colbert bei allen seinen Einrichtungen und Maßregeln das Wohl des Volks im Auge hatte, war Louvois nur den Leidenschaften des Königs zu schmeicheln bemüht und glaubte allein in der Aufregung und Befriedigung derselben seine Stellung und seinen Einfluß gesichert. Auch die Marine hob sich durch den Eifer und die Thätigkeit des Königs schnell zu einer so glänzenden Höhe,

daß sie mit dem Ruhm der englischen und holländischen Flotten wetteifern durfte. Der Marquis von Seignelai, Colbert's Sohn, verwaltete diesen Zweig zu völliger Zufriedenheit des Königs.

Leider wurde der treffliche Colbert seinem Lande zu früh entrissen. Er starb schon am 6. September 1683. Noch in seinen letzten Stunden erhielt er einen Brief vom Könige, mit dem er in der spätern Zeit, durch Louvois' immer steigenden Einfluß gekränkt und zurückgedrängt, in weniger gutem Vernehmen gestanden hatte. Als seine Umgebung das Schreiben öffnen wollte, rief er aus: „Ich mag nichts mehr von ihm hören, wenigstens soll er mich jetzt in Ruhe lassen! Hätte ich für Gott gethan, was ich für ihn gethan habe, ich wäre zehnfach erlöst." Die Verbrauchssteuern, die er in den letzten Jahren auf Getränke und Krämerwaaren hatte legen müssen, um Ludwig's stets wachsende Bedürfnisse zu befriedigen, hatten ihm den Haß der geringeren Einwohnerklassen von Paris in dem Maße zugezogen, daß eine Bedeckung der bewaffneten Macht seinen Leichnam am Tage der Beerdigung vor öffentlichen Mißhandlungen sichern mußte; das Volk wußte nicht, welche Stütze es an ihm gehabt. Wenn unter Claude Le Pelletier, der nach Colbert's Tode die Leitung der Finanzgeschäfte übernahm, der Druck zunächst noch erträglich war, so stieg er doch trotz dessen Bemühungen während des dritten Eroberungskrieges zu einer solchen Höhe, daß der Generalcontroleur seine Stelle freiwillig niederlegte, um nicht länger das Werkzeug unabläßiger Erpressungen zur Füllung der Kriegskassen zu sein. Er überließ sein drückendes Amt dem Herrn von Pontchartrain (1689), der hart genug war, dem seufzenden Volke das letzte Mark abzupressen. Mit solchem Elend und solcher Noth im Innern wurden jene glänzenden Erfolge nach außen erkauft, die wir an unsern Blicken haben vorübergehen lassen; doch selbst in dieser letzten Beziehung waren den späteren Jahren Ludwig's noch große Demüthigungen aufbewahrt. Auch Louvois' Mitwirkung verlor der König durch dessen im Jahre 1691 erfolgten Tod, und trotz aller üblen Eigenschaften dieses Mannes machte es sich doch bald fühlbar, daß er nicht mehr die Seele des Kriegswesens sei. Ueberhaupt war Ludwig in der Wahl seiner späteren Minister weit weniger glücklich. Eifersüchtig auf seine eigene Einsicht und Regierungskunst, nahm er jüngere und biegsamere Leute in sein Cabinet, die er zu Staatsmännern heranzubilden suchte; aber die Folge dieses Verfahrens war keine andere, als daß jene, unselbständig an Charakter und Kenntniß wie sie waren, sich mit der Maintenon verbanden, um den König gerade in der Zeit zu beherrschen, wo er sich für den unbeschränktesten

Gebieter seines Reiches hielt. Treffend war der Ausspruch Wilhelm's von Oranien, daß Ludwig die entgegengesetzte Sitte anderer Könige befolge, die jungen Weibern und alten Rathgebern den Vorzug gäben.

Wenn Frankreich durch die Umschaffung seines Steuer- und Kriegswesens sowie der Verwaltung die Grundlagen des modernen Staatscharakters und damit das Vorbild ausprägte, dem die meisten übrigen Regenten Europa's mit größerem oder geringerem Eifer folgten: so lohnt es sich wohl, noch einiger anderer Erscheinungen zu erwähnen, die das neue Gebäude vollendeten. Es gehört hierher vor allem die Polizei, deren Geschäfte, so weit sie die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung und den Schutz des Eigenthums betrafen, bisher den Ortsbehörden obgelegen hatten. Jetzt wurden besondere Beamte mit diesen Pflichten beauftragt, die aber nicht bloß für die Sicherheit der Privaten, sondern zugleich für die Ruhe des Staates zu wachen hatten, und denen nun nicht mehr bloß der Schutz gegen das Verbrechen, sondern auch dessen Vorbeugung durch geheime Kenntniß und Aufspürung obliegen sollte. Es ist nicht zu leugnen, daß durch diese Einrichtung, der neben der richterlichen Gewalt in gewissen Schranken auch die Kraft, Bewaffnung und Organisation des Militärs gegeben wurde, eine vorhin unbekannte Ruhe und Sicherheit im Staate wie in den Städten und auf den Landstraßen zu herrschen begann; andrerseits aber mußten diese Vortheile mit großen Beeinträchtigungen der Freiheit und der besonderen Rechte der Einzelnen erkauft werden; namentlich reicht auch die Verletzung des Briefgeheimnisses bis in die Entstehungszeit der französischen Polizei hinauf. Der großen Bauunternehmungen Ludwig's ist bereits gedacht worden; sie beschränkten sich aber keineswegs auf Paläste, Kanäle und Hafendämme, das ganze Land ward auf königliche Kosten mit Kirchen, Spitälern, Kranken- und Armenhäusern, sowie mit Zeughäusern und Kasernen besetzt. Es war natürlich, daß der Staat, nachdem er die Verbindungen der Communen aufgelöst und die Kraft des Adels gebrochen, die früherhin selbst ihre Gotteshäuser gebaut und für die Pflege ihrer Armen und die Instandhaltung und den Vorrath von Waffen gesorgt hatten, die Sorge dafür übernahm; was aber vordem, vereinzelt und mit geringeren Mitteln unternommen, übersehen worden war, erhielt jetzt durch den Glanz des königlichen Namens das allgemeine Lob und die übertreibendste Anerkennung. Auch bei diesen Bauunternehmungen muß Colbert's Name erwähnt werden, der freilich nicht immer in der reinsten Absicht Vorschläge auf Vorschläge dem Könige übergab, um durch seine Bauentwürfe Louvois' Kriegsplanen ein Gegengewicht zu bereiten.

„Nichts bezeichnet mehr, schrieb er an Ludwig, die Größe und den Geist eines Fürsten als die Gebäude, und stets wird die Nachwelt den Monarchen an dem Maßstabe dieser prachtvollen Monumente messen, welche er während seines Lebens errichtet hat.“

Aus denselben Gründen der Ruhmsucht und Eitelkeit, wie seine Kriege und Bauten, ging Ludwig's Unterstützung der Gelehrten hervor. Wie schon erwähnt, war er selbst nichts weniger als wissenschaftlich gebildet; es war ihm sogar unangenehm, wenn Jemand in seiner Umgebung hierdurch ein Uebergewicht über ihn in Anspruch zu nehmen schien, und gegen den berühmten Bossuet soll er einst geäußert haben, „er fürchte die Geister;“ dennoch unterstützte er sie, um von ihnen gelobt zu werden. Auch auf auswärtige Gelehrte dehnte er seine Freigebigkeit aus, und gleich zu Anfang seiner Selbstregierung mußte Lionne deshalb Erkundigungen einziehen. Man brachte gegen sechszig Namen zusammen, unter denen auch einige Professoren aus Altdorf und Helmstädt gewesen sein sollen. Alle diese Männer waren verwundert, mit höflichen Briefen von dem Minister Colbert überrascht zu werden, worin sie ersucht wurden zu erlauben, daß der König von Frankreich ihr Wohlthäter werden dürfe, da er nicht das Glück habe ihr Oberherr zu sein. Viele dieser Geschenke waren so ansehnlich, daß die Empfänger sich Häuser davon erbauen konnten. Andere erhielten sogar einige Zeit hindurch fortgehende Pensionen. Diese Freigebigkeit hatte die erwünschten Folgen. Die Gelehrten konnten nicht Worte genug finden, den außerordentlichen Kenner und Beschützer der Wissenschaften würdig zu loben, gegen welchen Augustus und Mäcenas nur armselige Wichte wären; und in zwölf Städten Italien's erschollen alljährlich an Ludwig's Geburtstage pomphafte Lobreden. Wichtiger als diese vorübergehende Liberalität war die Gründung mehrerer Gesellschaften von Gelehrten und Künstlern mit bestimmten Ausstattungen für die Mitglieder und angemessenen Summen für gemeinsame Werke und Unternehmungen. Nachdem Richelieu im Jahre 1635 die erste französische Akademie für die Beförderung und Ausbildung der schönen Redekünste gestiftet hatte, ließ Colbert dieser Gründung 1664 die Akademie der Maler und Bildhauer, die Akademie der Musik und die der Inschriften (für die historischen Disciplinen), 1666 die Akademie der Wissenschaften und 1671 die der Baukunst folgen.

Ludwig besaß das glückliche Talent alle Seiten und Aeußerungen seines Staats und seiner Verwaltung durch seine Persönlichkeit in ein großes und imponirendes Ganze zusammen zu fassen. Umgeben von seinen Kriegshelden, seinen Ministern, seinen Baukünstlern und seinen

Gelehrten hat er die Augen der Mit- und Nachwelt lange Zeit geblendet. Niemals darf indeß vergessen werden, daß Ludwig als der Begründer eines Staatswesen zu betrachten ist, auf welches die Entwickelung der Zeit hindrängte, daß er die dazu vorhandenen Elemente herausfühlte und zusammennahm, und eine großartige Schöpfung vollendete, die, wenn sie auch die organischen Triebe des frühern Lebens durch den Mechanismus der Verwaltung und die gleichmachende Kraft der absoluten Herrschergewalt vernichtete und späterhin die größten Revolutionen hervorrief, doch einerseits durch die nothwendige Stufenfolge der Ausbildung des Staatslebens im Allgemeinen bedingt war, sowie sie andrerseits gewisse für immer geltende Momente in der Energie der Concentration und Verwaltung, wenn auch fälschlich als allein berechtigte, mit Geschick verkörpert hat.

---

8. Ludwig's Streitigkeiten mit Innocenz XI. Aufhebung des Edicts von Nantes. Die Jansenisten.

Wie gering Ludwig das selbständige Ansehen des heiligen Stuhles achtete, hatte er zuerst bei seinen Streitigkeiten mit Papst Alexander VII. bewiesen. Als sich dessen Nachfolger Clemens IX. und Clemens X. (1667—1676), um solcher Behandlung für die Zukunft zu entgehen, näher an Spanien schlossen, rächte sich der König von Frankreich durch fortdauernde Eingriffe in die Suprematsrechte, welche ihnen über die gallicanische Kirche zustanden. Wie die Päpste selbst geistliche Aemter und Einkünfte in Italien durch jährliche Zahlungen für Bevorzugte schmälerten, belastete Ludwig die französischen Pfründen mit Pensionen für Militärpersonen, zog die Einkünfte der Bischöfe während der Erledigung ihrer Sitze ein, erklärte feierlich, daß ihm das Regalrecht zustehe, und beschränkte die Geldsendungen an den römischen Hof*). Als Innocenz XI. den Stuhl Petri bestieg, ermahnte er Ludwig zunächst die Freiheit der Kirche nicht anzutasten, auf daß die Quelle der göttlichen Gnade für sein Reich nicht versiegen möge. Aber Ludwig konnte sich allzu sicher auf die Geistlichkeit seines Reiches verlassen, weil sie aus den Mitgliedern des Hofadels von ihm selbst zu ihren Aemtern berufen

*) Ranke, Päpste, Thl. III. S. 161 f.

ward. Eine allgemeine Versammlung derselben, die 1682 zusammentrat, wies mit gewohnter Ergebenheit gegen den Hof und die Minister alle Forderungen des Papstes zurück und erklärte, daß der heilige Petrus und seine Nachfolger keine Macht über weltliche Dinge empfangen hätten; daß die Versammlung der allgemeinen Kirche über dem Papst stehe; daß die Freiheiten und Gesetze der gallicanischen Kirche, wie sie durch Beschlußnahme derselben geregelt seien, vom heiligen Vater nicht angetastet werden könnten; und endlich daß dieser, obgleich ihm der Vorrang bei der Entscheidung von Glaubenssachen gebühre, doch auch hierin nicht untrüglich und unverbesserlich sei, so lange die Beistimmung der Kirche fehle. Auf Ludwig's Befehl mußten alle Parlamente diese Beschlüsse registriren, und der gelehrte Bossuet, Bischof von Meaux, eine Vertheidigung derselben abfassen. Niemand sollte von den theologischen oder juristischen Facultäten des Landes promovirt werden dürfen, der die vier Artikel, wie jene Beschlüsse genannt wurden, nicht feierlich beschwöre. Papst Innocenz hatte hiergegen keine andere Waffen als die, den vom König ernannten Bischöfen die geistliche Ordination zu verweigern, wodurch sie außer Stande waren irgend eine Amtsverrichtung vorzunehmen.

Ein neuer Anlaß zu Streitigkeiten wurde das Asylrecht der fremden Gesandten zu Rom; ein Gebrauch, der sich allmählig ausgebildet hatte, da die päpstliche Regierung es gewöhnlich nicht wagte den Schutz zu verletzen, den die Bevollmächtigten auswärtiger Staaten zusagten. Mit der Zeit schlichen sich hier bedeutende Mißbräuche ein; namentlich dehnten die französischen Botschafter mit herrischer Anmaßung das Privilegium auch über die Mauern ihres Palastes auf die nächstgelegenen Straßen aus und verlangten, daß jeder Verbrecher, der sich in diesen Bezirk geflüchtet, vor aller Verfolgung der Behörden und Sbirren gesichert sein solle. Diesem Uebermuth ein Ende zu machen, verbot Innocenz zunächst Wappen und Zeichen eines fremden Souveräns an einem Hause zu befestigen, denn er allein sei Herr von Rom; ferner erließ er eine Bulle, welche die Excommunication über jeden aussprach, der noch ferner das Asylrecht üben werde. Die Gesandten des Kaisers und des Madrider Hofes sowie die von England und Polen gaben nach, nur die französischen nicht, und Heinrich Karl von Beaumanoir, Marquis von Lavardin, hielt sogar 1687 seinen Einzug zu Rom mit einem bewaffneten Gefolge von achthundert Officieren und Soldaten, die er in der Umgebung seiner Wohnung, des Palastes Farnese, einquartierte. Wachen wurden ausgestellt, fortwährend durchstreiften Patrouillen den

besetzten Bezirk, und wenn der Gesandte ausfuhr, begleiteten ihn zweihundert Reiter. „Sie kommen mit Roß und Wagen," sprach Innocenz, „wir aber wollen wandeln im Namen des Herrn." Er gab dem Marquis keine Audienz, untersagte den Cardinälen und dem römischen Adel allen Umgang mit demselben und belegte ihn selbst mit kirchlichen Strafen. Als dieser dennoch am Weihnachtsabend dem Gottesdienste in der Kirche des heiligen Ludwig's beiwohnte, sprach der Papst das Interdict über jenes Gotteshaus. Aber Lavardin ging noch weiter. Er war keck genug, mit zahlreichem Gefolge auch in die Peterskirche zu dringen, die indeß auf der Stelle von sämmtlichen Geistlichen verlassen wurde. Hierauf befahl Ludwig höchst erbittert Avignon zu besetzen, und drohte dem Papste mit der Berufung eines allgemeinen Conciliums. Innocenz blieb jedoch fest, und die Verwirrung und Störung, die in der französischen Kirche allmählig dadurch hervorgebracht wurde, daß siebenunddreißig Bischöfe ihren Amtsverrichtungen nicht obliegen durften, nöthigte den König endlich zum Nachgeben. Vergebens hatte er gehofft, Innocenz' Nachfolger, Alexander VIII. (1689—1691), gewinnen zu können; standhaft erklärte auch dieser die Beschlüsse der französischen Geistlichkeit von 1682 für nichtig und unverbindlich. Unter dem Einfluß des Pariser Hofes ward Innocenz XII. gewählt; dennoch war auch dieser nicht zu bewegen, die Würde des heiligen Stuhles Preis zu geben. So mußte denn die Geistlichkeit Frankreich's sich entschließen ihre Beschlüsse zurückzunehmen und „zu den Füßen des heiligen Vaters niedergeworfen ihren unaussprechlichen Schmerz darüber bekennen", wie es in ihrem Schreiben an den Papst hieß; und Ludwig erklärte, daß er seine auf den Grund jener Bestimmungen erlassenen Gesetze zurücknehme. Noch einmal hatte der heilige Stuhl einen heftigen Angriff zurückgeschlagen; aber was öffentlich mit Lärm und Gepränge verkündet war, wurde nur im Stillen widerrufen; Ludwig fuhr mit seinen Eingriffen, wenn auch nicht in dem früheren Umfange, fort, und die folgenden Päpste trugen mit Recht Bedenken, einen Kampf, dessen Ausgang so zweifelhaft war, zu erneuen.

Wie unerträglich aber auch Ludwig's Anmaßungen in Beziehung auf die Herrschaft des Papstes innerhalb der Kirche sein mochten, so schien er doch allen hier verursachten Schaden durch seinen Eifer für die Verbreitung des Katholicismus auszugleichen. Seine Minister und Hofleute theilten diese Gesinnung, oder waren scheinheilig genug sie zu heucheln; häufiger Besuch der Messe gehörte zum guten Ton, wenn auch nur um vom Könige gesehen zu werden. Auch Ludwig's Religiosität bestand nur in gewissenhafter Beobachtung aller von der Kirche vorge=

schriebenen Gebräuche. Die Herzogin von Orleans, eine gebildete und geistreiche Frau, von der uns eine anziehende Briefsammlung aufbehalten ist, schreibt in dieser Beziehung: „Man kann in der Religion nicht einfältiger sein, als der König war. Was die Pfaffen redeten, das glaubte er, als habe Gott es gesprochen; denn er hatte niemals ein Wort in der Bibel gelesen und wußte nichts, als was ihm seine Beichtväter sagten. Sie hatten ihn überredet, in Religionssachen sei nicht erlaubt zu räsonniren, man müsse die Vernunft gefangen nehmen, um selig zu werden." Früh genug richtete sich Ludwig's Aufmerksamkeit auf die Reformirten. Richelieu, frei von jeder religiösen Leidenschaft, hatte, wie wir gesehen, nur die Sicherheitsplätze der Reformirten zerstört, weil es ihm politisch unstatthaft schien, einen abgesonderten Staat im Staate zu dulden; aber nachdem er ihnen ihre Furchtbarkeit geraubt hatte, ließ er sie ruhig wohnen. Mazarin, der an freier Einsicht nicht so hoch als sein Vorgänger stand, beeinträchtigte sie schon mehr, und spätere Räthe Ludwig's gingen noch weiter, indem sie seine Abneigung gegen die Reformirten zur Bemäntelung ihrer herrschsüchtigen und eigennützigen Plane benutzten. Man drückte die Hugenotten auf alle Weise, gab ihnen tausend unerwiesene Vergehungen schuld, um sie zu harten Strafen verurtheilen zu können, erklärte sie vieler Aemter und Ehrenstellen unfähig, nahm ihnen Gewerbsrechte, ließ ihre Kinder zu den höheren Schulen nicht zu, oder entriß ihnen dieselben, um sie im katholischen Glauben zu erziehen, legte ihnen Soldaten mit der Last des Unterhalts in die Häuser, und verdammte sie zur Bezahlung der Schulden solcher, die katholisch geworden waren. Noch schlimmer war, daß in den Jahren 1669 und 1679 die chambres mi parties aufgehoben wurden. Es war dies ein während der Religionskriege errungenes Privilegium, nach welchem bei Criminalklagen gegen Reformirte oder in Civilsachen von Katholiken gegen Bekenner des Calvinismus die mit der höhern Instanz in diesen Fällen beauftragten Kammern der Parlamente von Paris, Rouen, Toulouse, Bordeaux und Grenoble zur Hälfte aus reformirten Räthen bestehen sollten. Hierdurch wurden die Reformirten des letzten Schutzes gegen die immer zunehmenden Plackereien beraubt.

Indeß war das Maß der Bedrückung damit noch nicht erfüllt. Beredte katholische Geistliche schrieben eigene Werke über die Nothwendigkeit, die lange entbehrte Glaubenseinheit herzustellen; und Ludwig's Beichtvater La Chaise, in Verbindung mit mehreren anderen Priestern und der bigotten Frau von Maintenon, die sich früher selbst zum reformirten Bekenntniß gehalten hatte, stellte dem König unaufhörlich vor,

welche Gnade bei Gott zu erlangen sei durch die Zurückführung so vieler Sünder zum wahren Glauben, und wie viel Ruhm bei der Nachwelt, wenn ihm das Werk gelänge, das sechs Regierungen vor ihm vergebens versucht hätten. Man bewies ihm, daß er eigentlich nicht vollkommener Souverain sei, so lange noch zwei Millionen Franzosen einem andern Glauben als dem seinigen huldigten, und versicherte, daß der weise Heinrich IV. das Edict von Nantes gewiß nicht würde gegeben haben, wenn damals die Macht der Krone auf einer höhern Stufe gestanden hätte. Zunächst wies der König besondere Summen an, um die Kosten der neu zu errichtenden Missionen für seine ketzerischen Unterthanen zu bestreiten und die zur katholischen Kirche Bekehrten zu belohnen. Da die Bischöfe den Eifer Ludwig's gewahrten, begannen auch sie die in ihren Sprengeln lebenden Reformirten auf alle Weise zu bearbeiten, und konnten bald ihrem Herrscher die Freude machen, jährliche Listen von drei bis vierhundert wieder gewonnenen Seelen aus ihren Diöcesen einzusenden. Um den Rückfall dieser neuen Gläubigen in die alten Irrthümer zu verhindern, wurde ein strenges Edict erlassen, welches für dieses Verbrechen Verbannung und Confiscation des Vermögens festsetzte. Auch die gemischten Ehen zwischen Katholiken und Reformirten wurden 1680 bei harter Strafe untersagt, und man fing an, die Kirchen der letzteren an verschiedenen Orten niederzureißen. Sobald Louvois sah, daß sich der König nicht mehr ausschließlich mit Eroberungen und politischen Planen beschäftigte, mischte er sich ebenfalls in diese Angelegenheiten und war auch hier entschlossen, die möglichst größten Resultate durch jedwedes Mittel zu erreichen, um in der Gunst des Königs immer höher zu steigen. Wenn man in dieser Sache vorschreiten wolle, meinte er, müsse es mit kräftigem Nachdruck und schreckendem Zwange geschehen, und diesem Grundsatze zufolge wurden Dragoner und Priester zugleich in alle Provinzen geschickt, das Bekehrungswerk anzufangen. Die Intendanten machten den Reformirten überall den Willen des Königs bekannt, daß sie katholisch werden sollten, und daß man die Widerspenstigen mit Gewalt dazu zwingen werde. Wenn die Unglücklichen betheuerten, daß sie ihr Leben für den König hingeben wollten, aber ihrer Ueberzeugungen nicht Meister wären, so rückten die Dragoner ein, besetzten alle Zugänge, und riefen mit dem Degen in der Faust: „Sterbt, oder werdet katholisch!“ Diese unmenschlichen Gesetzvollstrecker wurden bei den reformirten Bürgern einquartiert, und verfuhren mit den Gütern und Weibern derselben wie mit ihren eigenen. Was der stille Fleiß einer redlichen arbeitsamen Familie in vielen Jahren mühsam erworben, und

sorglich erspart hatte, das verzehrten jetzt gefühllose Soldaten hohnlachend und trotzend in wenigen Monaten, und unschuldige Männer und Frauen wurden ohne Unterschied bis aufs Blut geprügelt und mißhandelt. Die reformirten Prediger wurden zum Theil hingerichtet; Weibern, die calvinistische Kirchenlieder und Psalmen sangen, schnitt man die Haare ab; Eltern nahm man die Kinder weg, und steckte sie in katholische Waisenhäuser; Greise wurden unter Flüchen und Drohungen von den Soldaten an die Altäre geschleppt, das Abendmahl nach katholischer Weise zu empfangen; und solche, die aus Furcht ihren Glauben abgeschworen hatten und nachher doch wieder bei einer reformirten Religionsübung oder auch nur über einer unkatholischen Aeußerung ertappt wurden, mußten ihre angebliche „Gotteslästerung" in den härtesten Gefängnissen, ja wohl gar auf dem Blutgerüste büßen. Damit sich aber Niemand dieser Tyrannei entziehen könnte, hatte man in die Häfen und Grenzstädte strenge Befehle geschickt, alle Personen, die Frankreich verlassen wollten und keine Zeugnisse von ihren Bischöfen hätten, anzuhalten und als Staatsverbrecher zu behandeln.

Der Anfang mit diesen Abscheulichkeiten wurde in Poitou (1681) gemacht, dann kam die Reihe an Ober- und Nieder-Guienne, an Saintonge und an die Dauphiné. Hierauf wandte sich der Dämon des Fanatismus nach der Normandie, Picardie, nach Bretagne, Champagne, Bourgogne, Orleanois, Isle de France und die übrigen Provinzen. Alle Vorstellungen, Protestationen und Bitten der Reformirten bei den Intendanten, Gouverneuren, beim Staatsrathe sowie beim Könige blieben ohne Erfolg; Louvois mit seinem Vater, dem Kanzler Le Tellier und dem Pater La Chaise trieben Ludwig immer weiter. Eine reformirte Kirche nach der andern ward niedergerissen, eine „Ketzerschule" nach der andern aufgehoben, ihre Collegien und Seminarien erhielten die Jesuiten, die Intendanten wurden bevollmächtigt den noch übrigen calvinistischen Gemeinden Prediger ihrer Wahl vorzusetzen. Vergebens verwandten sich Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg und die Königin Christine von Schweden für die Protestanten; vergebens sprach selbst der Papst Innocenz gegen solches Verfahren und erklärte, „dieser Bekehrungsart habe sich Christus nicht bedient, man müsse die Menschen in die Tempel führen, nicht hineinschleifen." Die Verfolgung wurde vielmehr immer heftiger, und der Marquis von Boufflers sowie der Herzog von Noailles erhielten von Louvois Befehl, mit einigen tausend Mann dem Calvinismus auch in Bearn und Languedoc ein Ende zu machen (1685). Ihre Bemühungen wurden von außerordentlichen Er-

folgen begleitet; durch unerhörte Grausamkeiten gezwungen verließen Tausende und aber Tausende den Glauben ihrer Väter. Der Herzog schrieb freudiges Herzens: „Die Bekehrung geschieht so allgemein und mit so großer Schnelligkeit, daß man Gott nicht genug dafür preisen, und nicht ernstlich genug an die gänzliche Vollendung dieses Werkes denken kann, indem man den Verirrten die Belehrungen nicht länger vorenthält, deren sie bedürfen und die sie mit Sehnsucht erwarten."

Die Ungerechtigkeit und rohe Gewaltsamkeit, durch welche alle diese Ergebnisse erreicht wurden, erfuhr Ludwig nicht in ihrem ganzen Umfang; er freute sich der immer mehr abnehmenden Ketzerei und gedachte auf diesem Wege allmählig ans Ziel zu gelangen, als Louvois, der sich über das Wesen dieser Bekehrungen nicht täuschte und wohl einsah, daß sobald die Verfolgung nachließe, die Mehrzahl zu ihrem frühern Glauben zurückkehren würde, den König zu einer entscheidenden Maßregel brachte. Vereint mit La Chaise stellte er ihm vor, daß bei der geringen noch übrigen Anzahl der Reformirten das Edict von Nantes überflüssig sei, und erlangte auf diese Weise endlich die Zurücknahme desselben. Die hierüber sprechende Verordnung ward am 17. October 1685 vollzogen*), und von allen Parlamenten willig registrirt. Es hieß darin, das Edict von Nantes sei nur in der Absicht gegeben worden, um an der Vereinigung der beiden Religionsparteien arbeiten zu können; dies sei auch mit so gutem Erfolge geschehen, daß es nun jenes Edicts gar nicht mehr bedürfe; der noch übrige unbedeutende Haufe der Reformirten sei als eine Anzahl unruhiger Köpfe zu betrachten, die durch Strenge zum Gehorsam gebracht werden müßten. Es sei diesen demnach jede religiöse Zusammenkunft sowie auch die Ausübung des calvinistischen Cultus in den Schlössern des Adels untersagt, bei Strafe der Einziehung ihrer Güter und Personen. Alle ihre Kinder würden fortan in der katholischen Religion getauft und erzogen werden. Jeder Reformirte, der auswandere, und jeder Prediger, der innerhalb vierzehn Tagen **nicht** auswandere, sollte zu den Galeeren verdammt werden.

Dies Edict wurde gleich nach seiner Bekanntmachung auf das härteste angewandt. Die Dragonaden wurden fortgesetzt, die Gefängnisse füllten sich mit Unglücklichen, die nichts weiter verbrochen hatten, als daß sie nicht zur katholischen Kirche übertreten wollten, und die Maßregeln gegen Rückfällige wurden immer furchtbarer. Da sich viele Neu-

*) Nicht am 18; s. **Martin**, a. a. O. T. XIV. p. 47.

bekehrte auf dem Todbette weigerten die Sacramente nach katholischem Ritus zu nehmen, wurde gegen diese 1686 ein Edict erlassen, das sie im Fall der Genesung zu ewiger Galeerenstrafe und Confiscation ihrer Güter, ihre Frauen und Kinder zu lebenswieriger Einsperrung verdammte. Sollten sie sterben, so würden ihre Körper den Henkern zur Hinrichtung übergeben werden. Welcher Neubekehrte es wage, die Auswanderung zu versuchen, der werde mit seiner Familie und seinen Kindern ebenso bestraft werden. Die Verzweiflung der Verfolgten stieg aufs Aeußerste. Aber die Gewalt auf der einen Seite erzeugte die List auf der andern, und wie sorgfältig auch Louvois die Grenzen besetzen mochte, so fanden doch nach und nach mehr als funfzigtausend Familien Mittel hindurchzuschlüpfen und ihre Güter, ihre Kinder und ihre Geschicklichkeit benachbarten Ländern zuzuwenden. Da die meisten derselben arbeitsame und redliche Handwerker, geschickte Fabrikanten und thätige Kaufleute waren, so nahmen die protestantischen Fürsten sie mit Freuden auf, und bald nach ihrer Auswanderung sah man in England und Deutschland französische Zeuge, Spitzen, Hüte und Strümpfe verfertigen, die man bisher aus Frankreich hatte kommen lassen müssen. Eine Vorstadt von London wurde durchweg mit französischen Seidenarbeitern bevölkert. Der Prinz von Oranien und der Herzog von Savoyen errichteten ganze Regimenter von französischen Flüchtlingen; und der Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große von Brandenburg, der allein zwanzigtausend derselben als Ansiedler in die Marken aufnahm, gab in ihnen seinen Unterthanen ebenso viele Lehrer ungekannter und nützlicher Künste und Gewerbe.

Aber es war nicht bloß die kaum von Colbert begründete industrielle Größe seines Reiches, welcher Ludwig durch seine unbesonnene Verfolgung der Reformirten einen so bedeutenden Stoß versetzte; auch der Literatur desselben raubte er hierdurch das protestantische Element und vernichtete dadurch deren Entwickelung zu einer universalen Geltung, wofür in jener Zeit aller Anschein vorhanden war. Der katholischen Kirche Frankreich's entzog er ebenfalls ein mächtiges Gegengewicht, wodurch deren beginnende Stagnation hätte verhütet werden können. Die geistig Befähigten unter den mit Gewalt zum Katholicismus bekehrten Reformirten konnten unmöglich in einem ihnen dergestalt aufgedrungenen Bekenntniß eine Befriedigung finden. Bald richteten sie deshalb ihre Waffen gegen alle Offenbarung und Religion, und trugen auch ihrerseits mittelbar zu jener Untergrabung der sittlichen Verhältnisse Frankreich's bei, welche der Hof, der Adel und die Geistlichkeit selbst

auf unmittelbare Weise förderten, und welche die große Umwälzung des achtzehnten Jahrhunderts anbahnen half.

Auch ließen sich nicht alle reformirten Gemeinden ohne Widerstand unterdrücken. In den Gebirgen der Cevennen lebte noch eine beträchtliche Zahl von Nachkömmlingen der Waldenser, die sich, wie die Utraquisten in Böhmen den Lutheranern, so ihrerseits den französischen Reformirten anschlossen, weil sie in den Principien des Calvinismus eine gewisse Uebereinstimmung mit ihren Traditionen erkannten. Als sich die Verfolgung auch bis in ihre stillen Thäler ausdehnte, griffen sie 1702 kühn zu den Waffen. Ihr Glaubenseifer erhitzte sich bis zur heftigsten Schwärmerei; Männer und Frauen standen unter ihnen auf, deren Aussprüche als von Gott eingegebene Prophezeihungen verehrt wurden; und der hierdurch genährte Fanatismus ließ die Camisards — so wurden diese Bauern genannt, weil sie leinene Kittel trugen — gegen regelmäßige Heere bewundernswürdige Thaten heldenmüthiger Tapferkeit verrichten. Die Grausamkeit, welche Religionskriege gewöhnlich begleitet, fehlte auch hier nicht; und da die königlichen Befehlshaber Gefangene niedermetzelten, räderten und verbrannten, so übten die Camisards Vergeltung durch ähnliche Gräuel. Unter ihren Anführern zeichnete sich besonders ein junger Mann Namens Cavalier aus. Er war früher Bäckerbursche gewesen und zählte noch nicht zwanzig Jahre. Trotzdem entwickelte er unter den schwierigsten Umständen und den drohendsten Gefahren an der Spitze seiner undisciplinirten Haufen alle Talente eines erfahrenen Heerführers. Durch Ueberraschung, Ueberfall und kluge Benutzung des wohlbekannten Terrains vernichtete er mehrere Abtheilungen des französischen Heeres. Nachdem der Marschall Montrevel seine Kräfte vergebens gegen die Camisards versucht hatte, ward der Marschall Villeroi mit der Fortsetzung des Krieges beauftragt, und dieser mußte sogar 1704 einen Vergleich mit Cavalier eingehen, wodurch den Empörten Gewissensfreiheit bewilligt wurde. Cavalier errichtete darauf ein Regiment aus den versuchten Kriegern jener Thäler für den König, verließ aber späterhin Frankreich und starb als General=Major in englischen Diensten. Doch hatten nicht alle Camisards den Vergleich angenommen; der Aufruhr entbrannte von neuem, bis es dem Marschall von Berwick 1705 gelang, vornehmlich indem er den Insurgenten größere Milde wie seine Vorgänger zeigte, den erbitterten Kämpfen ein Ende zu machen. Ueber 100,000 Menschen sollen in denselben auf dem Schlachtfeld, mehr als 10,000 durch Henkershand den Tod gefunden haben.

Wir können diese den religiösen Zuständen Frankreich's gewidmete

Betrachtung nicht schließen, ohne zuvor noch einer Richtung zu erwähnen, die sich innerhalb der römischen Kirche selbst im Gegensatz zu der hereinbrechenden Erschlaffung des Katholicismus und dem verweltlichten Einfluß der Jesuiten erhob, und die den großen Schaden, welchen die Vertreibung der Hugenotten in dieser Beziehung herbeigeführt hatte, wenigstens einigermaßen zu ersetzen bestimmt schien. Der Orden der Jesuiten, welchem der Katholicismus vor allem seine Erhaltung und Restauration verdankte, hatte, wie die römische Kirche im Allgemeinen, das strengere, auf die Verbreitung des Glaubens gerichtete Streben allmählig aufgegeben, und war einzig und allein noch mit der Aufrechthaltung seines Einflusses beschäftigt. Die Härte der Disciplin ließ nach, das monarchische Ansehn des Generals minderte sich, gegen den heiligen Stuhl zeigte sich unter den Mitgliedern sogar hie und da Widersetzlichkeit; die frühere Abtretung der Güter vor der Aufnahme in den Orden verwandelte sich in eine Ueberlassung derselben an das besondere Collegium, dem man anzugehören wünschte, und welches dem neuen Mitgliede gewöhnlich die Verwaltung derselben überließ. Nicht minder als die Einzelnen bemühten sich dann die Collegien ihr Vermögen und ihre Einkünfte zu sichern; und daß man sich, wie vormals die Klostergeistlichen mit dem Ackerbau, jetzt bei veränderten Zeiten mit dem Handel befassen müsse, war eine unter den Ordensgliedern weit verbreitete Meinung, die denn auch bald eine eifrige praktische Ausübung fand. Auch bei dem Unterrichte der Jugend, der den alten Vorschriften gemäß unentgeltlich geleistet werden sollte, fing man an Geschenke zu nehmen, und aus diesem Grunde lieber reiche als arme Kinder in den Sälen zu sehen*). Auf das Innere des Ordens wirkten diese überwiegend weltlichen Interessen höchst nachtheilig zurück. Zunächst richteten sich die wissenschaftlichen Bestrebungen, statt auf die tiefere Begründung der kirchlichen Dogmatik und Exegese, auf Rhetorik, Sprachstudien und naturwissenschaftliche Gegenstände; und bei der Ausübung ihrer geistlichen Pflichten fingen die Jesuiten an, nicht bloß mit schlechten und verkehrten Thaten der Laien Nachsicht zu haben, sondern dieselben auch durch ihre Lehren zu begünstigen. Die Hauptwirksamkeit der Jesuiten, durch die sie den stärksten und unmittelbarsten Einfluß übten, bestand in ihrer Thätigkeit als Beichtiger, wozu man sich ihrer lieber bediente als der ordentlichen in den Orts- und Landesinteressen befangenen Geistlichkeit. Namentlich hatten sie sich der Beichtstühle der Fürsten zu bemächtigen ge-

*) Ranke, Päpste, Theil III. S. 131.

wußt; der Pater La Chaise und sein Nachfolger Le Tellier waren von dem größten Einfluß als Beichtväter Ludwig's XIV., seitdem dessen Geist vornehmlich durch die Maintenon eine stärkere Richtung auf religiöse Dinge genommen hatte.

Die Lehren von der Sünde und der Vergebung faßten die Jesuiten ihren Ansichten gemäß rein von der subjectiven Seite und vernichteten hierdurch alle objectiv sittlichen Bestimmungen. Sie erklärten die Sünde für die freiwillige Abweichung vom Gebote Gottes, und setzten diese Freiwilligkeit in vollständige Einsicht von der Natur des begangenen Verbrechens und vollständige Beistimmung des Willens. Seien diese beiden Seiten nicht zusammen vorhanden, so sei auch keine Sünde begangen. Mit leichter Mühe konnte von dieser Grundlehre her, welche die Sünde nur nicht als solche zu wollen gestattete, ein ganzes System von Beschönigungen und Beschwichtigungen ausgebildet werden. Leidenschaft, Gewohnheit, böses Beispiel sind bedeutende Entschuldigungsgründe; vollbringt Jemand äußerlich eine That, ohne sie innerlich und für sich mit allen ihren Folgen beabsichtigt zu haben, so ist er gerechtfertigt. Das Gewissen, der einfachste und unmittelbarste Ausdruck des Gemüths, wurde auf diese Weise der Tummelplatz der gewandtesten und heuchlerischesten Sophistik, welche die Welt jemals gesehen; es war nicht schwer an der ärgsten Sünde eine an und für sich berechtigte Seite hervorzuheben, durch die dann die ganze That den Charakter des Verbrecherischen verlor. Durch Verläumdung und andere Mittel einen Gegner aus seinem Amte bringen, wäre z. B. danach an sich allerdings eine böse Handlung; hat man aber das Bewußtsein, den Platz besser auszufüllen als er, so thut man dennoch recht. Auch das Duell ist eine verbotene Handlung; läuft man aber Gefahr für feige zu gelten, so darf man es ohne Bedenken annehmen. Diese Casuistik wurde durch eine zweite Lehre vom Probabilismus unterstützt und vervollständigt, nach welcher es erlaubt sein sollte, in einem zweifelhaften und zweideutigen Fall für die wahrscheinlich wahre die wahrscheinlich falsche Bestimmung zu ergreifen, oder auch einer Meinung zu folgen, von der man nicht selber überzeugt sei, vorausgesetzt, daß sie von der Autorität eines gewichtigen Schriftstellers vertheidigt werde. Als Heilmittel gegen etwaige hieraus entspringende Gewissenszweifel empfahl der Jesuit Busenbaum zunächst die Verachtung derselben, und sodann die Befolgung der mildesten Auffassungen, auch wenn sie weniger evident als andere sein sollten. Hiernach konnte denn in der That der Zweck jederzeit die Mittel rechtfertigen, konnte ohne Versündigung eine That begangen werden, die

man selbst für böse, der Geistliche aber für gut erklärte, konnte ohne Anstand ein Meineid geschworen werden, wenn man den Schwur nur nicht innerlich leistete, so daß er immerhin den Anderen Lüge sein mag, nicht aber mir, der ich meine heimliche Reservation kenne. Die Jesuiten erstaunten zuweilen selbst, wie leicht das Joch Christi durch ihre Lehren gemacht werde*).

Die katholische Kirche hätte tief entartet sein müssen, wenn solche Vernichtung aller Religiosität nicht eine bedeutende Gegenwirkung hervorgerufen hätte. Sie ging von der Lehre des heiligen Augustinus aus, daß nur der Glaube beselige und Gott allein die Sünde vergebe. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts studirten zu Löwen zwei Jünglinge, Cornelius Janse aus Holland und Jean du Verger aus der Gascogne. Ihre Aufmerksamkeit richtete sich bald auf die Streitigkeiten, die damals zwischen den Dominicanern und Jesuiten über das Verhältniß Gottes zum Menschen ausgebrochen waren. Die ersteren, an den Meinungen ihres Lehrers, des heiligen Thomas von Aquino festhaltend, erklärten, daß der Mensch einzig und allein durch die Gnade Gottes zum Heil geführt werden könne, während die Jesuiten sich mehr auf die Seite der Franciscaner und zu deren dogmatischer Ansicht, wie sie Johannes Duns Scotus aufgestellt hatte, hinneigten, und wonach im Menschen selbständige Bewegungen zum Guten Statt finden, die durch die göttliche Gnade gekräftigt werden. Weiter ausgebildet wurden die Meinungen der Jesuiten in diesem Punkte durch den Pater Ludwig Molina, der gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts die Theologie zu Evora in Spanien lehrte. Da der Streit immer heftiger entbrannte, ließ Papst Clemens VIII. im Jahre 1598 eine Congregation von Geistlichen zusammentreten, welche die Orthodoxie der jesuitischen Lehren prüfen sollte. Clemens starb über die langen Berathungen, und als endlich Papst Paul V. im Begriff stand, das Resultat derselben, eine Bulle, welche vierzig Sätze aus Molina's Schriften verdammte, zu publiciren, leisteten ihm die Jesuiten bei dem damals zwischen dem heiligen Stuhl und der Republik Venedig ausbrechenden Zwist über die Hoheitsrechte der Kirche so eifrigen Beistand, daß der Papst es für angemessen hielt, jenes dem Orden nachtheilige Urtheil zu unterdrücken. Im Jahre 1611 löste er die Congregation auf und gebot beiden Parteien ein ewiges Stillschweigen über die streitigen Lehrsätze. Indeß hatte die theologische Facultät zu Löwen schon früher die Ansichten Molina's verdammt; Janse

*) Ranke, a. a. O. S. 135.

und du Verger, um sich von der Wahrheit dieses Verfahrens zu überzeugen, versenkten sich in das Studium des heiligen Augustinus, aus welchem Thomas von Aquino seine Lehre geschöpft hatte. Ergriffen von dem gewaltigen Geist, der in den Schriften des großen Kirchenvaters lebt, beschlossen beide die Lehre und die Moral der Jesuiten, welche mit deren Ansicht von der Freiheit des menschlichen Willens genau zusammenhing, anzugreifen und zu bekämpfen. Du Verger, welcher Abt des Klosters St. Cyran in Berri wurde, trat der jesuitischen Unsittlichkeit auf dem praktischen Gebiet durch Predigt und Erweckung glaubensvoller und gottergebener Frömmigkeit entgegen; während Janse, zuerst zum Professor in Löwen, dann zum Bischof von Ypern erhoben, den theoretischen Weg einschlug und sein System in einem Buche auseinander setzte, welches er Augustinus nannte. Er geht darin von der Unfreiheit des menschlichen Willens aus, indem derselbe von irdischer Lust und Begier gefesselt sei; in diesem Zustande flöße ihm Gott unwillkürlich Wohlgefallen am Guten ein; das Gute aber sei die Wahrheit, Gott selbst, und alle Tugend sei wesentlich Liebe Gottes. So setzte er eine rein innerliche, in dem Höchsten aufgehende Thätigkeit den einzelnen Scheingründen der Jesuiten sowie ihrem Rechnen und Grübeln über moralische Fälle entgegen. Ueber zwanzig Jahre hatte er bereits an diesem Werk gearbeitet, als er 1638 starb; worauf die Handschrift 1640 gedruckt wurde.

Nicht minderen Eindruck als die Tiefe der in Janse's Buch ausgesprochenen Ideen und Empfindungen machten des Abts von St. Cyran mündliche Belehrungen; er verlangte Erniedrigung sowie Ergebenheit in den Willen Gottes und Entsagung der Welt, und gewann zahlreiche Anhänger. Besonders großen Erfolg hatte er bei den Nonnen des Klosters Portroyal in der Nähe von Paris, an dessen Spitze damals Angelica Arnauld stand, und das durch ihn erneute strenge und glaubenseifrige Leben dieser Jungfrauen verschaffte ihrem Kloster solchen Zulauf, daß die vorhandenen Räume nicht mehr ausreichten, und der Sitz desselben in weitläufigere Gebäude der Vorstadt St. Jacques von Paris verlegt werden mußte. Aber nicht bloß unter den Frauen fand der Abt von St. Cyran Anhänger. Mehrere von ihm bekehrte Männer fühlten sich von der Wahrheit seiner Lehre so durchdrungen, daß sie sich in die Einsamkeit des ehemaligen Klosters von Portroyal zurückzogen, um hier ungestört ihrer Frömmigkeit und ihren gelehrten Betrachtungen leben zu können. Richelieu, dem man Besorgnisse vor dieser neuen Partei in Rücksicht auf den Staat eingeflößt hatte, ließ den Abt von St. Cyran

ins Gefängniß bringen, aus welchem er erst nach Ludwig's XIII. Tode befreit wurde. Wenige Monate darauf starb er (11. October 1643). Seine Lehren wurden von seinen zahlreichen Schülern bewahrt und weiter gebildet; auch suchten dieselben nun ihren Ansichten hauptsächlich durch Druckschriften weiteren Eingang zu verschaffen und durch Unterrichtsanstalten die Jugend zu gewinnen. Dagegen benutzten die Jesuiten und deren Anhänger die Stellen im Buche des Bischofs von Ypern, die gegen die Untrüglichkeit der römischen Curie gedeutet werden konnten, um Papst Innocenz X. im Jahre 1653 zur Verdammung von fünf aus jener Schrift gezogenen Sätzen zu bewegen. Allein die Jansenisten erklärten, jene Stellen, die allerdings eine ketzerische Auslegung zuließen, seien gar nicht in dem Augustinus ihres Meisters enthalten; ja, nicht zufrieden, durch Spott, Satire und scharfe Dialektik die Lehren der Jesuiten anzugreifen und in ihrer Nichtigkeit aufzuweisen, dehnten die Schriftsteller von Portroyal ihre Untersuchungen über die Grenzen der päpstlichen Gewalt aus; und so erhob sich die Partei du Verger's zu immer größerem Ansehen und immer größerer Bedeutung, wenn auch in lebhafter Opposition mit dem römischen Hofe, ohne daß dieser sie durch einzelne Verfolgungen zu beseitigen vermocht hätte. Unter den ausgezeichneten Geistern, welche aus dieser Schule hervorgingen, gebührt der erste Platz Arnauld d'Andilly, einem der gelehrtesten, frommsten und edelsten Männer seiner Zeit; nach ihm ist Blaise Pascal zu nennen, dessen gegen die jesuitische Moral gerichtete Lettres provinciales, die mit einer großen Reinheit und Annehmlichkeit des Stiles geschrieben sind, ein Nationalbuch wurden und dem angegriffenen Orden einen tödtlichen Stoß versetzten. Ein zweites wiewohl unvollendetes Werk Pascal's, die Pensées, durch welches er die Nichtigkeit des menschlichen Wissens und die Nothwendigkeit des Offenbarungsglaubens darzuthun versuchte, war von eben so großer Wirkung; denn was derselben an Umfang abgehen mochte, ersetzte ihre Intensität. Um die Bedeutung der Schriften des Portroyal gehörig zu würdigen, fügen wir nur noch hinzu, daß ihre Prosa eine ganz neue Periode in der französischen Litteratur herbeiführte, und daß Männer wie Boileau und Racine, welche die ersten Plätze unter den Dichtern Frankreich's einnehmen, sich unter den Mitgliedern jener Verbindung befanden. Auch die Lehrbücher dieser Schule, ihre Grammatik, Rhetorik und Logik, nicht minder als ihre mathematischen Schriften, aus frischer und lebendiger Anschauung ebenso wie die Jansenistischen Grundlehren von Glauben, Offenbarung und Tugend hervorgegangen, hatten sehr bedeutenden Werth.

Heftiger erhob sich der Streit der Jansenisten und Jesuiten von Neuem, als Quesnel, der sich zu den Grundsätzen der ersteren bekannte, in den letzten Decennien des siebzehnten Jahrhunderts einen Commentar über das neue Testament publicirt hatte, der eine ungemein große Verbreitung und Anerkennung erhielt. Die Jesuiten setzten es hierauf beim Papst Clemens XI. (1700—1721) durch, daß dieser die Aufhebung des Klosters von Portroyal als eines Nestes der Ketzerei im Jahre 1708 anordnete und Quesnel's Buch verdammte, welches Urtheil durch die Bulle Unigenitus 1713 feierlich bestätigt ward. Nach langen Streitigkeiten, die dadurch verwickelter wurden, daß sich auch ein Theil der französischen Geistlichkeit gegen die päpstliche Entscheidung erklärte, befahl ein königliches Edict von 1720 die Annahme derselben, und der Zwist ruhte, da die Jansenistische Partei unterdeß, mit Aufgebung ihrer religiösen Eigenthümlichkeit, sich in anderweitige litterarische Bestrebungen vertieft hatte.

---

9. Die französische Litteratur unter Ludwig XIV.

Neben den Großthaten des Krieges, den Werken der Baukunst und Sculptur, der Erhöhung des industriellen Lebens, trug vor allem die Blüthe, welche die französische Wissenschaft und Poesie in den Zeiten Ludwig's XIV. erreichten, dazu bei, den Ruhm Frankreich's auf den höchsten Gipfel zu erheben. Wir wollen die bedeutendsten Erscheinungen dieser Kreise in kurzen Umrissen unsern Lesern vorführen, indem wir, wo es nöthig scheint, bis über den Anfang unsers Zeitraums zurückgreifen.

Im Jahre 1596 wurde René des Cartes zu La Haie in Touraine aus einem altadeligen wohlbegüterten Geschlecht geboren, und, wie damals gewöhnlich war, in einem Jesuitencollegium erzogen. Mit unersättlicher Wißbegier warf er sich auf alle möglichen Studien, bis er durch die Verschiedenartigkeit und Menge der Gegenstände des Wissens überwältigt, plötzlich davon abließ, nach Paris ging und bald darauf in Holland Kriegsdienste nahm. Sodann trat er als Freiwilliger in das bairische Heer, und wohnte mehreren Feldzügen unter Tilly bei. Auch in der Schlacht am weißen Berge vor Prag war er gegenwärtig. Doch konnte ihn das wüste Kriegsleben nicht lange fesseln, vielmehr er-

wachte der frühere Trieb nach Erkenntniß in dieser geistigen Leere um so gewaltiger; er kehrte nach Frankreich zurück, begab sich aber bald (1624), da er Verfolgungen von Seiten der französischen Geistlichkeit, die ihn als Gottesläugner verschrie, zu befürchten hatte, der größeren Freiheit und Sicherheit wegen nach Holland, wo er fünfundzwanzig Jahre blieb. In diese Zeit fällt die Abfassung seiner meisten Schriften. Seine Studien hatten sich allmählig vorzugsweise der Philosophie und Mathematik zugewendet. In der letztern Wissenschaft ist er Erfinder der analytischen Geometrie und überhaupt als derjenige zu betrachten, der den mathematischen Bestrebungen der neueren Zeit die Bahn gebrochen und deren Wege vorgezeichnet hat. Noch weit bedeutender sind seine Verdienste in der Philosophie. Er ging hier nicht von einem Gegebenen aus, wie die Scholastiker des Mittelalters; er hielt die Dogmatik nicht, wie jene, für das an und für sich Gewisse und Absolute, für das nur der Beweis zu finden sei; vielmehr hat er, obgleich Katholik, das Princip der freien Forschung und Subjectivität, welches Luther und Calvin für religiöse Dinge auf der Grundlage der Bibel geltend gemacht und durchgesetzt hatten, zum erstenmal auch nachhaltig für die Wissenschaft ausgesprochen und begründet. Von allem Vorhergehenden müsse abgesehen werden, alle Voraussetzungen müßten verlassen werden, meinte er; darum habe man zuerst an Allem zu zweifeln, um zu sehen, was dann noch als fest und gewiß übrig bleibe. „Indem wir so Alles wegwerfen," fährt er in seinen Principien der Philosophie fort, „woran wir auf irgend eine Weise zweifeln können, ist es uns leicht vorauszusetzen, daß kein Gott, kein Himmel, kein Körper existire, aber nicht, daß wir nicht seien, die wir eben alles dieses denken. Denn es ist widersprechend zu meinen, daß das was denke nicht existire. Daher ist die Erkenntniß: ich denke, also bin ich — die erste von allen und die gewisseste, die sich jedem darbietet, der in Ordnung philosophirt."

Von diesem Principe ausgehend, entwickelt Des Cartes seinen auf das Denken gestützten Idealismus, zwar nicht in streng methodischer und logischer Form, sondern mehr in der Weise freien Räsonnements. Von dem Vorhandensein der Vorstellung eines vollkommensten Wesens in der Seele des Menschen schließt er auf dessen Existenz, als die einzig mögliche Ursache jener Vorstellung; und wie aus der Idee Gottes, welche wir unserer Seele angeboren finden, unmittelbar folgt, daß Gott wirklich sein müsse, so folgt auch aus den übrigen Ideen der Dinge, welche wir klar und deutlich erkennen, daß auch diese Dinge wirklich sein müssen. Die körperlichen Substanzen entwickelt Cartesius aus der Urmaterie,

welche nichts Anderes sei, als die reine in Thätigkeit begriffene Ausdehnung. Cartesius' Ruhm erhob sich durch seine Schriften so glänzend, daß sich die Königin Christine von Schweden bewogen fand, ihn an ihren Hof zu berufen, wo sie damals die berühmtesten Gelehrten ihrer Zeit um sich versammelte. Er folgte dieser Einladung, starb aber schon wenige Monate nach seiner Ankunft (1650).

Das System des Des Cartes fand unter seinen Landsleuten heftige Gegner, unter denen sich besonders Peter Gassendi (1592—1656), Professor der Philosophie zu Aix und späterhin zu Paris, auszeichnete. Auch er hatte zugleich als Mathematiker und Physiker große Verdienste. Seine Polemik gegen Des Cartes war eben so fein und höflich als gründlich und witzig. Er stützte sich besonders darauf, daß es unmöglich sei, die Wahrheit alles sinnlich Gegebenen, wie Des Cartes fordere, zu bezweifeln und alle Voraussetzungen wegzuwerfen; daß die körperliche und denkende Substanz, die sein Gegner trenne, ein und dasselbe Wesen sein könnten, und daß die erstere mehr sein müsse als bloße Ausdehnung. Ueberdies, wenn Seele und Körper zwei verschiedene Substanzen wären, sei es unbegreiflich, wie sie auf einander wirken und nur ein Wesen mit einander bilden könnten.

Dagegen unternahm später Nicolas Malebranche (1638 zu Paris geboren), Priester des Oratoriums, ein Mann vom edelsten Charakter und der innigsten Frömmigkeit, die Philosophie des Cartesius hauptsächlich nach der religiösen Seite hin weiter auszubilden. Wie sein Lehrer machte er das Denken zur Hauptsache. Der Begriff des Unendlichen und Allgemeinen ist das Erste, die Grundlage des Besonderen, wie bei den Dingen der Raum. Empfindung, Einbildung, Willenskraft sind Modificationen des Denkens. Die Seele kann aber ihre Vorstellungen und Begriffe nicht von den äußerlichen Dingen erhalten; denn sobald ich und das Ding gegen einander vollkommen selbständig sind, wie auch Des Cartes dieses Verhältniß aufgefaßt hatte, so können sie nicht in Beziehung zu einander treten. In diese kommen sie nach Malebranche's Lehre erst durch Gott; er ist ihr Zusammenhang, die Einheit der Dinge und des Denkens. Durch seine Allgegenwart ist Gott auf das engste mit allen Geistern und allen Dingen vereinigt; und die Seele erkennt mithin in Gott, was in ihm ist. Die Dinge sind aber in Gott wie die Seelen der Menschen auf intellectuelle Weise. Malebranche starb zu Paris 1715, im siebenundsiebzigsten Jahre seines Alters.

Auf einem ganz andern Wege suchte Peter Bayle die Wahrheit zu erforschen. Er war 1647 zu Carla in der Grafschaft Foix geboren, und

wurde, selbst reformirten Glaubens, Professor der Philosophie an der protestantischen Akademie zu Sedan. Als diese beim Beginn der Hugenottenverfolgung im Jahre 1681 aufgehoben ward, flüchtete er nach Rotterdam, wo er als Lehrer der Geschichte und Philosophie auftrat. Von dem Grundsatze ausgehend, daß die menschliche Vernunft nur das Vermögen besitze, Irrthümer zu entdecken, keineswegs aber die Wahrheit zu erkennen, hatten alle seine Lehren einen auflösenden und vernichtenden Charakter; doch verarbeitete er seine Zweifel zu keinem vollständigen System, sondern knüpfte sie nur gelegentlich an diesen oder jenen Gegenstand. Da er Französisch schrieb, statt sich der bis dahin für wissenschaftliche Forschungen vorzugsweise üblichen lateinischen Sprache zu bedienen, und den Stil vollkommen in seiner Gewalt hatte, übte er einen ungemein großen Einfluß auf seine Zeitgenossen aus. Das Princip des Cartesius, bei allen Dingen von dem Subject und dessen unmittelbarem Wissen und Ueberzeugung auszugehen, war auch bei ihm die Hauptsache; aber sein Skepticismus ließ ihn nicht zur Anerkennung feststehender Gesetze und Wahrheiten gelangen; die protestantische Freiheit der Untersuchung in Bezug auf die Form des Glaubens wandte er auf den Inhalt aller Religion und Offenbarung an; und so wurde er einer der Begründer jener Richtung der Litteratur, welche sich im Gefühl selbstbewußter Freiheit und Geltung des Verstandes verneinend gegen alles positiv Vorhandene, gegen Gewohnheiten, Sitten, Meinungen, Staatseinrichtungen und Regierungsweisen nicht minder wie gegen dogmatische und juridische Autoritäten richtete, und trotz des mannigfachen Unheils, das von ihr ausgegangen ist, doch den Ruhm erworben hat, das große Moment subjectiver Erkenntniß, Einsicht und Ueberzeugung in den Dingen der Religion, des Staates und des Rechtes mit Wärme, Hingebung, Feuer und Muth verfochten und erkämpft zu haben. Den umfassendsten Einfluß auf die Umgestaltung der Ansichten seiner Zeitgenossen gewann Bayle, als er zur Verbreitung seiner Lehren ein Journal zu gründen beschloß. Politische Zeitungen waren schon gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Gebrauch gekommen; den Gedanken, dasselbe Mittel zur Besprechung und Förderung gelehrter Gegenstände zu benutzen, hatte zuerst ein Parlamentsrath Namens Sallo im Jahre 1665 gefaßt, aus dessen wöchentlich erscheinenden Heften gelehrter Anzeigen und Beurtheilungen das Journal des savans entstand, welches, von Ludwig XIV. freigebig unterstützt, bald in Auszügen und Uebersetzungen in ganz Europa gelesen ward. Da der Geist dieser Zeitschrift streng moralisch und katholisch war, glaubten die deutschen Pro=

testanten den bedeutenden Wirkungen dieser Gesinnung auf die gelehrte Welt durch ein Organ ihrer Ansichten entgegentreten zu müssen. So erschienen, vom sächsischen Hofe unterstützt, die Leipziger Acta eruditorum. Auch die Jesuiten gründeten sich um diese Zeit ein besonderes Journal*). Nunmehr reihete Bayle den politischen Zeitschriften, die durch die Preßfreiheit befördert in den Niederlanden in ansehnlicher Menge erschienen, seine Nouvelles de la république des lettres an. Gleich von vorn herein erklärte er, daß er den monarchischen und jesuitischen Blättern gegenüber in einem freien Lande in freiem Geiste schreiben wolle. Doch sei seine Absicht, nicht bloß Gelehrte vom Fach zu unterhalten und zu belehren, sondern zugleich auch die Laien, die aus Uebermaß von Amtsbeschäftigung oder aus Trägheit sonst nichts lesen könnten und sich dennoch zu unterrichten wünschten. Des scherzhaften Tones, der beißenden Satire, ebenso wie scharfer Dialektik und feiner Ironie in hohem Grade Meister, gelang es ihm, die Reste der Scholastik sowie viele der herrschenden Vorurtheile in den Augen der vornehmen Welt und der Gebildeten herabzusetzen und dem Spotte preiszugeben, wobei er zugleich aber auch manches Kernhafte, Inhaltreiche und Wohlbegründete schädigte oder umstieß. Für die Gelehrten verfaßte er dann ins Besondere sein berühmtes Dictionnaire historique et critique, welches zuerst 1696 zu Rotterdam in zwei Foliobänden erschien, ein Werk seltener Belesenheit und großen Scharfsinnes. Er wählte nur Artikel, auf die ihn Studium oder Neigung führten, und die zu seinen Absichten paßten, und vermischte den philosophischen Zweifel mit unterhaltenden Anekdoten. Sein Hauptgedanke war, daß die ganze bisherige Art, die Wissenschaften zu betreiben, sowie deren Inhalt, bedeutender Verbesserungen bedürfe. Unter andern stellte er die Grundsätze auf, daß die manichäische Hypothese von zwei Urwesen bei weitem das beste Mittel sei, Gott wegen des in der Welt vorhandenen Bösen zu rechtfertigen; daß der Aberglaube verderblicher und ruchloser sei als der vollkommene Unglaube, weil ein irriger und unwürdiger Begriff von Gott dem Menschen mehr schaden und den Höchsten selbst mehr verunehren müsse als ein gänzlicher Mangel desselben; und daß es sehr wohl Staaten geben könne, in denen Niemand an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele glaube.

Solchen Angriffen hatte die katholische Kirche in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts eine Anzahl höchst geistvoller Vertreter gegenüber zu stellen. Den ersten Platz unter diesen Männern nimmt

*) Schlosser im Archiv für Geschichte und Litteratur, Band II. S. 47.

Jakob Benigne Bossuet ein, geboren zu Dijon im Jahre 1627. Seine ersten geistlichen Reden, die er um 1662 vor dem Hofe hielt, fanden so viel Beifall, daß Ludwig dem Vater des Redners durch ein eigenes Schreiben zu einem solchen Sohne Glück wünschen ließ. Sein Ansehen und seine Würden stiegen von der Zeit an immer höher; die Verehrung, die ihm seine Glaubensgenossen zollten, war außerordentlich. Voll von Ehrgeiz und schlauer Klugheit trachtete er die Protestanten wieder in den Schoß der katholischen Kirche zu führen, und schickte zu diesem Zwecke mehrere Bücher in die Welt, worin ein Verschleiern und Mildern des Anstößigsten, feine Sophistik und glänzende Redekunst sich gegenseitig unterstützen mußten. Größeres Verdienst als durch diese Schriften hat sich Bossuet durch seinen Discours sur l'histoire universelle erworben, in welchem er zuerst die Weltgeschichte als ein Ganzes auffaßte, und die Wege nachzuweisen bemüht war, auf welchen die göttliche Vorsehung die Menschheit geleitet habe. Er starb 1704 als Bischof von Meaux. Fast unmittelbar nach seinem Auftreten fand er in dem Jesuiten Ludwig Bourdaloue (1632—1704) einen Nebenbuhler, der 1668 nach Paris kam, und dort bis an seinen Tod, fünfunddreißig Jahre lang, unter dem größten Beifall und Zulauf predigte. Er arbeitete in seinen Reden mehr auf die Ueberzeugung als auf die Rührung und Erbauung seiner Zuhörer hin; seine Sprache ist nachdrücklich, aber ohne großen Schmuck und biblische Salbung. Noch bedeutenderen Fleiß als er auf Perioden, Satzbau, Hebung und Fall der Rede legte Esprit Flechier (geb. 1632), der 1710 als Bischof von Nismes starb. Johann Baptist Massillon endlich, der etwas später als die drei ebengenannten auftrat, fand in ihnen Muster für sämmtliche Eigenschaften eines großen geistlichen Redners, und übertraf, von einer reichen Phantasie und bedeutender Gelehrsamkeit unterstützt, alle seine Vorgänger in Mannichfaltigkeit und Vortrefflichkeit seiner Werke. Mit würdiger Anwendung der heiligen Schrift und der Kirchenväter verband er Kraft und Anmuth, Rührung und überzeugende Dialektik. Er wurde vom Könige zum Bischof von Clermont ernannt, und starb 1742.

Auch François de Salignac de la Motte Fenelon, geboren auf dem Schlosse Fenelon in Quercy 1651, zeichnete sich im didaktischen Vortrage aus; sein berühmtestes Werk ist indeß ein moralischer Roman. Nachdem sich kurz vor ihm die Frau von Scuderi, von den schmeichelnden Zeitgenossen die Sappho ihres Jahrhunderts genannt, noch in den langen heroischen Romanen, die man damals den Ritterromanen nachbildete, versucht hatte, und eine andere Dame, die Frau von Lafayette,

mit besserem Erfolg kürzere Dichtungen nach dem Muster spanischer Novellen verfaßt, und in selbständigen Werken statt des früheren hohltönenden Pathos und der übertriebenen Tugendhaftigkeit sich mehr auf dem Felde der Wirklichkeit und wahrhafter Leidenschaften gehalten hatte, unternahm es Fenelon, den Herzog von Bourgogne, dessen Erzieher er war, durch einen Roman auf angenehme Weise über seine Pflichten zu belehren und ihm Muster aus dem Alterthum zur Bildung seines Geistes und Herzens, zur Lehre und Warnung vorzuhalten. So entstand der Telemach, in welchem sich das reine und tugendhafte Gemüth seines Verfassers in einer edlen Sprache abspiegelt. Und doch zog eben dieses Buch ihm die Ungnade des Königs zu. Man glaubte nichts als Abbilder vom Hofe zu Versailles darin zu finden. Idomeneus, der Herrschsüchtige und Ueppige sollte Ludwig sein; der harte, stolze, neidische Protesilaos der Marquis von Louvois; Kalypso deutete man auf die Frau von Montespan, Eucharis auf die Herzogin von Fontanges u. s. w. Bossuet, neidisch auf das Ansehen Fenelon's am Hofe, benützte Ludwig's ungünstige Stimmung gegen diesen, um den König zu dessen Entfernung zu vermögen. Er erreichte seinen Zweck, indem Ludwig den Verfasser des Telemach zum Erzbischof von Cambrai ernannte mit der Bedingung seinen Sprengel nicht zu verlassen.

Während Malebranche und Bayle wie die Jansenisten und die eben erwähnten geistlichen Redner und Schriftsteller die französische Prosa ausbildeten, gaben die zu gleicher Zeit blühenden Dichter der Poesie einen bisher ungekannten Schwung. Im Laufe des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts hatte sich das romantische Princip der französischen Dichtkunst, welches wir früherhin kennen gelernt haben, allmählig verloren und machte der Nachahmung des Antiken Platz, wodurch zunächst eine rohe Formlosigkeit entstand. Nach und nach bildete sich indeß eine Schule, welche die antiken Muster nicht mehr unmittelbar aufnahm, aber zum unumstößlichen Gesetz ihrer Productionen machte. Das Beste in dieser Weise wurde in der Tragödie geleistet. Pierre Corneille war im Jahr 1606 zu Rouen geboren, und obgleich schon zum Generaladvocat beim dortigen Parlament vorgerückt, brach er dennoch, nachdem er sich mit einigem Erfolg im Lustspiel versucht, seine juristische Laufbahn ab, um sich ganz der Poesie zu widmen. Bald erkannte er, daß er mit größerm Talent für das Tragische als für das Komische begabt sei, und gleich sein erstes Trauerspiel, Medea, welches er dem Seneca nachbildete, erwarb ihm den größten Beifall. Zu noch höherer Bewunderung riß Corneille's Cid, der im Jahre 1636 erschien, seine

Landsleute hin; er hatte hierbei ein spanisches Stück von Guillen de Castro, welches denselben Gegenstand behandelte, vor Augen gehabt. Durch die Horatier erstieg unser Dichter drei Jahre darauf den Gipfel seines Ruhmes. Seine späteren Stücke, von dem gleichfalls hochgepriesenen Cinna an, zeigen größere Fehler; die Leidenschaften der handelnden Personen sind in der Tugend wie im Laster gleich sehr übertrieben, die Fabel ist ohne Interesse, und nur die hinreißende Beredtsamkeit des Dichters vermag die Aufmerksamkeit und die Bewunderung des Lesers zu fesseln. Corneille hat über dreißig Trauerspiele hinterlassen, von denen außer den genannten noch der Sertorius und Otho anzuführen sind. Offenbar hätte er mehr leisten können, wenn er auf dem im Cid eingeschlagenen Wege fortgegangen wäre, und romantische Motive, wie die ritterliche Ehre und Treue, die er in jenem Trauerspiel mit großer Kraft hatte hervortreten lassen, auch in seinen übrigen Werken zu Grunde gelegt hätte. Statt dessen verwickelte er sich, den verkehrten Ansichten seiner Zeit gemäß, in den Patriotismus und die ehrgeizige Politik der römischen Geschichte. Sein vorzüglichster Zweck war, Bewunderung für die Tugenden und Laster seiner Helden zu erregen durch die Kühnheit, Seelenstärke und geistige Kraft, mit denen er sie ausstattete.

Unter den Nachfolgern Peter Corneille's, der als Mitglied der französischen Akademie im Jahre 1684 zu Paris starb, ragt sein Bruder Thomas Corneille hervor, von dessen zahlreichen Stücken besonders der Graf von Essex und die Ariadne zu nennen sind. Beide aber überstrahlte der Ruhm Jean Racine's (geb. 1639). Nach dem frühen Tode seiner Eltern im Portroyal (o. S. 327) erzogen, warf er sich ganz auf das Studium der Classiker, für deren Schönheiten ihn der Reichthum seiner Empfindung und Phantasie vor allen empfänglich machte. Nachdem er mehrere Oden gedichtet, wurde 1664 sein erstes Stück, die Thebaide oder die feindlichen Brüder, aufgeführt. Unter seinen folgenden Arbeiten sind besonders Andromache, Britannicus, Phädra und sein letztes Werk, Athalia, welches er 1691 zur Aufführung für die jungen Damen des Fräuleinstifts von St. Cyr schrieb, auszuzeichnen. An Schärfe und Wahrheit der Charakteristik übertrifft er Corneille, sowie er überhaupt die französische Tragödie auf ihren Gipfel erhoben hat. In der Athalia näherte er sich auch durch die Anwendung des Chors der griechischen Tragödie am meisten, und seine Phantasie zeigt sich in diesem Stück am Glänzendsten, ohne in Unwahrheit und Uebertreibung zu gerathen. Im Jahre 1673 war Racine Mitglied der Akademie ge=

worden; bald darauf ernannte ihn Ludwig zu seinem Historiographen. Aber eine Denkschrift, die er der Frau von Maintenon überreichte, in welcher die Mittel angegeben waren, Frankreich von dem Unheil zu befreien, in das es durch Ludwig's Eroberungskriege gerathen sei, zog ihm die Ungnade des Königs zu. Gram und Kummer nagten seitdem an seiner Seele, er fiel in eine Krankheit und starb 1699. Im Allgemeinen leidet die französische Tragödie neben vielen Vorzügen auch an großen Uebeln, vermöge deren das bewundernde Staunen, welches derselben lange Zeit von der Mit- und Nachwelt zu Theil geworden, vor einer tieferen Prüfung nicht bestehen kann. Einseitiger Geschmack und Mißverstand der Griechen haben sie von Anfang in die Fesseln einer steifen Convenienz und eines hemmenden Regelzwanges geschnürt, und ihr mit dem freien Spielraum auch die höchste Wirkung auf das Gemüth geraubt. Innerhalb dieser willkürlichen Grenzen aber und trotz der verkehrten Richtung haben Peter Corneille und Racine ein großes dramatisches Talent bewährt, und von einer glänzenden Rhetorik unterstützt, die Leidenschaften mit vieler, oft hinreißender Stärke geschildert.

Eine besondere Erwähnung heischt neben den Tragikern auch der berühmte Moliere, der Begründer der französischen Komödie (1620—1673). Er hieß eigentlich Johann Baptist Poquelin, sein Vater war Kammerdiener und Tapezier im Dienste des Königs. Zu diesem letztern Geschäfte sollte auch der Sohn, als er heranwuchs, erzogen werden; aber der alte Großvater mütterlicher Seite, ein großer Liebhaber des Schauspiels, hatte ihn kaum einige Mal mit sich in das Hotel de Bourgogne genommen, wo damals theatralische Vorstellungen gegeben wurden, als sich in dem Kopfe des Knaben eine ganz neue Welt aufthat, und seine bisherige Beschäftigung ihn mit Abneigung und Ueberdruß erfüllte. Der Vater, damit schlecht zufrieden, schmollte einst mit dem Großvater darüber, und fragte ihn, ob er etwa gar noch einen Komödianten aus dem Jungen machen wolle. „Warum nicht?" antwortete der Alte. „Wollte Gott, es könnte ein Bellerose" — so hieß der berühmteste Schauspieler jener Zeit — „aus ihm werden!" Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf den Knaben, der bald darauf seinem Vater freimüthig erklärte, daß er das Gewerbe eines Tapeziers nicht länger betreiben könne, und ihn mit Thränen bat, ihn doch studiren zu lassen. Nach langem Sträuben ward endlich sein dringendes Verlangen erfüllt, und der junge Poquelin in das Jesuitencollegium von Clermont geschickt, wo er sich fleißig mit den alten Sprachen, der Philosophie und Rechtswissenschaft beschäftigte, und mit vielen aufgeweckten Köpfen Be-

kanntschaft machte. Nach vollendeten Studien, als er eben im Begriff stand Sachwalter zu werden, begab sich der Hof wegen des spanischen Krieges nach Narbonne (1641), Poquelin's Vater mußte den König begleiten und so entschloß sich auch der Sohn diese Reise mitzumachen. Als hier zur Unterhaltung des Hofes Schauspiele aufgeführt werden sollten, zeigte sich Niemand geschäftiger als der junge Poquelin, in welchem die frühgefaßte Neigung jetzt mit doppelter Stärke erwachte. Er brachte Leben und Ordnung in diese Darstellungen, und zeichnete sich selbst in mehreren Lustspielen auf der Bühne durch Figur, Anstand und komisches Talent vor allen übrigen aus. Das Trauerspiel liebte er nicht, auch hatte zu Heldenrollen seine Stimme nicht Klang und Würde genug, wiewohl sein ganzes übriges Leben und Treiben wiederum so ernst und edel war, daß man den ersten Komiker Frankreich's nicht in ihm gesucht hätte. Zurückgekehrt nach Paris, ward er vielfältig ermuntert, sein schönes Talent nicht ruhen zu lassen. Er sammelte deshalb auch wirklich, trotz des väterlichen Unwillens, eine kleine Truppe, mit der er in der Vorstadt Saint Germain auf seine eigene Hand komische Vorstellungen für Geld gab; und weil es damals an französischen Lustspielen noch fast ganz fehlte, nahm er es zugleich auf sich, mehrere Stücke der Italiener und Spanier für seine Bühne zu bearbeiten. So brach er sich auch allmählig die Bahn zur Schöpfung eigener Werke. Um dieselbe Zeit vertauschte er, nach der Gewohnheit fast aller damaligen Schauspieler, seinen Namen mit dem erdichteten Moliere. Sein vornehmster Gönner in Paris war der Prinz von Conti, des berühmten Condé Bruder. Als dieser 1653 sich nach seinem Gouvernement Languedoc begab, forderte er ihn auf, mit seiner Truppe nach Beziers zu kommen und dort zu spielen. Moliere folgte der Einladung und erwarb sich als Dichter und Schauspieler gleich großen Beifall. Als er darauf 1657 wieder nach Paris zurückkehrte, war sein Ruf schon so fest begründet, daß der Bruder des Königs, Philipp von Orleans, ihn zum Director seiner Hoftruppe ernannte, und ihn am 24. October zum ersten Male in Gegenwart des ganzen Hofes spielen ließ. Im August 1665 nahm ihn darauf der König selbst in seine Dienste, und gab ihm siebentausend Livres jährlichen Gehalts. Seine Stücke brachten ihm aber so viel ein, daß er im Ganzen eine jährliche Einnahme wohl zu dreißigtausend Livres anschlagen konnte. Es gereicht ihm indessen zum Ruhme, daß er weder auf diese äußeren Güter einen hohen Werth legte, noch sie auf eine unwürdige Art verpraßte, und es stimmt sehr schön zusammen, daß der trefflichste Maler verderbter Sitten in seinem eigenen Leben das Bild

des nüchternsten, rechtlichsten und besonnensten Mannes darstellte. Vor Moliere hatte man fast alle komischen Sachen nach spanischen Intriguenstücken bearbeitet, und Scarron, der Gatte jener Franziska d'Aubigné, hatte sich durch einige gelungene Nachbildungen dieser Art besonders ausgezeichnet. Außerdem spielte man ganz lose zusammengewürfelte Scenen, in denen es nicht auf Handlung und Charaktere, sondern nur auf derb lächerliche Situationen ankam. Diesem Uebelstande suchte Moliere in seinen eigenen Compositionen abzuhelfen, und legte mehr Gewicht auf die Festhaltung und Durchführung der eigenthümlichen Bestimmtheiten seiner Personen; aber auch er, obgleich er seine Vorgänger bei weitem übertraf, konnte nicht allen höheren dramatischen Anforderungen genügen; auch ihm gelingt das stark Komische und Possenhafte am meisten, wobei ihn der Umstand unterstützte, daß er das Leben der unteren Stände aus der Erfahrung seines frühern Lebens kannte und späterhin Gelegenheit hatte, das Treiben des Hofes, wenn auch von einem untergeordneten Standpunkte aus, in der Nähe zu beobachten.

Nach Moliere nennen wir noch drei Dichter. Quinault (1635—1688), La Fontaine (1621—1695) und Boileau (1636—1711). Der erste hat vortreffliche Opern geschrieben. La Fontaine, der bekannte Fabeldichter, der die kleinen anmuthigen Erzählungen, die alten contes, noch einmal wieder aufleben ließ, war ebenso einfach und anspruchslos im Leben wie in seinen Schriften; und dies war wohl Schuld daran, daß ihm aus dem Horne des Ueberflusses, welches der prunkende Ludwig über die schönen Geister seiner Hauptstadt so freigebig ausschüttete, nur spät erst ein Weniges zufloß. Boileau, als Satiriker ausgezeichnet, wird von den französischen Kunstrichtern zugleich als der Vater des guten Geschmacks in ihrer Nationalpoesie genannt. Dies kann höchstens von der Abschaffung einiger Lächerlichkeiten gelten, die er verspottete; in das wahre Wesen der Poesie drang er so wenig ein, daß sie ihm nur in gutem Versbau und Reinheit der Diction besteht; und die Herrschaft seiner nüchternen, kahl verständigen Ansichten hat auf die französische Poesie weit mehr nachtheilig und hemmend als fördernd und belebend gewirkt. Doch ist ihm das Verdienst nicht abzusprechen, in seinem gepriesenen Lehrgedichte, der art poétique, das Kunstprincip der Zeit Ludwig's XIV. mit scharfem Blick aufgefaßt und theoretisch zurückgespiegelt zu haben.

10. Deutschland unter Leopold I.

(Reg. 1658—1705.)

Ferdinand III. starb am 2. April des Jahres 1657. Ohne ausgezeichnete Geistesgaben und Willensstärke hatte er sich doch in seiner zwanzigjährigen Regierung durch Gerechtigkeit und Thätigkeit bei seinen Unterthanen, durch Friedensliebe, Mäßigung und religiöse Toleranz auch bei den Ständen des Reiches in nicht geringem Grade beliebt gemacht. In seiner Jugend hatte er auch auf dem Schlachtfelde Muth und militärisches Talent gezeigt. Sein ältester Sohn Ferdinand IV., bereits gekrönter König von Böhmen und Ungarn und zu seinem Nachfolger auf dem Kaiserthron 1653 zu Augsburg gewählt, war schon vier Jahre vor ihm gestorben. So befand sich das Reich ohne bestimmten Nachfolger, und die Franzosen eilten diesen Umstand zu benutzen, um die längst ersehnte Kaiserwürde ihrem Herrscherhause zu verschaffen. An allen Kurhöfen boten die Gesandten Mazarin's Beredtsamkeit und Bestechungen auf, die Kurfürsten für sich zu gewinnen; aber sie fanden nur bei den drei geistlichen einiges Gehör, die, durch keine Nachkommenschaft an das Vaterland gefesselt, für dessen Ehre von schwächerem Gefühl als die übrigen beseelt zu sein schienen, und auch wohl als Frankreich's nähere Nachbarn der Furcht und dem Eigennutz leichter Raum gaben. Aber desto einmüthiger drangen diesmal die Protestanten auf die Wahl eines deutschen Oberhaupts; und da man gar keine Ursache hatte, von der österreichischen Linie abzugehen, so ward Ferdinand's zweiter Sohn, ebenfalls schon König von Ungarn und Böhmen, Leopold I., nach einem Interregnum von funfzehn Monaten, am 18. Juli 1658 zu Frankfurt zum römischen König und Kaiser erwählt, und ebendaselbst am 1. August feierlich gekrönt. Leopold war ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt gewesen und unter Jesuiten aufgewachsen. Außerdem hatte man seine Erziehung ganz nach der abgemessenen Förmlichkeit und dem steifen Zwange der spanischen Weise eingerichtet. Da er nun von Natur wenig Lebhaftigkeit des Geistes besaß, so durchbrach er auch in der Folge die Schranken nicht, in die er dadurch eingezwängt worden; und als er zur Regierung gelangte, sorgten seine Rathgeber und Günstlinge dafür, ihn in dieser Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit zu erhalten. Unter jenen Günstlingen standen die Jesuiten obenan, denen Leopold noch mehr als Ferdinand II. ergeben war, so daß er sogar als weltlicher Verbrüderter jenem Orden angehörte, der seine Freigebigkeit auf das beste aus-

zubeuten verstand. Doch begnügte man sich hiermit nicht; wie am französischen Hofe Ludwig XIV. von seinem Beichtvater, dem Jesuiten La Chaise, zur Verfolgung der Hugenotten fortwährend angereizt ward, so wurde auch Leopold's Unerfahrenheit und Religiosität — er zählte erst achtzehn Jahre, als er zur Regierung gelangte — von seiner Hofgeistlichkeit benutzt, um die Protestanten zumal in Ungarn unterdrücken und ausrotten zu können*). Bei solchen Verhältnissen kann es nicht Wunder nehmen, daß fast seine ganze Regierung eine Kette von halben und unzweckmäßigen Maßregeln war. Unentschlossen und langsam ließ er häufig die Gelegenheit zu wichtigen Thaten unbenutzt vorübergehen und theilte mit seinem Zeitgenossen Ludwig XIV. nur die Devotion und Ehrfurcht gegen alle von der Kirche vorgeschriebenen Gebräuche. Im Innern wurde mit großer Willkür verfahren, und die Regierung der österreichischen Erblande gerieth in tiefen Verfall. Besser ging es nach Außen, wo geschickte Feldherren glänzende Siege erfochten und bedeutende Erwerbungen an Land und Leuten gemacht wurden. Die Tugenden des Privatstandes fehlten übrigens dem Kaiser nicht. Er hatte ein weiches, wohlwollendes Herz und vielen Sinn für Pflege und Anbau der Wissenschaften und Künste**).

Das deutsche Reich versank unter seiner langen, beinahe funfzigjährigen Regierung immer tiefer in den kläglichen Zustand eines in seinen einzelnen Gliedern für die Ehre und Macht des Ganzen theilnahmlosen Bundesvereins, und litt von Neuem unter fortdauernden schweren Kriegen. Auch an inneren Unruhen fehlte es nicht. Die Städte Münster, Erfurt, Braunschweig und Magdeburg, obschon nie im vollen Sinne freie Reichsstädte, genossen große Vorrechte und trachteten schon seit längerer Zeit nach gänzlicher Reichsunmittelbarkeit. Darüber geriethen sie in heftige Streitigkeiten mit den Fürsten, denen sie bisher schutzpflichtig gewesen waren. Schon im Jahre 1661 unterwarf Christoph Bernhard von Galen, jener kriegerische Bischof, den wir bereits als den Verbündeten Frankreich's, dann Brandenburg's, kennen gelernt haben, auf

---

*) S. Esaias Pufendorf's (schwedischen Gesandten in Wien) Bericht über Kaiser Leopold, seinen Hof und die österreichische Politik 1671—1674. Nach einer Handschrift herausgegeben und erläutert v. K. G. Helbig (1862). S. 41—53.

**) S. Ebendas. S. 58 f. Zum Flötenspielen hatte er ein besonderes Talent. „Ewig Schade," sagte einmal sein Capellmeister, „daß Ew. Majestät kein Musicus geworden sind." — „Laß er's nur gut sein, antwortete Leopold, wir stehn uns halter so besser."

ein Erkenntniß des Reichshofraths gestützt, die erst genannte Stadt nach achtmonatlicher Belagerung. Gegen Erfurt, dem zu vollständiger Reichsfreiheit nichts als Sitz und Stimme auf den Reichstagen fehlte, erhielt der Erzbischof von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, von Seiten Leopold's Unterstützung; als die Bürger, hierdurch aufgebracht, einen kaiserlichen Herold mißhandelt hatten, sprach der Kaiser die Acht über sie aus, und übertrug dem Kurfürsten von Mainz die Vollziehung derselben, wiewohl dieser selbst Partei in der Sache war; durch ein französisches Hülfscorps verstärkt, zwang Philipp die Stadt, die außerdem durch innere Zwistigkeiten zerrüttet wurde, am 15. October 1664, ihm als Oberherrn zu huldigen. Auch Magdeburg, aus seinen Ruinen wieder erstanden, suchte sich aller Verbindungen mit seinem Erzstifte zu entziehen und weigerte sich, dem Administrator, dem Prinzen August von Sachsen, zu gehorchen; der Kurfürst von Brandenburg, dem die Herrschaft der Stadt sowie die Verwaltung des Erzstifts nach August's Tode zufallen sollten, ließ deshalb die Thore Magdeburg's durch einen Heerhaufen blokiren, worauf die Bürger am 29. Mai 1666 eine Capitulation unterzeichneten, durch die sie die Huldigung zu leisten und in Zukunft eine brandenburgische Besatzung aufzunehmen versprachen. Dasselbe Schicksal traf die Stadt Braunschweig, indem der Herzog Rudolf August von Braunschweig-Wolfenbüttel plötzlich an der Spitze von zwanzigtausend Mann unter ihren Mauern erschien (12. Juni 1671). Mit besserem Glücke gelang es Bremen, trotz eines zweimaligen Bombardements (1654 und 1666), und Hamburg, das ebenfalls zweimal angegriffen wurde (1679 und 1686), ihre Freiheiten gegen die Anmaßungen Schweden's und Dänemark's zu behaupten.

Aber auch unter den Fürsten regte sich häufiger Zwist und gegenseitige Eifersucht. Die Besorgnisse der protestantischen Stände in Betreff ihrer Religion ließen diese bereits im Jahre 1653 nach dem Vorbilde früherer Unionen wieder zu besonderen Berathschlagungen zusammentreten, deren Leitung der Kurfürst von Sachsen Johann Georg übernahm. In dieser für sich geschlossenen Gesammtheit nannten sich die protestantischen Fürsten das corpus evangelicorum; außerdem trennte man sich, den Bestimmungen des westphälischen Friedens gemäß, auch gesetzlich auf den Reichstagen in zwei Parteien, sobald Sachen des Glaubens, der Lehre oder der Kirche zur Berathung kamen, welches Verfahren itio in partes hieß. Neue Streitigkeiten erhoben sich, als das Umsichgreifen Ludwig's XIV. stärkere Aufgebote der ständischen Contingente als früher und Reichskriege nöthig machte, über die Bestimmung, wieviele von den

höheren Officieren katholisch und wieviele protestantisch sein sollten. Mehr politischer Natur war dagegen der Zwist, der 1692, während der Kampf gegen Frankreich am heftigsten tobte, über die Errichtung einer neuen und zwar der neunten Kurwürde ausbrach. Die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, Georg Wilhelm zu Celle und Ernst August zu Hannover, hatten bisher die ersten Stimmen im Fürstenrathe gehabt, und dem Kaiser neuerlich im Türkenkriege ausgezeichnete Hülfe geleistet. Sie versprachen, damit nicht nur fortzufahren, sondern sich auch noch durch besondere Verträge dem Hause Oesterreich auf ewig zu verpflichten, wenn man ihnen dafür eine Standeserhöhung bewilligen wolle. Die Länder des ältern Bruders, der kinderlos war, mußten an den jüngern fallen, und nun sollten die Fürstenthümer Lüneburg, Kalenberg und Grubenhagen sammt den dazu gehörigen Grafschaften Hoya und Diepholz zu Einem Besitzthum vereinigt werden, und die damit zu verbindende neunte Kurwürde auf die männliche Nachkommenschaft des Herzogs Ernst August forterben. Nicht bloß der Kaiser bewilligte gern auf die ihm von den Herzögen gemachten Anerbietungen die Bitte, sondern auch die vier Kurfürsten von Mainz, Baiern, Sachsen und Brandenburg unterstützten dieselbe; die beiden letztern deshalb, weil dadurch eine protestantische Stimme mehr in den Kurfürstenrath kam. Aber Trier, Köln und Pfalz erklärten sich dagegen, und noch heftiger widersprachen die meisten Mitglieder des Fürstenrathes, auch der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel. Dennoch ertheilte der Kaiser dem Herzoge von Hannover die Belehnung mit der Kur am 19. Dec. 1692. Aber es entstand hierüber eine so heftige Bewegung, daß zu einer Zeit, wo alle Mitglieder des Reichs einmüthig ihre Kräfte gegen den allgemeinen Feind hätten wenden sollen, mehrere altfürstliche Häuser zu Regensburg, unter dem Namen der wider die neunte Kur correspondirenden Fürsten, einen besondern Verein schlossen, die geschehene Belehnung für nichtig erklärten, und ein Heer zusammenbringen wollten, um sich der Neuerung mit aller Kraft zu widersetzen. Der Kaiser, im Augenblick außer Stande, den Zwist beilegen zu können, mußte die Beruhigung der aufgebrachten Fürsten der Zeit überlassen.

11. Leopold's Türkenkriege.

Wie ohnmächtig sich das alte deutsche Reich dem neuen und kräftigen Staat Ludwig's XIV. gegenüber zeigte, welche Verluste es in zwei langen und blutigen Kriegen erlitt, welche Räubereien und gewaltsame Eingriffe in das Reichsgebiet sich der Uebermuth Frankreich's auch im Frieden zu Schulden kommen ließ, wie grausame Verheerungen in den blühendsten und fruchtbarsten Gauen Deutschland's auf Louvois' Betreiben angerichtet wurden: das alles haben wir zur Genüge erfahren. Aber es war nicht bloß die Westgrenze des Reiches unter Leopold's Regierung dem Unheil des Krieges ausgesetzt; auch von Osten her drohten die furchtbaren Erbfeinde, die Osmanen, und die Macht der österreichischen Herrscher über Ungarn war noch immer nicht befestigt. Ganz Nieder-Ungarn war in den Händen der Türken, in Ofen thronte ein türkischer Vezier, die Fürsten von Siebenbürgen waren der Pforte unterworfen, welche deren Wahl schon seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bestätigte oder verwarf; die Protestanten in Ober-Ungarn waren aus religiösen, die Adeligen auch aus politischen Gründen in Opposition mit dem Kaiser. Innere Zwistigkeiten in Siebenbürgen gaben die erste Veranlassung zum Ausbruch großer Unruhen und Kriege. Es war in jenem Lande nach dem Tode des kühnen Bethlen Gabor die Wahl der Stände im Jahre 1630 auf Georg Ragoczy gefallen, welcher, der Politik seines Vorgängers folgend, Torstenson's Angriffe auf die österreichischen Erblande unterstützte. Sein Sohn Georg II. verbündete sich, das Verbot des Sultans Mohammed IV. nicht achtend, mit dem Könige Karl Gustav von Schweden gegen Polen. Solchen Ungehorsam zu bestrafen, wurde der Großvezier Mohammed Köprili abgesandt, dessen Reiterschaaren das Land weit und breit verheerten. Dann mußten die Stände Siebenbürgen's auf seinen Befehl statt des bisherigen Tributs von funfzehntausend Ducaten vierzigtausend zahlen, und Achatius Barcsai, einen Ungarn aus edler Familie, zum Fürsten wählen. Aber kaum war das türkische Heer entfernt, als Ragoczy, der sich nach Ungarn geflüchtet hatte, zurückkehrte, und da das Volk ihm günstig war, die Zügel der Regierung wieder ergriff. Doch nahte alsbald der Pascha von Ofen mit Heeresmacht, die Rechte des Großherrn aufrecht zu erhalten, und in der Schlacht bei Gyalu (22. Mai 1660) empfing Ragoczy eine tödtliche Wunde. Als die Türken darauf Miene machten, das ganze Land mit ihrem Reiche zu vereinigen, erhoben die Stände Johann Kemeny auf

den Fürstenstuhl, der sich den Oesterreichern in die Arme warf und ihnen die noch behaupteten Plätze überlieferte. Dennoch wurde er bald darauf von einem türkischen Reiterhaufen überfallen und erschlagen. Diese Händel, verbunden mit mehrmaliger Verletzung der Grenzen, gaben dem Sultan gegen den kaiserlichen Hof zu Beschwerden Veranlassung (1662), die im folgenden Jahre zu einem offenen Bruch führten, da Gesandte Mazarin's nicht unterließen, den Sultan wider Oesterreich aufzureizen.

Die Lage Leopold's war schwierig, indem außer der von Constantinopel her drohenden Kriegsgefahr auch die Ungarn, welche den ersten Stoß auszuhalten und abzuwehren hatten, ungünstige Gesinnungen zeigten. Die zahlreichen Protestanten dieses Landes, unter Ferdinand's III. Herrschaft, der ihnen über neunzig widerrechtlich entrissene Kirchen zurückgestellt hatte, ruhig und zufrieden, klagten seit Leopold's Regierungsantritt von Neuem über Gewalt und Bedrückung, und als der General Montecuculi zur Unterstützung Kemeny's mit zwanzigtausend Mann in Ungarn einrückte, widersetzte sich der im Jahre 1662 zusammenberufene Landtag dieser Maßregel, als einer Verletzung der Privilegien und Constitutionen, denen gemäß keine fremden Kriegsvölker ins Land gezogen werden durften, so heftig, daß Leopold zu dem Versprechen genöthigt wurde, die Zahl der Truppen bedeutend zu vermindern und die zurückbleibenden unter die Jurisdiction des Palatins von Ungarn zu stellen. Die Unterstützung, die ihm seine ungarischen Unterthanen versagten, suchte der Kaiser bei den Ständen des Reiches; und diese, obgleich nicht unmittelbar bedroht, bewilligten sie mit löblichem Eifer auf einem Reichstage, der im Januar 1663 zu Regensburg seinen Anfang nahm. Auch Spanien und Venedig zahlten dem Kaiser einige Subsidien.

Inzwischen war der Großvezier Achmet Köprili, Mohammed Köprili's Sohn und Nachfolger, mit hundertzwanzigtausend Mann, denen bald noch hunderttausend Tartaren folgten, bereits in Ungarn eingefallen, und eröffnete am 17. August 1663 die Belagerung von Neuhäusel, dem Bollwerk des westlichen Ungarn, da die Türken den ganzen östlichen Theil des Landes von Essek bis Erlau, Ofen und Pesth mit inbegriffen, im Besitz hatten. Die Besatzung wehrte sich tapfer, zwang aber endlich, als die Türken bis unter die Mauern vorgedrungen waren, ihren Befehlshaber, den Grafen Forgacz, gegen freien Abzug dem Großvezier die Thore zu öffnen (24. September). Danach streiften die osmanischen Reiter unter Gräuel und Verheerung bis Brünn und Olmütz, ohne daß Montecuculi's schwaches Corps und der Heerbann von Ungarn unter dem Grafen Zrini sie daran verhindern konnten. Im Winter

nahten indeß die Reichstruppen; auch Ludwig XIV. sandte dem Kaiser 6000 Franzosen zu Hülfe; der unermüdliche Zrini entriß den Türken mehrere im Sommer eroberte Plätze, und im Frühjahr begann Montecuculi den Feldzug mit großer Thätigkeit und glücklichem Erfolg. Er nahm darauf seine Stellung mit siebenunddreißigtausend Mann hinter der Raab, um die Grenzen Ober-Ungarn's zu decken. Bald erschien der Großvezier, und marschirte nach einigen Versuchen, den Uebergang zu erzwingen, welche die Tapferkeit der Kaiserlichen zurückschlug, den Fluß hinauf bis zur Cistercienser-Abtei St. Gotthard, wo derselbe nur noch eine Breite von zehn bis funfzehn Schritten hat. Am 1. August gingen dreitausend Sipahi, die eben so viele Janitscharen hinter sich auf dem Sattel hatten, durch das Wasser, und griffen die Reichstruppen, welche im Centrum des feindlichen Heeres standen, so heftig an, daß die größten Theils neugeworbenen, unversuchten und ausgehungerten Leute in Unordnung flohen und die Türken im Besitz des Dorfes Moggersdorf ließen. Mehrere Bataillone der Weichenden wurden zusammengehauen. Mit lautem Allahgeschrei drangen jetzt die übrigen Heerestheile der Türken, durch den ersten Erfolg in freudiger Zuversicht, in hellen Haufen über den Fluß; aber Montecuculi fiel ihnen mit kaiserlichen Regimentern vom rechten Flügel her in die Seite; der Graf von Waldeck trieb in der Mitte die fliehenden bairischen Reiter mit dem Degen in der Faust gegen den Feind zurück, dessen Fortschritte nun auch hier gehemmt wurden; und als auch vom linken Flügel des verbündeten Heeres französisches Fußvolk und Reitergeschwader unter dem Herzog von La Feuillade in die dichten Schaaren der Türken einbrachen, geriethen diese ihrer Seits in Verwirrung und Flucht. Aber noch einmal wandte sich die Schlacht. Starke Reitermassen, vom Großvezier entsendet, dringen gegen die Flügel der christlichen Armee durch den Fluß, während weit ober- und unterhalb des Schlachtfeldes übergegangene Schaaren derselben Waffe Montecuculi's Truppen in beiden Seiten und im Rücken fassen. Bereits ist das Gepäck der Reichsvölker und Franzosen in den Händen des Feindes, bereits denken mehrere Generale und Obersten an Rückzug und Flucht, als Montecuculi dem Heere mit ganzer Front vorzugehen befiehlt, und den entsendeten türkischen Reitern links die französischen Geschwader, rechts sein eigenes Reiterregiment vereinigt mit dem des General Spork entgegenwirft. Ehe der Angriff beginnt, kniet der letztere entblößten Hauptes nieder und betet laut: „Allmächtigster Generalissimus dort oben, willst du uns, deinen christgläubigen Kindern, heute nicht helfen, so hilf doch auch wenigstens den Türkenhunden nicht,

und du sollst deine Lust haben"*). In der That wichen die Türken dem vereinigten Andrang bald auf allen Punkten; besonders stark war das Gemetzel im Centrum, in welchem sich dieselben noch von dem früheren Gefecht her in Unordnung befanden. Reiterei und Fußvolk stürzten in Verwirrung in den Fluß, wobei mehr als zehntausend Mann das Leben verloren. Bei diesem Anblick ergreift auch die Reserve der Osmanen, noch dreißigtausend gar nicht ins Gefecht gekommene Reiter, in wildem Schrecken die Flucht. Funfzehn Kanonen und vierzig Fahnen waren die Beute der Sieger.

Es war der größte und glänzendste Sieg in offener Feldschlacht, den christliche Truppen seit drei Jahrhunderten über die Osmanen erfochten hatten, und der Wendepunkt des türkischen Waffenglückes gegen die Christenheit. Der Großvezier war so bestürzt, daß er schon am 10. August zu Vasvar einen Frieden auf zwanzig Jahre schloß. Trotz der Niederlage blieben indeß Neuhäusel und Großwardein, ebenfalls eine wichtige Festung, in den Händen der Türken, und der von ihnen inzwischen eingesetzte Fürst von Siebenbürgen, Michael Abaffi, behielt seine Würde. Der Reichstag in Regensburg, der dem Kaiser die Hülfe der Stände gegen die Türken bewilligt hatte, währte indessen noch fort, weil sich der abzumachenden Beschwerden so viele fanden, daß man gar nicht zum Ende kommen konnte. Darüber ward dann endlich beschlossen, daß man lieber immer dort versammelt bleiben wolle, um einen fortdauernden Reichsrath zu haben, wodurch die Verbindung des Kaisers mit dem Reiche weit bequemer und schneller hergestellt werden würde. Seitdem (1667) blieb es Regel, daß jeder Reichsfürst, sowie jede Reichsstadt, einen immerwährenden Gesandten in Regensburg unterhielt, der den von dem kaiserlichen Bevollmächtigten zusammenberufenen Sitzungen im Namen seines Herrn beiwohnte, um diesem fortdauernd Bericht abzustatten und über die kaiserlichen Propositionen Verhaltungsregeln und Vollmachten einzuholen.

Der Friede mit den Türken machte der Unzufriedenheit der Ungarn mit der österreichischen Regierung keinesweges ein Ende. Das längere Verweilen der deutschen Truppen im Lande, die Ausschweifungen und Bedrückungen, die sie an den Bauern verübten, die Eigenmächtigkeiten ihrer Officiere, das harte und widerrechtliche Verfahren der kaiserlichen Beamten, die Unduldsamkeit der Jesuiten trieben ihren Unwillen auf

---

*) Hammer, Geschichte des osmanischen Reichs, Thl. VI. S. 142. Ausgabe von 1830.

die höchste Spitze. Nicht bloß die Protestanten, auch die Katholiken waren entschlossen gegen den Kaiser loszubrechen. Noch immer war alle Macht und Gewalt im Lande bei den grundherrlichen Geschlechtern des alten Adels; die Grafen Zrini, Nadasdi und Franz Ragoczy, der Sohn des letzten Fürsten dieses Namens von Siebenbürgen, traten jetzt an dessen Spitze. Aber ehe die Vorbereitungen ihres Unternehmens beendet waren, erhielt Leopold Nachricht, und vereitelte durch schnelle Maßregeln den Ausbruch der Empörung. Zrini und Nadasdi wurden auf ihren Gütern überrascht und gefangen, Ragoczy sammelte in der Eile einige Truppen, ward aber vom General Spork geschlagen und erkaufte Leben und Freiheit nur durch die Uebergabe aller noch von ihm besetzten Plätze. Die beiden ersten wurden mit zwei anderen Verschworenen, den Grafen Frangipani und Tettenbach, 1671 hingerichtet. Dieser glückliche Erfolg bestärkte den damaligen ersten Minister Leopold's, den Fürsten von Lobkowitz, in seinem schon früher gefaßten Vorhaben, die Constitution Ungarn's umzustürzen und die Krone erblich und unumschränkt zu machen. Man publicirte die bei den Verschworenen gefundenen Papiere, und da daraus hervorging, daß der größte Theil des Adels in ihre Plane verflochten war oder doch darum gewußt habe, zog man österreichischer Seits den Schluß, daß die ganze Nation, als der Rebellion schuldig, durch dieses Verbrechen ihrer Privilegien verlustig gegangen sei. Um die Stände zur friedlichen Aufgebung derselben zu nöthigen, berief der Kaiser einen Reichstag; da die Edlen des Landes aber aus Furcht nicht zu erscheinen wagten, ließ er am 21. März 1671 ein Edict bekannt machen, wodurch zunächst, kraft des Rechtes, welches die Krone von Gott empfangen, den Ungarn als Strafe ihrer Empörung die fortdauernde Erhaltung einer deutschen Armee von dreißigtausend Mann auferlegt wurde. Am 6. Juni erfolgte eine zweite Verordnung, welche die Befugnisse und Gewalt des Thrones für unumschränkt erklärte. Johann von Ambringen, Großmeister des deutschen Ritterordens, wurde zum Generalgouverneur ernannt.

Diese harten Maßregeln, die nicht einmal durch eine Amnestie für Leben, Freiheit und private Berechtigungen der Einzelnen gemildert wurden, und durch ihre rücksichtslose Durchführung bei einem so freiheitsstolzen Volke wie die Ungarn noch aufregender wirken mußten, wurden durch eine heftige Verfolgung der protestantischen Prediger gekrönt; nach einigen Schriftstellern wurden zweihundertundfunfzig derselben, nach anderen jedoch nur dreißig, zum Feuertode verurtheilt, schließlich aber, der Kopf für funfzig Kronen, den Spaniern als Ruderknechte für

die neapolitanischen Galeeren verkauft. Alsbald erhob sich an verschiedenen Orten offene Empörung (1674); ein junger Edelmann von ausgezeichneten Geistesgaben, dessen Güter confiscirt worden waren, Namens Emmerich Tökeli, trat an die Spitze der Rebellen und mehrere gegen ihn ausgesandte Heerhaufen des Kaisers wurden geschlagen. Bald sah sich Tökeli von 20,000 Mann umgeben, die noch außerdem durch sechstausend polnische Kriegsleute verstärkt wurden, welche der Marquis von Bethune, Ludwig's XIV. Gesandter zu Warschau, für die Insurgenten geworben hatte und besoldete. Tökeli ließ Münzen schlagen mit der Inschrift pro libertate et justitia, auf der Kehrseite las man Ludovicus rex Galliae protector et patronus Hungariae. Auch war eben der damals heftig gegen diesen Fürsten am Rhein und in den Niederlanden tobende Kampf die Ursache, daß dem Kaiser nur geringe Mittel und Streitkräfte gegen die ungarischen Rebellen übrig blieben; und als der Friede von Nymwegen das Wiener Cabinet durch die vom Rhein herbeigezogenen Truppen größere Erfolge an der Theiß und Donau hoffen ließ, bemühten sich Ludwig's Gesandte unaufhörlich, Sultan Mohammed IV. zur Kriegserklärung gegen Oesterreich zu bewegen. Nachdem durch ihre Vermittelung 1681 ein Friede zwischen der Pforte und Rußland, gegen welche Macht die Osmanen zuletzt Krieg geführt hatten, zu Stande gebracht worden war, setzte sich Mohammed wirklich mit Tökeli in Verbindung und schickte diesem nach einigen Unterhandlungen Säbel, Streitkolben, Standarte und bald darauf auch ein schriftliches Diplom (10. Aug. 1682), welches ihn zum Herrn Mittel-Ungarn's unter der Oberhoheit der Pforte ernannte, der er jährlich einen Tribut von 40,000 Piastern entrichten sollte. Sofort begannen große Rüstungen in Constantinopel zur Unterstützung des neuen Vasallen.

Diese Aussicht auf einen neuen Krieg versetzte den Wiener Hof in eine bedenkliche Lage, da die Sorglosigkeit der Minister gar keine Vorbereitungen gegen einen solchen Anfall getroffen hatte, die stehende Armee des Kaisers noch äußerst unbedeutend war und man den größten Theil der gegen Frankreich gebrauchten Kriegsvölker aus Mangel an Geld verabschiedet hatte. Indeß erboten sich der fränkische und der schwäbische Kreis sowie der Kurfürst von Baiern Maximilian Emanuel, Enkel des Stifters der katholischen Liga im dreißigjährigen Kriege, und der Kurfürst von Sachsen Johann Georg III., der Enkel jenes Johann Georg, der einst dem Großvater Leopold's gegen die böhmischen Insurgenten treulich Hülfe geleistet hatte, den Kaiser mit Truppen zu unterstützen; und beide Kurfürsten erschienen sogar persönlich im Felde. Noch wichti-

ger war, daß Johann Sobieski, der König von Polen, trotz aller Gegenbemühungen des französischen Hofes, dem Kaiser mit einem bedeutenden Heere beizustehen versprach. Der Uebermuth Ludwig's XIV., welcher Johann Sobieski's Gemahlin, der Tochter eines französischen Edelmanns, die Erhebung ihres Vaters zur herzoglichen Würde abschlug, trug vornehmlich dazu bei, Polen, das sich bisher den Interessen Frankreich's ergeben gezeigt hatte, diesmal auf die österreichische Seite zu stellen. Das Commando des kaiserlichen Heeres, welches mit vieler Mühe bis zu dreiunddreißigtausend Mann vermehrt worden war, erhielt der Herzog Karl V. von Lothringen, der sich schon in mehreren Feldzügen am Rhein ausgezeichnet hatte. Ganz andere Streitmassen sammelten die Osmanen, und der Großvezier Kara Mustapha, Achmed Köprili's Schwager, ein ehrgeiziger, aber talentloser und habsüchtiger Emporkömmling, langte schon am 3. Mai 1683 mit dreimalhunderttausend Kriegern in Belgrad an. Zu Essek empfing ihn Tökeli, und machte nach dieser Zusammenkunft durch ein Manifest bekannt, daß jeder, der sich für ihn erklären würde, unter dem Schutz des Sultans stehen solle, und Freiheit, Leben sowie alle seine Rechte und Privilegien ungekränkt behalten werde. Als man in die Gegend von Raab kam, hielt der Großvezier Kriegsrath und beschloß, gegen die Meinung vieler Erfahrenen, geradesWeges auf Wien loszurücken. Er gedachte Oesterreich als ein Paschalik für sich zu erobern und seine Roßschweife in der Hofburg des Kaisers aufzupflanzen. Ein starker Heerhaufen ward zur Belagerung Raab's zurückgelassen, ein zweiter dem Befehl Tökeli's übergeben um Presburg zu berennen; mit allen übrigen Streitern, noch über zweihunderttausend, eilte Kara Mustapha in starken Märschen gegen die Hauptstadt Oesterreich's, den Herzog von Lothringen, der wider solche Ueberzahl kein Treffen wagen durfte, in vollem Rückzuge vor sich hertreibend. Die Verwirrung und der Schrecken in der Kaiserstadt bei der Nachricht vom Anzuge des türkischen Heeres übersteigt alle Beschreibung. Rings umher sah man Flammen und Rauch verwüsteter Ortschaften emporsteigen, zahllose Flüchtlinge verkündeten, wie schrecklich die Ungläubigen hausten und weder Alter noch Geschlecht schonten. Der Hof floh nach Linz (8. Juli), verfolgt von dem lauten Unwillen der Unterthanen, die nicht ganz mit Unrecht dieses Unheil der schlechten Verwaltung und der Sorglosigkeit der Regierung zuschrieben. Auch gegen sechszigtausend Einwohner suchten ihr Heil in der Flucht; aber diesem Strome der Ausziehenden wogte ein so gewaltiger Strom Hineinflüchtender von dem preisgegebenen plat-

ten Lande entgegen, daß der für den Unterhalt besorgte Commandant die Thore sperren ließ.

Schon am 12. Juli erschienen die ersten türkischen Reiter, während der Herzog von Lothringen die Besatzung der Stadt bis auf zehntausend Mann verstärkte und sich dann nach Mähren zurückzog, um hier die versprochenen Hülfsvölker, die aus dem Reiche und Polen herbeiziehen sollten, zu erwarten. Zwei Tage darauf kam der Großvezier mit seinen Heeresmassen und ließ alsbald die Laufgräben wider die Burg- und Löwelbastei und gegen das zwischen diesen Werken liegende Ravelin eröffnen. In der That würde Wien das traurigste Schicksal erfahren haben, wenn die Türken die erste Bestürzung zu einem allgemeinen Sturme benutzt oder die Belagerung überhaupt mit Einsicht zu betreiben verstanden hätten. Aber so ließen sie dem tapfern und entschlossenen Befehlshaber, dem Grafen Ernst Rüdiger von Stahremberg, dem der Kaiser die Hut seiner Hauptstadt anvertraut hatte, durch ihren nur wider zwei Bastionen gerichteten Angriff Zeit, die zum Theil sehr schadhaften Festungswerke an allen übrigen Orten auszubessern und zu verstärken, sowie andere zweckmäßige Vertheidigungsanstalten zu treffen. Die Ingenieure der Türken waren unwissende Renegaten; der Belagerungsplan, den sie befolgten, und der ihnen von Ludwig XIV. zugeschickt worden sein soll, war ebenfalls ohne genauere Ortskenntniß entworfen. Die Arbeiten in den Laufgräben wurden mit unerhörter Sicherheit und Gemächlichkeit betrieben; erst am achtzehnten Tage gelangten die Türken in die Gegenböschung, am dreißigsten gruben sie sich am Wallrande der Löwelbastei ein, und am vierzigsten hatten sie erst den dritten Theil des Ravelins erobert. Denn die Besatzung, unterstützt durch die rühmlichen Anstrengungen der ganzen Bürgerschaft und der Studenten, die gemeinschaftlich in fünf einander ablösende Corps getheilt waren, leistete den heftigsten Widerstand, schlug die Stürmenden mannhaft zurück und errichtete mit unermüdlicher Ausdauer in den Gräben und dann im Innern der angegriffenen Werke immer neue Abschnitte, Blendungen und Schulterwehren. Jeder Fuß, den die Belagerer vorschritten, kostete ihnen hunderte von Menschen. Am 3. September mußten die tapfern Vertheidiger endlich das so lange und so heldenmüthig behauptete Ravelin verlassen, Tags darauf sprengte eine Mine eine weite Lücke in die Burgbastei und am 6. September flogen auch die zweiundzwanzig Fuß dicken Mauern der Löwelbastei in einer Breite von sechs Klaftern in die Luft. Die Stadt war verloren, wenn Kara Mustapha einen allgemeinen

Sturm wagte; die Soldaten und Bürger waren durch Hunger und Mangel ermattet, ihre Zahl durch Seuchen, durch die steten Kämpfe der Vertheidigung und durch vierundzwanzig Ausfälle zur Zerstörung der feindlichen Arbeiten bedeutend vermindert. Aber auch jetzt ließ der Großvezier nur drei bis viertausend Mann anlaufen, weil er die Stadt durch Uebergabe zu gewinnen hoffte und sein Geiz die Beute nicht mit dem Heere theilen wollte. Am Abend des 11. September verkündete eine Feuergarbe von Raketen, von der Höhe des Stephansthurmes abgebrannt, dem Herzog von Lothringen die höchste Gefahr der Belagerten, und zu unaussprechlicher Freude derselben stiegen bald darauf die nämlichen Feuerzeichen von der Seite des Kahlenberges am dunkeln Himmel empor, das verabredete Signal des nahen Entsatzes. Achtzehn Mal hatten die Türken während der sechszigtägigen Belagerung Sturm gelaufen. In dieser Zeit hatten sich endlich, von dem sorglosen Großvezier nicht gehindert, der die einzeln heranziehenden Truppen mit leichter Mühe hätte vernichten können, 30,000 Deutsche und 20,000 Polen unter ihrem Könige mit dem Herzog von Lothringen vereinigt, dessen Heer dadurch bis auf achtzigtausend Mann anwuchs. So beschloß er den Angriff gegen die trotz aller während der Belagerung erlittenen Verluste noch immer doppelt so starken Osmanen.

Am frühen Morgen des 12. September, als die Sonne durch die klare Herbstluft dem Kahlenberg gegenüber leuchtend emporstieg, las der fromme Kapuzinermönch Marco d'Aviano, den der heilige Vater zum Heer gesendet hatte, auf der Höhe des Leopoldsberges, der sich zwischen dem Kahlenberge und dem rechten Donauufer erhebt, die heilige Messe und der König von Polen diente ihm am Altar. Darauf erhob sich Johann Sobieski und schlug seinen Sohn im Angesicht der versammelten Schaaren zum Ritter, zum Andenken des größten Tages, den er jemals erleben könne*). Nun gaben fünf Kanonenschüsse das Zeichen zur Schlacht. Auf dem rechten Flügel führte Sobieski seine Polen, in der Mitte die Kurfürsten von Baiern und Sachsen ihre Truppen mit den Reichsvölkern, und auf dem linken Flügel, der die Donau entlang marschirte, der Herzog von Lothringen selbst die österreichischen Regimenter die Höhen hinab auf den Feind. Der Großvezier warf seine Schaaren, ohne die Beschießung der Stadt aufhören zu lassen, den Verbündeten entgegen. Das Schicksal Wien's, der österreichischen Monarchie und Deutschland's, ja vielleicht Europa's stand auf dem Spiele. Die Polen

*) Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches, Thl. VII. S. 111.

kamen bei Neustift und Dornbach zum Angriff, wo sich der Großvezier mit den Janitscharen befand; alsbald entbrannte das heftigste Gefecht, doch kämpften sich Sobieski's tapfere Krieger Schritt um Schritt vorwärts. Geringern Widerstand fanden die Oesterreicher auf dem linken Flügel bei Nußdorf und Heiligenstadt; und den Stand der Schlacht wohl im Auge behaltend, sandte der Herzog von Lothringen dem Könige von Polen zahlreiche Verstärkung an Reiterei aus der Mitte sowie von seinen eigenen Truppen. So brach jener nun gegen Mittag mit stürmender Gewalt aus dem Walde von Dornbach, während das Centrum zu gleicher Zeit die Sandschluchten bei Döbling überwältigte. Um vier Uhr waren die Türken bis an ihre Zelte zurückgetrieben; die einbrechende Dunkelheit vermehrte ihren Schrecken und schon um sieben Uhr befand sich das ganze Heer in wilder Flucht. Ueber zehntausend erschlagene Osmanen bedeckten das Schlachtfeld, und da der Großvezier Lager und Vorräthe im Stich lassen mußte, so war die Beute unermeßlich; dreihundert Geschütze, funfzehntausend Zelte, neuntausend Wagen mit Kriegsvorräthen wurden erbeutet. In der Kriegskasse fand man über zwei Millionen an Gelde. Das Zelt des Großveziers wurde allein zu viermalhunderttausend Thalern angeschlagen, und die ganze Beute auf zehn Millionen geschätzt. Si wurde auf der Stelle unter die Sieger vertheilt. Der bloße Antheil des Königs von Polen belief sich auf vier Millionen Gulden. Diesem und dem Herzoge von Lothringen gebührte die Ehre des großen Siegestages. Wohl hatten die Oesterreicher Ursache über ihre Befreiung zu jubeln; denn der Feind begnügte sich nicht das Land zu verheeren und die Menschen zu tödten, sondern schleppte die Einwohner ohne Unterschied des Standes und Geschlechts als Sklaven mit sich fort; 87,000 Menschen hatte Oesterreich auf solche Weise allein in dem diesjährigen Feldzuge verloren, worunter über 50,000 Kinder, 6000 Männer, gegen 11,000 Weiber und 15,000 Mädchen waren; unter den weiblichen Gefangenen rechnete man 204 Frauen und Jungfrauen aus dem hohen und niedern Adel.

Das Volk der befreiten Hauptstadt empfing die Sieger bei ihrem feierlichen Einzuge am folgenden Tage mit lautem Freudengeschrei und tausend anderen Beweisen der herzlichsten Dankbarkeit. Vor allen wurden der Herzog von Lothringen und der König von Polen hochgepriesen, und man hörte nicht auf, den Einfall des Dechanten der Stephanskirche zu loben, der mit Beziehung auf des Letztern Namen zum Text seiner Siegespredigt die Worte (Joh. 1, 6) gewählt hatte: „Und es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes.“ In einem an demsel-

ben Tage aus dem türkischen Lager geschriebenen Brief des Königs an seine Gemahlin heißt es unter andern: „In dem Augenblicke, wo der Feind zu weichen anfing, und ich hatte dem Vezier gegenüber den stärksten Stoß zu bestehen, kam die Reiterei des übrigen Heeres auf meinen Flügel. Da waren um mich her der Kurfürst von Baiern, der Fürst von Waldeck und andere Fürsten, die mich umhalseten und küßten. Die Generale küßten mir Hände und Füße, die Officiere sammt ihren Regimentern riefen mir zu: Unser braver König! Als der Großvezier sah, daß er sich nicht halten konnte, berief er seine Söhne, weinte wie ein Kind und sagte zum Chan der Tartaren: Rette mich wenn du kannst. Der Chan antwortete: Wir kennen ihn wohl, den König von Polen, es ist unmöglich ihm zu widerstehn, sehen wir lieber wie wir davonkommen. Heute Morgen kam der Kurfürst von Sachsen nebst dem Herzog von Lothringen zu mir, auch der Befehlshaber von Wien, der Graf von Stahremberg. Jedermann hat mich geherzt, geküßt und seinen Erlöser genannt. Das Volk wollte mir ein Vivat bringen, aber die Furcht vor den Officieren und andern Vorgesetzten hielt es zurück. Als von einem Haufen ein Jubelgeschrei angestimmt ward, bemerkte ich, daß die Vorgesetzten sehr scheel dazu sahen; daher eilte ich, als ich bei dem Commandanten zu Mittag gegessen hatte, die Stadt wieder zu verlassen. Das Volk begleitete mich bis zu den Thoren." Zwei Tage darauf hatte König Johann auch eine Zusammenkunft mit dem Kaiser, der gleich nach der Befreiungsschlacht von Linz zurückgekommen war. Seinem Charakter und seiner Erziehungsweise gemäß hatte Leopold vorher große Bedenklichkeiten über die Formen bei dem Zusammentreffen eines Kaisers mit einem bloßen Wahlkönige; und obgleich der Herzog von Lothringen bei diesen Verhandlungen über die Art, wie Sobieski empfangen werden sollte, so bescheiden als treffend ausrief: „mit offenen Armen, denn er hat das Reich gerettet," lautete Leopold's Dank dennoch kalt und abgemessen, und sein ganzes Benehmen während der Unterredung war so wortkarg und unbeweglich wie gewöhnlich.

Gern hätten die Sieger, um ihren Vortheil kräftig zu nutzen, den muthlosen und flüchtigen Feind sogleich bis aufs äußerste verfolgt; allein der Kurfürst von Sachsen, den man durch zu geringe Dankbarkeit gegen seinen unstreitig wichtigen Antheil an dem Siege beleidigt hatte, trennte sich von den Verbündeten und zog mit seinem ganzen Heere nach Hause. Erst am sechsten Tage brachen der Herzog von Lothringen und der König von Polen nach Preßburg und Gran auf, wo die Türken sich gesetzt hatten. Hier hätte dem allzu kühnen Sobieski sein Selbstvertrauen

fast Leben oder Freiheit gekostet. Er marschirte mit sechstausend polnischen Reitern dem Heere voran und ließ sich durch seine ungestüme Tapferkeit in einen Hinterhalt locken, wo über zweitausend seiner Krieger durch dreifache Ueberzahl der Türken zusammengehauen wurden. Er selbst war in der höchsten Gefahr, bis ihn seine Begleitung mit genauer Noth aus den dichten Feindeshaufen heraushieb. Drei Tage darauf (10. October) erfochten Polen und Deutsche vereinigt einen herrlichen Sieg bei Parkany, der zwanzigtausend Feinden das Leben und der Pforte das wichtige Gran kostete, welches seit hundertundfunfzig Jahren, nur mit kurzer Unterbrechung, in ihrem Besitz gewesen war. Nach diesem Siege gab auch der Kaiser dem Reichstage zu Regensburg förmliche Nachricht „von der bei Wien durch Cooperation der zum Succurs geschickten Völker erlangten ansehnlichen Victoria, wobei der Türken viele tausend auf dem Platz geblieben, damit diejenigen Kurfürsten und Stände, welche dabei so treulich cooperirt, gebührende Consolation haben, und andere zu künftig gleichmäßiger Nachfolge angefrischt werden möchten.“ Den ungarischen Insurgenten wurde Amnestie verkündet, wenn sie die Waffen jetzt niederlegen wollten. Viele folgten dem Ruf des Kaisers; aber Tököli beharrte auf dem Wege des Widerstandes, behandelte die zu Leopold Uebergetretenen als Rebellen und belagerte sie auf ihren Schlössern.

Auf die Kunde von dem Entsatze Wien's, der Schlacht bei Parkany und dem Verluste Gran's, sandte Sultan Mohammed den Oberstkämmerer Ghasassade Ahmedaga nach Belgrad, wo der Großvezier sein Winterquartier genommen hatte, mit dem Befehl dessen Kopf in Empfang zu nehmen. In der Nähe jener Stadt angelangt, theilt derselbe seinen Auftrag im Geheimen dem Janitscharenaga mit. Dieser beruft sogleich einige seiner zuverlässigsten Leute, erwartet Ahmedaga zu Belgrad in seinem Hause, begiebt sich mit ihm kurz vor Mitternacht (25. Dec. 1683) zum Großvezier und vollzieht den Befehl des Sultans auf der Stelle. Das Commando des Heeres gegen die Oesterreicher erhielt Ibrahim, genannt Scheitan (der Teufel); andere Schaaren unter dem Seraskier Soliman Pascha sollten in Polen einfallen. Aber dieser Wechsel der Anführer stellte das Glück der osmanischen Waffen nicht wieder her. Obschon Johann Sobieski's tapfere Krieger, nun in der Moldau beschäftigt, den Oesterreichern nicht wieder zur Seite fechten konnten, nahm der Herzog von Lothringen dennoch Wisegrad, blieb in zwei Treffen Sieger, eroberte Pesth ohne Schwertstreich und eröffnete die Belagerung von Ofen, welches die tartarische Besatzung indeß so hartnäckig verthei-

digte, daß die Oesterreicher, obgleich sie bereits ein zum Entsatz heranrückendes osmanisches Heer bei Hamsabeg geschlagen hatten, nach drei Monaten voll vergeblicher Anstrengungen unverrichteter Sache abziehen mußten (1. Nov. 1684). Eben so große Erfolge erkämpfte der tapfere Herzog Karl im nächsten Feldzuge, in welchem Neuhäusel erstürmt wurde, nachdem er drei Tage zuvor (16. August 1685) ein türkisches Heer bei Gran geschlagen hatte; auf allen Seiten drangen die Oesterreicher vor, der Feldmarschall-Lieutenant Schulz eroberte Kaschau und Eperies, die Hauptplätze des Fürsten Tökeli, und der Graf Caprara, der gegen den zweiten Vasallen der Türken Michael Abaffi in Siebenbürgen eingedrungen war, konnte hier seine Winterquartiere nehmen. Im folgenden Jahre wurde Abaffi genöthigt sich dem Kaiser zu unterwerfen, der seine Würde anzuerkennen und die Privilegien des Landes aufrecht zu erhalten versprach; auch die Russen erklärten jetzt der Pforte den Krieg; Johann Sobieski drang in die Moldau und Walachei ein, und die Venetianer, schon seit zwei Jahren mit dem Kaiser verbündet, machten große Fortschritte auf Morea. Der Wiener Hof hatte bedeutende Zurüstungen für diesen Feldzug getroffen, das eigene Heer war auf sechszigtausend Mann vermehrt worden, 8000 Brandenburger unter Schöning, eben so viele Baiern, 5000 Sachsen, 4000 Mann von den Ständen des fränkischen und eben so viele von denen des schwäbischen Kreises aufgebracht, verstärkten dasselbe. Wie früherhin standen sämmtliche Truppen unter der Führung des Herzogs von Lothringen, der seine Operationen wiederum gegen das feste Ofen richtete, das, hundertfünfundvierzig Jahre unter der Herrschaft der Osmanen, von diesen als der Schlüssel ihres Reichs im Westen betrachtet wurde. Wie das erste Mal wies die Tapferkeit der Besatzung alle Versuche der Kaiserlichen zehn Wochen lang zurück, bis es den letzteren am 2. September 1686 endlich gelang mit stürmender Hand die Wälle zu ersteigen. Alle in der Stadt befindlichen Türken wurden niedergemetzelt und unermeßliche Beute gewonnen. Diese wichtige Eroberung verlegte den Kriegsschauplatz weiter vorwärts gegen die Ufer der Drau, wo der Herzog am 12. August 1687 bei Mohacz den Türken eine große Niederlage beibrachte, auf demselben blutgetränkten Felde, wo der König Ludwig von Ungarn vor hunderteinundsechszig Jahren Sieg und Leben verloren hatte.

Den Schrecken, der nach diesem glücklichen Schlage vor den Waffen des Kaisers herging, und die Entkräftigung der mißvergnügten Ungarn durch das lange Kriegselend, eilte der Wiener Hof zur völligen Unterwerfung derselben zu benutzen. Der Graf Caraffa, zum Gouverneur

Ober=Ungarn's ernannt, errichtete ein Blutgericht zu Eperies, größten Theils aus Militärpersonen bestehend, in dem er selbst den Vorsitz führte und die Functionen des Anklägers und Richters zu gleicher Zeit ausübte. Der ungarische Adel sollte, wie der böhmische nach der Schlacht bei Prag, niedergedrückt und geschwächt werden. Alle, von denen man Kenntniß und Beweise aufrührerischer Gesinnungen hatte, sowie viele Andere, bei welchen man die letztern vermuthete oder voraussetzte, wurden auf die Tortur gespannt, geköpft, gerädert oder geviertheilt. Nachdem man durch solche Grausamkeiten den Trotz der auffässigen Nation hinlänglich gebeugt glaubte, berief der Kaiser einen Reichstag nach Presburg, wo er von dem zahlreich gegenwärtigen Adel die Verzichtleistung auf das Recht, seine Könige zu wählen, sowie auf das Insurrectionsrecht, welches den Ungarn nach der goldenen Bulle Andreas' II. zustand, mit allem Nachdruck verlangte. Nach langen Streitigkeiten entsagten die stolzen Edelleute, aus Besorgniß vor den österreichischen Regimentern, die das ganze Land besetzt hielten, und vor dem Blutgerichte zu Eperies, jenen beiden Privilegien, die sie für die Hauptbollwerke ihrer Freiheit hielten. Ungarn hörte von diesem Tage (31. Oct. 1687) auf, ein Wahlreich zu sein, und erkannte die königliche Würde auf ewige Zeiten dem Habsburgischen Mannsstamm erblich zu; die Gelüste der Unumschränktheit vermochte indeß Oesterreich nicht durchzusetzen. Darauf ward am 9. December der älteste Sohn des Kaisers, Erzherzog Joseph, obschon er erst neun Jahre zählte, zum Könige von Ungarn gekrönt. Er leistete den gewöhnlichen Eid, die Freiheiten und Rechte des Landes aufrecht zu erhalten, aber mit dem Zusatz „wie sie der König und die im Reichstage versammelten Stände erklären würden.“ Die diese Feier begleitende Aufhebung des Blutgerichts zu Eperies, die Verkündigung einer allgemeinen Amnestie für die Vergangenheit, mit Ausnahme Tökeli's und derer, die ihm noch anhingen, sowie die Bestätigung freier Religionsübung für die Protestanten, schienen die lang entbehrte Ruhe wieder in die Grenzen Ungarn's zurückzuführen, wenn nicht der Krieg gegen die Osmanen noch längere Zeit fortgedauert hätte.

Nach der Niederlage bei Mohacz hatte das türkische Heer Empörung wider den Großvezier Soliman erhoben, den es für den Urheber alles Unglücks hielt, und diesen zur Flucht genöthigt. Hiermit nicht zufrieden, waren die Rebellen gegen Constantinopel gezogen, hatten den Sultan Mohammed vom Throne gestoßen, weil er unfähig sei in so schwerer Zeit das Reich zu verwalten, und seinen Bruder Soliman III.

auf den Thron gesetzt. Diese Entfernung der osmanischen Schaaren hatten die kaiserlichen Heerführer nicht unbenutzt gelassen. Der Herzog von Lothringen zwang die Siebenbürger (1688), dem Kaiser Leopold als Könige von Ungarn den Treueid zu leisten und dessen Recht zur Bestätigung ihrer Fürsten anzuerkennen; der Graf Caraffa nahm Stuhlweißenburg und besetzte Peterwardein. So war den österreichischen Truppen der Weg nach Belgrad geöffnet, jener Feste, welche die Heerstraße von Constantinopel nach Ungarn beherrscht und sperrt; und der Kurfürst von Baiern Maximilian Emanuel begann alsbald mit dem kaiserlichen Hauptheer die Berennung dieser Stadt. Nachdem er sie drei Wochen lang aus vierzig großen Geschützen und funfzehn Mörsern hatte beschießen lassen, befahl er am 6. September einen allgemeinen Sturm. Ein furchtbares Gemetzel entbrannte, da sich die Türken verzweifelt zur Wehre setzten; aber, obgleich viele der ausgezeichnetsten Führer des kaiserlichen Heeres, der Fürst von Lichtenstein, zwei Grafen von Stahremberg und die Grafen von Scherfenberg, Fürstenberg und Thurn im Handgemenge den Heldentod starben, ja Prinz Eugen von Savoyen und der Oberbefehlshaber, die unter den Vordersten kämpften, selbst verwundet wurden, erstiegen die Oesterreicher dennoch die Wälle und hieben die ganze Besatzung, noch neuntausend Mann, nieder. Die Thaten dieses Feldzugs schloß eine Abtheilung des kaiserlichen Heeres durch die Einnahme des Castells von Munkats, in welchem sich Helene Zrini, die Gemahlin Tökeli's, drei Jahre lang heldenmüthig vertheidigt hatte; sie wurde nach Wien gebracht, und einige Zeit nachher gegen einen von Tökeli gefangenen General ausgewechselt, worauf sie sich zu ihrem Gatten begab, der noch immer den osmanischen Roßschweifen folgte.

Ganz Ungarn, bis an seine uralten Grenzen von den Türken gesäubert, gehorchte nunmehr dem Kaiser Leopold, der noch vor wenigen Jahren in der eigenen Hauptstadt bedrängt, jetzt seiner Seits siegreiche Schaaren gegen die inneren Länder des türkischen Reichs aussenden konnte. Doch faßten die Osmanen bessere Hoffnung für den Fortgang des Krieges, als ihnen die französischen Botschafter mittheilten, ihr Herrscher sei dem Kaiser mit großer Heeresmacht ins Land gefallen und bedränge ihn vom Westen her. Aber auch diesmal täuschten sie ihre Erwartungen. Der Seraskier Redschebpascha wurde von dem Markgrafen Ludwig von Baden im Lager von Batudschina überfallen und geschlagen, und verlor seine ganze Artillerie, zweihundert Geschütze, nebst sämmtlichen Kriegsvorräthen (30. August 1689). Von dem Sieger verfolgt, sah er sich in seinen verschanzten Linien bei Nissa, wo er an

sechszigtausend Mann versammelt hatte, am 24. September zum zweiten Mal angegriffen und überwältigt, obgleich der Markgraf kaum zwanzigtausend Krieger unter seinem Befehl hatte. Der Fall von Nissa und Widdin folgte diesem unglücklichen Treffen. Endlich wendete die Einsicht und Kriegskunde des neu ernannten Großveziers, Mustapha Köprili, des früher erwähnten Achmet's Bruder, den osmanischen Waffen wieder einige Lichtblicke des Glückes zu. Nissa wurde zurück erobert; dann wandte sich der Großvezier gegen Belgrad. Kaum hatte er die Belagerung desselben eröffnet, als eine Bombe das Pulvermagazin der Festung traf; es erfolgte eine furchtbare Explosion, die mit ungeheurem Krachen die Häuser und Verschanzungen in weitem Umfang in die Luft sprengte, und über tausend Mann von der Besatzung tödtete; und in der Verwirrung gelang es den Türken, mit stürmender Hand über die Wälle zu dringen. Die kaiserliche Besatzung, 10,000 Kriegsleute, ward niedergehauen bis auf sechshundert, denen es glückte, auf einigen Schiffen die Donau aufwärts zu entkommen. Zu derselben Zeit drang Tökeli mit sechszehntausend Mann in Siebenbürgen ein. Michael Abaffi war gestorben, und Sultan Soliman hatte Tökeli zu dessen Nachfolger ernannt, während Leopold dem Sohn des erstern die Herrschaft zugesichert hatte. Der General Heister, der sich Tökeli's Fortschritten entgegenstellte, wurde von diesem entscheidend geschlagen, und selbst mit achtzehn Generalen und Officieren gefangen genommen (21. August 1690). Triumphirend zog der Sieger in Hermanstadt ein, aber sein Reich in Siebenbürgen dauerte nicht allzu lange; im October des folgenden Jahres ward er von dem Markgrafen von Baden wieder aus dem Lande getrieben. Auch der Siegeslauf Köprili Mustapha's war inzwischen bereits gehemmt worden. Mit hunderttausend Mann der schönsten Truppen war er im Frühjahr ins Feld gezogen, und hatte sich bei Semlin stark verschanzt. Markgraf Ludwig von Baden, der sechsundsechszigtausend Streiter gegen ihn heranführte, fand die Stellung unangreifbar, und ging auf Salankemen zurück. Allein Köprili Mustapha hatte beschlossen ihn zu vernichten und warf sich, wie es heißt, auf den Rath französischer Officiere, die ihn begleiteten, durch Gewaltmärsche in des Gegners Rücken, zwischen Salankemen und Peterwardein, wo die Oesterreicher ihre Magazine hatten. Der Markgraf verschob den unvermeidlichen Angriff nicht, und befahl den Sturm auf die in Eile verschanzten türkischen Linien, als die Sipahi, ihre Schutzwehren verlassend, seinen Truppen schon entgegensprengten (19. August 1691). Einige Bataillone derselben wurden zusammengehauen, andere litten den größten Verlust; aber die übrigen

hielten nicht allein den wilden Angriff aus, sondern drangen auch muthig vorwärts, obgleich das Feuer des Feindes aus den Verschanzungen ihre Reihen furchtbar lichtete; und nun ergriff die osmanischen Schaaren Furcht und Schrecken. Da stürzte der Großvezier selbst den Säbel in der Faust auf den Feind, die Seinen mit neuem Muth zu erfüllen, als eine feindliche Flintenkugel ihn todt vom Roß herabwarf. So erkämpfte Ludwig von Baden seinen glorreichsten Sieg, sechsundzwanzigtausend osmanische Leichname bedeckten das Schlachtfeld, hundertundfunfzig Geschütze waren erbeutet. Indeß hatten auch die Oesterreicher zwölftausend Mann verloren.

Weniger glänzend waren die Feldzüge der nächsten Jahre, da der Kaiser genöthigt war, seine Hauptkraft am Rhein gegen die Franzosen zu verwenden, wohin auch Ludwig von Baden abgerufen ward. Dem Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, dem zweiten Sohn des beim Entsatz von Wien genannten Johann Georg's III., der den Oberbefehl über die kaiserliche Armee in Ungarn erhielt, fehlten wahrer Feldherrngeist und Kriegserfahrung; Mängel, die durch seine persönliche Tapferkeit nicht ersetzt werden konnten. Die Entscheidung des bereits vierzehn Jahre fortdauernden Kampfes führte endlich der Prinz Eugen von Savoyen herbei, der zuerst als Freiwilliger in der Schlacht am Kahlenberge in den österreichischen Reihen gekämpft hatte, und seitdem durch glänzende Waffenthaten in Ungarn, Italien und Deutschland bis zum Generalfeldmarschall emporgestiegen war. Sultan Mustapha II., der vor zwei Jahren die Zügel der Regierung ergriffen hatte, erschien 1697 selbst im Felde, und wollte, nachdem er vergeblich versucht, den Prinzen aus seinem Lager bei Peterwardein zu locken, bei Zenta über die Theiß zurück nach Temeswar ziehen, um von dort in Ober-Ungarn und Siebenbürgen einzufallen. Kaum von diesem Vorhaben des Feindes unterrichtet, beschleunigte Eugen den Marsch seines Heeres, das rechte Ufer der Theiß entlang, um die Osmanen wo möglich vom Uebergange abzuhalten oder während desselben anzugreifen. Am 11. September um zwei Uhr Nachmittags erreichte er die Gegend von Zenta; schon war der Sultan mit dem größten Theil des schweren Geschützes nebst dem Gepäck auf die linke Seite des Flusses hinübergegangen, seine Reiterei bedeckte eben in dichten Zügen die Brücke, nur das Fußvolk war noch diesseits und hier durch zwei im Halbkreis aufgeworfene Wälle gedeckt. Den günstigen Augenblick zu benutzen, befahl Eugen seinen Truppen den Angriff. Doch erforderte die Entwickelung der Marschcolonnen noch beinahe zwei Stunden, während welcher Zeit die Türken unentschlossen

und planlos sich völlig ruhig verhielten, obgleich der Aufmarsch der Oesterreicher nur in Kanonenschußweite von ihren Verschanzungen geschah, und ein jetzt begonnener, einsichtig geleiteter und mit Nachdruck ausgeführter Angriff das kaiserliche Heer augenscheinlich in die größte Gefahr bringen mußte. Erst um vier Uhr ging die nun geordnete Schlachtlinie Eugen's gegen die türkischen Verschanzungen vor, während seine Artillerie von beiden Flügeln her ihre Geschosse vornehmlich auf die Brücke richtete, über die sich jetzt Reiterei und Fußvolk in wilder Verwirrung drängten. Der linke Flügel des kaiserlichen Heeres, vom Grafen Bussy Rabutin geführt, brach rechts einschwenkend zuerst an der Stelle ein, wo die Wälle der Türken an den Fluß stießen, während das Centrum dieselben von vorn erstieg. Von allen Seiten bedrängt, zum Theil abgeschnitten, stürzten sich die Schaaren der Türken angstvoll und betäubt in die Fluthen der Theiß. Bis zur Dunkelheit dauerte das Gemetzel, in welchem fünfundzwanzigtausend Osmanen ihren Tod fanden. „Es war," sagt Eugen in seinem Bericht an den Kaiser, „als ob die Sonne zögerte unterzugehen, um den Triumph der kaiserlichen Waffen zu sehen und mit ihren Strahlen heller zu beleuchten." Der Sultan erblickte vom jenseitigen Ufer die Flucht und das Verderben der Seinen, und entwich in Schrecken und Verzweiflung nach Temeswar (11. Sept. 1697). Am folgenden Morgen, dem vierzehnten Jahrestag der Schlacht am Kahlenberge, rückten die kaiserlichen Truppen über den Fluß in sein verlassenes Lager, wo sie das ganze Geschütz und Gepäck, auf neuntausend Wagen und sechszigtausend Kameele geladen, erbeuteten. Der Großvezier mit vielen anderen Pascha's und angesehenen Türken war geblieben.

Dieser glorreiche Sieg bewog den Fürsten von Siebenbürgen Michael Abaffi II., da jede Hoffnung auf Unterstützung der türkischen Macht, durch welche sich seine Vorfahren gegen die Habsburgischen Herrscher aufrecht erhalten hatten, nunmehr für alle Zeit verschwunden schien, gegen den Titel eines Reichsfürsten, jährliche Pension und Güter in Oesterreich, seine Würde dem Kaiser 1699 zu übergeben. So wurde Siebenbürgen, nachdem es seit Johann Zapolya unabhängige Regenten gehabt, wieder mit Ungarn vereinigt; doch wird das Land bis auf den heutigen Tag von abgesonderten Behörden verwaltet. Auch die Pforte sah sich durch den unglücklichen Feldzug des Jahres 1697 genöthigt, Friedensunterhandlungen zu eröffnen, die am 26. Januar 1699 zum Abschluß des Carlowitzer Friedens führten. Der Kaiser blieb durch denselben im Besitz der von seinen Feldherren eroberten Länder und

Provinzen. Es waren vor allen die Städte Ofen, Pesth und Stuhlweißenburg nebst funfzehn ungarischen Comitaten, außerdem die Provinzen Slavonien und Sirmien. Zu gleicher Zeit wurden die Friedenstractate zwischen der Pforte einer Seits, und den Polen, Russen und Venetianern anderer Seits unterzeichnet. Dem Grafen Tökeli wies Sultan Mustapha II. in Kleinasien Güter zu seinem Unterhalte an; er starb 1705 zu Constantinopel.

So glänzend ging Leopold aus einem Kampfe hervor, der so verderblich und gefahrdrohend für ihn begonnen hatte; und wenn daher auch Oesterreich zu derselben Zeit der französischen Macht gegenüber am Rhein im Nachtheil blieb, so hatte es doch dafür den Trost, die Herrschaft über die ungarischen Magnaten befestigt, die Macht der Türken an der Donau gebrochen, ihren Siegeslauf für immer gehemmt, ihnen die seit länger als hundertundfunfzig Jahren besessenen Hauptstädte und Gebiete Nieder-Ungarn's entrissen, und dergestalt ihr Uebergewicht im Osten vernichtet zu haben.

12. Die deutsche Litteratur im siebzehnten Jahrhundert.

Unter den Verheerungen, womit der dreißigjährige Krieg in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Deutschland erfüllt hatte, waren Wissenschaften und Künste nicht in der Lage gewesen, eine bedeutende Förderung oder ein sicheres Gedeihen zu finden. Und dennoch hatte gerade in dieser Zeit für die deutsche Poesie durch Martin Opitz von Boberfeld eine neue Epoche begonnen. Er war 1597 zu Bunzlau geboren und starb 1639 an der Pest, welche mit der Kriegsnoth vereint damals die Gauen Deutschland's verheerte. Seine Aufmerksamkeit wandte sich von Anfang an besonders auf die Sprache und den Versbau, und seine Anstrengungen hatten in dieser Beziehung einen so glücklichen Erfolg, daß er als der eigentliche Schöpfer der heutigen metrischen Form der deutschen Dichtkunst zu betrachten ist. Am gelungensten sind seine lyrischen Gedichte; in den didaktischen, die er hinterlassen hat, betrachtet er die Poesie nur als Einkleidung der zu Grunde gelegten moralischen Wahrheiten. Im Allgemeinen ist der Charakter seiner Dichtungen als ernst, männlich und kräftig zu bezeichnen. Seine zahlreichen Nachahmer, zu denen auch der bekannte Simon Dach gehört, werden in der Littera-

turgeschichte unter dem Namen der „schlesischen Dichterschule" zusammengefaßt, obgleich bei weitem nicht alle diejenigen, die in Opitz' Manier dichteten, geborene Schlesier waren. An Phantasie und Innigkeit wird Opitz bei weitem von seinem Zeitgenossen Paul Flemming übertroffen (geb. zu Hartenstein im Voigtlande 1609, gest. zu Hamburg 1640), dessen Lieder durch jugendliche Frische und lebhaften Natursinn bedeutenden Werth haben. Auch Friedrich von Spee, der als Jesuit 1635 zu Köln starb, und Angelus Silesius oder Scheffler (gest. zu Breslau 1677) haben in ihren lyrischen Gesängen Denkmale ausgezeichneten Talents und tiefen Gefühls in reiner und wohlklingender Sprache hinterlassen. Als dramatischer Dichter ist besonders Andreas Gryphius zu erwähnen (geb. 1616 zu Glogau, gest. 1664). Er hatte von den Werken der Alten namentlich die Römer gelesen, und hielt sich, wie die ersten französischen Tragiker, vorzugsweise an Seneca. Auch die starre mißverstandene Anwendung der Aristotelischen Regeln über die Einheit der Zeit und des Raumes theilt er mit jenen, ohne aber durch wahrhaft poetischen Gehalt, durch Rhetorik und Schwung der Phantasie für diese Mängel zu entschädigen. Seine Dichtungen sind über alle Maßen breit und gedehnt, und nur zu häufig fällt er ins Platte und Gemeine. Er hat eine große Menge von Lust= und Trauerspielen hinterlassen, fast sämmtlich in Alexandrinern gedichtet. Auch Karl Stuart's unglückliches Schicksal und seine Hinrichtung hat er zum Gegenstande eines Trauerspiels gemacht. Die humoristische Seite der Poesie fand einen geschickten und launigen Vertreter an Lauremberg, von dessen vornehmlich gegen die einreißende Nachahmungssucht des Ausländischen gerichteten Satiren wir schon oben einige Proben mitgetheilt haben.

Nach dem Muster der italienischen und französischen Akademien traten in Deutschland ebenfalls gelehrte Gesellschaften zusammen, um die Ausbildung der vaterländischen Sprache und Dichtkunst zu fördern und sie vor der immer zunehmenden Verderbniß und der Mengerei mit französischen Worten zu bewahren. Die bedeutendste dieser Verbindungen war die Gesellschaft der Pegnitzschäfer oder der gekrönte Blumenorden, der von Harsdörfer (gest. 1658) und Johann Klay 1644 zu Nürnberg gestiftet wurde. Wenn die Nachfolger des Opitz bei manchen Fehlern doch im Ganzen durch das Unglück ihrer Zeit zu einer gewissen innern Stärke und Männlichkeit, zu dem Bewußtsein der auf sich ruhenden Kraft des Individuums geführt wurden: so suchten die Pegnitzschäfer keineswegs in solcher stoischen Gesinnung ihre Befriedigung, sondern vielmehr in einer sentimentalen Weise durch Erweckung sanfter Gefühle

und Regungen; hierdurch wurde ihre Poesie nur allzu tändelnd, süßlich und über alle Maßen mattherzig.

Diese Schule ist als Uebergang zu einer spätern Richtung zu bezeichnen, die sich von Opitz noch weiter entfernte, und einen Geschmack geltend machte, der in Schwulst, Bombast, Ueppigkeit und übertriebenem Spiel mit Gegensätzen sich gefiel, und die Manier des Marini noch zu überbieten strebte. Zwei Schlesier, Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau und Daniel Caspar von Lohenstein, Männer, denen es gar nicht an poetischem Talent fehlte, die aber leider jene Manier für einen Fortschritt der Kunst hielten, gaben diesen Ton an und fanden zahlreiche Bewunderer und Nachahmer. Diejenigen, die das Unnatürliche und Verkehrte dieses Bestrebens endlich herausfühlten, verfielen, um ihm zu entgehen, in eine ganz platte, fade, nüchterne, wässerige Reimerei, die noch kläglicher und widerwärtiger ist, als jener Schwulst. Noch schlimmer stand es mit der Prosa, die sich bei weitem nicht so großer Pflege als die Poesie zu erfreuen hatte. Sie entfernte sich von Luther's Kraft und kerniger Einfachheit immer weiter, wurde holprig, schleppend und steif, und das Eindringen der französischen Sprache übte einen so schlimmen Einfluß, daß sie sich gegen das Ende des Jahrhunderts immer mehr in Uebertreibung, geistlose Breite und Ungelenkigkeit verlor.

Dagegen fanden die Wissenschaften eine immer würdigere Vertretung und Förderung. Vor allen haben wir hier einen Mann zu nennen, der unter den größten Geistern, die jemals gelebt haben, einen der ersten Plätze einnimmt. Gottfried Wilhelm Leibnitz, geboren 1646 zu Leipzig den 23. Juni (a. St.), war der Sohn des dortigen Professors der Moral, Friedrich Leibnitz, und einer vortrefflichen Mutter, die ihn, da er den Vater schon im sechsten Jahr verlor, zu allem Guten anhielt. Die Wißbegierde, die sich schon früh in dem Kinde äußerte, war durch nichts zu stillen noch zu ermüden. Schon als Knabe studirte er den Livius für sich allein und wußte den Virgil auswendig. Jakob Thomasius, der Vater des nachher zu erwähnenden Gelehrten, ward sein liebster Lehrer; beide wetteiferten, wer am längsten ausdauern könne, der eine im Lehren oder der andere im Zuhören. Er las fast die ganze Büchersammlung seines Vaters durch, machte lateinische Verse, und war schon ein Wunder von Gelehrsamkeit, als er im funfzehnten Jahre die Universität bezog. Er studirte in Leipzig und Jena, hörte die Mathematiker und Rechtslehrer, las die griechischen Philosophen für sich, behielt Alles, durchdachte Alles, nahm an Allem Antheil und fühlte sich nie gesättigt. Im achtzehnten Jahre ward er in Leipzig Magister der Philosophie, und im

zwanzigsten in Altdorf Doctor der Rechte. Als er von da durch Nürnberg reiste, wo eine geheimnißvolle Gesellschaft von Goldmachern sich aufhielt, las er in der Eile einige alchymistische Bücher, und schrieb in der Sprache dieser Grillenfänger einen Brief, der sie so neugierig machte, daß sie ihn freiwillig in ihre Gesellschaft aufnahmen, wo er sich dann von den Thorheiten dieser Leute zur Genüge unterrichtete. Um dieselbe Zeit kam der Kurmainzische Minister Boyneburgk nach Nürnberg. Dieser traf den jungen lebhaften Doctor zufällig an der Gastwirthstafel, und erstaunte über die Klarheit und Gründlichkeit, mit welcher derselbe von den verschiedenartigsten Dingen zu sprechen wußte. Die Folge dieser Bekanntschaft war, daß Leibnitz 1667 an den Hof des Kurfürsten von Mainz, des mehrfach erwähnten Johann Philipp von Schönborn, berufen ward, wo er, zum Kanzleirevisionsrath ernannt, in diplomatischen Geschäften die wichtigsten Dienste leistete, und Gelegenheit fand, seinen patriotischen Eifer für die Selbständigkeit und Ehre des deutschen Vaterlandes in mehreren Denkschriften auszusprechen. Unter diesen ist besonders ein Bedenken auszuzeichnen, das er 1670, als Ludwig XIV. seinen großen Angriff gegen die Niederlande vorbereitete, unter dem Titel abfaßte: „Welcher Gestalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reich auf festen Fuß zu stellen.“ Aber die Thätigkeit für den Staat nahm bei weitem nicht alle Kräfte dieses reichen Geistes in Anspruch. Bald erschien eine mathematische oder philosophische, bald eine naturwissenschaftliche oder geschichtliche Untersuchung von ihm. Keine war ohne neue Ideen, die wie aus einer unerschöpflichen Fülle nur hingeworfen schienen; denn es war seinem Genius beschieden, fast alle Wissenschaften mit neuen Entdeckungen zu bereichern. Im Jahre 1672 erhielt er Gelegenheit, nach Paris, und im folgenden Jahre nach London zu gehen. Huygens, der Erfinder der Pendeluhren und Entdecker der Trabanten des Saturn (1629—1695), der aus Holland nach Paris berufen war, nahm ihn dort, so wie der berühmte Newton, von dem später die Rede sein wird, in der letztgenannten Stadt mit der größten Achtung auf. Beide große Entdecker fanden in dem jungen Deutschen einen Mann, der längst von selbst und für sich ihre Wege gegangen war; wie denn Leibnitz in der That mit Newton zu gleicher Zeit, aber auf ganz verschiedenen Wegen, die Rechnung des Unendlichen gefunden hat. An beiden Orten suchten die gelehrtesten Männer ihn festzuhalten, und beider Akademien nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Er aber kehrte 1676 über Holland nach Deutschland zurück, und trat als Bibliothekar in die Dienste des Herzogs Johann Friedrich von Han=

nover, da unterdeß sowohl der Kurfürst von Mainz als auch sein Gönner Boyneburgk gestorben waren.

In Hannover setzte Leibnitz seine Thätigkeit fort. Mit den staatsrechtlichen und geschichtlichen Ausführungen, die er für seinen neuen Herrn und dessen Nachfolger Ernst August abfaßte, wechselten chemische, mathematische und theologische Untersuchungen ab. Er machte neue Beobachtungen über den Phosphor, that gründliche Vorschläge zur Verbesserung der Uhren, der Wagen, zur Wegschaffung des Grubenwassers in den Bergwerken, und gab Folianten von Urkunden zur Landesgeschichte aus den hannoverischen Archiven und der wolfenbüttelschen Bibliothek heraus. Seine Schriften sind fast sämmtlich in lateinischer oder französischer Sprache abgefaßt. Er schlief wenig, und arbeitete gewöhnlich bis um zwei Uhr nach Mitternacht. Zum Essen hatte er keine bestimmte Zeit; wenigstens unterbrach er deshalb nie eine Arbeit, sondern ließ erst dann auftragen, wenn er von Hunger erschöpft war. Um so wenig als möglich von seinem Magen gestört zu werden, fand er sich mit demselben am liebsten kurz vor dem Schlafengehen ab. Bei Arbeiten, die ihn sehr lebhaft beschäftigten, legte er sich gar nicht zu Bett, sondern schlief ein paar Stunden im Lehnstuhl, und fuhr dann beim Erwachen sogleich wieder fort, so daß er zuweilen auf diesem Stuhle Monate lang fast ohne aufzustehen gearbeitet hat. Das Feuer seines Geistes theilte seinem Körper die Kraft mit, dergleichen Unregelmäßigkeiten zu ertragen. Er las unglaublich viel, eignete sich Alles an, und verarbeitete es sogleich zu neuen Verbindungen. Was ihm beim Lesen einfiel, zeichnete er kurz auf, allein sein ungeheures Gedächtniß überhob ihn der Mühe es wieder anzusehen. Die Schnelligkeit und die Tiefe seines Geistes waren gleich bewundernswürdig. Fast beim ersten Blick durchschaute er die verworrensten Gegenstände, hielt sie fest, und setzte sie in größter Klarheit auseinander. In den schwindelnden Höhen der Differentialrechnung wie in den Tiefen der speculativen Philosophie war er auf gleiche Weise zu Hause, und in ganz fremden Wissenschaften fand er sich in wenigen Wochen zurecht. Bei dem Allen wirkte er nicht bloß vom Studirzimmer aus; seine Reisen hatten ihn auch für den Umgang und das praktische Leben gebildet, und die größten Fürsten seiner Zeit suchten ihre Ehre darin, ihn an ihren Höfen zu sehen und festzuhalten. Auf einer Reise, die er auf Kosten seines Herrn 1688 und 1689 durch Deutschland und Italien machte, um Archive und Klosterbibliotheken zum Behuf der Geschichte des Hauses Braunschweig zu durchsuchen, ward er überall mit der größten Auszeichnung empfangen. Ernst

August, nunmehr Kurfürst von Hannover, ernannte ihn 1696 zu seinem geheimen Justizrath und Historiographen, mit dreizehnhundert Thalern Gehalt, freier Equipage und Bedienten; der Herzog von Wolfenbüttel gab ihm jährlich sechshundert Thaler; der Zar Peter der Große, der ihn 1711 in Torgau kennen lernte, fand so viel Behagen an ihm, daß er ihm ebenfalls den Titel eines Justizraths schenkte und ihm ein Gehalt von tausend Albertsthalern aussetzte. Kaiser Karl VI. wollte nicht zurückbleiben; er erhob ihn in eben dem Jahre, auf Vorstellung des Herzogs Anton Ulrich von Wolfenbüttel, in den Reichsfreiherrnstand, und fügte ein Jahrgeld von zweitausend Reichsgulden hinzu.

Im Jahre 1700 hatte sich Leibnitz nach Berlin begeben, um dort, auf Betrieb der liebenswürdigen und geistreichen Kurfürstin Sophie Charlotte, der Gemahlin Friedrich's III. von Brandenburg, die Societät der Wissenschaften einzurichten, die unter dem veränderten Namen der Akademie der Wissenschaften sich noch heute der höchsten Blüthe erfreut, und durch die Ausdehnung, welche dieser Anstalt gleich bei ihrer Stiftung gegeben wurde, schon damals die reichsten Früchte für Pflege und Verbreitung des wissenschaftlichen Geistes in Deutschland trug*). Auch blieb Leibnitz als Präsident fortdauernd für dieselbe thätig, sowie er in der Folge stets einen lebhaften Briefwechsel mit Sophie Charlotte unterhielt, in welchem die tiefsten Fragen erörtert und die höchsten Probleme der Erkenntniß besprochen wurden. Sie, die nunmehrige Königin von Preußen (seit 1701), fand oft in Leibnitzen's Erklärungen nur immer neue Schwierigkeiten, wogegen dieser ihr vorhielt, daß sie das Warum des Warum wissen wolle. Bayle's Werke, welche die Königin eifrig studirte und dessen Zweifel sie widerlegt zu sehen wünschte, führten zu gründlichen Erörterungen über Religion und göttliche Weltregierung; und aus den über diese Gegenstände mit der Königin gewechselten Briefen entstand Leibnitzen's hoch gepriesenes Werk, die Theodicee, worin er seine Ansichten über jene Probleme in populärer Weise ausgesprochen hat. Im Jahre 1713 ging Leibnitz nach Wien, um dort eine ähnliche Verbindung der Gelehrten zu stiften; allein die Jesuiten widersetzten sich dem aus aller Macht. Seine Entschädigung war die Ehre, die ihm der Kaiser selbst und noch mehr der berühmte Prinz Eugen bewies, der mit der Lernbegier eines jungen Schülers seine Unterhaltung suchte. In seinen späteren Jahren hatte Leibnitz viel von Gichtanfällen zu leiden; gegen dieses Uebel suchte er im Sommer 1716 Hülfe zu Pyrmont, wo

---

*) Vgl. Varnhagen von Ense, Sophie Charlotte (1837), S. 103 ff.

er abermals mit dem Zar Peter zusammentraf. Er kehrte gestärkt zurück, reiste noch nach Halle, um sich mit dem dortigen berühmten Professor Wolf über Verschiedenes zu besprechen, erlag aber bald nach seiner Rückkehr nach Hannover der Uebermacht der Krankheit, deren Schmerzen er bis zum letzten Augenblick durch geistige Thätigkeit hatte zerstreuen wollen. Er starb in seinem Lehnstuhl, nachdem er so eben die Feder aus der Hand gelegt hatte, am 14. November 1716 im einundsiebzigsten Lebensjahre.

Leibnitz ist, neben seinen ausgezeichneten Verdiensten für die Mathematik, die Naturwissenschaften und die Geschichte, als der Begründer der eigenthümlichen deutschen Philosophie zu betrachten, nachdem schon funfzig Jahre vor ihm Jakob Böhme (1575—1624), ein Schuster zu Görlitz, das Wesen der Welt und der Gottheit in tiefen, aber verwirrten Vorstellungen zu begreifen versucht hatte. Indeß schlossen sich Böhme's Bestrebungen mehr an die frühere Richtung der religiösen Mystik in Deutschland an. Auch Leibnitz hat seine Ansichten und Gedanken nicht als vollendetes und ausgearbeitetes Lehrgebäude hingestellt, sondern sich begnügt, in vielen einzelnen Schriften und Aufsätzen seine Principien an besonderen Gegenständen zu entwickeln und zu erklären. Im Gegensatz zu der Lehre des Des Cartes, welche Denken und Sein scharf trennte, sowie in nicht minderem Widerspruch zu Spinoza's Ansichten, der das Sein hervorhob und alles Vorhandene auf die eine göttliche Substanz und deren Modificationen zurückführte, wovon weiter unten ausführlicher die Rede sein wird, legte Leibnitz die Ansicht vom individuellen Dasein der einzelnen Gegenstände seinem Philosophiren zu Grunde. Aus der Existenz zusammengesetzter Dinge oder Erscheinungen folgerte er die Existenz einfacher für sich bestehender Substanzen, die er Monaden nannte. Diese Monaden, sagt er in seinen Principien der Philosophie, sind nicht materiell ausgedehnt, sie entstehen auch nicht oder vergehen auf eine natürliche Weise, sondern können nur durch eine Schöpfung Gottes anfangen. Sie haben gewisse Qualitäten und innere Thätigkeiten an und für sich, sind einfach in sich beschlossen, und ihr individuelles Leben, welches zugleich die gemeinsame Einheit aller Monaden ist, äußert sich als Perception, d. h. bewußtlose Vorstellung und Trieb. Wo nun nicht bloß Perception, sondern auch Unterscheidung und Bewußtsein vorhanden ist, da ist neben dem natürlichen Leben auch auf Beseelung zu schließen, und die bloß percipirenden Monaden sind von den selbstbewußten nur durch den stufenweisen Gradunterschied der Deutlichkeit getrennt. So vereinigte Leibnitz, von der Grundansicht ausgehend,

daß Alles, was wahrhaft ist, ein inneres, eigenthümliches, sich selbst zeugendes Leben habe, in jeder einzelnen Monade das Sein und Denken, das Ideale und Reale. Die materiellen Gegenstände sind nach seiner Meinung nichts Anderes, als percipirende Monaden im Zustande der mindesten Thätigkeit, die nur in geringem Maaße zum Trieb gelangen, und zur Herstellung der unorganischen Körper nur äußerlich durch den Raum verbunden sind. In den beseelten Körpern dagegen hat eine Monade die Herrschaft über die übrigen, und die einzelnen Glieder des organischen Körpers haben unter der höchsten auch wieder vorwaltende Monaden.

Die Erkenntniß der Wahrheit beruht nach Leibnitz vornehmlich auf dem Princip, daß Alles seinen zureichenden, d. i. nothwendigen Grund haben müsse. Dieser zureichende Grund der Welt ist Gott, der Urquell alles Seienden und alles Möglichen; von ihm gehen alle Monaden aus, wobei sich Leibnitz in einen Widerspruch verwickelte, indem er andrerseits auch die Monaden ganz selbständig gesetzt hatte. Die Verbindung dieser für sich abgeschlossenen Individuen, das Princip ihres Zusammenhanges und ihrer Zusammenstimmung verlegte er ebenfalls in Gott, der ihnen ihre Beziehung und ihr Verhältniß zu einander zum Besten der Welt vorher festgesetzt habe. Diese Einrichtung, vermöge deren Alles so geordnet ist, daß die ursprünglichen Veränderungen, die sich in einer Monade entwickeln, den Verhältnissen und Veränderungen der anderen entsprechen, nannte Leibnitz die prästabilirte Harmonie. In nicht minderm Grade als die Endursachen und Substanzen alles Daseins erregten die Erscheinungen der sittlichen Welt die Aufmerksamkeit des tiefen Forschers. Er versuchte in der Theodicee den Gedanken durchzuführen, daß Gott unter den unendlich möglichen Welten die beste ausgewählt habe; daß das Uebel jedoch nicht fehlen konnte, weil die Erde und der Mensch endlich sein sollten, die Endlichkeit aber das Uebel selbst ist. Gott will das Uebel an und für sich nicht, aber es ist zuweilen die einzige Bedingung des Guten. Der Wille des Menschen ist frei; denn wenn Gott auch Alles vorhersieht, so hebt dies die Freiheit des Handelns nicht auf, und die Einzelnen wählen das ewig zuvor Bestimmte nur in Folge der eigenen Selbstbestimmung.

Ein etwas jüngerer Zeitgenosse von Leibnitz war Christian Thomasius, geboren den 1. Januar 1655, gleichfalls Sohn eines Leipziger Professors, der sich um die Geschichte der Philosophie nicht unbedeutende Verdienste erworben hatte; und selber schon als Jüngling ein würdiger Lehrer in seiner Vaterstadt. Er schrieb 1688 die erste deutsche Zeitschrift

unter dem Titel: „Lustiger und ernsthafter Monatsgespräche erster Theil.“ Sowohl in dieser als in seinen Vorlesungen über Ethik und Politik erlaubte er sich mehrere Aeußerungen, besonders über theologische Gegenstände, die für jene Zeiten sehr kühn waren. Er war ein Feind des alten Aristotelisch=scholastischen Philosophirens, nicht minder aber erklärte er sich gegen die Lehre von Des Cartes, und suchte vorzugsweise die praktische Seite der Philosophie hervorzuheben. Seine Freimüthigkeit zog ihm zuerst die Verfolgung der Leipziger Theologen und endlich gar die Landesverweisung zu. Als er 1690 aus den Thoren seiner Vaterstadt wandern mußte, ward, dem „Irrlehrer“ zum Schimpfe, das Armesünderglöckchen geläutet. Allein er hatte den Trost, daß einige hundert Studirende ihm freiwillig in die Verbannung folgten. Mit ihnen ging er nach Halle, erbat sich in der damals dort neu gegründeten Ritterakademie einen Hörsaal, und setzte daselbst seine Vorlesungen über Logik, Moral, Naturrecht u. s. w. mit großem Beifall fort. Daß er dieselben in deutscher Sprache hielt, was vor ihm noch nie auf einer deutschen Universität geschehen war, vermehrte nur die Zahl seiner Zuhörer. Sein Ruf erneuerte am Berliner Hofe einen längst gefaßten Plan, zu den drei Landesuniversitäten Königsberg, Frankfurt und Duisburg, welche letztere Kurfürst Friedrich Wilhelm 1655 gestiftet hatte, noch eine vierte zu errichten. Dazu ward nun Halle ausersehen. Thomasius fuhr fort, als ordentlicher Lehrer der Rechte, und in der Folge als Rector der Universität, der neuen Pflanzung Ruf zu verschaffen. Auch Auswärtige klärte er durch seine kräftig ergreifenden deutschen Schriften auf. Seine Hauptverdienste sind, daß er zuerst den Unsinn der Hexenprocesse mit siegender Klarheit ins Licht gestellt, und den jungen Gelehrten das Beispiel gegeben hat, ihre Muttersprache neben dem bisher allein gebräuchlichen Latein zur Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände auszubilden, um hierdurch den Vorwurf unwissender Ausländer, als ob dieselbe zum Ausdruck edlerer Begriffe zu plump und ungelenk sei, von ihr abzuwälzen. Er starb allgemein verehrt am 23. September 1728.

Neben Leibnitz und Thomasius haben wir als dritten noch einen berühmten Rechtslehrer zu erwähnen. Samuel von Pufendorf war 1632 in Sachsen geboren und hatte in Leipzig und Jena Jurisprudenz, Philosophie und Mathematik studirt. Mit reichen Kenntnissen ausgerüstet bestieg er 1661 den akademischen Lehrstuhl zu Heidelberg und führte zuerst das Staatsrecht in die Reihe der Disciplinen ein. Sieben Jahre darauf trat er in schwedische Dienste, die er späterhin mit brandenburgischen vertauschte. Er starb 1694 als geheimer Rath zu Berlin.

Außer mehreren ausgezeichneten historischen Werken über die Thaten der Kurfürsten Friedrich Wilhelm und Friedrich III. von Brandenburg ist seine wichtigste Schrift diejenige, welche den Titel de jure naturae et gentium führt. Wenn Hugo Grotius, der Begründer des philosophischen Staats- und Völkerrechts, in seinem Werk von den natürlichen Rechten der Völker gegen Völker im Kriegs- und Friedenszustande, davon ausgegangen war, daß der Staat, durch Uebereinkunft und Vertrag entstanden, den höchsten Zweck habe, die Aufhebung des unstatthaften Gemeinbesitzes der noch unvertheilten Erde, die Einführung des ausschließlichen Eigenthums und die Aufrechthaltung sämmtlicher Rechte eines jeden gegen Alle zu bewirken: so ging Pufendorf noch einen Schritt weiter vorwärts, indem er als Princip des Staatsverbandes den Geselligkeitstrieb der Menschen aufstellte, und als dessen Ziel die Sicherheit des gemeinsamen Lebens durch Verwandlung der inneren Gewissenspflichten in äußere Zwangspflichten bezeichnete.

Der großen in der Lutherischen Kirche herrschenden Verderbniß, deren wir oben erwähnten, arbeitete um dieselbe Zeit ein trefflicher Mann, Philipp Jakob Spener (geb. zu Rappolsweiler im Ober-Elsaß am 13. Januar 1635, gest. als Probst und Consistorialrath zu Berlin am 5. Februar 1705) mit dem segensreichsten Erfolge entgegen. Alle seine Bemühungen waren darauf gerichtet, die Theologie und das kirchliche Leben jenem todten Formel- und Buchstabenwesen, welches den meisten damals für das Wesen des Christenthums galt, zu entreißen und einen frommen Sinn zu erwecken, der das ganze Leben mit einem praktisch-religiösen Streben und Handeln durchdringe. Mit einer wahrhaft bewundernswürdigen, bis in die letzte Zeit seines Lebens ununterbrochen fortgesetzten, rastlosen Thätigkeit wirkte er durch Unterricht, Predigten und Schriften auf dieses Ziel hin, und sein eigenes Leben stellte das musterhafteste Beispiel von jenem thätigen Christenthum auf, zu dem er alle so sehnlich zu leiten wünschte. Er war ein theilnehmender Freund, ein Vater der Armen und Hülfsbedürftigen, die nie ungetröstet von ihm gingen, ein milder Vorgesetzter für seine Untergebenen, ein treuer, wohlwollender College für seine Amtsgenossen, ein Vorbild häuslicher Tugend im Umgange mit seiner Gattin und in der ernsten und doch liebreichen Zucht seiner Kinder*). Die heilsame Aufregung der Gemüther, die er durch seine Lehren und Ermahnungen hervorbrachte, war so groß, daß er mit Recht als ein neuer Reformator der an tiefen

*) Hoßbach, P. J. Spener und seine Zeit, Thl. II. S. 148.

Gebrechen krankenden Lutherischen Kirche betrachtet wird. Er wünschte, daß Wandel und Sitten sich wieder dem einfachen, eingezogenen, enthaltsamen Leben der ersten Christen nähern möchten. Einige seiner Anhänger in Leipzig, zu denen besonders der nachher berühmt gewordene Magister August Hermann Franke gehörte, und ihre Schüler zeichneten sich durch ein ernstes, stilles, zurückgezogenes Leben aus, glaubten aber den neuen Geist, der sie beseelte, auch äußerlich in Kleidung, Sprache, Mienen und Geberden an den Tag legen zu müssen. Sie enthielten sich mit seltsamer Uebertreibung vieler an sich durchaus nicht sündhaften körperlichen und geistigen Genüsse, des Tanzes, des Theaters, des Scherzes, des Besuchs von Gesellschaften, des Kartenspiels u. s. w. und zogen sich dadurch den Spottnamen „Pietisten" zu. Ihrer würdigeren und tieferen Bestrebungen wegen wurden sie von den Orthodoxen gewöhnlichen Schlages, welche dafür keinen Sinn hatten, verfolgt und angefeindet. Man legte ihnen Irrthümer im Glauben und in der Lehre zur Last, und damit begann eine neue Reihe von Kämpfen in der Lutherischen Kirche, die pietistischen Streitigkeiten genannt. Spener selbst wurde dabei das Ziel äußerst heftiger und leidenschaftlicher Angriffe, zeigte aber auch hier jene Mäßigung, Sanftmuth, Seelenruhe und Geistesheiterkeit, die ihn in all seinem Thun so vorzüglich auszeichnete. Was man an Spener Pietismus nennen konnte, war, wie sein geistvoller Biograph sagt, eine ganz andere Erscheinung als jenes ängstliche, trübe, am Einzelnen und Unbedeutenden hangende Wesen, als jenes krampfhafte Abmühen mit Reuegefühlen und Bußübungen, als jener im Gewande äußerlicher Demuth einhergehende geistliche Hochmuth, als jenes erzwungene, geistlose, phantastische Spiel mit einer angelernten Frömmigkeit, in die er später ausartete*). Die unbedingte Verachtung der Welt ist bei Allen, denen das völlige Zurückziehen in sich selbst nicht ein unabweisliches, höheres Bedürfniß ihrer Natur ist, eine traurige Verirrung, die ihnen herrliche Seiten des menschlichen Daseins, das ganze Reich der Schönheit und der Kunst, verschließt, und sie für diese Gaben der Gottheit unempfindlich macht.

*) Hoßbach, a. a. O. Thl. II. S. 199.

13. England unter Karl II.

(1660—1685.)

Karl II. war dreißig Jahre alt, als er durch die Restauration zum Throne gelangte. Ein schönes männliches Aeußere, angenehme Sitten, Leutseligkeit und eine leichte, heitere Gemüthsart erhöhten die Neigung des Volkes für ihn, die seine rührenden Schicksale ihm bereits erworben hatten. Noch lange hallten im Reiche die ersten Anklänge der allgemeinen Freude nach; ja sie wurden noch verstärkt, da man sah, daß der neue Regent die achtungswürdigsten Männer des Königreichs in seinen Staatsrath nahm, und besonders den allverehrten Lord Hyde Grafen von Clarendon zu seinem ersten Minister erhob. Dennoch blieb die royalistische Reaction nicht aus. Von den Richtern Karl's I. wurden der Generalanwalt Coke und der öfter erwähnte Harrison mit fünf anderen hingerichtet; ebenso die Obersten Axtell und Hacker, die den königlichen Gefangenen bewacht hatten; und dasselbe Schicksal traf den Caplan Hugh Peters. Alle bestiegen muthig und gefaßt das Blutgerüst. Als sie ermahnt wurden, die Verbrechen ihres früheren Lebens zu bereuen, erwiederten sie: „Für ihre Sünden hätten sie Buße gethan und seien der Vergebung gewiß; das aber wagten sie nicht zu bereuen, daß sie Antheil gehabt an dem Tode des letzten Königs, denn eine gute That bereuen wäre ein Vergehen wider Gott. Sie seien stolz um ihrer Handlungen willen den Tod zu leiden, und ihr Martyrium werde das glorreichste Schauspiel sein, das die Welt seit Christi Leiden gesehen. An ihren Verfolgern sei es, zu zittern; schon sei des Herrn Hand aufgehoben, das unschuldige Blut zu rächen; nach kurzer Frist werde die Sache des Königthums vor der Sache der Freiheit in den Staub sinken." Einige Zeit darauf ward auch der Proceß gegen Lambert und Vane eröffnet. Der erstere flehte die Gnade des Königs an und ward nach Guernsey verbannt; Vane aber bewahrte seine republikanische Gesinnung bis zum letzten Augenblick, und wies nach: wie das lange Parlament durch den Beschluß, daß es ohne eigene Zustimmung nicht aufgelöst werden könne, zu einer mit der königlichen gleichen Gewalt gekommen sei; und wie hierauf in dem zwischen beiden Gewalten entstandenen Kriege Gott, von dem keine unrechte Entscheidung kommen könne, dem Parlament den Sieg verliehen habe; dieses habe von der Zeit an den Staat beherrscht, und was er danach, dem Ansehn desselben gehorsam, vollbracht habe, könne ihm unmöglich zum Verbrechen angerechnet werden. Dennoch

wurde er zum Tode verdammt, indem die Richter erklärten, daß nach dem Tode Karl's I. Karl II. als sofort in den Besitz der königlichen Gewalt getreten zu betrachten sei. Vane's Hinrichtung geschah auf Towerhill, wo vor einundzwanzig Jahren Strafford's Haupt gefallen war, zu dessen Sturz er ein vorzügliches Werkzeug gewesen war. Selbst an Todten übten die Royalisten ihre Rache. Cromwell's, Bradshaw's und Ireton's Leichname wurden aus ihren Grüften gerissen, nach Tyburn geschleift, an den Galgen gehängt, und dann unter demselben eingescharrt.

Die ersten Verrichtungen des neuen Parlaments bestanden in der Festsetzung der Einkünfte der Krone. Und so wirksam war die Zuneigung der Unterthanen zu ihrem neuen Fürsten, daß man ihm mehr bewilligte, als jemals einem Könige von England zugestanden worden war, nämlich 1,200,000 Pfd. jährlich. Das Heer wurde abgedankt, bis auf 5000 Mann, die man als Garnisonen im Lande vertheilte. Hierauf erhielt die Episcopalkirche ihre alten Rechte zurück; gegen die Presbyterianer wurden die früheren Verordnungen wieder in Kraft gesetzt. Die Schotten, von so langen krampfhaften Bewegungen erschöpft, ließen sich ebenfalls den vordem so eifrig vertheidigten Covenant aus den Händen winden, und widerriefen alle Beschlüsse, die sie seit 1638 gegen die Regierung hatten ausgehen lassen. Nur der Graf von Argyle, die Seele aller schottischen Volksaufstände, und ein fanatischer Priester, Namens Guthrie, der noch nach der Restauration eine Versammlung berufen hatte, um den König an seine Pflichten zu erinnern, wurden hingerichtet. So sehr verabscheute man die mögliche Wiederkehr der erlebten Gräuel, daß das englische Parlament in einer eigenen Acte jeden für einen Hochverräther erklärte, der jemals wieder von Gefangennehmung oder Anklage des Königs sprechen oder eine Republik zurückwünschen werde. Und auch dann ward die wiedergewonnene Sicherheit und Ruhe nicht gestört, als über zweitausend presbyterianische Pfarrer ihre Stellen verlassen mußten, weil sie sich der zu Gunsten der bischöflichen Kirche vom Parlament erlassenen Uniformitätsacte nicht fügen wollten, obschon die Bestätigung dieser Acte durch den König eine offenbare Verletzung seiner bei der Restauration gegebenen Verheißung ungestörter Gewissensfreiheit war.

Im Jahre 1662 heirathete Karl eine portugiesische Prinzessin, die ihm die Festungen Tanger in Afrika und Bombay in Ostindien sowie eine baare Mitgift von 300,000 Pfund Sterling zubrachte. Einige Jahre nachher (1665) brach ein Krieg mit Holland aus, den die Nation

aus Handelseifersucht wünschte, und der mit Karl's Absichten übereinstimmte, insofern er die damals in Holland herrschende, seinem Schwestersohn, dem jungen Prinzen von Oranien Wilhelm III., entgegenstrebende Partei zu demüthigen bedacht war. Man bekämpfte sich in Europa, Afrika und Amerika, wie oben erzählt worden, mit großer Erbitterung, aber ohne Entscheidung. Ermüdet bot Karl endlich den Frieden an, der am 31. Juli 1667 zu Breda geschlossen ward, und den Engländern den Besitz des von ihnen während des Krieges eroberten Neu=York bestätigte.

Zu der häufig gemachten Bemerkung, daß die Geschichte die vortrefflichste, aber zugleich die am schlechtesten befolgte Lehrerin des politischen Handelns sei, hat nicht leicht ein Monarch ein treffenderes Beispiel gegeben als Karl II.*). Statt des Ernstes, der Besonnenheit und der überlegtesten Maßregeln, welche die Eindrücke der nächsten Vergangenheit, das Schicksal seines Vaters und die Ereignisse seiner eigenen Jugend in seinem Gemüthe hätten hervorrufen sollen, gewann sein angeborner Leichtsinn bald so sehr die Oberhand über seine natürlich guten Anlagen, daß er nur um des Genießens willen den Thron bestiegen zu haben schien. Die Einkünfte des Staats vergeudete er mit Buhlerinnen und Schwelgern, das Parlament behelligte er nur mit Geldforderungen um seine ungeheuren Schulden zu bezahlen, seine vormaligen Wohlthäter belohnte er mit Undank, um die Regierung bekümmerte er sich wenig und, als er im Jahre 1667 seinen treuesten und einsichtsvollsten Minister Clarendon abdankte, fiel er in die Hände solcher Rathgeber, die recht eigentlich darauf hinzuarbeiten schienen, ihm das Schicksal seines Vaters zu bereiten. Dies waren fünf Männer, Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale, die 1670 zu Gliedern des Staatsraths gemacht wurden, und diesem bei dem Volke den Namen der Cabal (deutsch Cabale) zuzogen, den ein witziger Kopf aus den Anfangsbuchstaben jener fünf Namen zusammengelesen hatte. Das Haupt dieses Ministeriums ward Lord Ashley, nachheriger Graf von Shaftesbury, ein Mann von großer Kraft und starken Leidenschaften, der seine Kühnheit auch in Schriften gezeigt hat, die das Wesen der christlichen Religion angreifen. Er sagte, unterstützt von seinen vier Collegen, dem Könige unaufhörlich, daß man nichts Angelegentlicheres zu thun habe als das, was in Frankreich Richelieu's und Mazarin's eifrigstes Streben gewesen sei, was Ludwig XIV. nunmehr vollständig erreicht habe, nämlich die Krone so

*) Vgl. Macaulay, a. a. O. Bd. I. S. 181 ff.

unabhängig als möglich zu machen. Jetzt zwar zeige das Parlament noch freundliche Gesinnungen, allein bald werde es den gewohnten Trotz wieder hervorsuchen und die Partei des Volks gegen den König ergreifen, so daß an Einheit in der Regierung und an Ruhe im Lande nicht eher zu denken sei, als bis das Ansehn des Parlaments gänzlich vernichtet wäre. So verderblich ein solches Beginnen dem Lande werden mußte, so grenzenloses Unglück es schon einmal über den vorigen König und seine Familie gebracht hatte, so unfähig war Karl es auszuführen. Die fünf Minister zerfielen auch bald unter sich, der König wollte sich keinem ganz hingeben, und Shaftesbury ging, nachdem er seines Amts entsetzt worden war (1673), zuletzt sogar zur Oppositionspartei über. Doch brachten die Bestrebungen des Cabalministeriums, unterstützt von der Gesinnung des Königs, die wichtigsten Folgen für die innere und äußere Politik des Landes hervor. Es erfolgte, um an Ludwig eine Stütze zur Bändigung der Gegenpartei im eigenen Lande zu erhalten, jene Annäherung an Frankreich, deren wir oben bereits mehrfach gedacht haben, und das Bündniß mit dieser Macht gegen Holland, zu dessen Aufhebung die Nation den König endlich durch Verweigerung der Kriegssteuern zwang (1674).

Auch den Katholicismus suchte die Cabal, als die beste Grundlage, worauf die Unumschränktheit der Krone erbaut werden könnte, wieder hervor. Es war, als hätte man gar kein Gedächtniß mehr für die Begebenheiten der vorigen Zeit; man legte es recht eigentlich darauf an, ganz auf dem alten Wege die Nation zu erbittern. Der König neigte sich, als die Wollust ihn ausgemergelt hatte, auf die Seite der Katholiken hin; Jesuiten bekamen Einfluß in London; die Königin hatte ihre katholischen Seelsorger; des Königs Bruder Jakob, Herzog von York, trat insgeheim förmlich zu diesem Bekenntniß über und machte Proselyten; Karl selbst klagte vor seinen Ministern mit Thränen im Auge über das harte Verhängniß, das ihn nöthige, eine Religion zu bekennen, von der sein Herz nicht erfüllt sei. Als Jakob darauf drang, seine Bekehrung öffentlich zu verkünden, wurde Ludwig XIV. um Rath gefragt, der aber, so sehr er eine solche Erklärung auch wünschte, ernstlich vor übereilten Schritten warnte. So begnügte sich denn Karl, durch eine königliche Verordnung im März 1672 die bestehenden Gesetze gegen alle von der bischöflichen Kirche getrennten Secten aufzuheben; es geschah aus keinem andern Grunde, als um die Römisch-Katholischen zu begünstigen. Jetzt schwieg das Parlament nicht länger, obgleich es zwölf Jahre hindurch nichts als Nachgiebigkeit gegen den König gezeigt hatte.

Die Verordnung mußte zurückgenommen werden, und ein Gesetz (die Testacte) ward 1673 gegeben, vermöge dessen jeder, der ein öffentliches Amt bekleiden wollte, außer dem Eide der Treue, den er zu leisten hatte, auch noch den Glauben an die Brotverwandlung abschwören mußte. Hierdurch waren die Katholiken von allen Aemtern ausgeschlossen. Der Herzog von York legte sogleich die Würde als Großadmiral der Flotten, die er mit Auszeichnung bekleidet hatte, nebst allen andern Stellen, die ihm vom Könige anvertraut worden, freiwillig nieder, noch ehe der Eid von ihm gefordert wurde, und machte dadurch seinen Uebertritt zur römischen Kirche bekannt. Aus demselben Grunde schied Lord Clifford, der das Amt des Schatzmeisters im Cabalministerium bekleidet hatte, aus dessen Mitte; Lord Danby trat an seine Stelle. Mit diesen Erfolgen sich nicht begnügend, überreichte das Parlament im folgenden Jahr dem Könige eine Adresse, worin er gebeten wurde, ein allgemeines Fasten anzuordnen, damit das ganze Volk den Schutz des Allmächtigen anrufen möge zur Beschützung der Kirche und des Staates gegen die Ränke papistischer Recusanten; und hierauf noch einen Beschluß, dahin gehend, daß alle katholisch gesinnten oder sonst schädliche Grundsätze hegenden Rathgeber der Krone ihrer Aemter entsetzt werden möchten, indem als solche namentlich die drei noch übrigen Mitglieder der Cabal, Arlington, Buckingham und Lauderdale bezeichnet wurden. In der That erhielten die beiden ersteren ihre Entlassung. Nunmehr richteten sich die Plane der Opposition vorzüglich wider den Herzog von York; wogegen Karl ein neues Bündniß mit Ludwig schloß, in Folge dessen er von Frankreich ein Jahrgehalt von 100,000 Pfund empfing, das ihn in den Stand setzte, das widerspenstige Parlament länger als zwei Jahre hindurch zu vertagen und dieses Verfahren auch späterhin öfter zu wiederholen, so daß er in den letzten vier Jahren seiner Regierung ganz ohne die Stände des Reichs regierte. Doch gelang es zuvor dem Parlament, von der Stimmung des Volks unterstützt, welches sich gerade damals durch eine vorgebliche Verschwörung der Papisten zur Vernichtung des Protestantismus in der höchsten Aufregung befand, den König zur Bestätigung einer Bill zu bringen, wonach die Katholiken weder Sitz im Parlament haben sollten, noch in der Umgebung des Königs oder in seinem Palaste sich aufhalten durften; ja Lord Shaftesbury im Oberhause sowie Lord Russel im Unterhause schlugen geradezu vor, Karl um Entfernung des Herzogs von York aus seiner Nähe zu ersuchen. Auch dies gestand der König zu, in der Hoffnung seine Gegner zu entwaffnen; als aber diese Nachgiebigkeit vielmehr zur Anklage des Lord-Schatzmei-

sters Danby führte, befahl Karl die Auflösung des Parlaments, nachdem es achtzehn Jahre gedauert. Dennoch wollte auch die bald darauf (März 1679) zusammentretende neue Versammlung von Danby's Anklage nicht abstehen, obgleich der König sich zu dessen Entsetzung bereit erklärte; und das Unterhaus faßte im Mai einen Beschluß, vermöge dessen der Herzog von York förmlich von der Thronfolge ausgeschlossen werden sollte. Das wichtigste aber war, daß der König ein Gesetz genehmigen mußte, welches jedem Engländer, der in Verhaft genommen wird, Verhör und Urtheil in möglichst kurzer Zeit zusichert. Dies ist die berühmte Habeas corpus Acte, ein Grundstein der englischen Freiheit. Am Tage ihrer Genehmigung (26. Mai 1679 a. St.) wurde das Parlament wegen der Ausschließungsbill vertagt und bald danach aufgelöst. Erst im October 1680 trat das neue zusammen; da aber das Unterhaus wieder die Ausschließung Jakob's votirte, schritt Karl, obgleich bei den Lords die Bill verworfen ward, wieder zu einer Auflösung. Dennoch zeigte sich das nun berufene vierte Parlament nicht minder entschieden und heftig (März 1681), obwohl es in Oxford seine Berathungen halten mußte, damit es dem Einfluß der in der Hauptstadt herrschenden Factionen weniger ausgesetzt sei. Trotz dieser Vorsicht nämlich ging das Unterhaus sogleich wieder an die Ausschließung des Herzogs von York, so daß sich Karl entschloß, dasselbe schon nach vierzehn Tagen wieder aufzulösen, und überhaupt keines mehr zu berufen.

Von jener begeisterten Liebe, womit die Nation vor zwanzig Jahren den König bewillkommt hatte, waren fortan, in den letzten Jahren seiner Regierung, wenige Spuren mehr übrig. Mehrere Versuche, die er zu spät machte, um die Neigung des Volks wieder zu gewinnen, blieben nur Zeugen seiner Schwäche und seiner Reue. Da er keine Kinder hinterließ, so war sein verhaßter Bruder Jakob, Herzog von York, sein nächster Erbe; allein obschon das Oberhaus die Ausschließungsbill verworfen hatte, war doch kaum zu hoffen, daß dieser den Thron ohne Widerstand besteigen werde. Vielmehr dachte man an dessen zwei Töchter erster Ehe, Maria und Anna, die noch beide in der protestantischen Religion erzogen waren, und von denen die älteste seit 1677 an den trefflichen Prinzen Wilhelm III. von Oranien, Statthalter der Vereinigten Niederlande, die zweite seit 1684 an den Bruder des Königs von Dänemark vermählt war. Die Anhänger des Hofes, nunmehr Tories, und die des Volkes, jetzt Whigs genannt*), standen einander wie-

*) Mit dem Namen Tories wurden ursprünglich diejenigen katholischen Einwohner Irland's gebrandmarkt, welche ihres ererbten Grundbesitzes beraubt,

der mit großer Erbitterung gegenüber und zeigten dem Lande von Neuem die bedrohliche Aussicht eines Bürgerkrieges. Eine gewaltige Tory-reaction begann. Gegen mehrere Häupter der Whigpartei wurde sogar die Anklage einer Verschwörung gegen den König erhoben.

Josias Keeling nämlich, ein Salzhändler, der in einem an der Straße von London nach Newmarket belegenen Meierhofe, Rye-House genannt, wohnte, entdeckte dem geheimen Rathe ein Complot mehrerer Leute aus untergeordneten Klassen, um die Stadt London unter die Waffen zu bringen und den König, wenn er nach Newmarket führe, sowie dessen Bruder aus den Fenstern jenes Hauses durch Flintenschüsse zu tödten. Zugleich gab er an, daß der Herzog von Monmouth, ein natürlicher Sohn des Königs, der Graf Essex, Lord Howard, Lord Grey, Lord Russel, Algernon Sidney und Hampden, die Führer der Whigs, um die Verschwörung wüßten und dieselbe leiteten. Dies war nur insoweit begründet, als die letztgenannten Häupter die Idee eines nationalen Aufstandes hegten, während jener Mordplan nur der erstgenannten Klasse eigen war und gleichsam eine engere Verschwörung in der weiteren bildete. Allein die Umtriebe beiderlei Art wurden von den Verräthern und den Widersachern der Whigpartei absichtlich in Eins vermengt*). Sogleich wurden einige Verhaftungen vorgenommen; Oberst Rumsay und der Advocat West stellten sich freiwillig als Theilnehmer, um durch ihr Geständniß und ihre Angabe über die Mitverschworenen des Königs Gnade zu erkaufen; der Herzog von Monmouth und Lord Grey entkamen nach Holland, Graf Essex gab sich selbst den Tod im Gefängniß. Nachdem mehrere der geringeren Theilnehmer des Complots verurtheilt worden waren, erschien Lord Russel vor den Geschworenen. Er war es, der die Ausschließungsbill gegen die Thronfolge des Herzogs von York vor allen andern betrieben hatte. Auch jetzt behauptete er, mit den Häuptern der Whigs nur zur Aufrechthaltung der durch Jakob von York bedrohten protestantischen Religion, welche durch die Gesetze des Landes anerkannt und gesichert sei, geheime Unterhandlungen

---

durch Plünderung der englischen Ansiedlungen Unterhalt und Beute suchten; auf die Mitglieder der königlichen Partei angewendet, sollte diese Benennung eine geheime Hinneigung zum Papismus und Despotismus bezeichnen. Whigs hießen zuerst diejenigen schottischen Landleute, die sich für den Covenant gegen die Rechte der Krone in Bezug auf kirchliche Angelegenheiten erklärten; auf die Opposition im Parlament übertragen, erhielt das Wort eine allgemeinere oppositionelle Bedeutung. Vgl. Macaulay, Bd. I. S. 275 f.

*) Macaulay, Bd. I. S. 286 f

gepflogen zu haben; ebenso sei in diesen Berathungen niemals von etwas anderm als von geeigneten Mitteln, durch welche Jakob's Succession verhindert werden könne, die Rede gewesen; die Zeugen aber, die man gegen ihn aufgestellt habe, seien sämmtlich desselben Verbrechens beschuldigt und ihre Aussagen deshalb ungültig. Trotzdem sprach die Jury das Schuldig über den Angeklagten, dessen Leben die Bitten seiner Gemahlin beim Könige nicht zu retten vermochten. Auch sein alter Vater, der Graf von Bedford, bot der Herzogin von Portsmouth, der Buhlerin Karl's, vergeblich 100,000 Pfund für die Begnadigung seines Sohnes. Noch größere Theilnahme als Russel's Schicksal erweckte der Proceß Algernon Sidney's unter allen Ständen des Volkes. Er war einer der eifrigsten Republikaner und fest überzeugt, daß das wahre Wohl der Nationen nur bei dieser Staatsform gedeihen könne. Talent und Geburt — er war der zweite Sohn des Grafen Robert von Leicester — erhoben ihn nach dem Sturze Karl's I. zum ersten Range unter den Häuptern der siegenden Partei, aber Cromwell's selbstherrische Anmaßungen bewogen ihn ins Privatleben zurückzutreten. Seinen Grundsätzen treu, nahm er dann wieder an der Opposition gegen Karl's II. Regierung den eifrigsten Antheil. Auch er wies den einzigen gegen ihn aufgestellten Zeugen, Lord Howard, zurück, weil dieser, wie er selbst angeklagt, durch die Beschuldigung Anderer sich zu retten strebe, und wurde ungeachtet dieses begründeten Einwandes wie Russel verdammt. Als ihm das Urtheil verkündet wurde, brach er in die Worte aus: „Gott, mein Gott, so bitte ich dich denn meine Leiden zu heiligen und mein Blut nicht dem Lande Schuld geben. Gehe deshalb nicht ins Gericht, sondern laß, wenn unschuldiges Blutvergießen gerächt werden muß, die Strafe nur über diejenigen kommen, die mich boshafter Weise verfolgen." Der Oberrichter, Sir George Jeffreys, bekannt durch übergroße Ergebenheit gegen den Thron und wüthenden Haß gegen die Partei der Whigs, erhob sich bei diesen Worten und sprach: „Ich bitte Gott, daß er euch die Gemüthsstimmung verleihe, deren man bedarf, um in die andere Welt zu gehen; denn ich sehe, ihr seid nicht in dieser Verfassung." — „Mylord," antwortete Sidney, „fühlt meinen Puls und seht zu, ob ich in Unruhe bin. Gott sei Dank, ich war nie in besserer Stimmung als eben jetzt." Mit demselben Gleichmuth legte Sidney auf Towerhill sein Haupt auf den Block. Hampden, ein Enkel des in der ersten Revolution berühmt gewordenen Trägers dieses Namens, wurde nur zu einer Geldstrafe von vierzigtausend Pfund verurtheilt.

Auch in Schottland hatte Karl's Regierung zu mehreren aufrühre-

rischen Bewegungen Anlaß gegeben, die indeß mehr religiöser als politischer Natur waren. Nach dem Erlaß der Uniformitätsacte zeigten die westlichen und südlichen Grafschaften einigen Widerstand gegen die Aufnahme ihrer neuen Geistlichen; die Mehrzahl des Landvolks enthielt sich des Besuchs der Kirchen und folgte ihren alten versuchten Predigern in die Wälder und Klüfte, um das reine Wort des Herrn zu vernehmen. Die harten Maßregeln, welche die wieder eingesetzte hohe Commission gegen diese Zusammenkünfte ergriff, konnten die Widerspenstigkeit nur vermehren, und als ein Truppencorps unter Sir James Turner in jene Gegenden geschickt wurde, die verhängten Strafen zu vollziehen und Gehorsam zu erzwingen, brachten die Grausamkeiten der Soldaten die Bauern zum offenen Aufstande. Turner selbst wurde überfallen und getödtet. Alsbald erneuerten die Aufrührer den Covenant, wählten den Obersten Wallace zu ihrem Anführer und zogen auf Edinburg. Aber bei Rulliongreen unfern der Pentlandhügel wurden sie von den königlichen Truppen unter dem General Dalziel ereilt und geschlagen. Von hundertunddreißig Gefangenen wurden die meisten hingerichtet (1667). Zwölf Jahre darauf kam es zu einem Aufstande, da weder die sogenannten Feldpredigten unterdrückt waren, noch die harte Bedrückung des Landvolks durch einquartierte Soldaten in der Zwischenzeit aufgehört hatte. Vorzüglich hatte sich der Erzbischof von St. Andrews, Sharp, der als der Haupturheber aller jener Gewaltsamkeiten gegen die Covenanter angesehen wurde, den Haß derselben zugezogen, und viele unter ihnen glaubten sich berufen, das Urtheil des Herrn an dem Verräther zu vollziehen, der seine Hände so viele Jahre lang im Blut der Heiligen gebadet habe. Endlich beschlossen neun von ihnen, unter Anführung eines gewissen Hackston von Ratherhill, nachdem bereits der Mordversuch eines Einzelnen mißglückt war, die That zu vollführen. In der Nähe von St. Andrews begegnete ihnen der Prälat im Wagen. Erfreut über die Schickung Gottes, die ihnen den Verhaßten in die Hände liefere, hielten sie die Pferde sogleich an und nöthigten den Erzbischof mit den Worten: „Judas, komm hervor“ auszusteigen. Darauf kündigten ihm die Schwärmer an, daß sie keine persönliche Feindschaft gegen ihn hegten, aber Gott habe ihnen die Pflicht zu tödten auferlegt, er möge sich zum Tode und zum Gericht des Herrn bereiten. Ungeachtet alles Flehens hieb ihn John Balfour über den Kopf und die übrigen vollendeten den Mord. Das Gelingen dieser That ward von Vielen als ein sichtbares Zeichen von der Gnade des Herrn betrachtet, und als der Oberst Graham von Claverhouse einige Tage darauf eine große Versammlung der

Covenanter, die zu Drumclog gehalten wurde, mit einigen Abtheilungen Cavallerie auseinander jagen wollte, wurde eine Anzahl seiner Leute erschlagen und er selbst mit den übrigen zur Flucht nach Glasgow genöthigt. Wenn die Aufrührer die erste Bestürzung, die sich nach ihrem Siege unter den Behörden verbreitete, benutzt hätten, würden sie wahrscheinlich große Fortschritte gemacht und zahlreichen Zulauf erhalten haben; aber sie verbrachten die kostbare Zeit mit geistlichen Controversen und Disputationen. So schlug sie der Herzog von Monmouth mit leichter Mühe bei der Bothwellbrücke (22. Juni 1679), und die Empörer unterwarfen sich größten Theils, indem sie ihre Kirchen besuchten und die von den Bischöfen eingesetzten Prediger anhörten.

Nur die wildesten Schwärmer begleiteten einen ihrer Anführer, den berühmten Cameron, in die Wildnisse, welche ihn vor seinen Verfolgern verbargen. Durch seine glühenden Reden ermuthigt und überzeugt, daß Karl Stuart durch Verwerfung des Covenants, der Bedingung unter welcher er die Krone von England empfangen, aller seiner königlichen Rechte verlustig sei, erließen sie — in Allem nur sechszig Männer — eine Erklärung, in der sie unter der Fahne des Herrn Jesus Christus, des Feldherrn ihrer Seligkeit, dem Könige als Usurpator und Tyrannen den Krieg verkündeten; und Cargill, ein Genosse Cameron's, that sogar in einer covenantischen Versammlung zu Torwood in Stirlingshire den König in den Bann. „Ich, ein Diener Jesu Christi" — sprach er — „und kraft der von ihm empfangenen Macht und Gewalt erkläre in seinem Namen und auf Geheiß seines Geistes Karl Stuart II., wegen Gottesverachtung, Meineids, ehebrecherischer und blutschänderischer Unzucht, Völlerei und Heuchelei gegen Gott und Menschen, für excommunicirt, stoße ihn aus der wahren Kirche und übergebe ihn dem Satan." Denselben Spruch verkündete er über Jakob von York wegen Abgötterei, und über den Herzog von Monmouth, weil er das Volk Gottes bei der Bothwellbrücke überfallen habe, und fügte hinzu, daß keine Macht auf Erden ohne förmliche öffentliche Buße die Ausgestoßenen wieder in den Schooß der Kirche aufnehmen könne. Als die gegen diese Schwärmer ausgesandten Dragoner sie zu Airmoß in der Grafschaft Kyle überraschten, eilte Cameron mit den Worten: „Schone die Unreiferen, o Herr, und nimm nur die Reifsten," muthig den Feinden entgegen und blieb im Gefechte. Von der Zeit an nannten sich seine Anhänger Cameronianer und gewannen im Stillen viele glaubenseifrige Gemüther. Der geheime Rath von Schottland verhängte die härtesten Strafen über die Mitglieder dieser Secte, ohne sie unterdrücken zu können. Stand-

haft litten viele den Tod und schlugen die angebotene Gnade aus, die sie durch drei Worte, Gott segne den König, erkaufen konnten. Als der Herzog von York sich um diese Zeit dem Wunsche des Parlaments gemäß aus der Nähe des Königs entfernen mußte, beauftragte ihn dieser mit der Regierung Schottland's, und der Herzog bezeichnete gleich den Anfang seiner Verwaltung durch Milde und größere Duldung gegen die Puritaner. Allein diese glückliche Zeit für die Bedrückten dauerte nur drei Jahre, indem Karl nach der Auflösung des Oxforder Parlaments, entschlossen keine neue Versammlung der Reichsstände zu berufen, seinen Bruder zur Rückkehr nach England einlud. Nach York's Entfernung brachte der Kanzler von Schottland, Georg Gordon, Graf von Aberdeen, die Gesetze gegen die Conventikel und die Covenanter härter als jemals in Ausführung und bemühte sich durch ein furchtbares Schreckenssystem alle widerspenstigen Secten mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Am 2./12. Februar 1685 fiel der König plötzlich in eine heftige Krankheit, die seinem Leben ein schnelles Ende zu bereiten drohte. Am Abend vor seinem Tode näherte sich der Herzog von York dem Bette des Kranken, und fragte ihn, ob er nach einem katholischen Priester schicken solle. „Um Gottes willen thue das," erwiederte Karl, „aber wird es dich auch keiner Gefahr aussetzen?" Jakob verachtete diese Besorgniß und alsbald erschien Huddleston, ein Geistlicher der römischen Kirche, im Zimmer des Königs. Nachdem alle Anwesenden entfernt worden waren, äußerte Karl diesem seinen Wunsch, in der Gemeinschaft der allgemeinen Kirche zu sterben, worauf Huddleston die Beichte des Königs empfing, ihm den Leib des Herrn reichte und endlich dem Sterbenden die letzte Oelung ertheilte. Es war am 6./16. Februar Mittags, als der Moment des Verscheidens eintrat*).

---

14. Jakob II.

(1685 — 1688.)

Nach dem Tode Karl's II. stand die Mehrzahl des englischen Volkes in ängstlicher Erwartung vor den verhüllten Ereignissen der Zukunft; indeß bestieg trotz der Ausschließungsbill Jakob den Thron ohne

*) Macaulay, Bd. II. S. 177.

Widerstand, ja ohne daß ein Laut der Unzufriedenheit vernommen wurde. Er trat die Regierung mit einer Rede in dem geheimen Rathe an, die so voll von großmüthigen Versprechungen war, daß Jedermann wieder Muth und Hoffnung faßte. Aber es waren nur Worte gewesen; denn aus den ersten Handlungen dieses starrsinnigen Königs ging sogleich hervor, daß er es darauf angelegt habe, die beiden Heiligthümer, um deren willen die Nation bisher Blut und Vermögen aufgeopfert hatte, die religiöse und bürgerliche Freiheit, von Grund aus zu vernichten. Er schickte Gesandte an den Papst, besuchte im Angesichte des Volkes die Messe, machte bekannt, sein Vorgänger sei in der katholischen Religion gestorben, erhob Abgaben aus eigener Machtvollkommenheit, und that alle diese kühnen Schritte mit einer Zuversicht, als ob die Krone in England niemals Widerstand gefunden habe, als ob es nie eine Zeit gegeben, wo sein Vater von dem empörten Volke hingerichtet worden, wo er selbst als Flüchtling fremde Reiche durchirrt. Selbst Papst Innocenz XI. und der herrische Ludwig XIV. fanden für gut, ihm Mäßigung anzurathen.

Jakob's Verfahren vernahm der Herzog von Monmouth, der sich damals in Holland aufhielt, mit großer Freude. In der sichern Erwartung einer allgemeinen Unzufriedenheit mit der Regierung, sowie im Vertrauen auf seine eigene Beliebtheit beim Volke und auf seine Verbindung mit den Häuptern der Whigs, hatte er längst Alles vorbereitet, um mit einer kleinen Mannschaft an der westlichen Küste von England zu landen, wo, wie er hoffte, die Mißvergnügten sich schaarenweise unter seinen Fahnen sammeln würden. Er kam nur mit hundertundfunfzig Begleitern, nahm unbesonnen genug den Titel eines Königs von England an und bemächtigte sich mehrerer Städte; aber das Parlament setzte sofort einen Preis auf seinen Kopf, und obgleich Jakob selbst nur wenige Truppen zu seiner Verfügung hatte, die er noch dazu meistentheils in London zur Bändigung etwaiger Aufstände zurückbehalten mußte, so gelang es doch dem Grafen Faversham, der die Milizen der Grafschaften aufgeboten hatte, in Verbindung mit einer regulären Reiterabtheilung, die Anhänger des verwegenen Herzogs, die inzwischen bis auf dreitausend Mann angewachsen waren, auf dem Segdemoor zu überwältigen (6./16. Juli 1685). Am folgenden Tage wurde Monmouth selbst von seinen Verfolgern auf der Flucht ergriffen; sie fanden ihn in einem Graben unter dichtem Farrenkraut versteckt. Sein übereilter Versuch hatte so sehr das Ansehn eines leichten Jugendstreichs, er bat den König fußfällig so rührend um Vergebung, daß Jedermann

glaubte, Jakob werde dem Sohne seines Bruders verzeihen. Aber der König war unerbittlich. Der bedauernswerthe Monmouth starb nicht nur (und zwar erst nach dem fünften Streiche) auf dem Blutgerüst, sondern der schon genannte Oberrichter Jeffreys erhielt auch den Auftrag, in den Gegenden, wo der Herzog durchgekommen, an der Spitze einer Abtheilung Soldaten die strengsten Nachforschungen über dessen Anhänger anzustellen und dieselben unmittelbar zu bestrafen. Einen Theil seiner Arbeit hatte ihm der Oberst Kirke schon abgenommen, indem er das Kriegsgesetz gegen die gefangenen Rebellen in Anwendung gebracht hatte, um dieselben größten Theils erschießen zu lassen. Dennoch starben unter Jeffreys' blutigen Händen noch mehr als drittehalbhundert Menschen, und gegen achthundert wurden nach Westindien transportirt; das Gerücht von seinen Barbareien erfüllte das ganze Land mit Abscheu gegen ihn und seinen Herrn, der sein Verfahren vollkommen gebilligt hatte.

Die Leichtigkeit, mit welcher diese Verschwörung unterdrückt worden war, erhöhte Jakob's Zuversicht. Er erklärte dem Parlament im November 1685, daß die Sicherheit des Königreichs die Vermehrung der schwachen stehenden Armee um zehn bis elftausend Mann erfordere, was er demnächst ins Werk richten wolle, und daß er bereits viele Katholiken zu Officierstellen befördert habe, da er die Loyalität dieser Männer genügend kenne. Als das Parlament gegen diese Maßregeln, die augenscheinlich wider die Grundlagen des englischen Staats- und Kirchenthums gerichtet waren, Widerspruch erhob, wurde es mehrmals vertagt und endlich gar nicht mehr zusammenberufen.

Damals ward in Frankreich eben die Aufhebung des Edicts von Nantes verkündet; und von den Flüchtlingen, die in dieser Noth ihr Vaterland verließen, strömten allein gegen funfzigtausend nach England hinüber. Jakob nahm sie auf und wies ihnen Wohnplätze an; aber da er zu gleicher Zeit auch in die Stellen der Verwaltung und Jurisdiction, ja sogar in den geheimen Rath Katholiken brachte und sie vom Testeide dispensirte, die gegen sie bestehenden Strafgesetze aufhob und in ihrem ausschließlichen Interesse allgemeine Gewissensfreiheit proclamirte (5. Juli 1687 a. St.): so konnte jenes einzeln stehende Factum keine Beruhigung gewähren, und die grauenvollen Erzählungen der eingewanderten Franzosen erhöhten nur das Mißtrauen der Engländer gegen ihren eigenen Herrscher, der ihnen noch bigotter und hartherziger als der König von Frankreich erschien. So hatte Jakob schon in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren eigenmächtiger in die Verfassung des Landes

eingegriffen wie sein Vater in zwanzig Jahren, und die Zukunft zeigte seinen besorgten Unterthanen noch schlimmere Aussichten. Carmeliter, Benedictiner, Franziscaner und Jesuiten kamen in ziemlicher Anzahl über das Meer und ließen sich großen Theils in London nieder, wo auch die letzteren im Savoy-Gebäude ein Collegium zum Unterricht der Jugend einrichteten; die Katholiken in Irland, an deren Geneigtheit sich Jakob eine Stütze gegen künftige Empörungen seiner englischen Unterthanen erwerben wollte, wurden auffallend begünstigt; den Universitäten wurden Katholiken zu Lehrern und Vorsitzern aufgedrungen, und das ganze Land in vier katholische Bischofssprengel getheilt. Der Beichtvater des Königs, der Jesuit Eduard Petre, zum Cabinetssecretär ernannt und öffentlich in den geheimen Rath aufgenommen, verwendete, unterstützt von Jakob's Gemahlin, seinen ganzen Einfluß, um diesen auf so verderblichen Wegen festzuhalten. So wurde am 21. April 1688 (a. St.) die Erklärung der Gewissensfreiheit wiederholt, mit dem Zusatze, daß der König fest entschlossen sei, hinfort auf Verdienste, nicht aber auf Eide, als Erforderniße zu öffentlichen Aemtern zu sehen. Damit diese Verordnung möglichst allgemeine Kenntniß und Beachtung erlange, wurden die Bischöfe der anglikanischen Kirche angewiesen, dieselbe am 27. Mai (a. St.), einem Sonntag, von allen Kanzeln verlesen zu lassen. Sieben Bischöfe fühlten sich bewogen, dem Könige eine Bittschrift gegen eine solche Publication dieser Verordnung zu überreichen, weil die letztere auf dem Dispensationsrechte des Königs vom Testeide beruhe, ein Vorrecht, welches das Parlament öfter als ungesetzlich bezeichnet habe. Jakob empfing sie höchst ungnädig und sagte, daß er sich solcher Widersetzlichkeit von der englischen Kirche nicht versehen habe; er sei das unumschränkte Oberhaupt derselben, auch könne es ihnen gleichgültig sein, ob der Inhalt der Verordnung gesetzlich oder ungesetzlich sei, da sie nicht zu Vertretern der Landesgesetze berufen seien. Sie ließen die Drommete der Söhne Sheba's ertönen und riefen einen bösen Geist an das Tageslicht, dem sie, einmal entfesselt, nimmer wieder Zügel anlegen und Halt gebieten würden, und machten sich zu Werkzeugen von Leuten, deren Absicht keine andere als das Verderben sowohl der Kirche wie des Staates sei. Dagegen wandten die Bischöfe ein, daß die Publication der Verordnung gegen ihr Gewissen sei, dessen volle Freiheit er eben durch dies Instrument verkünde, und ließen dasselbe nicht verlesen. Erzürnt befahl der König die Bittsteller als Urheber und Unterzeichner eines aufrührerischen Libells in den Tower zu bringen. Dieser Schritt erregte allgemeine Niedergeschlagenheit. Das Volk versammelte sich

schaarenweise in den Straßen und am Ufer der Themse, und sah traurig die verehrten Geistlichen überschiffen. Noch mehr Antheil nahm es in den folgenden Tagen an ihrem Processe, der einem Ausschusse von Peers übertragen ward. Das Benehmen der Bischöfe war so musterhaft, ihre Antworten so befriedigend und ihre Vertheidigung so beredt, daß die Richter nicht umhin konnten, sie von aller Schuld frei zu sprechen. Ein lauter Jubel erfüllte die Straßen von London, als dies Urtheil bekannt ward; und Jakob mußte die Folgen seiner unklugen Uebereilung zu spät bedauern.

Ein Umstand hatte bisher besonders dazu beigetragen die Nation zu trösten und in Ruhe zu erhalten, die Aussicht nämlich auf des verhaßten Königs Tod, nach welchem seine protestantische Tochter, die Prinzessin von Oranien ihm folgen mußte, indem er weder in seiner ersten Ehe mit Anna Hyde, noch in der zweiten mit Maria von Este, der Tochter des Herzogs Alphons' IV. von Modena, bisher einen männlichen Erben hatte erlangen können. Daher war die Nachricht, daß ein Prinz von Wales geboren sei (19./20. Juni), ein Donnerschlag für das ganze Reich, das nun keine Erlösung aus seinem gegenwärtigen Zustande sah. Ein dumpfes Gemurmel lief durch das Land, und bald verbreitete sich ein Gerücht, das eben so leichtgläubig aufgenommen wurde, als es schlecht begründet war, der Knabe sei untergeschoben, damit die Regierung England's in katholischen Händen bleibe. Viele Lords entfernten sich heimlich und gingen nach Holland hinüber; von andern erhielt der Prinz von Oranien schriftliche Aufforderungen sich der gedrückten Nation anzunehmen; eher wollte man Alles dulden als diesen Thronfolger. Wilhelm III., den wir schon als einen ausgezeichneten Feldherrn und Staatsmann kennen, unterhielt bereits seit längerer Zeit geheime Verbindungen mit den Mißvergnügten und glaubte jetzt den günstigen Augenblick zur Entthronung seines Schwiegervaters, den er sehnlichst herbeigewünscht hatte, gefunden zu haben. Unter dem Scheine, als gelte es Frankreich, dem beständigen Gegner der freien Niederlande, rüstete er eine ansehnliche Flotte aus, und schloß mit vielen Reichsfürsten das oben erwähnte große Bündniß zu Augsburg. Ludwig XIV. selber ward eine Zeitlang getäuscht; doch als er endlich die wahren Absichten Wilhelm's entdeckte, eilte er Jakob von der nahen Gefahr zu unterrichten und ihm ein Schutzbündniß anzubieten. Aber Jakob, der einen solchen Plan von seinem Schwiegersohne Wilhelm nicht erwartete, und nicht glauben konnte, daß die Generalstaaten dem Statthalter ihre Land- und Seemacht zu einem solchen Zwecke überlassen würden, sah

in den Warnungen des französischen Gesandten nur die boshafte Absicht, ihn in einen Bruch mit den Holländern zu verwickeln, und lehnte alle Anträge ab. Doch fehlte es auch nicht an anderen Zeichen der allgemeinen Gährung in seinem Lande, die ihn zur Annahme der Vorschläge des Königs von Frankreich hätten bewegen dürfen. Vorzügliche Aufmerksamkeit hatte er auf die Vermehrung und Bildung des Heeres gewendet. Als er aber dasselbe, welches bereits gegen dreißigtausend Mann zählte, im August 1688 zu einer Musterung vor den Thoren von London versammelte, wobei er zugleich die Absicht hatte, die Stimmung der Soldaten über jene Verordnung zu prüfen, die allen Katholiken den Weg zu den höchsten Ehrenstellen öffnen sollte, fand er seine Erwartungen von ihrer Treue und Anhänglichkeit bitter getäuscht. Auf Anordnung des Königs mußte zuerst ein Bataillon vortreten, dem ein Officier jene Verordnung vorlas und dann befahl, daß jeder, der sie nicht anerkennen wolle, die Waffen niederlegen möge. In einem Augenblick lagen fast alle Gewehre auf der Erde. Der König entfärbte sich und schwieg eine Weile; dann gebot er den Widerspenstigen die Waffen wieder aufzunehmen, und eilte Zorn und Unwillen im Herzen nach Whitehall zurück.

---

15. Die zweite Revolution.

(1688 – 1689.)

Endlich erhielt Jakob durch seinen Gesandten im Haag unzweifelhafte Nachricht von dem Landungsplane seines Eidams (September 1688). Vor Entsetzen fiel ihm das Blatt aus der Hand; auf einmal öffnete sich seinen Blicken der Abgrund, an welchem er stand. Angstvoll und verzagend eilte er seine früheren Mißgriffe wieder gut zu machen und das verscherzte Vertrauen des Volkes wo möglich von Neuem zu gewinnen. Alle Verordnungen, die den Unwillen am heftigsten erregt hatten, wurden zurückgenommen, die kürzlich verfolgten Bischöfe um Rath und Beistand ersucht, eine allgemeine Amnestie ward verkündet. Zu gleicher Zeit wurde die Armee verstärkt und das Commando derselben dem General Faversham, dem Besieger des Herzogs von Monmouth, übergeben; Lord Dartmouth, einer der treuesten Anhänger Jakob's, erhielt Befehl mit der englischen Seemacht Wilhelm's Ueberfahrt zu verhindern. Aber während widrige Winde den ersten an der Küste zurück-

hielten, segelte Wilhelm's wohlgerüstete Flotte in bester Ordnung von Helvoetsluis ab, durchstrich ohne Anfechtung den Canal, und landete bei Torbay (5./15. Nov.) an der Westküste von England. Der Prinz ging sogleich auf Exeter los, fand aber zunächst den Empfang nicht, welchen er erwartet hatte, da die Einwohner dieser Gegend, des Schauplatzes der Gräuel, die Monmouth's Aufruhr verursacht hatte, noch von jener Zeit in Furcht und Schrecken gefesselt, sich nicht für ihn zu erklären wagten. Indeß that ein Manifest, welches dem Heere vorausging, gute Wirkungen. In demselben waren alle Beschwerden der Nation gegen Jakob II. aufgezählt, und Wilhelm kündigte sich nur als einen Anwalt derselben an, der gekommen sei ein freies Parlament zu berufen, für die Freiheit und Sicherheit der Nation zu sorgen, und die rechtmäßige Geburt des sogenannten Prinzen von Wales zu untersuchen. Denn, hieß es, obgleich der König vor kurzem seine gesetzwidrigsten Verordnungen selbst zurückgenommen habe, so sei doch dieser plötzlichen Umwandlung nicht zu trauen, vielmehr müßten die Rechte der Nation auf eine nachdrücklichere Art und für immer festgestellt werden. Die auswärtigen gegen Frankreich verbündeten Mächte sahen in Wilhelm den Erretter des festen Landes, der England zur Bekämpfung der Anmaßung Ludwig's in ihre Mitte zurückführen werde, und begünstigten sein Unternehmen.

Inzwischen behielt König Jakob sechs Bataillone Infanterie und eben so viele Geschwader Cavallerie in London zurück und ließ den übrigen Theil des Heeres, zwanzig Bataillone und dreißig Schwadronen, nach Salisbury vorrücken. Aber gleich von den ersten Reiterabtheilungen, die gegen den Prinzen ausgesandt wurden, ging das Regiment des Herzogs von St. Albans zu demselben über. Diesem Beispiel folgten bald mehrere Officiere, und selbst die Ankunft Jakob's beim Heere konnte der Dersertion keinen Einhalt thun. Auch der Generallieutenant Churchill, den Jakob mit Gunstbezeigungen und Ehren überhäuft hatte, und auf den er ein besonderes Vertrauen setzte, verließ ihn. Der Abfall der Truppen und Officiere, das schnelle Vorrücken des Gegners, der nun von allen Seiten starken Zulauf fand, machte Jakob so kleinmüthig, daß er nach London zurückeilte, und Gesandte mit Vergleichsvorschlägen an den Prinzen schickte. Allein dieser ließ sich auf nichts ernstlich ein, und setzte seinen Zug gegen die Hauptstadt ohne Aufenthalt fort. Eine Stadt nach der andern öffnete ihm freiwillig ihre Thore, und viele der vornehmsten Lords vergrößerten sein Gefolge. Die meisten Befehlshaber erklärten sich für den Prinzen. Jakob, von allen Patrioten verlassen,

von übertriebenen Gerüchten geängstigt, nur umringt von furchtsamen Katholiken, die ihren Untergang vor Augen sahen, falls sie ihren Feinden in die Hände fielen, ließ sich von diesen bewegen mit ihnen nach Frankreich zu entfliehen, sandte auch wirklich Weib und Kind voraus, und verschwand selbst bald nachher, in der Nacht des 22. December, aus Whitehall. Eine solche Feigheit hatte man nicht von einem Könige erwartet, der bisher so zuversichtliche Schritte gethan, und für jetzt noch nicht Ursache hatte alle Hoffnung aufzugeben. Auch der Pöbel wurde nun laut, und ließ seine Schadenfreude an den katholischen Kirchen, Meßgeräthen und Bildern aus. Des Königs Staatsrath ward nicht mehr geachtet, und der General Faversham ließ auf die Nachricht von Jakob's Flucht die ganze Armee auseinandergehen. So war für den Augenblick gar keine Staatsgewalt vorhanden. Den ärgsten Unruhen vorzubeugen, traten die vornehmsten Bischöfe und Peers mit dem Lord Mayor und den Aldermännern auf dem Rathhause zusammen, übersandten dem Prinzen von Oranien die Erklärung, daß sie ihn in seinem Bestreben, die Religion und die Rechte des Landes durch die Versammlung eines freien Parlaments herzustellen, unterstützen würden, und hielten durch Hülfe der Stadtmiliz das Volk im Zaume. Der Pater Petre, nach dessen Blut der Pöbel lechzte, hatte sich bereits entfernt; Jeffreys, den Jakob zum Lordkanzler erhoben hatte, und der sich nun ebenfalls durch die Flucht retten wollte, ward in seiner Verkleidung erkannt und konnte den Mißhandlungen des Volkes nur mit Mühe von dem Lord-Mayor entzogen werden. Er wurde in den Tower gebracht und starb hier nach wenigen Monaten. Auch den päpstlichen Nuntius erkannte das scharfe Auge seiner Feinde; er wurde ergriffen und zurückgeführt.

Ein ähnliches Loos hatte den König selbst getroffen. Begleitet von Sir Eduard Hales war er in der Kleidung eines Landedelmanns eine Hintertreppe des Palastes hinabgestiegen, hatte sich in eine Miethskutsche gesetzt, und diese am Themse-Ufer mit einem Boote vertauscht. Während der Ueberfahrt warf er das große Reichssiegel ins Wasser, und bestieg zu Vauxhall die Pferde, die hier für ihn bereit gehalten wurden. So erreichte er Faversham und ging an Bord eines Fahrzeuges, das zur Reise nach Frankreich für zwei Fremde gemiethet war. Aber in der Nähe von Sheerneß wurde dieses Schiff von drei Booten angehalten, die an der Mündung der Themse kreuzten, um flüchtige Royalisten aufzufangen, und nach Faversham zurückgebracht. Hier wurde der König von Mehreren erkannt; man zeigte ihm die Aussicht, daß sich die Stimmung des Landes leicht zu seinen Gunsten ändern könnte; und Lord

Winchelsea, Lordlieutenant der Grafschaft Kent, rieth ihm dringend nach London zurückzukehren. Wirklich machte er sich auf den Weg, mehrere Edelleute schlossen sich ihm an, und schon begann er neue Hoffnungen zu fassen, als ihn ein Bote Wilhelm's ereilte, der seinen Schwiegervater ersuchen ließ, nicht nach London zu gehen. Trotzdem sandte Jakob eine Meldung an die Aldermänner der Hauptstadt ab, des Inhalts, daß er bereit sei, sich ihren Händen anzuvertrauen bis die Herstellung der Religion und der Rechte des Volkes durch ein freies Parlament bewerkstelligt sei, falls die städtischen Behörden ihm die Sicherheit seiner Person versprechen wollten. Zum Glück für den Prinzen wurde dies Anerbieten des Königs, dessen Annahme seinen Planen neue Hindernisse in den Weg gelegt haben würde, zurückgewiesen. Wilhelm hatte bereits Jakob's Regierung von dem Tage der Flucht als beendet angesehen, und als dieser nun dennoch, wiewohl ohne des Schutzes der Londoner Bürgerschaft versichert zu sein, nach dem Whitehallpalast zurückkehrte (26. December), griff er ungern zu härteren Maßregeln. Er sandte zunächst vier Bataillone unter dem Commando des Grafen Solms nach der Hauptstadt. Hier angekommen, rückten diese in Schlachtordnung mit brennenden Lunten gegen Whitehall vor und forderten die Oeffnung der Thore. Jakob wagte nicht, den wenigen Mannschaften seiner ehemaligen Garde, die sich wieder um ihn versammelt hatten, Befehl zum Widerstand zu geben, und die Holländer besetzten unverzüglich das Schloß. In derselben Nacht (28. December) wurde Jakob gegen Mitternacht aus dem Schlafe geweckt, um drei Abgeordnete des Prinzen zu empfangen, die ihm ankündigten, daß er am folgenden Morgen Whitehall verlassen müsse, da der Prinz um die Mittagsstunde in London einzutreffen denke. Jakob schien diese Weisung gleichgültig hinzunehmen und verlangte nach Rochester zu gehen, was ihm bewilligt wurde. So bestieg er am 29. December die königliche Barke und fuhr, umgeben von mehreren mit holländischen Kriegsleuten angefüllten Booten, den Fluß hinab. Viele von den zahlreich versammelten Zuschauern verbargen weder ihren Kummer, den König von England in solcher Erniedrigung zu sehen, noch ihre Schaam, daß Fremde es waren, die ihn vor ihren Augen hinwegführten. Nach viertägigem Aufenthalt in Rochester bemerkte der König, daß man ihn nachlässiger bewachte, was nicht ohne Absicht geschah. Ueberzeugt, daß doch Alles verloren sei, und besorgt vor härterem Schicksal, wollte er sich allen Wechselfällen und Gefahren durch eine neue Flucht entziehen. Seine Beweggründe setzte er in einer Schrift auseinander, die er auf seinem Tische zurückließ. Es hieß darin, daß er sein

Leben nicht für gesichert halten könnte, so lange er in der Gewalt eines Schwiegersohnes sei, der seine Lande ohne alle Veranlassung überfallen, ihn in seinem eigenen Palast gefangen genommen, und ihn durch die Behauptung der Unterschiebung seines Sohnes bei aller Welt in den schwärzesten Verdacht zu bringen gesucht habe. Darum entferne er sich jetzt, sei aber bereit auf den ersten Ruf wieder zu erscheinen, sobald das Volk die Augen öffnen und die Falschheit jener Vorspiegelungen in Beziehung auf Religion und Freiheit, wodurch man es jetzt getäuscht habe, in ihrer Nichtigkeit erkennen werde*). So entwich er denn in der Nacht vom 2. zum 3. Januar 1689 zum zweiten Male, und erreichte diesmal unangefochten die französische Küste (4. Januar). Ludwig XIV. nahm ihn mit großer Artigkeit auf, überließ ihm das Schloß von St. Germain zu seinem Wohnsitz, und gab ihm ein ansehnliches Jahrgehalt bis an sein Ende (1701); allein der Geist schien so sehr von diesem Flüchtling gewichen zu sein, daß er den französischen Hofleuten nur zum Gespötte diente.

Wilhelm's Benehmen in dieser seltenen Lage war dagegen besonnen und gemäßigt. Da ihm die Neigung der Mehrzahl des Volks freiwillig entgegenkam, so that er nichts um ihr vorzugreifen, sondern schien Alles von dem eigenen Willen der Nation erwarten zu wollen. Die vorläufige Regentschaft des Königreiches und die Berufung eines Parlaments übernahm er nicht eher, bis er durch die zu London schon nach der ersten Flucht Jakob's versammelten Peers dazu aufgefordert worden war, und eine von ihm zusammenberufene Convention aller derer, die in den Parlamenten Karl's II. gesessen, dieses Verlangen bestätigt hatte. Auch als das Parlament am 1. Februar zusammentrat, verhielt er sich wie ein leidenschaftsloser Zuschauer, und sorgte vor Allem für die strengste Mannszucht seiner Soldaten. Dafür bewilligten ihm die Lords und Gemeinen zur Unterhaltung derselben und der Flotte eine Anleihe von 200,000 Pfund. Gleich in den ersten Sitzungen erklärten beide Häuser den Thron für erledigt; und einige Wochen später, nach heftigen Streitigkeiten, erkannten sie ohne Rücksicht auf Jakob's Sohn dem Prinzen und seiner Gemahlin die Krone, ihm allein aber die Verwaltung der Geschäfte zu. Nach Wilhelm's und seiner Gemahlin wahrscheinlich kinderlosem Absterben sollte der Letzteren Schwester, Anna (ob. S. 378), folgen. Mit der Krone zugleich übergab man dem Prinzen (23. Febr.), gewissermaßen als die Bedingung derselben, die sogenannte bill of

*) Lingard, Geschichte von England, deutsche Uebers. Thl. XIV. S. 248.

rights, in welcher die Rechte der Nation, die Verhältnisse der königlichen und der Volksgewalt, genauer als sonst bestimmt wurden. Kraft dieser Parlamentsacte, der sich Wilhelm unbedingt unterwarf, darf der König die Vollstreckung der Gesetze nie hemmen, kein besonderes geistliches Gericht einsetzen, und ohne Genehmigung des Parlaments weder Auflagen ausschreiben noch ein Heer in Friedenszeiten unterhalten; ebenso wenig steht es ihm zu, von einzelnen Gesetzen zu dispensiren, was Jakob z. B. in Beziehung auf den Testeid mehrfach gethan hatte; die Wahlen zum Parlament sollen durchaus frei sei, und über die darin gehaltenen Reden kein Gerichtshof urtheilen dürfen als die Volksvertreter selbst. Hiermit war die Staatsveränderung vollzogen, die man in der englischen Geschichte als die „glorreiche Revolution" bezeichnet.

---

16. Wilhelm III.

(1689—1702.)

Der Erbstatthalter von Holland hatte den britischen Thron mittelst einer Bewegung bestiegen, die das Interesse der religiösen und politischen Freiheit England's mit dem Interesse des durch Ludwig's Anmaßungen bedrohten Europa's vereinigte. Am 21. April 1689 ward er mit seiner Gemahlin zu Westminster gekrönt. Er stand damals im neununddreißigsten Jahre seines Alters. Wir kennen bereits seine Kämpfe und ausdauernden Anstrengungen gegen die französische Macht seit seiner englischen Thronbesteigung, sowie seinen siegreichen Feldzug in Irland, der Jakob's Entwürfe und Hoffnungen vernichtete. So lange der Krieg auf dem Festlande dauerte, brachte er die Sommermonate beim Heere in Holland und nur den Winter in London zu. Das Parlament ermangelte nicht, ihn in seinen Bestrebungen zu unterstützen; nichts war populärer in England als die Fehde mit Ludwig XIV., dem Verfolger der Protestanten. Karl dem Zweiten waren während der ganzen Dauer seiner fünfundzwanzigjährigen Regierung dreiundvierzig Millionen Pfund Sterling bewilligt worden, Wilhelm empfing in dreizehn Jahren zweiundsiebzig Millionen. Das Recht der Geldbewilligung, von dem fast alle Streitigkeiten unter der Herrschaft der Stuart's ausgegangen waren, schien jetzt von den Ständen nur benutzt zu werden, um der Krone die Mittel zu ihren Unternehmungen zu sichern. Es konnte

den Abgeordneten des Volkes nicht verborgen sein, daß es sich nicht mehr wie früherhin darum handelte, dem Geldbedürfniß eines verschwenderischen Hofes, der Beförderung antinationaler Interessen entgegenzukommen; vielmehr mußte ihnen in die Augen springen, daß die Ziele der Krone im Wesentlichen auch die des Volkes seien. Und so gab England ein Beispiel, daß der Staat, um energisch nach außen aufzutreten und um sich stark, behaglich und reich zu fühlen, nicht die alten ständischen Verhältnisse zu zerstören brauchte, wie es sonst die Politik im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert theoretisch forderte und praktisch durchzuführen suchte. Die nach solcher absoluten Herrschergewalt zielenden Tendenzen der Stuart's waren durch die Kraft des Volkes zurückgeschlagen, und zugleich bewahrte Wilhelm's Erscheinung das Land vor einer Wiederholung der früheren revolutionären Schrecken und Uebelstände, wie sie Jakob's Entwürfe herbeizuführen drohten; dergestalt daß jene politischen Institutionen, zu deren Schutz er herbeigekommen war, ungestört bis auf unsere Zeiten fortbestehen; denn auch seine Nachfolger konnten nicht feindselig gegen verfassungsmäßige Einrichtungen auftreten, denen sie ihre Krone verdankten, und durch deren Hülfe sie die im folgenden Jahrhundert noch mehrmals unternommenen Versuche zur Herstellung der Stuart's glücklich zurückwiesen.

Der lang verlorene Einfluß der Engländer auf den Continent und dessen politische Verhältnisse trat unter Wilhelm's III. Herrschaft glänzender hervor als jemals. Im Jahre 1678 hatte man, obgleich die Rivalität mit der holländischen Seemacht bereits damals als zu Gunsten des britischen Reiches entschieden betrachtet werden konnte, nur dreiundachtzig Kriegsschiffe mit einer Bemannung von achtzehntausend Mann gezählt; im Jahre 1701 war die Seemacht bis auf 184 Kriegsschiffe, Brander und kleinere Fahrzeuge ausgeschlossen, gestiegen, deren Mannschaft vierundfunfzigtausend Köpfe umfaßte. Im Innern des Landes wuchs bei völliger Freiheit und Sicherheit der Wohlstand ungemein, der Handel wurde immer lebhafter und allgemeiner, und deshalb war die Besorgniß, Frankreich und Spanien vereinigt möchten den englischen und holländischen Verkehr mit Westindien in ihre Hände bringen, nicht das letzte Motiv, warum man sich späterhin Ludwig's Planen auf die spanische Erbfolge so hartnäckig widersetzte*). Im Jahre 1694 ward die berühmte Londoner Bank errichtet; die ostindische Compagnie, welche Elisabeth 1600 gegründet hatte, wurde zweckmäßiger geordnet und er-

*) Ranke, historisch politische Zeitschrift, Bd. II. S. 14.

weitert, und bald sollten auch die Niederlassungen der Engländer in Hindostan die Ansiedelungen der Holländer und Franzosen in jenem Lande weit überbieten, ja mit Vernichtung bedrohen.

Aber trotz dieses glänzenden Aufschwunges der englischen Macht, trotz der Erhebung Wilhelm's durch den Willen des Volkes, trotz seiner mäßigen und besonnenen Haltung, fehlte es auch während seiner Staatsverwaltung nicht an inneren Zwistigkeiten. Obgleich der König vornehmlich durch die Hülfe der Whigs den Thron bestiegen hatte, setzte doch grade diese Partei ihm wiederholten Widerstand entgegen. Sie bewirkte es, daß der aussöhnende Vorschlag einer allgemeinen Amnestie für diejenigen, die unter Jakob's Regierung die Rechte und Freiheiten des Volkes verletzt hatten, trotz aller Mahnungen Wilhelm's, im Parlament nicht angenommen wurde. Ebenso geringen Anklang fanden diejenigen Maßregeln, wodurch Wilhelm die Nonconformisten zu gewinnen dachte; nur eine Toleranzbill wurde im Juni 1689 von beiden Häusern angenommen, welche die Dissenters wenigstens von allen jenen harten Strafgesetzen, die seit den Zeiten der Königin Elisabeth über sie verhängt worden waren, befreite. Ueber den Mangel an Willfährigkeit, auf seine Plane einzugehen, im Allgemeinen erzürnt, vertagte Wilhelm am 27. Januar (6. Febr.) 1690 das Parlament, welches ihm die Krone geschenkt hatte, um es wenige Tage später ganz aufzulösen, und näherte sich, da er bisher von lauter Whigs umgeben gewesen war, den Tories, die denn auch im nächsten Parlamente die Majorität erhielten. Aber wenn die Ersteren Jakob's Herrschaft nicht umgestürzt haben wollten, um Wilhelm die frühere Gewalt der Könige wiederum gebrauchen oder mißbrauchen zu lassen: so waren die Letzteren, royalistischer gesinnt, bei Wilhelm's Landung nur deswegen für ihn aufgetreten, weil sie die Herstellung der protestantischen Religion und die Abschaffung einiger politischen Beschwerden von seiner Dazwischenkunft erwarteten, wie er sie in seiner Proclamation verkündet hatte; an eine Entsetzung Jakob's hatte diese Partei damals nicht gedacht, und nur den äußersten Anstrengungen der Whigs war es hinterher gelungen, jenes Ergebniß im Parlament herbeizuführen. Die Mehrzahl der Tories stand noch jetzt in fortdauernder geheimer Verbindung mit dem entthronten Herrscher; in London selbst hielten sie regelmäßige Berathungen über die Mittel zur Wiederherstellung der Stuarts; und ein neuer Eid, wonach alle Beamte jede Hinneigung zu Jakob dem Zweiten bei ihrer Bestallung abschwören sollten, wie er in dem neu versammelten Parlamente zum Vorschlag kam, wurde sogar von den Gemeinen mit 192 Stimmen gegen 165 verworfen. Doch

gelang es dem Könige, eben durch die Hülfe der Tories, von denen sehr viele bei den Anmaßungen Jakob's betheiligt gewesen waren, die früher von den Whigs verworfene Amnestie durchzubringen, mit alleiniger Ausnahme von zweiunddreißig Personen.

Indeß wurde dieser geringe Erfolg durch die Machinationen der Tories zehnfach aufgehoben. Der Admiral Russel, der Sieger von la Hogue, und der General Churchill, den Wilhelm zum Grafen von Marlborough und zum Lord Kammerherrn erhoben hatte, waren weder die einzigen noch die angesehensten unter denen, die durch ihre Umtriebe des Königs Stellung noch schwieriger machten, als die Whigs durch ihre offene Opposition zur Beschränkung der Prärogative der Krone. Als man in St. Germain wegen dieser Stellung beider Parteien Alles zum Sturze Wilhelm's bereit glaubte, wurde eine zweite Expedition Jakob's nach England beschlossen, nachdem die erste durch die Schlacht bei la Hogue gescheitert war. Die Tories erhielten die bündigsten Versicherungen über die Aufrechthaltung der protestantischen Religion; Ludwig selbst suchte Jakob in dieser Richtung immer mehr zu befestigen, weil sonst gar kein Erfolg zu hoffen sei; zwanzigtausend Mann französischer Truppen sammelten sich zwischen Calais und Dünkirchen, und der entthronte König begab sich schon im Februar 1696 nach der erstgenannten Stadt, um auf das nächste Zeichen die Ueberfahrt anzutreten. Nicht damit zufrieden, seine Unternehmung auf die Waffen der französischen Armee, die ausgebreiteten Verbindungen mit den Tories sowie auf die Unzufriedenheit der Whigs zu stützen, hatte Jakob bereits einen Schotten, den Ritter Georg Barclay, mit dem Auftrage vorausgeschickt, eine Rebellion in England zu veranlassen, um dadurch Wilhelm's Streitkräfte von der Bewachung der Küsten abzuziehen. Barclay setzte sich mit mehreren Mißvergnügten in Verbindung, und nachdem er etwa funfzig Männer gewonnen hatte, schien es ihm, um den Weg für Jakob's Rückführung zu bahnen, das Beste und Kürzeste, den König Wilhelm gefangen zu nehmen oder zu ermorden. Am Sonnabend den 15. Februar (a. St.) sollte er auf der Jagd überfallen werden, als kurz vorher zwei irländische Officiere, die im Heere des Königs dienten und in das Complot verwickelt waren, von innerer Angst gequält und vor so schmachvoller Verwirkung ihrer militärischen Ehre zurückbebend, Anzeige von der Verschwörung machten. Diese Entdeckung ließ plötzlich alle Opposition im Parlamente — es war das dritte seit Wilhelm's Thronbesteigung — verschwinden; der König ward autorisirt, alle Verdächtigen verhaften zu lassen und alle Katholiken aus London zu verbannen. Beide

Häuser kamen überein, sich in der Vertheidigung des Königs und seiner Regierung gegen Jakob und dessen Anhänger zu unterstützen, und setzten fest, daß im Fall seines Todes das Parlament sich nicht auflösen, und die Erbfolgeordnung, wie sie 1689 bestimmt worden, gegen jedermann aufrecht erhalten werden solle. Aehnliche Gesinnungen zeigten die meisten Grafschaften und Städte des Landes. Barclay entkam; aber ein anderer der Verschworenen, Johann Fenwick, erklärte, vor Gericht gestellt, daß auch die Herzoge von Sunderland und Shrewsbury sowie Lord Godolphin, drei Minister Wilhelm's, nicht minder die Grafen von Marlborough und Bath und der Admiral Russel, in die geheimen Umtriebe zum Sturz der gegenwärtigen Regierung verwickelt seien; ja er gab die besonderen Verrichtungen an, die jeder von ihnen bei der Landung Jakob's hatte übernehmen wollen. Da alle weiteren Beweismittel fehlten und auch Fenwick keine Thatsachen zur Unterstützung seiner Anklagen anführen konnte, so erklärte das Oberhaus seine Aussagen für ungegründete Verläumdungen; ein Ausspruch, dem die Meinung der Zeitgenossen und der Nachkommen beigetreten ist, bis in unseren Tagen Actenstücke ans Licht kamen, welche darthun, daß Fenwick insofern allerdings die Wahrheit gesagt, als die genannten Tories wirklich einen geheimen Verkehr mit dem Hofe von St. Germain unterhalten hatten. Fenwick wurde gleichwie die meisten übrigen Theilnehmer der eigentlichen Verschwörung, soweit man ihrer habhaft wurde, hingerichtet; Alle behaupteten bis zum letzten Augenblicke, daß Jakob wohl um den Entwurf zur Aufhebung Wilhelm's gewußt, aber den Mordplan weder gekannt noch gebilligt habe; und auch Jakob selbst läugnete die Mitwissenschaft ab.

Das Mißlingen dieses Anschlags, so wie die Begeisterung, die sich in Folge desselben in England so laut kund gab, ließ den König von Frankreich die beabsichtigte Landung auf einen günstigeren Zeitpunkt verschieben; schließlich unterblieb das ganze Unternehmen, da im nächsten Jahre der Friede von Ryswick zu Stande kam und es Ludwig XIV. wichtiger erschien, seine Ansprüche auf die spanische Monarchie durchzusetzen als den vertriebenen Jakob auf seinen angestammten Thron zurückzuführen. In England selbst kam es nach dem Frieden zu neuen Streitigkeiten mit dem Parlament über die Beibehaltung der in den Niederlanden gebrauchten Truppen, welche Wilhelm mit allen Kräften durchzusetzen bemüht war, aber keinesweges in der Absicht die Verfassung umzustürzen, sondern um für den Wiederausbruch des Kampfes gegen Frankreich, den sein richtiger politischer Blick in nicht allzu ferner Zu-

kunft voraussah, eine kriegsgeübte Armee bereit zu haben. Doch vergeblich suchte er die unbegründete Furcht der Mitglieder des Parlaments zu beschwichtigen; er mußte selbst seine holländischen Garden zurückschicken, und die englische Armee bis auf 7000 Mann verabschieden. Als das Parlament bald darauf von neuen Besorgnissen vor der Verbreitung des Papismus in England ergriffen ward und, in Verbindung mit einigen Strafgesetzen, die Verbannung aller katholischen Priester beschloß, sowie die Uebergehung jedes katholischen Erben eines erledigten Landeigenthums zu Gunsten des nächsten protestantischen Anverwandten, falls der erstere nicht den Eid der Treue, den Suprematseid und den Testeid leiste: sah sich Wilhelm genöthigt, auch diese Bestimmungen gegen seine bessere Einsicht zu bestätigen. Nicht geringeren Anlaß zur Klage gab ihm das Benehmen des Parlaments in Betreff der Maßregeln, die er nach der Beendigung des irischen Aufstandes in jenem Lande getroffen hatte. Er hatte damals einen großen Theil der den Rebellen abgesprochenen Ländereien den Generalen seines Heeres und sonstigen Anhängern überwiesen, um ihre treuen Dienste zu belohnen. Im Jahre 1699 ernannte nun das Unterhaus sieben Commissäre, die sich an Ort und Stelle über die Einziehung der dortigen Güter und deren Verwendung unterrichten sollten; und in Folge eines unwahren übertriebenen Berichtes erklärten die Gemeinen, daß alle Schenkungen, die der König an sechsundsiebzig Personen zum Nachtheil des Staats gemacht habe, aufgehoben und Alle, die dazu gerathen, sie ausgefertigt oder besiegelt hätten, zu bestrafen seien, und daß die ganze Masse der eingezogenen Güter zum Besten des Staats verwendet werden solle. Obgleich sich allerdings nicht in Abrede stellen ließ, daß jene Verleihungen mit allzu großmüthiger Freigebigkeit getroffen worden, glaubte Wilhelm doch ein solches Eingreifen des Unterhauses in die Rechte der Krone nicht dulden zu dürfen; er erklärte bei der Ueberreichung der Bill mit großer Entschiedenheit, daß die Güter der Rebellen der Krone verfallen seien, daß ihm allein die Verwendung derselben zustehe, und daß diese auch keineswegs bloß nach dem Maßstabe der Gunst, sondern nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und wohlverdienter Belohnung erprobter Treue erfolgt sei. Weder geschreckt noch überzeugt durch die Rede des Königs, erklärten ihrerseits die Gemeinen, sobald sie in den Sitzungssaal zurückgekehrt waren, daß diejenigen, welche dem König die eben ertheilte Antwort angerathen, die Absicht hegten, den Samen des Mißtrauens zwischen dem Herrscher und seinem Volke auszustreuen, und sandten dreizehn neue Commissäre ab, den Verkauf der confiscirten Güter

ohne weiteres vorzunehmen. Diese Kühnheit bestimmte den König das Parlament gegen Ende des Jahres 1699 aufzulösen. Die neuen Commissäre des Unterhauses in Irland fanden übrigens bald, daß ihre Vorgänger den Werth und die Größe der Schenkungen bei weitem zu groß dargestellt hätten, und mußten zufrieden sein, Käufer für die noch übrig gebliebenen Ländereien aufzutreiben.

Größere Nachgiebigkeit und bessere Uebereinstimmung fand Wilhelm bei seinem fünften und sechsten Parlament, weil Ludwig XIV. nicht allein bei Jakob's Tode (16./26. Sept. 1701) dessen Sohn als König Jakob III. von England anerkannte, sondern auch seinen Enkel Philipp ohne Weiteres vom spanischen Throne Besitz nehmen ließ. Geld, Soldaten, Matrosen wurden in Ueberfluß bewilligt, nachdem das Parlament schon im Mai 1701 auf Antrieb des Königs einen weitern Beschluß über die Thronfolge gefaßt hatte, dem zufolge die englische Krone nach dem Absterben Wilhelm's und Anna's, sowie ihrer etwaigen Nachkommen, und mit beständiger Ausschließung aller Glieder des königlichen Hauses, die sich zur katholischen Kirche halten würden, auf die Nachkommen des Kurfürsten Friedrich's V. von der Pfalz, als Gemahls der Tochter Jakob's I., übergehen sollte. Alle Wünsche des Königs waren nun befriedigt; Kaiser Leopold hatte den Krieg in Italien schon begonnen, Wilhelm selbst betrieb die Einschiffung der Truppen nach den Niederlanden, um durch wohlbekannte Gegenden, den Schauplatz seiner früheren Thaten, auch seiner Seits wieder gegen Frankreich vorzudringen, und hatte bereits den Plan des bevorstehenden Feldzugs entworfen, als ein unglücklicher Sturz mit dem Pferde auf der Jagd, wobei er das Schlüsselbein brach, seine ohnehin geschwächte Gesundheit gänzlich zerrüttete und am 19. März 1702 seinen Tod herbeiführte, welcher England ohne König und die Niederlande ohne Statthalter ließ.

Wilhelm war mager und schlank gewachsen, sein Körper von jeher nicht der festeste; aber seine großen und glänzenden Augen, seine hohe Stirn und seine edel geformte Adlernase, sowie seine ganze würdige und feierliche Haltung, die höchst selten von einer heitern Stimmung unterbrochen wurde, verbreiteten um ihn her einen Ehrfurcht erregenden Eindruck. Er sprach wenig und ohne starken Ton der Stimme, da er beständig an der Brust litt; ausgenommen am Tage der Schlacht, wo er ganz Feuer und Leben war. In seiner Jugend von der Eifersucht der Republikaner seines Vaterlandes streng beaufsichtigt, hatte er sich früh an eine ungemeine Zurückhaltung und Verschwiegenheit gewöhnt, die ihm auch späterhin, als er von dem Parteitreiben seines neuerworbenen

Reiches umgeben war, wohl zu Statten kam. Seine Erziehung war nicht glänzend gewesen; doch sprach er das Französische, Englische und Deutsche mit gleicher Fertigkeit wie seine Muttersprache, und wußte sich auch im Lateinischen, Spanischen und Italienischen wohl auszudrücken; und was ihm an allgemeiner wissenschaftlicher Bildung abging, ersetzte sein natürlich richtiger Blick und seine geniale Auffassung der politischen Verhältnisse. Sein Gedächtniß war ausgezeichnet, seine Beobachtungen stets wohlbegründet und eindringend, sein Urtheil scharf und schlagend. Niemals ließ er sich von Leidenschaft hinreißen, niemals durch Phantasie und Einbildungskraft über die wahre Lage der Dinge täuschen. Schmeichler haßte er; als er einst nach Beendigung eines Feldzugs in Flandern, nach London zurückgekehrt, zum ersten Mal das Theater wieder besuchte und die Sänger eine Siegesode begannen, die ihm zu Ehren gedichtet und in Musik gesetzt war, erhob er sich unwillig in seiner Loge und rief laut: „Weg mit den Schurken, halten sie mich etwa für den König von Frankreich?" Ebenso wenig aber wie Lobeserhebungen konnte er Widerspruch ertragen. Er war leicht zu Verdacht geneigt, doch großmüthig und sogar verschwenderisch in der Belohnung ihm erwiesener Dienste. Die Engländer fühlten sich durch sein kaltes und fremdes Benehmen zurückgestoßen; und allerdings fehlten ihm Leutseligkeit und Milde, um durch seine Persönlichkeit Volksbeliebtheit zu gewinnen; die Opposition der Whigs, der Haß der Tories bereiteten dem Könige bittere Stunden. Sobald sich indeß Gefahren für den Thron zeigten, brach der gesunde Sinn der Engländer, der sich über Wilhelm's Werth und Würdigkeit nicht täuschen ließ, durch alle diese Hemmnisse hindurch, um dem Fürsten in kräftigen, ja begeisterten Worten und Thaten die nationale Anerkennung an den Tag zu legen. Uebel wurde ihm ausgelegt, daß er seine Person größten Theils mit Holländern umgeben hatte, unter denen besonders Wilhelm Bentinck, zum Grafen von Portland erhoben, Arnold Joost von Keppel Graf von Albemarle, Wilhelm Heinrich von Zuilestein und Gotthard von Ginckel Graf von Athlone zu nennen sind; aber bei den fortwährenden geheimen Machinationen und Umtrieben, wie sie der hohe Adel in England zur Herstellung Jakob's ersann und unterhielt, und die dem Scharfblick des Königs doch nicht ganz verborgen bleiben konnten, ist diese Bevorzugung der erprobten Treue seiner Landsleute wohl zu entschuldigen.

Das war der Mann, der Europa's Freiheit gerettet hat, der die Seemächte Holland und England unter seiner Leitung vereinigte, der oft besiegt doch stets wieder schlagfertig und unermüdlich im Felde stand.

Sein Charakter sowie sein Leben sind dem seines Gegners Ludwig des XIV. vollkommen entgegengesetzt. Wilhelm umgab sich nur mit den nothwendigsten Personen, während Ludwig in der imposantesten Hofhaltung prunkte; jener war im Ganzen sparsam, dieser verschwenderisch. Um vollkommen im Innern seines Reiches zu herrschen und nach außen kräftig aufzutreten, hatte Ludwig alle ständischen Gerechtsame vernichtet; Wilhelm zeigte ihm, daß man auch an der Spitze von Ländern wie England und Holland, wo die Herrschergewalt durch die bedeutsamsten Institutionen zu Gunsten der Unterthanen gehemmt ist, fremden Eingriffen erfolgreich und mächtig entgegentreten könne, wofern sich nur der Thron in allen wesentlichen Punkten in Uebereinstimmung mit den Interessen des Volkes befindet, und die Vertreter des letztern überzeugt sind, daß die Krone nicht auf den Untergang ihrer Privilegien hinarbeitet. Allerdings ist aber die zweite Aufgabe ungleich schwieriger als die erste.

Wilhelm's Gemahlin Maria war ihm schon sieben Jahre früher im Tode vorangegangen, ohne männliche oder weibliche Nachkommen geboren zu haben. Allem Parteitreiben fremd, fern von jedem Ehrgeiz, hatte sie ihre ganze Aufmerksamkeit von jeher nur auf das häusliche Glück ihres Gemahls gerichtet und von den Rechten, die ihr auf die Regierung des Landes eingeräumt worden waren, niemals Gebrauch gemacht. Ihre Frömmigkeit, ihre Mildthätigkeit, ihr musterhafter Wandel können sie wohl von dem Vorwurfe rechtfertigen, der ihr vielfältig gemacht worden ist, zur Entthronung ihres Vaters mitgewirkt zu haben; in allen Dingen solcher Art war sie gewohnt, den Aussprüchen des Christenthums gemäß sich dem Willen ihres Gatten unbedingt zu fügen, ja sich kaum ein eigenes Urtheil zu verstatten.

In Schottland, wo Jakob die Presbyterianer durch seine Toleranzedicte vergeblich zu gewinnen gehofft hatte, weil sie seinen Papismus noch mehr verabscheuten und fürchteten als alle Verfolgungen der Episcopalen, war der Erhebung Wilhelm's kein Hinderniß in den Weg gelegt worden, und nachdem er in die Wiedereinführung der presbyterianischen Kirche als herrschenden gewilligt hatte, war er am 21. April 1689 in Edinburg zum Könige ausgerufen worden. Aber mit ihrem Wiederemporkommen sich nicht begnügend, verlangten die Puritaner im neu versammelten Parlament sogleich die Bestätigung einer Reihe heftiger Beschlüsse gegen die Episcopalen und mehrere Beschränkungen der königlichen Gewalt. Wilhelm sollte die Suprematie über die schottische Kirche, wie sie Karl dem Zweiten im J. 1669 zugestanden worden war, wieder aufgeben, alle Patronatrechte sollten vernichtet werden, aller Einfluß des

Königs bei Ernennung der Lords von den Artikeln aufhören. Wilhelm versuchte anfänglich durch eine Vertagung des Parlaments den Eiferern Zeit zur Besinnung und zu ruhigerem Nachdenken zu geben; als aber dieses Mittel vergeblich blieb und jene Forderungen immer heftiger wiederholt wurden, gab er nach und bewilligte die Zurücknahme aller Gesetze, die seit den Zeiten der ersten Revolution im Interesse der Episcopalität erlassen worden seien. Neue Verwickelungen entstanden über die Art und Weise der Wiedereinführung der presbyterianischen Kirche. Endlich vereinigte sich das Parlament dahin, daß die bei Karl's II. Regierungsantritt vertriebenen presbyterianischen Prediger der einzige unverderbte Zweig der wahren Kirche seien; diese sollten zunächst wieder zusammentreten, um ihre Collegen zu ernennen. So geschah es denn auch. Von jenen lebten nur noch dreißig, die als ergraute Kämpfer des Herrn nicht ermangelten, ähnlich gesinnte Männer zu Hirten der im Götzendienst des Baal und Moloch verderbten Gemeinden zu ernennen. Alsbald begannen die neuen Prediger nun ihrer Seits die Verfolgung ihrer bisherigen Verfolger; und wie die englische Kirche die Presbyterianer ausschloß, so waren diese in Schottland von nun an mit viel größerem Eifer bemüht die Episcopalen zu unterdrücken. Vergeblich suchte der König die Geistlichkeit von Schottland auf einer allgemeinen Synode zu milderen Maßregeln gegen Andersgläubige zu bewegen, und als der Graf Robert von Lothian die halsstarrige Versammlung im Namen des Königs auflöste, erklärte sie sich im Namen Christi, des Königs und Haupts der Kirche, nur für vertagt. Was aber bei der Geistlichkeit mißglückt war, gelang Wilhelm's fortgesetzten Bestrebungen und seiner offen ausgesprochenen Willensmeinung, im Weigerungsfall allen nicht presbyterianischen Gemeinden völlige Unabhängigkeit zusichern zu wollen, im Parlamente Schottland's, indem dasselbe 1693 genehmigte, daß alle episcopalen Prediger geduldet werden sollten, sofern sie eine bestimmte im gemäßigten Sinn abgefaßte Glaubensformel unterschreiben und geloben würden, sich der Herrschaft der presbyterianischen Kirche zu unterwerfen. Allerdings reichte auch dies noch nicht hin, allen Verfolgungen und Gewaltthätigkeiten der herrschenden Glaubenspartei ein Ende zu machen.

Die religiösen Spaltungen und Zwistigkeiten waren jedoch nicht die einzigen Hindernisse, die Schottland der Regierung Wilhelm's III. in den Weg legte. Zu derselben Zeit, da Jakob in Irland landete, erhob Graham von Claverhouse, den jener vormals zum Viscount von Dundee ernannt, die Fahne der Empörung für die Stuarts in den Hochlan-

den und empfing von Irland her Waffen und Munition. Bei Gillicranky schlug er den gegen ihn ausgesandten General Mackay; aber in einem folgenden Treffen verlor er gegen den Holländer Levingston Sieg und Leben, und die Leute von den Gebirgen wurden zerstreut (1690). Dennoch hörten damit die Verschwörungen und Aufstände der Jakobiten, sowie die Einfälle und Räubereien der Hochländer in die Ebenen des südlichen Schottland's nicht auf; und selbst Maßregeln größerer Strenge, die dahin führten, daß wider den Willen des Königs am 23. Februar 1692 der ganze Stamm des Häuptlings Macdonald von Glencoe hinterlistig ermordet wurde, erwiesen sich als unzureichend den wilden Sinn der Hochländer zu bändigen.

---

17. England's Cultur im siebzehnten Jahrhundert.

Nachdem jene Fülle von religiösen und politischen Secten in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts entstanden und wieder verschwunden war, von welcher wir bei der Geschichte der großen englischen Revolution als deren Haupthebel ausführlicher gesprochen haben, trat nach der Rückkehr der Stuarts, wie gleichfalls schon erwähnt worden ist, eine Periode der Abspannung und Ruhe ein, von der selbst die schottischen Puritaner auf eine Zeit lang ergriffen wurden. Indeß blieb der einmal erweckte religiöse Sinn bei Vielen im Stillen thätig, und ließ im Gegensatz zu jenen revolutionären Parteien, deren jede für ihr Glaubensprincip auch die äußere Herrschaft verlangt hatte, eine Secte entstehen, welche, dem Treiben der Welt abgewendet, nur die Erbauung des Gemüthes suchte. Es waren dies die Quäker. Sie verdankten ihren Ursprung einem aus der Lehre entlaufenen Schusterburschen, Namens Georg Fox (geb. 1624), den eine frühe Beschäftigung mit religiösen Gegenständen zu einer solchen Begeisterung führte, daß er sich zur Verkündigung der evangelischen Wahrheit in reinerer Gestalt berufen glaubte. Um alle irdischen Gedanken aus seiner Seele zu verbannen, verließ er seine Verwandten und Freunde, ging in die Fremde, hielt sich an keinem Orte lange auf, um nirgends neue Bekanntschaften zu machen, brachte ganze Tage mit seiner Bibel in Wäldern, ja in hohlen Bäumen zu, und unterhielt sich einzig mit Gott. Es währte nicht lange, so glaubte er die nämlichen Offenbarungen zu erhalten, die der Herr ehedem seinen heili-

gen Werkzeugen mitgetheilt habe, und kehrte nun als Apostel zu den Menschen zurück. Er lehrte gänzliche Versenkung der Seele in Gott, Ertödtung des äußern Menschen, völlige Freiheit und Gleichheit, und Verachtung aller äußern Ehre, ja alles äußern Gottesdienstes. Es fehlte ihm nicht an Anhängern, und seine Secte dauert noch jetzt fort. Den Namen Quäker (Zitterer) haben sie von Spöttern erhalten, die das begeisterte Verdrehen der Augen und die durch die innere Erregung hervorgerufenen unwillkürlichen Bewegungen des Körpers ins Lächerliche zogen. Alle Kunst und Wissenschaft, aller Reichthum des gebildeten Lebens, alle Anmuth und Zierde desselben durch Luxus und äußere Bequemlichkeit, aller Unterschied der Stände ist bei den Quäkern verschwunden. Sie nennen Jedermann Du, bedienen sich keiner andern Anrede als „mein Freund," erklären das Kriegführen für Sünde, wollen weder Geistliche noch besondere Festtage haben, ja die gewöhnlichen Sacramente abgeschafft wissen, und halten statt aller Feierlichkeit des Cultus nur Versammlungen, in denen Männer und Weiber ohne Unterschied, wie sie sich vom Geist getrieben fühlen, durch Rede und Gebet die Gemeine erbauen.

Auch die Gesellschaft der Freimaurer erhielt damals in England, wo nicht ihre Entstehung, die nach der Meinung Vieler in früheren Jahrhunderten zu suchen ist, doch ihre spätere Form. Daß dieser Orden noch heut fortlebt, verdankt er wohl weniger den Zwecken der Humanität, die er verfolgt, als theils dem mächtigen Hange aller Menschen zum Geheimnißvollen, theils den Abzeichen und Würden, womit er (wenigstens auf Stunden) den Ehrgeiz und die Eitelkeit schmückt, theils den geselligen Bequemlichkeiten und Ergötzungen, die man mit seinen Geheimnissen in Verbindung zu bringen gewußt hat.

Den religiösen und gemüthlichen Interessen gegenüber bildeten sich nun aber auch die Reflexion des Verstandes und die Bestrebungen der Wissenschaft mit nicht minderer Stärke und Erfolg in England aus. Die Grundlage für alle folgenden naturwissenschaftlichen und philosophischen Bemühungen legte zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Franz Baco von Verulam. Er stammte aus einer angesehenen Familie, und war 1561 zu London geboren; sein Vater war eine Zeit lang Großsiegelbewahrer der Königin Elisabeth. Der Sohn zeigte schon früh große Talente, und verfaßte bereits im neunzehnten Jahr eine Schrift über den Zustand Europa's. Später schloß er sich an den Grafen Essex an, ohne jedoch dadurch in dessen Sturz verwickelt zu werden. Unter Jakob's Regierung, der Baco wegen seiner Gelehrsamkeit besonders lieb gewann,

bekleidete er zuerst das Amt eines Kronanwalts, ward aber im Mai 1617 zum Lord-Siegelbewahrer, und ein Jahr darnach zum Lord-Kanzler und zum Viscount von St. Albans erhoben. Indeß verwaltete Baco dieses Amt nicht ohne Tadel, sowie er überhaupt nicht zu den reinen und edlen Charakteren gerechnet werden darf, wenn seine Geschäftsführung auch sonst von seiner Einsicht, Thätigkeit und Ausdauer genügende Zeugnisse darbietet. Eitelkeit und Prunksucht verleiteten ihn zu großer Verschwendung; um die hierzu nöthigen Summen aufzutreiben, überließ er sich geldgieriger Habsucht, und die Parteien in seinem Gerichtshofe klagten, daß sie durch seine Schuld auch im Fall eines günstigen Ausgangs verarmten. Endlich faßten die versammelten Gemeinen den Beschluß ihn im Oberhause anzuklagen, und ließen am 21./31. März 1621 den Lords die betreffende Acte überreichen, in welcher zweiundzwanzig besondere Fälle angegeben waren, in denen sich der Kanzler habe bestechen lassen. Ueberdies habe er denselben Mißbrauch und Unterschleif auch seinen Beamten gestattet. Außer sich vor Schrecken und ganz ohne Besinnung, stellte sich Baco auf diese Nachricht krank, und schrieb dem Oberhause einen demüthigen Brief, in welchem er alle Beschuldigungen reuevoll zugestand und um Gnade flehte. In der That ersparten ihm die Lords die Erniedrigung, vor den Schranken des Hauses zu knien, in welchem er drei Jahre lang als Kanzler den Vorsitz geführt hatte; aber sie verurtheilten ihn nicht nur zu einer Geldbuße von vierzigtausend Pfund, sondern zugleich auch zu einer Gefängnißstrafe, die so lange dauern sollte als es dem König gefallen würde, und zur Unfähigkeit jemals wieder bei Hofe zu erscheinen oder ein Amt zu bekleiden. Trotz so harter Demüthigung ließ sich Baco von seinem Ehrgeiz hinreißen, fortdauernd neue Versuche zu machen, die Gunst des Königs wieder zu gewinnen. Nicht zufrieden, daß Jakob ihn nach kurzer Frist aus seiner Haft befreit und ihm die auferlegte Geldstrafe erlassen hatte, belästigte er diesen sowie den Prinzen von Wales und den Herzog von Buckingham mit stets erneuten Bittschriften; aber vergeblich trachtete er durch kriechende Bitten Mitleid zu erregen oder durch niedrige Schmeicheleien Eingang zu finden. Wiederholte verächtliche Zurückweisungen erbitterten ihn und zerrütteten seine Gesundheit, so daß er als Opfer eines thörichten Ehrgeizes schon im fünften Jahr nach seiner Entlassung starb.

Baco hätte in der That nicht nöthig gehabt, nach dem Ruhm des Staatsmannes zu streben, da sein Name bereits als ein heller Stern der Wissenschaften leuchtete. Wie sein etwas späterer Zeitgenosse Des Cartes richtete er seine Bemühungen vorzüglich gegen die noch immer gang=

bare scholastische Methode in der Philosophie und den übrigen Disciplinen. Der Ableitung des Wissens aus dem Begriff, d. h. nach damaliger Weise aus ganz entfernten und unbewiesenen Abstractionen, setzte er die Forderung gegenüber, von der Wirklichkeit und der Erfahrung auszugehen, so daß von ihm gerühmt werden kann, was Cicero von Socrates sagt, daß er die Erforschung der Wahrheit von dem Himmel zur Erde herabgeführt habe. Statt übersinnlicher Gegenstände wies er ihr die Natur und die Geschichte zu ihren Schauplätzen an, und zeigte, wie noch so Vieles in den dermaligen Kenntnissen vermißt werde. Die bisherige Art und Weise der Behandlung, welcher gemäß scholastisch-aristotelische Vorstellungen durch Schlüsse weiter ausgesponnen würden, ohne Rücksicht ob die hierdurch erreichten Resultate mit der Realität der Dinge übereinstimmten oder nicht, müsse mit der Betrachtung des Inhaltes der Erfahrung vertauscht werden; man müsse Beobachtungen anstellen, Versuche machen und hieraus die Gesetze und allgemeinen Bestimmungen ableiten. Der unmittelbare Beweis der Wahrheit ist vorhanden, wenn das gesuchte Wahre unmittelbar durch das Selbstbewußtsein gefunden und erkannt wird; denn die Wahrheit des Seins und des Erkennens ist identisch, sie unterscheiden sich nur wie der gerade Lichtstrahl von dem gebrochenen. Ueber die Wirklichkeit und deren wahrhafte Beschaffenheit ist dergestalt nur der beständigen und erprobten Sinnenerfahrung zu trauen; und aus den durch sie gewonnenen Resultaten wird mittelst Analogie und Induction weiter auf das Unbekannte geschlossen. Vollkommen aber ist ein Gegenstand erst erkannt, wenn wir die nothwendigen und beständigen Ursachen wissen, wodurch er entsteht und erhalten wird. Stets nach der allgemeinen Endursache zu forschen, wie die bisherigen Philosophen gethan, ist zwecklos; desto fruchtbarer ist aber die Aufdeckung der einzelnen wirkenden Ursachen.

Baco's Gedanken wurden nach seinem Tode von John Locke auf eine eigenthümliche und abweichende Weise weiter ausgeführt. Locke war 1632 zu Wrington geboren, und studirte in Oxford die Arzneikunde, ließ jedoch diese Beschäftigung, theils wegen körperlicher Schwäche, theils aus überwiegender Neigung zur Philosophie, bald ganz liegen. Späterhin wurde er mit dem Grafen Shaftesbury bekannt, lebte in dessen Hause, und erhielt von diesem ein Amt, als derselbe an die Spitze des Cabalministeriums trat. Indeß ging, wie oben erwähnt, der Graf nachmals zu den Whigs über, bei deren geheimen Umtrieben er eine Hauptrolle übernahm, und sah sich kurz vor der Entdeckung der Rye-House Verschwörung genöthigt, England zu verlassen und nach den Nieder-

landen zu fliehen, der großen Zufluchtsstätte der damaligen Zeit für alle aus religiösen oder politischen Gründen Verfolgte. Locke folgte seinem Beschützer, und blieb auch nach dessen bald eintretendem Tode in Holland, bis er 1688 mit Wilhelm von Oranien wieder in sein Vaterland zurückkehrte. Er starb am 28. October 1704. Wenn Baco zur Erforschung der Wahrheit an das sinnliche Dasein verwies, so läugnete Locke die selbständige Existenz und Wahrheit des Denkens überhaupt, und stellte das Princip auf, daß jede Erkenntniß nur durch Erfahrung bewirkt werde. Wie Leibnitz machte er das Einzelne und Besondere im Gegensatz zu Des Cartes, Malebranche und Spinoza geltend, er verließ den früheren Weg der Definitionen ganz, und begnügte sich mit einfachen Deductionen. Aber wenn Leibnitz in jedem Einzelnen wieder die Totalität setzte und zu erkennen bemüht war, so läßt Locke das Ganze, die Wahrheit an und für sich selbst, vollkommen außer Augen. Er untersucht nur wie der Mensch zu seinen Vorstellungen von den Dingen gelange; das Interesse beschränkt sich auf die Form des Uebergehens der objectiven Gegenstände oder Empfindungen des Geistes in die Weise der Vorstellung, und die Wahrheit erhält hier nur die Bedeutung der Richtigkeit und Uebereinstimmung unserer Anschauungen mit den Dingen. Aus allen Kräften bestreitet Locke die Lehre des Cartesius von den angeborenen Ideen, worunter dieser allgemeine Bestimmungen verstanden hatte, welche dem menschlichen Geiste auf natürliche Weise angehörten, und stellt dagegen die Behauptung auf, daß die Seele des Kindes eine leere Tafel sei, die nur im Verlauf der Zeit mit den Zeichen angefüllt werde, welche die sinnliche Wahrnehmung hineinschreibe. Sein Hauptstreben geht dahin zu zeigen, wie auch die metaphysischen Begriffe aus der Empfindung und Erfahrung, bewußt oder unbewußt, abgeleitet und aufgenommen werden, z. B. Raum, Bewegung, Form aus der äußern, Denken, Wollen u. s. w. aus der innern Wahrnehmung; Dasein dagegen, Einheit und dergleichen entspringen seiner Meinung nach aus der Vermischung innerer und äußerer Erfahrung; der Verstand aber, dessen Wesen nichts als formelle Thätigkeit ist, bildet alle diese Begriffe, indem er die durch die Wahrnehmung gewonnenen Vorstellungen bearbeitet, zusammenfügt, vergleicht und gegen einander stellt. So ist das Allgemeine, die Gattungsbegriffe, nur ein Werk der Reflexion, die von den besonderen Gegenständen, den Umständen, dem Ort und der Zeit absieht; sie sind nichts an und für sich, sondern nur Namenwesen.

Durch diese Ansichten und Durchführungen trug Locke noch mehr als Baco zu jener veränderten Richtung der geistigen Bestrebungen bei,

an welcher um dieselbe Zeit in Frankreich und in den Niederlanden so eifrig gearbeitet wurde. Praktisches Philosophiren, das Räsonnement des Verstandes, ist seitdem an die Stelle der scholastischen Methode des Ausgehens von Grundsätzen und der durch Schlüsse bewirkten Verknüpfung der Definitionen getreten, und hat in seinem Gefolge die modernen Wissenschaften erzeugt. In religiöser Beziehung lehrte Locke das Dasein eines ewigen, höchstmächtigen und die höchste Erkenntniß besitzenden Wesens; aber er forderte eine Kirche ohne Abtheilungen und Namen, allgemeine Religionsduldung und Liebe gegen alle Menschen. Nicht minder bekämpfte er die Grundsätze der Stuart's auf politischem Boden; er verwarf die unumschränkte Gewalt der Könige; er trug die Lehre von einem Naturzustande vor, in welchem Freiheit und Gleichheit herrsche; derselbe werde aufgehoben durch einen Vertrag, der dem Staat das Dasein giebt, damit der bürgerliche Verein den Einzelnen beschütze; die Macht ruhe demnach in der Gesammtheit der Nation, die sie gewissen Personen und Versammlungen anvertraut, und im Falle des Mißbrauchs sie wieder zurücknimmt. Aus Locke's Werken haben die französischen Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts, namentlich Voltaire und Rousseau, eine Fülle von Anregungen geschöpft.

Für die Disciplin der Staatswissenschaft hatte Thomas Hobbes neben und vor Locke, aber in einem ganz andern Sinne, nämlich als Vertreter der Stuart'schen Grundsätze, bedeutendes Ansehn gewonnen. Thomas Hobbes (geb. 1588, gest. 1679) war Lehrer und Erzieher im Hause des Grafen von Devonshire, einer der ersten aristokratischen Familien, die, wie die meisten alten Geschlechter, beim Ausbruch der Unruhen unter Karl I. mit dem Königthum zu stehen und zu fallen entschlossen war. Es ist bereits oben erwähnt, daß die eigenthümliche Ausbildung der staatsrechtlichen Verhältnisse in England hier früher als anderswo zu Reflexionen über dieselben führte. Der Kampf des Königs mit dem Parlament bildete diese Richtung weiter aus, und Hobbes publicirte, um sich der königlichen Familie gefällig zu zeigen, sein erstes Buch de cive seit dem Jahre 1642, als sich Karl in der höchsten Bedrängniß befand, zur Widerlegung der eben aufgekommenen religiös-republikanischen Theorien. Er geht davon aus, daß die Menschen im Naturzustande alle den Trieb haben einander zu beherrschen, und läßt hieraus einen Krieg Aller gegen Alle hervorgehen. Aus dem Bedürfniß nach Frieden leitet er dann den Grundsatz ab, daß Gewalt das Recht zur Herrschaft über diejenigen verleihe, welche keinen Widerstand zu leisten im Stande seien. Der Zweck des Staats ist nichts An-

deres als die Beendigung jenes Krieges, die aber nur durch die Furcht vor dem, der die meiste Gewalt in Händen hat, hervorgerufen werden kann. So glaubte Hobbes die absolute Gewalt des Thrones gerechtfertigt und überdies dargethan zu haben, daß jeder Vertrag, der mit dem Volke oder einem Theil desselben über wesentliche Regierungsrechte geschlossen werde, an und für sich ungültig sei; während sein Princip gerade alle Revolution rechtfertigt, und dessen consequente Durchführung den Unterthanen das Recht beilegen muß ihren Regenten abzusetzen, sobald sie etwa im Lauf der Zeit mächtiger geworden wären, also keine Furcht mehr fühlten. Auch die Religion gründet Hobbes auf die Furcht vor der göttlichen Allgewalt. Als er sah, daß seine Theorie der absoluten Monarchie, den damals herrschenden Ideen einer in Volksfreiheit und Gleichheit begründeten christlichen Republik gegenüber, wirkungslos geblieben war, entschloß er sich später, als Cromwell seine Laufbahn begann, dieselbe noch einmal ausführlicher vorzutragen und von allen Seiten zu beleuchten. Er that dies in seinem „Leviathan" (1651), mit welcher Bezeichnung er die Furchtbarkeit und den Alles verschlingenden Gräuel des Urzustandes der Menschheit andeuten wollte. Dieses neue Buch wurde durch eine allgemeine philosophische Uebersicht eingeleitet, in der Hobbes zu zeigen bemüht war, daß die Vernunft dem Menschen nicht wie Empfindung und Gedächtniß angeboren sei, sondern nur durch anhaltende Uebung erworben werde; daß in Rücksicht auf die Willensthätigkeit die Begriffe recht und unrecht, gut und böse, an und für sich keinen Sinn, sondern nur eine relative Bedeutung hätten; endlich daß die ganze Sittenlehre auf die positiven Gesetze und die bürgerliche Ordnung zurückgeführt werden müsse. Die von Hobbes vorgetragenen Lehren, denen sich Filmer anschloß, wurden zuerst von Harrington, dann von Algernon Sidney und Locke bekämpft.

Auf dem Gebiet der Naturwissenschaft und der Mathematik ist vor allen, als Begründer neuer Ansichten und Entdeckungen, der unsterbliche Newton zu nennen. Isaak Newton war zu Wolstrop in Lincolnshire 1642 geboren. Schon als Jüngling ergriffen ihn die Werke des großen Mathematikers Kepler und des Cartesius so mächtig, daß er nichts als sie studiren mochte, und in seinem vierundzwanzigsten Jahre hatte ihn unausgesetztes Nachdenken bereits auf die vorzüglichsten Entdeckungen in diesen Wissenschaften geführt, die er in der Folge bekannt machte. Er wurde Professor in Cambridge und später Mitglied der Londoner Societät der Wissenschaften, welche Karl II. im Jahre 1660 gestiftet hatte. Als solcher gab er 1666 seine berühmte Theorie des

Lichts und der Farben heraus und schuf durch seine Grundsätze der Naturphilosophie die ganze Physik um. Seine Werke erregten Aufsehen in ganz Europa, und auch das Vaterland verkannte die Größe seines Mitbürgers nicht. König Wilhelm III. machte ihn 1696 zum Münzwardein, und drei Jahre nachher zum Münzmeister, mit einem ansehnlichen Gehalte, und von dieser Zeit an widmete er sich ganz dem Staate. Um jedoch noch etwas für die Wissenschaften zu thun, warf er sich — wiewohl mit minderm Glücke — auf die Chronologie, und zuletzt versuchte er eine Erklärung der Offenbarung Johannis. Die Königin Anna machte ihn 1703 zum Präsidenten der Societät der Wissenschaften und erhob ihn 1705 in den Ritterstand. Die größten auswärtigen Gelehrten suchten wetteifernd seine Belehrung. Aber trotz alles Ruhmes und aller Ehrenbezeugungen bewahrte Newton auch in späteren Jahren die Bescheidenheit seines Jünglingsalters und die offene Unbefangenheit eines Kindes. Liebe zum Gelde und zum weiblichen Geschlechte kannte er nicht. Er erreichte ein Lebensziel von fünfundachtzig Jahren, unangefochten von Krankheit, die letzten fünf Jahre ausgenommen. Aber sein so früh angespannter Geist dauerte nicht so lange in seiner Stärke aus. Der große Mann verstand in seinem Alter die Werke selbst nicht mehr, die er in seiner Jugend geschrieben hatte Dennoch ehrte die gerechte Zeitgenossenschaft das vormals erworbene Verdienst auch in dem Greise. Sein Begräbniß war das eines Königs. Der Kanzler und drei Peers von England trugen den Thronhimmel über seinem Sarge, und in der Westminsterabtei, wo die Herrscher des Landes ruhen, liest man auch Newton's Grabschrift.

Die von uns in der Culturgeschichte Frankreich's erwähnte Geistesbewegung, welche die Schärfe des Verstandes gegen die religiösen Lehrsätze mit zerstörender Wirkung richtete, fand in England ebenfalls Anklang, und wurde hier bald weit gründlicher und entschiedener verfolgt als dort. Die theologischen Streitigkeiten, die so lange und heftig geführt worden, hatten alle Geister in Anregung gebracht; die politische Freiheit erweckte überdies in den Einzelnen ein stärkeres Selbstbewußtsein, als unter anderen Verfassungsformen der Fall war; und so bildete sich unter den zahlreichen religiösen Secten auch eine mehr innerlich als äußerlich zusammengehörige Partei von Freidenkern, als deren Vertreter wir hier nur den Irländer John Toland nennen. Als unehelicher Sohn von seinem Vater, einem katholischen Priester, verstoßen, faßte er in früher Jugend den heftigsten Widerwillen gegen die römische Kirche, und als er zur reformirten Lehre übergetreten war, gab ihm die steife Recht=

gläubigkeit der evangelischen Theologen jener Zeit nicht geringeren Stoff zu Anstoß und scharfem Tadel. Schon in der Lebensbeschreibung des berühmten Dichters Milton, dessen wir sogleich Erwähnung thun werden, griff er die christliche Religion an, und gab darauf in seinem nächsten Werke, das Christenthum kein Mysterium, die Grundzüge eines Systems, welches späterhin zum theologischen Rationalismus ausgebildet wurde. Die bischöfliche Kirche bot gegen solche Neuerungen ihr ganzes Ansehen auf, und jene Schrift wurde von der Jury der Grafschaft Middlesex für ein öffentliches Aergerniß erklärt. Nicht lange darauf verließ Toland das britische Reich, ging nach Hannover und kam von hier 1701 nach Berlin, wo er am Hofe mit Auszeichnung empfangen wurde und die Königin Sophie Charlotte sich bemühte, seine Zweifel und Einwendungen gegen die Offenbarung zu widerlegen. Erst nach mehreren Jahren kehrte er nach England zurück und starb 1722 in London.

Dasselbe religiöse Interesse, das so vielfältig die Geschichte England's im siebzehnten Jahrhundert erfüllt, spiegelt sich auch in der Poesie dieser Zeit ab und tritt am deutlichsten in den Gesängen John Milton's hervor (geb. zu London 1608, gest. 1674), dessen verlorenes Paradies unter den englischen Epopöen den ersten Rang behauptet. Milton war ein Mann von feurigem Geiste und zarter Empfindung, der nach einer nützlich angewandten Jugend Frankreich und Italien durchreiste, und nach seiner Rückkehr die früher betriebenen Studien sogleich wieder hervorsuchte. Er las den Dante und den Petrarca, den Homer und das alte Testament in der Ursprache, und wußte die beiden letzteren Werke fast auswendig. Dabei war er in der Musik und in der Reit- und Fechtkunst wohl erfahren. Während des Aufstandes trat er auf die Seite der Republikaner, und vertheidigte selbst in mehreren Schriften die Hinrichtung Karl's. Unter Cromwell's Regierung ward er Staatssecretär, kam aber nach der Restauration mit einer kurzen Gefangenschaft davon. Noch während seines Amtes hatte er das Gesicht verloren; aber seine Thätigkeit ward dadurch auf keine Weise gehemmt, er dictirte, und seine Töchter dienten ihm als Vorleserinnen. Jetzt vollendete er sein eben genanntes großes Werk, welches alle Arbeiten seiner jüngeren Jahre, die in mehreren lyrischen Gedichten und einigen Charaktergemälden bestanden, weit hinter sich zurück ließ. Mit wunderbarer Kraft und Anmuth schilderte er die blühende Natur des Paradieses; mit tiefen Zügen hob er in dem Satan die Stärke des Egoismus, das Bewußtsein über den Verlust der eigenen ursprünglichen Herrlichkeit hervor. Dennoch konnte

ein Buchhändler nur mit vieler Mühe bewogen werden zehn Pfund für das Epos zu geben; auch fand es bei den Zeitgenossen wenig Eingang und erst die Nachwelt lernte den wahren Werth desselben schätzen. Der Dichter schrieb darauf ein Gegenstück zu demselben: das wiedergewonnene Paradies, das ihm noch besser gelungen dünkte, indeß jetzt fast ganz vergessen ist. Aber obschon es allerdings dem Greisenalter Milton's angehört, steht es dem ersten doch nicht in dem Maße nach, als gewöhnlich angenommen wird, und zeigt durch die Darstellung der Versuchungsgeschichte des Erlösers die Ohnmacht des Bösen dem Göttlichen gegenüber in den glänzendsten Farben der Poesie.

Wie Milton die Hoheit und Herrlichkeit der christlichen Religion in seinen Gesängen auszuströmen suchte, so bestrebte sich Samuel Buttler (1612 — 1673) die Auswüchse des puritanischen Eifers und die Maßlosigkeit der Secten mit der Geißel der Satire zu bestrafen. Er schrieb nach dem Vorbilde des Don Quixote ein komisches Epos, das er nach dem Helden desselben Hudibras nannte; und es ist ihm das Verdienst nicht abzusprechen, alle jene Thorheiten und Uebertreibungen, die in Zeiten fanatischer Begeisterung hervortreten, sowie die Grübelei und die verkehrten Schlußfolgerungen der Schwärmer mit Witz und Geist gezeichnet zu haben.

Die Rückkehr Karl Stuart's nach England bereitete nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts allmählig eine Aenderung der Kunstrichtung vor, indem der Hof eine Vorliebe für den französischen Geschmack mitbrachte, wie er sich auch im Leben an der Ausgelassenheit und Frivolität französischer Umgangsformen erfreute. Sir William Davenant (1605 — 1668) und John Dryden (1631 — 1701) schlossen sich in ihren dramatischen Productionen, den Ansichten des Hofes folgend, an französische Vorbilder an, und erwarben sich um die formelle Seite der Poesie allerdings bedeutende Verdienste; allein sie konnten weder die Glätte der Franzosen vollständig erreichen, noch durch jene Vorzüge für den Mangel an innerer Tiefe und Bedeutung, wie sie sich in den dramatischen Werken der Shakspeareschen Periode in so reichem Maße finden, genügend entschädigen. Auch bemühten sich andere Dichter, namentlich Thomas Otway, der 1685 nach einem von Armuth bedrängten Leben Hungers gestorben sein soll, ihnen gegenüber das charakteristische Streben der früheren Zeit festzuhalten.

18. Die vereinigten Niederlande.

Die äußeren Schicksale und inneren Umwälzungen der niederländischen Republik in den letzten Decennien des siebzehnten Jahrhunderts haben ihre Darstellung bereits früher im Zusammenhang mit den politischen Verhältnissen Europa's gefunden, so daß hier nur weniges nachzuholen bleibt. Der große Kampf der aristokratischen und statthalterischen Partei, der sogleich mit den Anfängen der niederländischen Republik begonnen hatte und von Männern wie Oldenbarneveld und Johann de Witt vorzüglich in der Absicht geführt worden war, die gegen die spanischen Herrscher gewonnene Freiheit der Verfassung nicht an diejenigen zu verlieren, deren Geist und Kraft das Vaterland gegen auswärtige Feinde beschützt hatte, war im Augenblick des dringendsten Bedürfnisses solcher Vertheidigung zu Gunsten der oranischen Partei entschieden und Wilhelm III. sogar zum erblichen Statthalter ernannt worden. Obgleich dieser nun dafür sorgte Männer von seinen Grundsätzen und seiner Farbe in die Stellen der Regierung und die städtischen Aemter zu bringen, und selbst der Rathspensionar Gaspar Fagel ihm durchaus in die Hände arbeitete, so fehlte doch viel, daß die Aristokraten ganz vernichtet gewesen wären. Der Einfluß dieser Partei, an deren Spitze zunächst die beiden Bürgermeister von Amsterdam, Hooft und Valkenier, standen, bewirkte im Jahre 1678 den Abschluß des Nymweger Friedens, obschon der Prinz den Krieg gern fortgesetzt hätte; und Ludwig XIV., seiner arglistigen Politik gemäß, suchte alsbald Verbindungen mit den Republikanern anzuknüpfen, um hierdurch Wilhelm's auswärtige Politik zu hemmen oder doch zu schwächen. Im Geheimen erklärte er sich zu ihrer Unterstützung bereit, ja der französische Gesandte d'Avaux bot dem Rathspensionar 1683 zwei Millionen Gulden, wenn er für Frankreich's Interessen wirken wollte; aber Fagel war edel genug, dies Anerbieten mit Unwillen zurückzuweisen. Als die Franzosen dann wirklich Courtray, Dixmuiden und Luxemburg in den spanischen Niederlanden wegnahmen, erhob Amsterdam einen so heftigen Widerspruch gegen die vom Prinzen geforderte Truppenvermehrung und Unterstützung des spanischen Hofes, daß Ludwig damals im Besitz jener usurpirten Plätze blieb. Ein neuer Streit entspann sich mehrere Jahre später, nachdem Wilhelm den englischen Thron bestiegen hatte, während des zweiten großen Krieges mit Frankreich. Der oben erwähnte Bentinck, in England zum Herzog von Portland erhoben und dadurch Mitglied des eng-

lischen Parlaments, wollte trotzdem seinen Sitz in der Ritterschaft der Staaten von Holland auch fernerhin behaupten; aber Amsterdam verweigerte ihm als Fremdling den Zutritt, ja die Deputirten der Stadt nahmen an der Ständeversammlung, als er dennoch eingelassen wurde, keinen Theil mehr, und erklärten, ferner keine Kriegssteuer zu bezahlen. Endlich bewog die Vermittelung der Mitstände die hartnäckigen Magistrate von Amsterdam zur Nachgiebigkeit. Noch größere Zwistigkeiten drohten zu Goes in Seeland bei der Anstellung städtischer Beamten zwischen der oranischen und anti-oranischen Partei auszubrechen. Um die Bürger nach seinem Willen zu zwingen, sandte der Erbstatthalter Kriegsvolk ab; aber die Stadt schloß die Thore, da sie sich bei ihrem 1587 mit Wilhelm I. von Oranien geschlossenen Vertrage immerwährende Freiheit von Besatzung ausbedungen hatte. Nach elftägiger Blokade mußten sich indeß die Bürger dennoch zu einem Vertrage bequemen, der dem Kriegsvolk Eingang verschaffte und Wilhelm die unbedingte Einsetzung des Magistrats überließ. Ueberhaupt verlor sich die Volksliebe für den Statthalter, die ihn erhoben und in den ersten Jahren seiner Verwaltung sich in Wort und That so wirksam gezeigt hatte, gegen das Ende seines Lebens immer mehr; wovon wohl die langwierigen und erschöpfenden Kriege als Hauptursachen zu betrachten sind.

Die Blüthe des niederländischen Handels war bereits vorüber; das eigene Beispiel der Republik hatte die übrigen Staaten Europa's auf den Gedanken gebracht, daß es möglich sei, durch Erwerbung von Colonien, Beförderung des Handels, Begünstigung der Landesindustrie, durch Unterstützung aus Staatsfonds und Absperrung gegen die Erzeugnisse fremder Länder, dieselben Resultate hervorzubringen und ähnliche Reichthümer zu erlangen als die, welche in Holland zusammenflossen. Wie erfolgreich Colbert's Bestrebungen waren, Handel und Fabriken in Frankreich einheimisch zu machen, wie sich auch der englische Verkehr zum Schaden der Niederlande erhob, und diese sich vergebens bemühten durch zwei hartnäckige Kriege ihr früheres Uebergewicht zur See zu behaupten, ist bei der Geschichte jener Länder bereits hervorgehoben worden. So sahen sich denn die Holländer mehr und mehr auf den europäischen Märkten beschränkt. Aber nicht bloß ihr Handel, sondern auch ihre Manufacturen sanken, da die schweren Auflagen zur Deckung der Kriegskosten und zur Bestreitung der Zinsen großer Anleihen, die zu demselben Zweck gemacht werden mußten, die Lebensbedürfnisse und mit diesen auch den Arbeitslohn auf eine solche Höhe steigerten, daß den holländischen Fabrikaten die Concurrenz mit denen

anderer Länder bedeutend erschwert wurde. Indeß war der Verkehr der Niederländer immer noch umfassend genug; in dem letzten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts berechnete man die Lasten, welche die niederländischen Schiffe in und aus den verschiedenen Häfen der Welt führten, auf achtzehn Millionen Centner, während die Befrachtung der englischen Kauffahrer nur auf zehn Millionen geschätzt wurde; und wenn von den Colonien auch Neu-Niederland verloren gegangen war, so gewann die Republik dagegen den größten Theil der Insel Java, eroberte Macassar auf Celebes, bemächtigte sich der Westküste von Sumatra und machte sich 1680 durch einen glücklichen Krieg Ternate zinsbar.

Was aber auch an Handel und Gewerben eingebüßt werden mochte: die Blüthe der Kunst und Wissenschaft, wie sie sich seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts in den Niederlanden entfaltete und fortdauernd erhielt, konnte als reichlicher Ersatz für diese Verluste betrachtet werden. Schon am Ende des spanischen Krieges zählte man in den vereinigten Provinzen fünf Universitäten: Leyden (gestiftet 1575), Franecker (1585), Gröningen (1614), Utrecht (1636) und Harderwyk (1648). Außerdem errichtete der Magistrat von Amsterdam 1632 noch ein akademisches Gymnasium, das sogenannte Athenäum. In den philologischen Disciplinen übertrafen die Holländer im siebzehnten Jahrhundert alle übrigen Nationen; und mit Joseph Scaliger, dem Sohn des berühmten Julius Cäsar Scaliger, den die Staaten von Holland nach Leyden zogen, schienen die Alterthumswissenschaften Italien, wo sie im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert Ursprung und Pflege gefunden hatten, zu verlassen, um an den Ufern der Nordsee neue Fortschritte zu machen. Wenn Scaliger seine Aufmerksamkeit vornehmlich den lateinischen Schriftstellern des Augusteischen Zeitalters zuwendete, so bearbeitete Justus Lipsius die späteren Autoren mit nicht minderem kritischen Erfolg und größerer antiquarischer Gelehrsamkeit. Da er späterhin zur katholischen Religion übertrat, wurde er nach Löwen berufen. Hugo Grotius, dessen anderweitiger Verdienste wir bereits gedacht haben, gab schon in seinem sechszehnten Jahre den Martianus Capella heraus, und bearbeitete in reiferem Alter den Tacitus, Statius und Lucan. Auch Gruter's und Boxhorn's Ausgaben sind noch heute von Werth. Für die Litteraturgeschichte der Alten, vornehmlich für die Historiker und Dichter, wirkte Johann Gerhard Vossius; seine Söhne, Isaak und Gerhard, haben sich ebenfalls Ruhm und Verdienst in der philologischen Welt erworben. Noch bedeutender ist Johann Friedrich Gronov, ein Deutscher von Geburt, der seine Gelehrsamkeit dem Sallust, Livius,

Seneca, Quinctilian und Gellius zuwendete; Daniel Heinsius beschäftigte sich mit dem Aristoteles, und sein Sohn Nicolaus stellte zuerst den Text des Ovid auf eine befriedigendere Weise her. Johann Georg Grävius, von Naumburg nach Deventer und von da 1656 nach Utrecht berufen, ein Mann von ungemein großen Kenntnissen, faßte sämmtliche bisherige antiquarische Bestrebungen in Beziehung auf das römische Alterthum in seinem großen und berühmten thesaurus antiquitatum Romanarum zusammen, den er späterhin auch über die italienischen Alterthümer im Allgemeinen ausdehnte. Als Gegenstück und Ergänzung dieses umfassenden Werks gab Jakob Gronov, des Johann Friedrich Sohn, seine Sammlung der griechischen Antiquitäten 1697 heraus. Auch um den Polybios, Livius, Cicero, Arrian, um die alten Geographen und den Gellius erwarb sich dieser scharfsinnige Philolog ausgezeichnete Verdienste. Peter Burmann führte Heinsius' Bemühungen um den Ovid weiter fort, und bewährte sich in der Ausgabe des Horaz 1699 als scharfsinnigen Kritiker.

Für Astronomie und Naturwissenschaft war von größter Bedeutung die Erfindung der Fernröhre durch Zacharias Jansen, einen Brillenschleifer zu Amsterdam, der einige Jahre später auch die Zusammensetzung der Mikroskope durch Jansen's Sohn folgte; die Arzneikunde fand ausgezeichnete Vertreter; Swammerdam machte gründliche Beobachtungen über die Insecten, und Johann de Witt war einer der ersten Mathematiker seiner Zeit. Die fast unbeschränkte Denk- und Preßfreiheit, welche die Republik vorzugsweise vor allen übrigen Staaten gewährte, lockte die besten Köpfe dorthin; Des Cartes und Bayle fanden, wie wir bereits erwähnt haben, in Holland den Schutz, den ihnen das bigotte Frankreich versagte. Einer der Heroen der neueren Philosophie aber, der berühmte Baruch Spinoza, ward daselbst, 1632 in Amsterdam, geboren. Er war der Sohn eines portugiesischen Juden*), lernte Latein von einem Arzte und jüdische Theologie von einem Rabbinen. Dem letztern legte er bald eine Menge Zweifel über die Wahrheit des Judenthums vor, die ihm derselbe nicht lösen konnte. Das Gerücht von seiner Ketzerei erweckte ihm nicht lange darauf so viele Verfolgungen, daß er sogar einmal beim Herausgehen aus der Synagoge von einem andern

*) Die portugiesischen Juden fanden nach ihrer Vertreibung aus Portugal einen sichern Zufluchtsort in Holland und gründeten hier bald große Handlungshäuser. Die Pinto und Dacosta waren die ersten Wechsler der damaligen Welt. Auch den noch immer vielfach bedrückten deutschen Juden war Amsterdam ein zweites Jerusalem.

Juden einen Messerstich erhielt. Seitdem zog er sich von seinen Glaubensgenossen ganz zurück (1660). Als darauf einige Zeugen von ihm aussagten, er habe geäußert, die Juden seien das thörichtste Volk auf der Erde, da sie sich das Volk Gottes nennten, ohne doch die mindeste Idee von diesem Gotte zu haben, ward er förmlich in den Bann gethan. Er änderte nun seinen Vornamen in Benedict um, nahm seinen Wohnsitz in Rynsburg bei Leyden, und später in Voorburg, einem Dorfe in der Nähe des Haag, ernährte sich vom Schleifen optischer Gläser, und hielt sich ohne förmlich getauft zu sein zu den Arminianern. Aber auch die Christen der niederen Stände trauten ihm nicht, denn sie hielten ihn für einen Gottesläugner. Dagegen suchten die gebildetsten Männer seine Gesellschaft wegen seiner ungemeinen Gelehrsamkeit, seines vorsichtigen, anspruchlosen Betragens und seiner außerordentlichen Rechtschaffenheit. So weit er über die Aufklärung der damaligen Geistlichen erhaben war, so ermunterte er doch Jedermann ihre Vorträge fleißig zu hören; ja er selber fand sich häufig dazu ein. Einen Ruf des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, der ihm 1673 eine Professur an seiner Universität zu Heidelberg anbot, lehnte er ab. Es war ihm volle Freiheit des Lehrens und Schreibens versprochen worden, indem „der Fürst glaube, daß er dieselbe nicht mißbrauchen werde, die öffentlich festgesetzte Religion zu beunruhigen." Aber Spinoza bemerkte dagegen, „daß er nicht wisse, in welche Grenzen diese Erlaubniß eingeschlossen werden müsse, damit er die bestehende Religion nicht anzugreifen scheine." Seine Rede war sanft und liebreich, sein Körper klein, sein Gesicht gelb und schwärzlich. Leider starb er schon 1677 im fünfundvierzigsten Lebensjahre an der Schwindsucht.

Das philosophische System dieses großen Denkers ist die Aus- und Durchführung der Lehren des Cartesius, mit Aufhebung der in den letzteren vorhandenen Entgegensetzung von Sein und Denken. Die Wahrheit der natürlichen und geistigen Welt ist bei Spinoza die ewige Substanz, Gott. Auch des Cartesius allgemeines Denken, seine höchste Idee hat das Sein an sich, aber nicht als aus demselben hervorgehend, und läßt der Materie dem Geist gegenüber eine gewisse Selbständigkeit; nach Spinoza's Ausdruck ist dagegen die Welt nur ein Modus Gottes, in ihm gehen alle Unterschiede und Bestimmungen der einzelnen Dinge auf; ein großartiger Gedanke, der seitdem die Grundlage aller wahrhaften philosophischen Ansichten geworden und geblieben ist. Die ewige Substanz ist sowohl die Ursache ihrer selbst als aller einzelnen Gegenstände; darum giebt es in der Welt nirgend eine Zufälligkeit, sondern Alles ist

durch die innere Nothwendigkeit der göttlichen Natur bestimmt, die auch allein durch eben diese Nothwendigkeit existirt und in ewiger Freiheit fortlebt, da Gottes Wille und Wirksamkeit ihm nur von seinem Wesen vorgeschrieben werden können. Die endlichen Dinge der Unendlichkeit Gottes gegenüber sind diejenigen, die durch ein anderes ihrer Art begrenzt werden, denn sie haben hieran ein Ende; das andere aber muß darum gleicher Art mit ihnen sein, weil es, um sie begrenzen zu können, auf gleichem Boden mit ihnen stehen und eine gemeinsame Sphäre mit ihnen haben muß; der Gedanke wird nur durch einen andern Gedanken, der Körper nur durch einen andern Körper begrenzt, aber der Gedanke nicht durch den Körper, noch der Körper durch den Gedanken. Das Wesen des Menschen besteht aus Modificationen der beiden Attribute Gottes, d. h. einer Seits der Ausdehnung, anderer Seits des Denkens, und wenn wir sagen der Mensch hat diesen oder jenen Gedanken, so heißt dies nichts Anderes, als daß Gott, nicht insofern er als unendlich, sondern durch die Idee eines endlichen Dinges beschränkt vorgestellt wird, diesen Gedanken habe. Alles, was in der Ausdehnung, d. h. im Körper des Menschen und der natürlichen Welt vorgeht, geht auch im Denken oder im Bewußtsein vor. Das Princip der menschlichen Tugend und Moral ist kein anderes als die Richtung des Erkennens und Wollens auf Gott, in dem der einzelne Geist seine Wahrheit findet; unsere Glückseligkeit und Freiheit besteht in einer beständigen und ewigen Liebe zu Gott; je mehr wir Gottes Wesen erkennen und lieben, desto weniger haben wir von bösen Affecten zu leiden, welche nichts Anderes sind als verworrene und unklare Ideen. Die Natur der Vernunft ist, die Dinge nicht als zufällige, sondern als nothwendige zu betrachten; hieraus entspringt die Ruhe des Geistes; die Bösen aber betrachten Alles nur aus dem irdischen Standpunkte, nach einzelnen persönlichen Interessen und Meinungen. Mit Spinoza erklomm der Geist und die Wissenschaft eine bis dahin ungekannte Höhe.

Blicken wir nun zum Schlusse auf die Kunst der Niederlande. Nachdem die großartige Schule der Malerei, die durch die Brüder van Eyck begründet worden, im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts allmählig ausgeartet war, begann vom Anfang des siebzehnten eine zweite Epoche der Blüthe für diese Kunst. Die Statthalter in den spanischen Niederlanden sowie die Prinzen von Oranien in den vereinigten Provinzen beeiferten sich die aufstrebenden Talente vielfach zu beschäftigen und auf alle Weise zu ehren. Zugleich fand nicht leicht zu einer andern Zeit unter den Begüterten eines Landes so viel thätige Kunstliebhaberei als da-

zumal in den Niederlanden statt. Dadurch wird es auch allein erklärlich, wie sich in einem Bezirk von verhältnißmäßig nicht großem Umfange so außerordentlich viele Maler ausbilden und ihren Unterhalt finden, und wie die verschiedensten Gattungen der Malerei daselbst zu einem so hohen Grade von Vollendung gelangen konnten.

In der historischen Malerei war es Peter Paul Rubens, ein gewaltiges Genie, der auf eine höchst geistreiche, obschon im Vergleich mit der edleren und idealeren Art der größten Italiener etwas derb sinnliche Weise die heilige Geschichte, die Mythologie und Allegorie behandelte, außerdem aber noch mit der größten Meisterschaft Portraits, Landschaften und wilde Thiere malte. Der unerschöpfliche Reichthum seiner Phantasie, die Gluth, worein alle seine Farben getaucht sind, sichern ihm einen ehrenvollen Platz unter den größten Künstlern aller Zeiten. Er wurde 1577 zu Köln geboren, wohin seine Eltern sich aus Antwerpen, wegen der dort ausgebrochenen bürgerlichen Unruhen, geflüchtet hatten. Der Vater, ein vornehmer Gerichtsbeamter zu Antwerpen, erzog ihn früh zu den Wissenschaften und brachte ihn dann als Pagen in ein gräfliches Haus. Nach dem Tode desselben folgte Rubens seiner Neigung zur Malerei und besuchte die Schulen mehrerer Meister, unter denen Octavius van Veen sein eigentlicher Lehrer wurde. Er ging darauf nach Italien, ward von dem Herzog von Mantua, Vincenz Gonzaga, in Dienst genommen und von demselben nach Madrid und Rom geschickt, um daselbst die berühmtesten Gemälde für ihn zu copiren. Von da ging er nach Genua, wo er viel, besonders Portraits malte. Eine Krankheit seiner Mutter rief ihn nach siebenjähriger Abwesenheit nach Flandern zurück. Jetzt verband er mit seiner Kunst auch die ernstesten Studien der Geschichte, der Poesie und der Mythologie. In der lateinischen Sprache war er so fertig, daß er sie bequem sprach und schrieb. Seine Gemälde wurden nun immer mehr gesucht. Der Erzherzog Albrecht, damals Regent der spanischen Niederlande, bezahlte ihn fürstlich; 1620 rief ihn Maria von Medici nach Paris, um die Gallerie im Palast Luxemburg von ihm malen zu lassen. Da er ein ebenso gewandter Weltmann als denkender Künstler war, so bot man ihm sogar schwierige Staatsämter an; ja auf den Vorschlag des Herzogs von Olivarez, des Ministers Philipp's IV., ging er 1630 als spanischer Gesandter nach England, um den Frieden zwischen beiden Mächten vermitteln zu helfen, was ihm auch glücklich gelang. Er erhielt hier von Karl I. ansehnliche Geschenke, ward zum Ritter gemacht, reiste darauf nach Spanien, um von seinen Verrichtungen Rechenschaft abzulegen, und erhielt von Phi-

lipp IV. den goldenen Schlüssel und das Amt eines Secretärs des niederländischen Staatsraths. Die mit dieser Würde verbundenen Geschäfte hinderten ihn jedoch nicht, seiner Kunst treu zu bleiben; er brachte noch täglich mehrere Stunden vor der Staffelei zu, nur daß er sich's jetzt bequemer machte; denn bei vielen Bildern ließ er nach seinen Compositionen das meiste von seinen Schülern ausführen, und begnügte sich die letzte Hand daran zu legen. Wie seine vielseitigen Kenntnisse und sein feines Benehmen ihm die Freundschaft der Edelsten seiner Zeitgenossen verschafften, so erhoben seine reichen Einkünfte ihn zu gleicher Lebensweise mit den Vornehmsten. Er bewohnte einen der geschmackvollsten Paläste zu Antwerpen, besaß eine seltene Kunstsammlung und hielt sich die schönsten Pferde. Er starb 1640. Man hat von ihm viele hundert Gemälde, die in alle Länder zerstreut sind. In der ehemaligen Düsseldorfer Galerie waren ihrer allein fünfundvierzig, in Paris über funfzig, und in den Niederlanden ist fast keine Kirche, die nicht mit einem Altarblatt von Rubens geschmückt wäre.

Unter seinen zahlreichen und trefflichen Schülern ist Anton Van Dyk der berühmteste. Er war in Antwerpen geboren (1599), wo sein Vater ein Glasmaler war. Anfangs arbeitete er bei Heinrich van Balen, einem geschickten Meister; doch der lernbegierige Jüngling, gleich entzückt von Rubens Werken und von seinem Ruhme, hatte keinen eifrigern Wunsch, als in dessen Haus aufgenommen zu werden. Ein Freund verhalf ihm dazu, und nun sah man den Schüler mit einem Feuer arbeiten, das den Meister hätte eifersüchtig machen können. Im zwanzigsten Jahre ging er auf den Rath seines Lehrers nach Italien. Zum Abschiede schenkte er an Rubens drei seiner trefflichsten Arbeiten, wogegen ihm dieser eines seiner schönsten Pferde verehrte. Schon früher hatte er ein besonderes Talent zum Portraitiren verrathen, jetzt, da er die sprechenden Bildnisse eines Titian und Paul Veronese kennen lernte, entschied sich sein Hang zu dieser Gattung vollends. Zwar lieferte er auch noch manche historische Gemälde besonders aus der heiligen Geschichte, die von der Innigkeit seiner Empfindung, von glücklichster Auffassung hingebenden Schmerzes, von kühner Zeichnung der Figuren ausgezeichnete Beweise geben; aber dennoch verdankt er der Portraitmalerei den größten Theil seines Ruhmes. Stets wußte er das Charakterhafte in Stellung, Anzug, Blick und Haltung mit wenigen Zügen hervorzuheben und bedurfte dazu so wenig Zeit, daß es ihm wie ein Spiel von der Hand ging. Er hat fast alle Fürsten und mehrere berühmte Personen seiner Zeit gemalt; auch Tilly und Wallenstein haben ihm gesessen. Nachdem er ganz Italien

und Sicilien durchreist hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück, wo nun Jedermann von ihm gemalt sein wollte. In Harlem besuchte er Franz Hals, einen vortrefflichen Portraitmaler, ohne von demselben gekannt zu sein, und ersuchte ihn sein Bildniß zu malen. Hals begab sich sogleich an die Arbeit; Van Dyk lobte das Gemälde und bat um die Erlaubniß ihn wiederum malen zu dürfen. Hals setzt sich, und Van Dyk fordert ihn nach einiger Zeit auf sein Bild anzusehen. Ergriffen von der Vortrefflichkeit der Arbeit rief der Maler aus: „Herr, ihr seid entweder der Teufel oder Van Dyk!" Er hielt sich hierauf abwechselnd in Holland und in England auf. In London beeiferte sich der Hof ihn zu ehren und zu beschenken. Karl I., überhaupt ein Freund und Beschützer der Malerei, besuchte ihn oft und sah ihm gern zu; auch gab er ihm eine schöne Wohnung und einen bestimmten Preis für jedes seiner Werke, ja er erhob ihn zum Ritter des Bath-Ordens. Van Dyk, von Ueberfluß umgeben, heirathete die schöne Tochter eines schottischen Grafen, sammelte fast einen eigenen Hof in seinem Hause, lebte mit den vornehmsten Männern in freundschaftlichen Verhältnissen, hielt sogar eine eigene Kammerkapelle, und erregte trotz alledem wegen seiner ausgezeichneten Bildung und seines einnehmenden, bescheidenen Betragens mehr Bewunderung als Neid. Er starb schon 1641 zu London, und erhielt in der Paulskirche ein Denkmal.

Was Rubens für die südlichen Niederlande gewesen, das wurde Paul Rembrandt van Ryn (geb. 1606 in einer Mühle, gest. 1674) auf eine andere Weise für Holland, indem auch er durch eine ansehnliche Zahl talentvoller Schüler die Art und Weise seiner Kunst auf längere Zeit allgemein geltend machte. Obgleich er sich fast nie über die getreue Nachahmung der gemeinen Natur erhob, zeugen dennoch seine Compositionen von großem künstlerischen Sinn; und in der glühenden Harmonie seiner Tinten, in der zauberischen Kraft und Durchsichtigkeit seines Helldunkels hat er noch nicht seines Gleichen gefunden. Einen fast nicht geringeren Ruhm als durch seine Gemälde hat er sich durch seine meisterhaften und zahlreichen Radirungen erworben, welche noch jetzt von Sachverständigen eifrig gesucht werden. Von seinen Schülern verdienen besonders Ferdinand Bolt und Govaert Flink genannt zu werden.

Von der großen Anzahl ausgezeichneter Männer, die sich in anderen Gattungen der Malerei rühmlich hervorgethan, müssen wir uns begnügen hier einige der vorzüglichsten zu erwähnen. Für das Portrait war Bartholomäus van der Helst (geb. 1601 zu Harlem) das für Holland, was Van Dyk für die südlichen Niederlande gewesen. Das Verdienst

seiner Bildnisse besteht vorzüglich in naiver Auffassung, großer Naturwahrheit, und ausnehmender Zartheit des Colorits. In der Behandlung von Gegenständen aus dem gewöhnlichen Leben (genre) zeichnete sich Gerhard Douw (geb. zu Leyden 1613) durch die höchste Feinheit und Sorgfalt der Ausführung, so wie David Teniers der Sohn (geb. zu Amsterdam 1610, gest. 1690) durch komische und geistreiche Laune aus. Die Landschaft wurde von Jakob Ruysdael (geb. zu Harlem 1635, gest. 1681) bis auf einen hinreißenden Grad von Naturwahrheit ausgebildet. Vieh aller Art malte Paul Potter (geb. zu Enkhuysen 1625, gest. 1654) mit einem Geist und einer so ausführlichen Wahrheit wie kein zweiter unter den Neueren. In Schlachtstücken war Johann von Huchtenburch (geb. zu Harlem 1646, gest. 1733), in Darstellung von Pferden und Reitern Philipp Wouvermann (geb. zu Harlem 1620, gest. 1668) ein mit Recht bewunderter Meister. Für Jagden und wilde Thiere nimmt Franz Snyders (geb. zu Antwerpen 1579, gest. 1657) den ersten Rang ein, sowie für Darstellung von Seestürmen und scheiternden Schiffen Ludolph Backhuysen (geb. zu Emden 1631, gest. 1709). Blumen und Früchte hat endlich Niemand in größerer Vollendung dargestellt als Johann van Huysum (geb. zu Amsterdam 1682, gest. 1749).

---

19. Spanien und Portugal unter Karl II. und Peter II.

Der Nachfolger Philipp's IV., Karl II., war bei seines Vaters Tode erst vier Jahre alt und von äußerst schwacher Gesundheit, die dem jungen Herrscher kein langes Leben zu versprechen schien. Nach dem Willen des Vaters sollte die Mutter, Maria Anna von Oesterreich, die Tochter Kaiser Ferdinand's III. und zweite Gemahlin Philipp's IV., die Regentschaft führen. Unverständig entzweite sie sich mit den Edelsten des Landes, und geheime Intriguen Ludwig's XIV. suchten den Bruch zwischen Regierung und Unterthanen unheilbar zu machen. Am meisten empörte es den spanischen Stolz, daß ein Fremder alle Angelegenheiten leitete. Es war dies ein deutscher Jesuit, der Pater Neidhard, der Beichtvater der Königin, den diese zum Großinquisitor ernannt und an die Spitze der Verwaltung gestellt hatte. Der allgemeine Unwille äußerte sich zuerst nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges mit Portugal und Frankreich, als durch die Friedensschlüsse von Lissabon und Aachen

dem ersteren Reiche vollkommene Selbständigkeit, dem letzteren so bedeutende Strecken der spanischen Niederlande zugestanden werden mußten. Neidhard, der den mehrfach erwähnten Don Juan d'Austria, offenbar den tüchtigsten Mann des damaligen Spanien's in Verdacht hatte, daß er die Nation gegen ihn aufreize, entschloß sich, strenge Maßregeln gegen den Prinzen anzuwenden, bevor das Uebel unheilbar werde. Er verbannte ihn von Madrid nach Consuegra, ließ dessen Vertrauten Don Joseph Malladas gefänglich einziehen und hinrichten, und klagte Don Juan selbst ketzerischer Meinungen an. Schon war ein Commando Soldaten unter Weges sich der Person desselben zu bemächtigen, um ihn dem Inquisitionstribunal zu übergeben, als der Prinz entkam, in Aragonien einige Truppen sammelte, und mit diesen gegen die Hauptstadt vorrückte, wo der Pöbel ohne seine Ankunft abzuwarten einen Aufstand erhob, der die Regentin zur Entlassung des verhaßten Ministers zwang. Die Gesandtenstelle in Rom sowie andere Belohnungen, welche Maria Anna dem Pater bot, schlug er aus; arm wie er nach Spanien gekommen, sagte er, wolle er es auch verlassen.

Trotzdem erhielt Don Juan keinen Antheil an der Staatsverwaltung, wie er erwartet hatte, sondern die Königin Mutter erhob einen neuen Günstling, Don Ferrando Valenzuela, der in niederem Stande geboren, nur durch körperliche Eigenschaften ausgezeichnet war, zu ihrem vornehmsten Rathgeber, und lebte mit ihm bald in unanständiger Vertraulichkeit. Der junge König, dessen Liebe für Don Juan die Regentin fürchtete, wurde im Palast zu Madrid strenger als im Gefängniß gehalten; und da Valenzuela gesehen, wie Neidhard hauptsächlich durch die Abneigung des Volkes der Hauptstadt gestürzt worden sei, buhlte er durch Freigebigkeit und öffentliche Feste um die Gunst desselben. Aber in der Nacht des 11. Januar 1677 entkam der sechszehnjährige König aus dem Schlosse, rief Don Juan zu sich, und bald sah sich nun seine Mutter sammt ihrem Günstling von allen Anhängern verlassen. Die erste mußte sich in ein Kloster bei Toledo zurückziehen, während der letztere nach den philippinischen Inseln deportirt wurde.

Auch Don Juan's Staatsverwaltung entsprach den Erwartungen der Nation nicht, was indeß vielleicht weniger seiner Unfähigkeit als der Ungunst der damaligen Zeitumstände — Spanien war gerade in den zweiten Eroberungskrieg Ludwig's XIV. verwickelt — und den tief eingewurzelten Uebeln, an denen das ganze Staatswesen krankte, zuzuschreiben ist. Als er nach zwei Jahren starb, glaubte Karl, erfreut eines bereits lästig gewordenen Führers entledigt zu sein, das Regiment selber

führen zu können, befand sich aber bald wieder in den Händen seines Beichtigers und der Herzogin von Torrenueva, der Oberhofmeisterin seiner jungen Gemahlin Maria Louise, Tochter des Herzogs Philipp von Orleans, die er vor kurzem geheirathet hatte; beider eigensüchtige Zwecke und Entwürfe dienten nur dazu, die Wunden des Landes zu vergrößern. Auch als die verwitwete Königin wieder am Hofe erschien und neuen Einfluß auf ihren Sohn gewann, dessen geistige Unfähigkeit täglich deutlicher an das Licht trat, wurde der traurige Zustand der Dinge um nichts besser. Mit noch schlimmeren Folgen bedrohte Karl's Kinderlosigkeit das Land. Maria Louise starb schon 1689 mit dem Verdacht der Vergiftung von Seiten der ihr feindlich gesinnten Königin-Mutter, ohne ihrem Gemahl einen Erben geboren zu haben; und auch die zweite Vermählung Karl's, mit der Tochter des Kurfürsten Philipp Wilhelm von der Pfalz, blieb unfruchtbar. Alsbald begannen verwickelte Intriguen der Gesandten Frankreich's und Oesterreich's über die Erbfolge ihrer Regentenhäuser in Spanien; der Marquis von Harcourt machte die Abstammung Ludwig's XIV. von der älteren Tochter Philipp's III. Anna von Oesterreich, und die des Dauphin von Maria Theresia, der Tochter Philipp's IV., zu Gunsten Frankreich's geltend; der Botschafter des Kaisers, Graf von Harrach, berief sich auf den gemeinsamen Ursprung des österreichischen und des spanischen Hauses von Maximilian, und überdies war Leopold der Sohn der zweiten Tochter Philipp's III., seine Gemahlin aber die zweite Tochter Philipp's IV. Die Ansprüche des Wiener Hofes unterstützte Karl's Gemahlin; aber der Marquis von Harcourt wußte dagegen den Cardinal Ludwig Emanuel von Portocarrero, Erzbischof von Toledo, der während der letzten Regierungsjahre des schwachen Königs dessen ganzes Vertrauen besaß, für die Plane seines Monarchen zu gewinnen.

Der innere Zustand Spanien's in dieser Zeit zeigt uns überall das Bild des tiefsten Verfalls. Die Schwäche und Unthätigkeit der Regierung war größer als jemals, und das zu eben der Zeit, wo alle übrigen Staaten Europa's einen mehr oder minder raschen Aufschwung zur Vermehrung ihrer Macht und politischen Bedeutung nahmen. Die Stellen der Verwaltung, sogar die hohen Aemter der Vicekönige in Italien und Amerika, sowie die der Generalcapitäne der Provinzen im Hauptlande selbst, wurden verkauft; das Grundeigenthum befand sich noch immer in den unthätigen Händen des Adels und der Geistlichkeit, die jede hierauf zu verwendende Aufmerksamkeit ihrer Stellung unwürdig erachteten; die Steuern hatten alles baare Geld in dem Maße aus

dem Lande gezogen, daß man sich in vielen Gegenden mit Kupfergeld half, und als auch dies ausging, mußte man zu den ursprünglichen Zuständen der menschlichen Gesellschaft zurückkehren und Sachen gegen Sachen vertauschen. Selbst der Hof litt zuweilen Mangel, ja es fehlte manchmal sogar an Speisen. Die ganze spanische Armee, in den Niederlanden, Italien und im Mutterlande selbst, betrug kaum zwanzigtausend Mann, während Ludwig hunderttausende ins Feld führte, die Kraft seiner neuen Schöpfungen dem alten Europa gegenüber zu zeigen, und die Marine bestand zuletzt aus dreizehn Galeeren. In den Staatskassen war ebenso wenig Geld als im Lande zu finden, die Schätze Amerika's machten nur einen Durchzug durch Spanien, unter funfzehn Procent Zinsen war nicht das geringste Darlehen zu erhalten. Die großen Regierungsbehörden, die Räthe von Castilien, Aragonien, Flandern, Indien, Italien, nicht minder wie die der Finanzen und des Krieges, waren nach dem Willen der Günstlinge oder durch solche besetzt, die diese Stellen erkauft hatten; in Schlaffheit und Trägheit versunken, durch Stolz und Anmaßung in ihrem Innern getheilt, waren sie nicht im Stande den König in seiner innern und äußern Politik irgendwie zu unterstützen, noch weniger aber dessen Unfähigkeit zu ersetzen. Die Autorität des Herrschers wurde oft verletzt, seine Befehle blieben häufig unvollzogen, nicht weil man sein Recht dazu nicht anerkannt hätte, sondern weil es an Mitteln fehlte, sie durchzusetzen. Bei solchem Zustande kann es nicht befremden, daß Spanien in den drei Kriegen gegen Ludwig so bedeutende Verluste erlitt; vielmehr muß man erstaunen, daß dieselben nicht noch größer waren. Die Verhütung dieses letzteren Unglücks verdankte die spanische Monarchie nur der weiter gebildeten politischen Einsicht Europa's, der zufolge Oesterreich, Deutschland und England in der Gefahr der bedrohten Niederlande ihre eigene sahen, vor Allem aber der eifrigen Hülfe eben derselben holländischen Republik, an deren Unterdrückung und Vernichtung Karl's II. Vorfahren alle Kräfte ihrer weiten Reiche verschwendet hatten.

Erfreulich ist es, neben dem tiefen und allgemeinen Verfall des Staates der hohen Vollendung erwähnen zu können, die das von Lope de Vega begründete spanische Drama um dieselbe Zeit durch seinen großen Nachfolger Pedro Calderon de la Barca (geb. 1600) erhielt. Er stammte aus einer angesehenen Familie, und nahm zunächst nach Beendigung seiner Universitätsstudien Kriegsdienste, welche ihn nach Flandern und Italien führten. In sein Vaterland zurückgekehrt, begann er seine poetischen Arbeiten, die ihm in kurzer Zeit einen solchen Ruf ver-

schafften, daß ihn Philipp IV. 1636 an den Hof rief und ihm den Orden von S. Jago ertheilte. Bald wollte man nichts als Calderonische Stücke sehen; der Dichter mußte in den Umgebungen des Königs bleiben und verherrlichte die Feste des Hofes durch seine reichen Talente. In seinem zweiundfunfzigsten Jahre trat er in den geistlichen Stand, jedoch ohne der Poesie zu entsagen, und starb 1687 mit Pfründen und Ehrengeschenken reichlich bedacht. Wir haben hundertundzwanzig dramatische Werke aller Art von ihm übrig; in der Tragödie, im heroischen und romantischen Schauspiel, wie in der Komödie und Posse ist er gleich ausgezeichnet; nichts war seinem Genius zu groß, sowie ihm nichts zu gering war. In den Lustspielen spannt er durch die verwickeltste Intrigue, durch die Unerschöpflichkeit seiner Sprache in Bildern und sinnigen Spielen der Worte und des Witzes, in welchen die Liebenden ihre Gefühle an den Tag legen; in den niedriger komischen Stücken ergötzt er durch die treffliche Auffassung und derbe Durchführung der Charaktere des gemeinen Volkes; in den geistlichen Schauspielen zeigt er die ganze Gluth der Glaubensbegeisterung seiner Nation; in den weltlichen treten die Grundlagen des spanischen Charakters, die Motive der Ehre, der Treue, der Liebe, in der schönsten Gestaltung hervor und zeigen sich in den mannichfaltigsten Verwickelungen mit den Zuständen und Hindernissen der äußeren Welt. Doch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß durch die beständige Wiederkehr dieser Ideen, durch die langen und spitzfindigen Reflexionen über dieselben, eine gewisse Einförmigkeit in die Dramen Calderon's kommt, welche kaum durch die Verschiedenheit der Ausführung, durch die Fülle der hineingelegten allegorischen Bedeutung, durch die phantastische Auslegung und das ergreifendste tragische Pathos verdeckt werden kann. Am wenigsten gelang Calderon die Nachbildung von Stoffen aus der alten Geschichte, da seine Poesie wesentlich eine christliche und vaterländische war, und die Behandlung mythologischer Gegenstände, wie er sie zu seinen Festspielen für die Feierlichkeiten des Hofes wählte.

In Portugal nahm Peter II. nach dem Tode des abgesetzten Alphons den Königstitel an (1683); aber obgleich während seiner Staatsverwaltung der Friede von Lissabon die neu gewonnene Selbständigkeit seines Reiches anerkannt hatte, war er doch nicht vermögend der Nation einen neuen Schwung zu geben. Indeß war der innere Zustand immer noch besser als in Spanien. Die brasilianischen Besitzungen, durch den Frieden mit Holland gegen Aufgebung der Herrschaft in Ostindien neu erworben und gesichert, wurden bis an den Platastrom erweitert; die

Missionen der Jesuiten drangen längs dem Maranhon vor, bis sie mit denen der Spanier zusammenstießen; und im Inneren des Landes, in der Provinz Minas Geraes, wurden im Jahre 1696 die reichen Goldminen von Villarica entdeckt. Doch litten die Küstenstädte der portugiesischen sowie der spanischen Colonien in diesem Zeitraume sehr viel durch die Räubereien der Flibustier oder Bucaniers. Es waren dies von den Spaniern vertriebene französische und englische Ansiedler, vermischt mit dem Auswurfe anderer Nationen, die sich mit Gewalt auf Tortuga und der nördlichen Küste von St. Domingo festsetzten, und hier einen Seeräuberstaat bildeten. Sie richteten furchtbare Verwüstungen in den Colonien an, bis Karl II. den westlichen Theil jener Insel 1697 an Frankreich abtrat, das dem Unwesen der Piraten bald ein Ende machte.

---

20. Italien in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Des Verfalls des päpstlichen Ansehens selbst den Fürsten und Ländern katholischer Confession gegenüber unter den Pontificaten Alexander's VII., Clemens' IX., Clemens' X., Innocenz' XI., Alexander's VIII. und Innocenz' XII. haben wir bei früheren Anlässen, namentlich bei Gelegenheit der Verwickelungen des heiligen Stuhles mit der despotischen Politik Ludwig's XIV., und in theoretischer Beziehung bei den Streitigkeiten der Jesuiten und Jansenisten, Erwähnung gethan. Im Innern des Kirchenstaates bemühte sich Clemens IX. mit Erfolg für eine bessere Anordnung der Verwaltung für die Verminderung des Steuerdrucks, unter dem die Unterthanen seufzten, und zeigte sich überall als einen Mann von milder und wohlwollender Gesinnung. Sein Nachfolger ging auf diesem Wege fort; doch fehlte es unter seiner Regierung nicht an Klagen über Nepotismus, den auch Innocenz XI. vergebens ganz abzustellen suchte. Außerdem richtete dieser seine Aufmerksamkeit, wie wir bereits gesehen, auf die Wiedererhebung der päpstlichen Macht über den Clerus und strebte die erschlafften Sitten seiner Unterthanen durch strenge Verordnungen in engere Schranken einzuschließen. Er befahl, daß alle Frauen sich niemals anders als mit dicht bedecktem Hals und Armen zeigen dürften, verbot ihnen bei Männern Musikunterricht zu nehmen, untersagte sogar die Maskeraden des Carnevals. Bei weitem nicht so tüchtig und besorgt für das Innere zeigten sich Alexander VIII.

und Innocenz XII., wenn sie auch den Ansprüchen Ludwig's XIV. gegenüber dieselbe Festigkeit bewiesen, durch welche Innocenz XI. wenigstens die Würde des heiligen Stuhles aufrecht erhalten hatte.

In Toscana folgte auf Ferdinand II. Cosmus III. (1670—1723), unter dessen Herrschaft mehr und mehr die Achtung und der Eifer für die Beförderung wissenschaftlicher und künstlerischer Interessen schwanden, wie sie bis dahin noch immer das Erbtheil des Hauses Medici gewesen waren. Auch sonst zeigte sich der Einfluß des Großherzogthums auf die italienischen Verhältnisse noch unbedeutender als früher. Cosmus war nur bemüht, sich die Gunst Ludwig's XIV. zu erhalten, während die Sucht nach Glanz und Prunk des Hofes, die damals alle Fürsten heimsuchte, sowie eine ungemessene Freigebigkeit an Kirchen und Klöster, die Finanzen des Staats zerrüttete.

Savoyen blieb nicht minder wie Toscana auch nach dem Abschluß des pyrenäischen Friedens im französischen Interesse. Als 1672 ein Krieg zwischen dem Herzog Karl Emanuel II., der Savona überfallen und wegnehmen wollte, und der Republik Genua ausgebrochen war, befahl Ludwig XIV. die Entscheidung des Streits seinem schiedsrichterlichen Spruche zu überlassen. Die streitenden Parteien bestimmten Casale zum Congreßorte; aber Ludwig verlangte die Führung der Unterhandlungen in Paris, und auch hierin mußte man sich fügen. Dieser übermächtige Einfluß Frankreich's auf den Hof von Savoyen wurde noch erhöht, als Karl Emanuel 1675 starb und die Regierung seinem unmündigen Sohne Victor Amadeus II. überließ, für den die Mutter Maria Johanna von Nemours die Vormundschaft führen mußte. Französin von Geburt, ließ sie sich durch den Gesandten Ludwig's, den Cardinal d'Etrées, vollkommen beherrschen. So gelang es diesem ohne Mühe, ihre Zustimmung zur Verheirathung des jungen Herzogs mit der Tochter Peter's II. von Portugal zu erlangen, welche als die Erbin des dortigen Thrones betrachtet wurde, da der König bis dahin keinen männlichen Erben hatte. Ludwig wünschte diese Verbindung aus dem Grunde, weil er hoffte, sobald ihm selber die spanische und dem Victor Amadeus die portugiesische Erbschaft zugefallen sein würde, gegen einige Grenzerweiterungen Portugal's Savoyen und Piemont für sich zu erwerben. Aber der Adel des Landes widersetzte sich einem Plane, der das Herzogthum im günstigsten Falle zur entlegenen Nebenprovinz eines fernen Hauptlandes herabzusetzen drohte, so heftig, daß die Regentin ihn endlich aufgeben mußte.

Indeß rief die Einwirkung des französischen Hofes bald noch üblere

Zerwürfnisse im Innern Savoyen's hervor. Wie in den Cevennen Frankreich's, lebten in den Alpen Piemont's, in den Thälern von Lucerna, Perosa, S. Martino und Clusone zahlreiche Ueberreste der Waldenser, die sich im Laufe der Zeit den benachbarten reformirten Gemeinden in der Schweiz und im südlichen Frankreich angeschlossen hatten. Man nannte sie in Savoyen Barbets. Schon die Herzogin Christine hatte zur Zeit ihrer Regentschaft für Karl Emanuel die Einführung des katholischen Glaubens und die Erbauung von Kirchen zur Abhaltung des römischen Cultus in jenen Thälern geboten, was auch zum Theil ins Werk gesetzt worden war. Als darauf die Bewohner des Thales von Lucerna 1653 eines der neuen Gotteshäuser niedergebrannt hatten, bewilligte ihnen Karl Emanuel, der bereits Truppen gegen die Widerspenstigen ausgesendet hatte, auf ihre Bitte um Schonung, die Bestätigung ihres früheren Rechts der Ausübung ihrer Religion in den von Alters her bestimmten Grenzen, jedoch unter der Bedingung, den katholischen Missionaren keine Hindernisse in den Weg zu legen. Zwei Jahre später wurde den Barbets jedoch plötzlich angekündigt, daß keiner ihres Glaubens mehr in Lucerna wohnen dürfe; und als die dortigen Landleute nicht sogleich weichen wollten, erschienen Truppen, die Gehorsam erzwangen und den Widerstand der Lucerner sowohl wie der ihnen zu Hülfe kommenden Bewohner von S. Martino und Perosa überwältigten. Indeß nahmen sich die Schweizercantone sowie Mazarin und Cromwell der Unterdrückten an, und brachten zu Pignerol einen neuen Vergleich zwischen den Barbets und dem Herzoge zu Stande. Fortan blieben denn auch die ersteren, von einzelnen Bedrückungen abgesehen, bis zum Jahre 1686 verschont, wo nach Aufhebung des Edicts von Nantes die französischen Reformirten in ziemlicher Anzahl zu den Barbets flüchteten. Sogleich forderte Ludwig von dem inzwischen mündig gewordenen Victor Amadeus die Vertreibung jener Flüchtlinge und die Ausrottung der Barbets, weil sich aus ihren Thälern immer neue Keime der Ketzerei nach den südlichen Gegenden Frankreich's verpflanzen würden; auch ließ er Truppen an der Grenze zusammenziehen, theils um seinen Forderungen beim Turiner Hof Nachdruck zu geben, theils um die Ausführung unterstützen zu können. Der Herzog gab nach und erließ am 31. Januar 1686 ein Edict, welches die Uebung der reformirten Religion auch in Privathäusern untersagte, die Niederreißung aller reformirten Kirchen und die Vertreibung aller nichtkatholischen Priester und Lehrer anordnete; alle Kinder sollten in Zukunft im römischen Glauben erzogen werden, bei fünfjähriger Galeerenstrafe für die Eltern im Uebertretungsfall;

alle fremden Calvinisten aber sollten das Land binnen vierzehn Tagen verlassen. Diese Härte brachte die Barbets zur Verzweiflung; sie eilten sich zu bewaffnen, während Catinat mit achttausend französischen Kriegern die nach der Dauphiné gelegenen Ausgänge ihrer Thäler besetzte, und mit viertausend Mann zu den Truppen des Herzogs stieß, um mit ihnen gemeinsam die Vernichtung der Ketzer zu vollziehen. Die Execution fand jedoch einen erbitterten Widerstand; im Thal von S. Martino wurde ein Dragonerregiment bis auf den letzten Mann niedergehauen, und die Führer der verbündeten Truppen sahen bald ein, daß sie nur durch Einschließung und Hungersnoth die Barbets in den unzugänglichen Schlupfwinkeln ihrer Berge überwältigen könnten. So zog sich der Kampf mehrere Jahre hin, bis Victor Amadeus, dem die Anmaßungen Frankreich's immer unerträglicher wurden, sich der großen Verbindung der Niederlande, England's und Oesterreich's anschloß und Ludwig dem XIV. im Jahre 1690 den Krieg erklärte. Der Ereignisse desselben sowie des Friedens, den der Herzog 1696 ohne seine Bundesgenossen mit Frankreich abschloß, ist schon gedacht worden. Während des Krieges hatte sich Victor milder gegen die Barbets gezeigt, wofür diese ihm eifrige Dienste leisteten; aber mit der Rückkehr des Friedens begannen neue Verfolgungen und Bedrückungen, die während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts wenn auch in geringerem Maße fortdauerten, bis ihnen im neunzehnten durch die kräftige Verwendung Friedrich Wilhelm's III. von Preußen hoffentlich für immer ein Ende gesetzt ward.

Die meiste Selbständigkeit und Kraft unter den Staaten Italien's zeigte die Republik Venedig, die in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts durch das Glück ihrer Waffen und die Geschicklichkeit ihrer Seemacht eine schöne Abendröthe des früheren Glanzes sah. Von allen ehemaligen Besitzungen der Venetianer im griechischen Archipel und an den Küsten des Peloponnes waren ihnen, nach vier großen und blutigen Kriegen mit den Türken im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, nur Candia, Tine, Paros, Zante, Cefalonia, Corfu und einige kleinere Inseln geblieben. Im Jahre 1645 rüstete der Sultan Ibrahim, ihnen auch diesen Ueberrest, zunächst aber die wichtigste Insel Candia zu nehmen. Mitten im Frieden, während man die Venetianer durch eine Ruhe von mehr als sechszig Jahren in vollkommener Sorglosigkeit glaubte, ohne daß eine Kriegserklärung oder feindselige Demonstration vorangegangen wäre, landete der Kapudanpascha Jusuf, ein geborner Dalmatier, am 24. Juni in der Bai von Gogna auf Candia mit hundert Kriegsschiffen und dreihundert Transportschiffen, aus denen alsbald

fünfundsiebzigtausend Mann ans Land stiegen, und begann sofort die Belagerung von Canea, der Hauptstadt des westlichen Districts der Insel. Obgleich so unvorbereitet überfallen, traf der venetianische Proveditore der Stadt, Navagiero, alle Anstalten zur nachdrücklichsten Vertheidigung und ließ die zum Theil sehr verfallenen Festungswerke in größter Eile ausbessern, während die osmanischen Kugeln bereits neuen Schaden anrichteten und bald auch Breschen in den Mauern öffneten. Hülfe vom General Cornaro, dem Oberbefehlshaber der venetianischen Truppen auf der Insel, war aus Mangel an Mannschaften nicht zu erwarten, indeß die türkische Uebermacht noch durch funfzig algierische Galeeren verstärkt wurde; Sturm folgte auf Sturm, so daß Navagiero am 17. August gegen freien Abzug der Besatzung capitulirte. Zwanzigtausend Mann hatte den Türken diese Eroberung gekostet. Die Anstrengungen der Republik, Canea zu retten, waren vergebens geblieben, da man mit den Rüstungen nicht schnell genug fertig geworden und die nach so langem Frieden leicht erklärliche Unerfahrenheit der Flottenführer diese abgehalten hatte, die überlegene türkische Seemacht anzugreifen. Indeß setzten die Osmanen den Krieg auf Candia mit allen Kräften ihres weiten Reiches fort. Zwar der Kapudanpascha Jusuf, der das Unternehmen veranlaßt hatte, war nicht mehr. Nach der Eroberung Canea's nach Constantinopel zurückgekehrt, gebot ihm Sultan Ibrahim mitten im Winter mit der Flotte wieder auszulaufen und die Unterwerfung der Insel zu vollenden, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er die Besatzung jener Stadt mit ihren Schätzen habe abziehen lassen. Als Jusuf sich Gegenvorstellungen erlaubte, fuhr der Sultan auf: „Geh, sag ich dir, oder ich tödte dich!" Dennoch erwiederte Jusuf mit unerhörter Freimüthigkeit: „Mein Padischah, ihr kennt das Seewesen nicht, die Schiffe liegen noch in den Werften, wir haben keine Ruderer und ohne Ruderer laufen die Galeeren nicht aus." Rasend vor Zorn schrie Ibrahim: „Verfluchter, willst du mich das Seewesen lehren? Bostandschibaschi, bring mir seinen Kopf." Die Erwürgung ward sogleich vollzogen, und den Oberbefehl auf Candia erhielt an des Hingerichteten Stelle Huseinpascha, welcher die Stadt Retimo, nachdem der General Cornaro und der Proveditore Molino ihr Leben während der vierzigtägigen Vertheidigung eingebüßt hatten, am 23. November 1647 eroberte.

Endlich wurde das Commando der venetianischen Flotte dem Battista Grimani übertragen, der Leben und Kraft in die Unternehmungen derselben brachte. Er schloß den Kapudanpascha Musa in der Bucht

von Napoli di Romania ein, schlug die türkischen Schiffe, wo er sie fand, und erneute den alten Ruhm der Venetianer in Tapferkeit und Seefertigkeit. Leider verlor der hochbegabte Held sein Leben schon im nächsten Jahre bei einem großen Sturm, der die Flotte der Republik in der Nähe von Ipsara überfiel und achtzehn Galeeren nebst acht Galionen versenkte. Trotz dieses großen Verlustes hielt der Admiral Jakob Riva mit einem zweiten Geschwader von zwanzig Galeeren den Ausgang der Dardanellen den ganzen Winter über besetzt, und verhinderte auf diese Weise das Auslaufen der türkischen Seemacht und die Verstärkung der Landarmee auf Candia. Schließlich zwangen ihn nur widrige Winde, diese Stellung zu verlassen und sich in die Bucht des alten Phokäa zurückzuziehen, in welcher nun bald darauf auch der Kapudanpascha mit achtzig Schiffen erschien, um die Venetianer zu vernichten. Aber diese vertheidigten sich mit solchem Heldenmuth gegen die vierfache Uebermacht, daß der Pascha, nachdem er funfzehn Schiffe und siebentausend Mann verloren hatte, zufrieden sein mußte, unverfolgt nach Candia zu gelangen. Auch hier waren die Bemühungen des türkischen Befehlshabers gegen die Hauptstadt durch die tapfere Vertheidigung Leonardo Mocenigo's, durch die Sperrung der Dardanellen und die zur selben Zeit erfolgte Absetzung und Ermordung des Sultans Ibrahim, vergeblich geblieben; eine zweite nach der Ankunft des Kapudanpascha's unternommene Belagerung hatte keinen besseren Ausgang, und die Türken hofften die Stadt nun durch Anlegung fester Burgen in der Umgebung nach und nach zu überwältigen. Auf der See erfochten die Venetianer neue Lorbeeren, indem Mocenigo mit sechszig Schiffen hundertundsechszig osmanische Fahrzeuge am 10. Juli 1651 entscheidend schlug; eine Niederlage, die selbst durch den Sieg nicht ausgeglichen werden konnte, den der neue Kapudanpascha Murad am 13. Mai 1654, beim Herausschiffen aus den Dardanellen, mit fünfundsiebzig gegen sechsundzwanzig venetianische Schiffe erfocht. Auf Candia machten die Türken keine Fortschritte, weil ihnen nur schwache Verstärkungen aus Constantinopel zukamen, wo seit Ibrahim's Tode unter der Regierung seines unmündigen Sohnes Mohammed fortwährend innere Zerwürfnisse herrschten; zur See aber errang am 21. Juni 1655 Venedig durch die Einsicht und Tapferkeit Franz Morosini's einen neuen glänzenden Sieg bei den Dardanellen. Noch heller strahlte das Glück der Venetianer im folgenden Jahre, als der Generalcapitän Marcello einer der schönsten türkischen Flotten, die achtzig Segel zählte, das Auslaufen aus dem Hellespont

streitig machte. Zwar geriethen zwei der größten venetianischen Schiffe gleich zu Anfang des Treffens in Brand, und der Generalcapitän selbst verlor das Leben; aber dennoch vernichtete die fast übermenschliche Anstrengung der venetianischen Seeleute gegen siebzig feindliche Galeeren, die theils in den Grund gebohrt, theils erobert wurden. Nur mit vierzehn Schiffen entkam der osmanische Admiral in das Marmarameer, während die Sieger Tenedos, Samothrake und Lemnos eroberten (26. Juni).

Bald nach dieser Niederlage, der größten, welche die Türken seit der Schlacht von Lepanto erlitten, wurde Mohammed Köprili, ein Mann von umsichtiger Klugheit und ausdauernder Thatkraft, als Großvezier zu Constantinopel an die Spitze der Angelegenheiten gestellt; seine Thätigkeit sollte den Erfolgen der Venetianer größere Hindernisse in den Weg legen. Ehe Lazzaro Mocenigo, der an Marcello's Stelle zum Generalcapitän ernannt war, es erwartete, ging Topal Mohammed schon im Februar mit vierzig Schiffen durch die Dardanellen, welche die Venetianer sonst vor dem Beginn jedes Feldzugs zu sperren pflegten. Von Candia herbeieilend, trafen sie die Türken in der Nähe von Chios, besiegten sie vollkommen und nahmen die Festung Sugadschick auf der Küste Kleinasien's. Aber schon war eine zweite türkische Flotte segelfertig; der Großvezier brach mit dem Landheer auf und marschirte längs der asiatischen Küste, um von hier nach Candia überzusetzen. Allein auch diesmal schienen die Venetianer die Oberhand zu behalten, die osmanischen Schiffe flüchteten unter den Schutz der an den Dardanellen errichteten Landbatterien; in zweitägigen Gefechten hatten sie bereits über zwanzig Fahrzeuge verloren, als am Abend des dritten Tages das Admiralschiff Mocenigo's, dessen Pulverkammer eine türkische Kugel entzündete, mit fürchterlichem Krachen in die Luft flog. Entmuthigt ließen die Venetianer vom Kampfe ab und segelten nach Candia zurück, indeß Mohammed Köprili Tenedos und Lemnos wieder eroberte. Die Nachricht von diesen Erfolgen, den ersten seit langer Zeit, wurde zu Constantinopel mit dreinächtiger festlicher Beleuchtung gefeiert*).

Die nächsten Jahre vergingen unter unbedeutenden Ereignissen. Im Jahre 1660 unternahmen die Venetianer einen Versuch, Canea wieder zu gewinnen, der jedoch völlig mißlang; dagegen trug Giorgio

---

*) Hammer, Geschichte des osmanischen Reichs, Thl. VI. S. 23.

Morosini am 26. August 1661 einen neuen Sieg über die türkische Flotte davon. Neue Hoffnung auf vollen Erfolg faßte die Republik, als sie im Herbst 1662 wieder eine Seeschlacht bei Kos gewonnen hatte und im folgenden Frühling der österreichisch-türkische Krieg begann, dessen wir oben erwähnt haben, der indeß schon nach kurzer Zeit wieder beendigt wurde. Auch den Tod Mohammed Köprili's hatte sie anfangs als ein günstiges Ereigniß betrachtet, bis sein Sohn Achmet Köprili noch trefflichere Eigenschaften entwickelte. Dieser beschloß den schon länger als zwanzig Jahre währenden Kampf endlich durch die umfassendsten Vorbereitungen und die kräftigsten Anstrengungen zu entscheiden. So erschien er, mit der Würde seines Vaters bekleidet, mit 150,000 Streitern im Mai des Jahres 1667 vor der Hauptstadt der Insel. Aus dreihundert Geschützen begann die Beschießung der Stadt, Minen flogen auf Minen, und als Achmet im November die Belagerungsarbeiten für den Winter einstellen mußte, waren türkischer Seits schon zwanzigtausend Centner Pulver verschossen, ohne daß die Wuth der Belagerer Francesco Morosini's Standhaftigkeit, der in der Stadt befehligte, zu erschüttern und mehr als eine Bastion in ihre Gewalt zu bringen vermocht hätte. Zweiunddreißig Stürme waren muthvoll zurückgeschlagen worden, und in achtzehn Ausfällen hatte die Besatzung wiederholt die Werke der Osmanen zerstört oder beschädigt. Im Winter sandte der Papst fünfhundert und der Kaiser Leopold dreitausend Mann den Venetianern zu Hülfe; auch Malteserritter, französische und deutsche, selbst protestantische Freiwillige in großer Anzahl verstärkten die zusammengeschmolzene Besatzung. Aber auch der Großvezier hatte Ersatzmannschaften erhalten, und der erbitterte Kampf, der selbst während des Winters nur nachgelassen, nicht gänzlich aufgehört hatte, begann von Neuem. Die edelsten Venetianer, Balbi, Badoero, Barbaro, Pisani, Grimaldi, Cornaro, die deutschen Freiherren von Frisheim und Degenfeld, der Franzose Montbrun fielen auf den blutgetränkten Wällen; aber der Ruhm ihrer Tapferkeit hat bis in unsere Zeiten fortgelebt. So kam der Winter zum zweiten Mal heran; Achmet Köprili, der den Belagerten so wenig als sich selber Ruhe und Zeit zur Erholnng gönnen wollte, setzte die Belagerung ohne Unterbrechung fort. Ueber vierhundert Fuß klaffte bereits die Bresche in den Wällen; kein Haus, keine Mauer in der Stadt war übrig, und in dem wüsten Steinhaufen ließ sich kaum noch die Richtung der Straßen verfolgen.

Wiederum kamen im Frühjahr den Venetianern Hülfstruppen zu.

Der Großmeister des Ordens der deutschen Herren sandte hundertundachtzig Ritter, die Herzoge von Braunschweig und Lüneburg dreitausend Mann, der Herzog von Baiern tausend, der Bischof von Strasburg vierhundert. Bedeutender war die Unterstützung von Seiten Frankreich's. Am 19. Juni 1669 landete der tapfere Herzog von Beaufort, den wir in den Unruhen der Fronde kennen gelernt haben, und der Herzog von Navailles mit sechstausend Mann, die Ludwig XIV. abgesendet hatte. Bald darauf erschienen noch dreißig französische, päpstliche und maltesische Schiffe. Mit dem gewöhnlichen Ungestüm ihrer Nation verlangten die Franzosen sofort einen allgemeinen Ausfall; und da Morosini anderer Meinung war, unternahmen sie schon am sechsten Tage nach ihrer Ankunft auf eigene Hand einen Angriff auf die Werke der Türken, die gegen die Bastei Sabionera errichtet waren. Mit selbstmörderischer Tapferkeit stürzten sie in die Laufgräben des Feindes, funfzehnhundert Osmanen erlagen ihren Streichen, und schon waren sie an den Fuß der Batterien gekommen, die das Ziel ihres Angriffs waren, als das zufällige Auffliegen mehrerer Pulverfässer den Glauben verbreitete, daß eine Mine gesprengt würde. Von plötzlichem Schrecken ergriffen wandten die Franzosen den Rücken; aber das Schwert der Türken wüthete furchtbar unter den Fliehenden. Auch der Herzog von Beaufort fand seinen Tod. Schlimmer als dieser Unfall war die hierüber ausbrechende Uneinigkeit des Herzogs von Navailles und Morosini's, die den erstern bewog, seine Truppen schon im August wieder einzuschiffen, indem er erklärte, daß er von der Unmöglichkeit den Platz noch länger zu vertheidigen überzeugt sei. Nach Frankreich zurückgekehrt, empfing ihn Ludwig höchst ungnädig und verbannte ihn auf seine Güter. Durch seine Abfahrt, auf welche die des päpstlichen Geschwaders folgte, kamen Morosini's Streitkräfte auf viertausend Mann herunter, die nicht einmal im Stande waren die Werke gehörig zu besetzen; dennoch wurde ein neuer furchtbarer Sturm am 22. August zurückgeschlagen. Fünf Tage darauf berief der Oberbefehlshaber die Officiere der Besatzung zum Kriegsrath. Alle waren der Meinung, daß man sich unmöglich länger halten könne; dessen ungeachtet sandte Morosini eine Botschaft an den Führer der päpstlichen Flotte, die sich noch in der Nähe hielt, des Inhalts, daß er sich anheischig mache die Wälle bis zum Winter zu vertheidigen, wenn jener ihm dreitausend Mann von seinen Seeleuten und Truppen überlassen wolle. Als dies Verlangen zurückgewiesen wurde, beschloß Morosini, statt eine einfache Capitulation zu fordern, die Rui-

nen Candia's zum Preise eines Friedens zu machen, den er ohne Dogen und Rath abschließen wollte. In den ersten Tagen des Septembers begannen die Unterhandlungen mit dem Großvezier und am sechsten wurde der Vertrag unterzeichnet, der den Türken nach vierundzwanzigjährigem Kampfe die Insel Candia mit Ausnahme der Hafenorte Grabusa, Spina longa und Suda übergab. Drei Wochen hatte sich Morosini für die Räumung der Hauptstadt vorbehalten, und mit den Truppen verließen alle Einwohner jene Trümmer, welche mit dem Blute von dreißigtausend Christen und hundertundzwanzigtausend Muhamedanern getränkt waren.

Wenn auch mit Verlust, ging die Republik doch mit Ruhm und Ehre aus ihrem Kampfe gegen die osmanische Uebermacht hervor; denn waren auch die venetianischen Landtruppen im freien Felde überall von den Türken geschlagen worden, so hatten doch die Seeleute und die Vertheidiger Candia's den alten Ruf der venetianischen Tapferkeit nach langer Waffenruhe erneut. Ein Geist des Muths und frischer Kriegslust hatte sich unter dem jungen Adel verbreitet, der seit einem halben Jahrhundert nur den üppigen und schwelgerischen Genüssen gelebt hatte, durch die sich Venedig, in jener Zeit ein Mittelpunkt des europäischen Luxus, vor allen übrigen Städten auszeichnete. So geschah es, daß der gefeierte Vertheidiger Candia's, als er nach funfzehn Jahren auf einen Angriffskrieg gegen die Pforte drang, diese Absicht trotz der Friedensliebe der älteren Mitglieder des Rathes und der Signoria durchsetzte. Die Türken waren unter den Mauern Wien's entscheidend geschlagen worden, die Deutschen drangen mit siegreichen Waffen in Ungarn vor, die Polen in der Moldau und Walachei, die Russen am schwarzen Meere. Es war der günstigste Augenblick sich der allgemeinen Bewegung Osteuropa's, wie sie zuvor noch nie gegen die Osmanen Statt gefunden hatte, mit allen Kräften anzuschließen. So wurde zu Linz das schon erwähnte Bündniß der Republik mit Leopold und Johann Sobieski am 28. März 1684 unterzeichnet, und Morosini führte als Generalcapitän die venetianische Flotte, vierundzwanzig Linienschiffe, sechs Galeassen und achtundzwanzig Galeeren, welche durch einige päpstliche und maltesische Fahrzeuge verstärkt wurde, nach Santa Maura und Prevesa, die er ohne große Mühe einnahm. Im folgenden Feldzuge richtete er seine Anstrengungen gegen den Peloponnes, um durch Morea's Gewinn den Verlust Candia's zu ersetzen. Nachdem er an der südlichen Küste gelandet, wurde die Belagerung von Koron eröffnet.

Die Stärke des Heeres der Republik bildeten deutsche Miethsvölker und zwar meist Braunschweiger und Sachsen; außerdem gesellten sich bald zahlreiche Schaaren von Mainoten den venetianischen Truppen zu. Nach zweiundvierzigtägiger Belagerung wurde Koron im September mit stürmender Hand genommen, der Kapudanpascha, der seine Seetruppen ans Land gesetzt hatte, wurde geschlagen, und dieser Sieg entschied auch den baldigen Fall von Kalamata und mehrerer anderen Castelle, welche die Türken zur Bändigung der wilden Mainoten errichtet hatten. Schlimmere Gefahren bedrohten Morosini's Truppen im Jahre 1686 bei der Belagerung Nauplia's, da hitzige Fieber dieselben bis auf viertausend streitfähige Krieger geschwächt hatten. Aber dennoch wußte der die Landmacht der Republik befehligende Graf Königsmark, der vordem in Deutschland unter Torstenson und Wrangel gekämpft hatte, das überlegene türkische Heer, das zum Entsatz herbeizog, zurück zu treiben. Danach ergab sich die Stadt, und die Venetianer konnten sich bereits als Herren des südlichen Peloponnes betrachten. Die Unterwerfung der Halbinsel zu vollenden, landete Königsmark am 24. Juli 1687 mit zehntausend Mann bei Patras; das türkische Heer, das sich der Landung widersetzte, wurde besonders durch das geübte Musketenfeuer der deutschen Infanterie geschlagen, Patras und Lepanto im Fluge erobert, und nachdem die Osmanen Korinth freiwillig verlassen, gehorchte in der That ganz Morea mit Ausnahme Malvasia's den Venetianern; ja Morosini konnte den Feldzug im September mit der Eroberung Athen's beschließen. Es war leider bei dieser Belagerung, daß venetianische Bomben den größten Theil der bis dahin ziemlich erhaltenen Ueberreste der Akropolis zerstörten.

Die Republik ehrte ihren Helden Morosini durch den Beinamen des Peloponnesischen, stellte sein Bildniß im Saale des Palastes auf — eine Ehre, die sonst nur Verstorbenen zu Theil wurde —, und erwählte ihn einmüthig zum Dogen. Mit den Zeichen der neuen Würde geschmückt, von einem sechszehntausend Mann starken Heere begleitet, ging er im Jahre 1688 im Golf von Aegina wieder in See, Negroponte zu erobern. Aber das Kriegsglück stand ihm nicht länger zur Seite. Zwar wurden die Wälle des verschanzten türkischen Lagers, welches neben der Stadt Negroponte aufgeschlagen war, durch die ausdauerndste Tapferkeit der deutschen Truppen und französischer Freiwilligen erstiegen, und das osmanische Heer mußte sich nach dem Festlande hinüberziehen; aber es blieb durch eine neu erbaute Brücke fortwäh-

rend mit der Stadt in Verbindung. Ansteckende Krankheiten, deren Gifte auch Königsmark erlag, schwächten Morosini's Streitkräfte; seine Stürme wurden zurückgeschlagen. Trotzdem war er entschlossen, den Winter über vor der Stadt auszuhalten, wenn ihn das Murren seiner Krieger nicht zur Aufgebung dieses Planes gezwungen hätte. Mißmuth und Kummer über das Mißlingen dieses Unternehmens warfen ihn aufs Krankenlager, so daß er nach Venedig zurückkehren mußte. Seitdem geschah von beiden Seiten nichts Entscheidendes mehr, und wenn die Venetianer auch Malvasia eroberten, so verunglückte dagegen ein Versuch zur Wiedereroberung Candia's; doch ließ der Friede von Carlowitz (s. oben) die Republik im Besitze Morea's. Morosini war schon vorher am 6. Januar 1694 gestorben. Die gewonnene Halbinsel ward in vier Provinzen getheilt, deren jede unter einem Rettore des Civil= und einem Proveditore des Militärwesens stehen sollte; mit Erfolg bemühten sich die Venetianer, die Wunden, die der Krieg dem Lande geschlagen, zu heilen und ihre Herrschaft zu befestigen; die Bevölkerung wurde durch Colonisten von den griechischen Inseln und aus Rumelien vermehrt, das herrenlose Land zweckmäßig vertheilt, Sicherheit und Ordnung hergestellt, und eine einsichtige Finanzverwaltung eingeführt *).

21. Die Schweiz.

Die religiösen Zwistigkeiten, die seit dem Auftreten Zwingli's und Calvin's die Eidgenossenschaft unter sich, sowie die einzelnen Cantone in ihrem Innern zerrissen hatten, dauerten auch im siebzehnten Jahrhundert fort, verhinderten einiges und kräftiges Auftreten der Verbindung nach außen und schwächten das Ansehn, welches dieselbe in früheren Zeiten erworben hatte. Es geschah aus solchen Gründen, daß die katholischen Grafschaften von Valtellina, Chiavenna und Bormio, die 1512 vom Herzogthum Mailand losgerissen und den Graubünd=

*) Ranke, die Venezianer in Morea. Historisch-politische Zeitschrift. Bd. II. S. 487.

nern, von denen sich bei weitem die Mehrzahl zum reformirten Glauben bekannte, überlassen worden waren, gegen ihre Herren aufstanden. Daran schlossen sich, bei der Eifersucht der Republik Venedig und des französischen Hofes gegen Spanien und Oesterreich, welche letzteren Mächte die Empörer unterstützten, die bedeutendsten Bewegungen, die auch durch den Frieden von Monzon nur auf einige Zeit beruhigt wurden und bald darauf eine neue Ueberziehung des Bündnerlandes durch kaiserliche Truppen zur Folge hatten. Erst im Jahre 1639 wurden diese Streitigkeiten, die durch gleichzeitige Aufstände der Katholiken in den Thälern Graubünden's selbst einen noch bedenklicheren Charakter gewonnen hatten, mittelst der Capitulation von Mailand nach zwanzigjähriger Dauer vollständig zu Ende geführt. Die Graubündner erhielten ihre Besitzungen von Spanien zurück, unter der Bedingung, daß in Valtellina, Bormio und Chiavenna kein anderes Glaubensbekenntniß als das römische geduldet werde und daß die Bewohner dieser Gegenden von den Graubündnerischen Richtern an ein Tribunal appelliren dürften, welches die Republik und die spanischen Gouverneure von Mailand zu gleichen Theilen ernennen sollten.

Doch litten nicht bloß die südlichen Gegenden der Schweiz unter Unruhen und Blutvergießen. Die Bauern von Bern, Luzern, Solothurn und Basel, aufgebracht durch die Last der ihnen aufgelegten Steuern, erhoben sich im Jahre 1653 gegen die herrschenden Stadtgemeinden; und schon bereiteten sich die Landleute der angrenzenden Cantone zur Nachahmung dieses Beispiels vor, als der Oberst Zweyer von Uri, an der Spitze von fünftausend Mann aus den Waldcantonen, die Empörer von Entlibuch und Emmenthal besiegte, Konrad Werthmüller aber die Hauptmacht der Bauern, deren Zahl auf zwanzigtausend Köpfe angewachsen war, an der Spitze von zehntausend Mann aus Zürich, Glarus, Schaffhausen, Appenzell, St. Gallen und Thurgau, bei Wohlenschwil in die Flucht jagte (3. Juni 1653)*). Vier Tage darauf vernichtete Sigismund Erlach mit Bernern und Genfern den Rest der Rebellen nach einem wüthenden Gefecht bei Herzogenbuchsee. Der Befehlshaber der Bauern, Nicolaus Leuenberg, ward gefangen und mit mehreren anderen Rädelsführern hingerichtet. Zwei

*) Der Bauernkrieg im J. 1653. 2. Aufl. Aarau 1831. S. 346 ff.

Jahre darauf gaben Bedrückungen, welche sich die streng katholischen Schwyzer gegen Reformirte zu Art am Zuger See erlaubten, Veranlassung zu einem Bürgerkriege zwischen Zürich und Bern auf der einen und den fünf katholischen Cantonen, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug auf der andern Seite; indeß wurde derselbe durch die Vermittelung der übrigen Bundeslandschaften bald wieder beigelegt.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Becker, Karl Friedrich, 1777-1806 / Loebell, Johann Wilhelm, 1786-1863 [Herausgeber] / Menzel, Karl Adolf, 1784-1855

Karl Friedrich Becker's Weltgeschichte

Bd.: 11

Berlin 1869